

Julia Zernack

Geschichten aus Thule

Íslendingasögur in Übersetzungen deutscher Germanisten

at mið fíki þræði með mér at duga sem fúrest. Þa Ræðir
Gammr er manna eða aundra. Þa tek við malum að forvirði
mánuði eftur hófa ða fyrir tviska eftir fyrirvaldum eftir
at hóf einn eftir öðrum mannum. Þa er við miðan gend. Hófale **Hekla**
þó fætta eftir hófslight ev Gammr hér tek mnl en hóndum
mann **Læs** um en veturnum en at vore **mann**
mann veitir er.

Berliner
Beiträge zur
Skandinavistik
Band 3

Berliner Beiträge zur Skandinavistik

Herausgegeben von
Hartmut Röhn
Freie Universität Berlin

Band 3

Julia Zernack

Geschichten aus Thule
Íslendingasögur in Übersetzungen deutscher Germanisten

Freie Universität Berlin
Fachbereich Germanistik – Skandinavistik

Geschichten aus Thule

Íslendingasögur in Übersetzungen deutscher
Germanisten

von

Julia Zernack

Freie Universität Berlin
Berlin 1994

Zernack, Julia:
Geschichten aus Thule.
Íslendingasögur in Übersetzungen deutscher Germanisten.
(Berliner Beiträge zur Skandinavistik; Bd. 3)
Berlin: Freie Universität Berlin,
Fachbereich Germanistik – Skandinavistik, 1994.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Autorin unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und elektronische Textverarbeitung, öffentlichen Vortrag sowie Übertragung durch Funk und Fernsehen.

1. Auflage 1994

© 1994 Julia Zernack

Gesetzt aus der Berthold Concorde von Adobe™ durch Andreas Vollmer
Druck: Universitätsdruckerei der Freien Universität Berlin
Bindung: Buchbinderei Helm, Berlin

ISSN: 0933-4009
ISBN: 3-927229-01-6

Für Lorenz und Ferdinand Heide

Man kann den Grad des historischen Sinnes, den eine Zeit besitzt, daran abschätzen, wie diese Zeit Übersetzungen macht und vergangene Zeiten und Bücher sich einzuverleiben sucht.

Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft* 83

Vorwort

Die vorliegende Arbeit wurde 1992 vom Fachbereich Germanistik der Freien Universität Berlin als Dissertation angenommen. Für die Drucklegung wurde sie geringfügig bearbeitet und um einschlägige Neuerscheinungen ergänzt.

Mein Dank gilt allen, die mich in meiner Arbeit unterstützt haben. Die Förderung durch ein Graduiertenstipendium des Landes Berlin und durch die Studienstiftung des deutschen Volkes war mir eine große Hilfe, ebenso die Mühe und Sorgfalt, die Andreas Vollmer auf die Texteinrichtung verwendet hat. Besonders herzlich danke ich Professor Hartmut Röhn. Er hat die Arbeit angeregt und betreut.

Um die Benutzung des Buches zu erleichtern und die Arbeit von wiederholten Zitaten zu entlasten, ist ein separates Textheft beigefügt, das die beiden für die Untersuchung zentralen Übersetzungen der Hrafnkels saga Freysgoða und ihre altnordische Vorlage vollständig enthält.

Isländische Namen werden im folgenden so wiedergegeben, wie die Übersetzer sie verwenden, es sei denn, sie werden direkt aus einem altisländischen Text zitiert. In diesem Fall bleiben sie in der Originalsprache stehen. Dabei lassen sich grammatischen Synkretismen, die durch deutsche Deklinationsendungen entstehen, leider nicht vollständig vermeiden. In den Anmerkungen wird die Forschungsliteratur verkürzt, ohne Unter- und Reihentitel, wiedergegeben. Die vollständigen bibliographischen Angaben enthält das Literaturverzeichnis.

Berlin, im Frühjahr 1994

Julia Zernack

Inhalt

Vorwort	VII
Einleitung	1
Teil I — Der deutsche Island-Mythos: zur Geschichte der deutschen Sagaübersetzung	11–96
1. Paganisierung und Mythisierung des Mittelalters: Das 19. Jahrhundert	13
Exkurs: Das antithetische Germanenklichee	28
2. Der Traum von der ›germanischen Wiedergeburt‹ 1907–1945	34–76
2.1 Die Sagarezeption auf dem Höhepunkt	34
2.2 Germanisten als Übersetzer	50
3. Der Reiz des Fremden: Die Zeit nach 1945	76
4. Sagas übersetzen: ein Problem der Wissenschaft?	79
5. Auswahl der Textbeispiele	89
Teil II — Die Übersetzungen und ihre Analyse	97–315
1. Die Übersetzungsanalyse als Rekonstruktion der doppelten Alterität von Übersetzungen	97–124
1.1 Das ›Original‹ und sein ›Sinn‹: Substantialismen einer normativen Übersetzungskritik	97
1.2 ›Äquivalenz‹ als Qualitätskriterium?	102
1.3 Zum Problem des Übersetzens von mittelalterlicher Literatur	104
1.4 Übersetzungsanalyse und Rezeptionsforschung	113
2. Die Übersetzungen	124–315
2.1 Beispielanalyse eines geschlossenen Textes: Gustav Neckels <i>Geschichte vom Freyspriester Hrafnkel</i>	124–215
2.1.1 Die Übersetzung im Kontext der Zielsprache	124–151
Exkurs: ›Sagastil‹ und Sprachkritik – zum Entwicklungsstand des Deutschen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts	125

2.1.1.1 Die Stilisierung der <i>Geschichte vom Freyspriester Hrafnkel</i> zur mündlich erzählten Literatur	130
2.1.1.2 Neckels <i>Geschichte</i> und Mendelssohns <i>Saga</i> : ein Vergleich	137
2.1.2 Kontrastive Analyse der Übersetzung und ihrer Vorlage	151–203
2.1.2.1 Syntax	154
2.1.2.2 Semantik	171
2.1.2.3 Die Gegenspieler Hrafnkel/Hrafnkell und Sam/Sámr	196
2.1.3 Die Hrafnkels saga – ein anthropologisches Lehrstück?	203
2.2 Die Vorbereitung des Höhepunkts: Übersetzungen von Arthur Bonus	215
2.3 Die Übersetzungen der Hœnsa-Póris saga	223
2.4 Die Übersetzungen der Laxdœla saga	256
2.5 Die Übersetzungen der Gísla saga Súrssonar	280
Teil III — Ideologeme der Sagainterpretation	316–373
1. Paradigma des Eigenen: Íslendingasögur in deutschen Übersetzungen	316
2. Bauern, Krieger, Helden: Das Menschenbild der deutschen Sagarezeption	344
Schlußbetrachtung	374
Quellen- und Literaturverzeichnis	379
Abkürzungsverzeichnis	413
Register	414

Einleitung

Island, das man vor der Romantik noch an der Peripherie der bewohnten Welt lokalisierte, rückte im Verlauf des 19. Jahrhunderts in der deutschen Geistesgeschichte an eine zentrale Stelle. Erst seit der Mitte des 20. Jahrhunderts liegt es auch aus deutscher Perspektive wieder am Rand Europas, und das nicht nur in geographischer Hinsicht. So mag es denn aus heutigem Blickwinkel befremdlich erscheinen, daß diese entlegene Insel eine solche Rolle überhaupt spielen können, zumal man ja fast ausschließlich eine frühe Entwicklungsstufe ihrer Kultur zur Kenntnis nahm. Was das deutsche Island-Bild bestimmte, war nämlich vor allem eine Welt, wie man sie aus der Überlieferung des isländischen Mittelalters glaubte herauslesen zu können. Man identifizierte sie mit jenem ‚Thule‘, das Pytheas von Massilia im 4. Jahrhundert v. Chr. sechs Tagesfahrten nördlich von Britannien entdeckt hatte, und unter diesem Namen wurde Island im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts zum deutschen Mythos. ‚Thule‘ bezeichnete fortan eine frühe germanische Kulturlüte, die sich den bekannten Hochkulturen, vor allem der griechischen und der römischen, an die Seite stellen ließ: *Aus Hellas, Rom und Thule* lautet der Titel einer Anthologie literarischer Quellen, die Joseph Calasanz Poestion 1882 veröffentlichte¹ – Island war zum »Nordischen Hellas« und »für alle Zeiten zum heiligen Boden für alle Völker germanischer Abstammung«² geworden.

In diesen – hier stellvertretend für viele zitierten – Äußerungen tritt eine Islandbegeisterung zutage, die von einem umfangreichen Korpus mit deutschen Übersetzungen aus der altnordischen Literatur eindrucksvoll dokumentiert wird. In ihm steht die ProsaGattung der Íslendingasögur im Vordergrund. Und über dieses bislang nahezu unerforschte Quellenmaterial³ eröffnet sich der Zugang zu einem heute fast ver-

1 Auch über 50 Jahre später stellte Hans Naumann in seinem Nachruf auf Andreas Heusler (in: *Forschungen und Fortschritte* 16, 1940, S. 132) diese Analogie her, und dies konnte im gleichen Wortlaut noch 1957 wiederholt werden (Hans NAUMANN, *Vorwort von Freundeshand*. In: Andreas HEUSLER, *Die altgermanische Dichtung*. Unveränderter Nachdruck der zweiten neubearbeiteten und vermehrten Auflage. Darmstadt 1957, unpag. Zu dem ‚Thule-Mythos s. auch u., S. 70.

2 Felix NIEDNER, *Islands Kultur zur Wikingerzeit*. Jena 1913 (= Thule, Einleitungsband), S. 10, S. 6.

3 Ausnahmen sind die beiden folgenden, schon im Ansatz sehr verschiedenen Untersuchungen, auf die noch genauer einzugehen sein wird: Maria WINKLER, *Isländersagas und ihre Übersetzungen*. Bern etc. 1989 (vgl. auch meine Rezension in *skandinavistik*

gessenen Phänomen der deutschen Geistesgeschichte, das geradezu als Island-Mythos bezeichnet werden kann. Seine Genese erschließt sich vollständig erst im Kontext der Entwicklung des modernen deutschen Nationalismus, und zwar in seiner besonderen Spielart der deutschen Germanen-Ideologie, im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Schon die Motivation des Island-Interesses lässt diesen Zusammenhang erkennen: Bei der Suche nach den ›Wurzeln‹ des deutschen Volkes war man auf dem Kontinent auf das Zeugnis ›fremder‹, griechischer und lateinischer Quellen angewiesen. Was hier schon lange ›verloren‹ gegangen war: eine genuin heidnisch-germanische Literatur, unberührt von christlichem oder römischem Einfluß, schien auf Island überliefert zu sein. Und man glaubte, diese Literatur nun als Quelle für die Kultur der gesamten Germania interpretieren zu dürfen. Gerade die Sagaprosa, vor allem *Íslendingasögur*, aber auch *Konungasögur*, konnte dafür in Anspruch genommen werden. Denn die Tatsache ihrer Verschriftlichung in christlicher Zeit schien kaum ins Gewicht zu fallen gegen ihren aus der heidnischen Sagazeit überlieferten Stoff, der die Texte als autochthone, von kontinentalen Einflüssen unberührte isländische Schöpfung erscheinen ließ. Man meinte in ihr die Spuren einer von den Übeln der Zivilisation freien Kultur entdeckt zu haben und deutete sie als Hinweise auf die Ursprünge des Germanentums. Eine solche Interpretation lag auch deshalb nahe, weil die Sagas offenbar ein Lebensgefühl ausstrahlten, das man demjenigen der eigenen Gegenwart, der ›Moderne‹, als Inbegriff elementarer Naturwüchsigkeit entgegensetzen konnte. Abzulesen ist dies beispielsweise an jenen in den Quellen weit verbreiteten Metaphern unverbrauchter Frische, die auf Bildern aus der Natur – besonders der Luft, des Wassers und der Erde – beruhen. So erschien manch einem Rezipienten die Lektüre der *Íslendingasögur* »in unsrer Zeit der Phrasenfülle« erfrischend »wie das Eintauchen in ein Meeresbad«⁴, »wie erfrischender Wellenschlag«⁵ oder wie ein »frische[r] Trunk klaren Wassers, dargeboten in schlichtem, edel geschnitzten

20, 1990, S. 47–50); Walter REUSSE, Die »Verdeutschung« der altländischen Ortsnamen in den Sagaübersetzungen der Sammlung Thule: ästhetische Funktion, ideologischer Gehalt. In: *skandinavistik* 22, 1992, S. 27–40.

4 [Ferdinand] A[VENARIUS], Aus der ältesten germanischen Prosa. Vorbemerkung. In: *Kunstwart* 19, 1906, S. 587.

5 K. KOPPIN, Isländergeschichten. In: *Monatsschrift für höhere Schulen* 10, 1911, S. 600.

Holzbecher«⁶. Ein anderer glaubte in der »scharfe[n] Luft, die uns anweht«, einen »deutliche[n] Hauch aus germanischer Frühzeit« zu verspüren, der »uns stärken und begeistern und uns den Schlaf aus den Augen wehen«⁷ könne. Auch von einer »herbe[n] Seeluft« war die Rede; sie »sollte uns stählen können zum Aufrechtstehn in einer Welt voll Teufel«.⁸ Die »germanische Dichtung«, hieß es, sei eine »Quelle«, aus der »reinigend und erfrischend« »unser seelisch-geistiges Ahnenerbe in unsere deutsche Gegenwart strömt«.⁹ Und schließlich meinte man beim Lesen auch noch einen deutlichen »Erdgeruch«¹⁰ wahrnehmen zu können.

Die aus dem isländischen Mittelalter überlieferten Texte gewannen auf diese Weise einen ganz eigenen Stellenwert in der deutschen Kultur, und es verwundert kaum, daß sie fast zweihundert Jahre lang in großer Zahl ins Deutsche übersetzt wurden und weiterhin übersetzt werden. Daß die rege Übersetzungstätigkeit zu einem Großteil Resultat des Island-Mythos ist, zeigt sich beispielhaft in dem Namen des aufwendigsten Übersetzungswerks, der im Eugen Diederichs Verlag von 1911 bis 1930 erschienenen *Sammlung Thule*.

Gerade aus den deutschen Sagaübersetzungen sollten also Aufschlüsse über Struktur und Funktion des Island-Mythos zu gewinnen sein, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil sie vielfach Versuche von Germanisten darstellen, über das begrenzte Wirkungsfeld der Fachwissenschaft hinauszugelangen und die altisländische Literatur populär, d.h. einem nicht-wissenschaftlichen Publikum zugänglich zu machen. Als Quellen sind sie folglich an der Nahtstelle zwischen Wissenschaft und öffentlicher Meinung zu lokalisieren. Dies sichert ihnen einerseits einen eigenen Wert für die Wissenschaftsgeschichte der Germanistik, zu deren Fachgebiet die Erforschung der altnordischen Überlieferung bis in die jüngste Zeit gehörte. Andererseits bieten diese Übersetzungen in

6 *Die Saga vom Hühner-Thor. Eine altisländische Bauernnovelle des X^{ten} Jahrhunderts*. Aus dem Altisländischen übersetzt von Alwin WODE. Diessen 1902, S. 13.

7 *Germanisches Heldenamt. Quellensammlung altgermanischer Lebenszeugnisse*. [Herausgegeben von Gustav NECKEL]. Jena 1915 (= Tat-Bücher für die Feldpost 7), S. 16.

8 Andreas HEUSLER. In: *Die Jahrtausendfeier Islands am 26. Juni und »Thule« – Welche Bedeutung haben beide für Deutschland? Eine Umfrage*. In: *Der Diederichs Löwe* 4. Jg., 2. Heft, 1930, S. 93.

9 Heinrich Friedrich LOHRMANN, *Die altnordische Bauernsaga in der deutschen Erziehung*. Erfurt 1938 (= Volkshafte Schularbeit), S. 9.

10 KOPPIN 1911 (entspricht Nr. 389 im Quellen- und Literaturverzeichnis), S. 600.

einem gewissen Maß die Möglichkeit, die populäre Rezeption der Sagaliteratur zu studieren. Daher ist bei ihrer Untersuchung ein doppeltes Erkenntnisinteresse zu verfolgen, das sich zum einen auf die Fachgeschichte der Germanistik richtet und zum anderen einen Ausschnitt aus der Rezeptionsgeschichte der altnordischen Literatur rekonstruieren will.

Nun ist aber die Aufnahme der altisländischen Überlieferung in die deutschsprachige Kultur bisher allenfalls in Ansätzen erforscht¹¹, so daß sich eine Arbeit wie die vorliegende nicht nur die Quellengrundlage, sondern auch die wissenschafts- und geistesgeschichtlichen Zusammenhänge erst erarbeiten muß. Dabei kann sie sich auf Klaus von Sees Untersuchungen zum Germanenmythos und einen spezifischer wissenschaftsgeschichtlich orientierten Aufsatz¹² stützen, der am Rande auf die Rezeption der *Íslendingasögur* in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts eingeht. Keine nennenswerten Ergebnisse hingegen liefert die bislang einzige Monographie zum Thema, die 1989 unter dem Titel *Isländersagas und ihre Übersetzungen* publizierte Dissertation von

¹¹ Die jüngste Arbeit zum Thema ist die des Isländers Arthúr Björgvin BOLLASON, *Ljós-hæða viliðýrið. Arfur Íslendinga í hugarheimi nasismans*. Reykjavík 1990. Sie interessiert sich vor allem für das 20. Jahrhundert und den Nationalsozialismus. Sehr knappe Einführungen in die Rezeptionsgeschichte bieten Carl ROOS, *Die nordischen Literaturen in ihrer Bedeutung für die deutsche*. In: Wolfgang STAMMLER (Hrsg.), *Deutsche Philologie im Aufriß*. Bd. 3, ²1962, Sp. 373–406, und Wilhelm FRIESE, *Skandinavische Literaturen (Einfluß auf die deutsche)*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Bd. 3, Berlin etc. ²1977, bes. S. 870. Den Zeitraum zwischen 1789 und 1849 behandelt die Dissertation von Phillip Marshall MITCHELL, *Old Norse-Icelandic Literature in Germany, 1789–1849*. Urbana, Illinois 1938. Vergleichsweise am besten untersucht ist die Rezeption der Lieder-Edda in Deutschland; dazu vgl. u.a. Uwe EBEL, *Studien zur Rezeption der Edda in der Neuzeit*. In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* N.F. 14, 1973, S. 123–183; Hans-Jürgen HUBE, *Edda-Übersetzungen. Der Grimmsche Edda-Streit mit Friedrich Rühs und die Anfänge der Berliner Nordistik*. In: *Sprache, Mensch und Gesellschaft – Werk und Wirkungen von Wilhelm von Humboldt und Jacob und Wilhelm Grimm in Vergangenheit und Gegenwart*. Teil III. Humboldt-Universität zu Berlin 1986, S. 64–70; Ernst WALTER, *Eddaübersetzung und Eddaübersetzungen*. In: Ulrich GROENKE (Hrsg.), *Arbeiten zur Skandinavistik. 7. Arbeitstagung der Skandinavisten des deutschen Sprachgebietes*. Frankfurt a.M. etc. 1987, S. 281–290; Fritz PAUL, »Je eigenthümlicher das Original, desto schwerer die Übersetzung«. Zur Ambivalenz von Geist und Ausdruck in den Edda-Übersetzungen der Brüder Grimm. In: Knut BRYNHILDSVOLL (Hrsg.), *Über-Brücken. Festschrift für Ulrich Groenke*. Hamburg 1989, S. 183–216. In unserem Zusammenhang wenig ergiebig ist der Aufsatz des Edda-Übersetzers Felix GENZMER, *Vom Übersetzen*. In: *WW* 9, 1959, S. 65–69.

¹² Das ›Nordische‹ in der deutschen Wissenschaft des 20. Jahrhunderts. In: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 15 (2), 1983, S. 8–38.

Maria Winkler.¹³ Zwar präsentiert sie verhältnismäßig viel Material, wertet dieses jedoch kaum aus und trifft zudem schon im Vorfeld der Untersuchung Entscheidungen, durch die sie sich zentrale Aspekte der Quellen von vornherein verschließt. Zum einen nämlich definiert sie »Rezeption« als »die Aufnahme der Sagas in Form von Übersetzungen durch das Lesepublikum«¹⁴, so daß ihr die Übersetzer nicht als Rezipienten gelten. Infolgedessen kommen die Übertragungen als Rezeptionsdokumente gar nicht erst in den Blick. Außerdem klammert sie bereits an dieser Stelle die meisten von ihr angeführten Sagaübersetzungen zugunsten freierer Bearbeitungen aus dem Material gleich wieder aus: Sie setzt voraus, was doch eigentlich erst Ergebnis der Übersetzungsanalyse sein dürfte, nämlich, daß die Übersetzer der Íslendingasögur vor allem »philologische Übersetzungen« angefertigt hätten. Zwar schränkt sie diesen Begriff in ihren theoretischen Überlegungen zur »Übersetzungsbewertung« ein, doch trifft sie hier erneut eine Vorentscheidung. Sie bekennt, daß ihr die »philologische Übersetzung die effizienteste Methode zu sein« scheint (S. 10, 35, 43). Daraus ergeben sich weitreichende Konsequenzen für die Auswahl ihres Textkorpus. Zwar legt sie ihm »die neun am öftesten [sic] ins Deutsche übersetzten Íslendingasögur« (S. 35) zugrunde, bei der Textarbeit aber interessiert sie sich vor allem für die stark von der Vorlage abweichenden Bearbeitungen, während ihr diejenigen Übersetzungen, die sie als »philologisch« klassifiziert, von vornherein als unergiebig gelten. Besonders fragwürdig muß dies im Hinblick auf die Übertragungen der *Sammlung Thule* erscheinen, die bei der kritischen Analyse ausgeklammert werden mit der zumindest erstaunlichen Begründung, sie seien »altbewährt[e] und unverdächtig[e]« (S. 71). Da Winkler außerdem anstelle der nach dieser Einschränkung des Quellenmaterials noch übriggebliebenen Übersetzungen und Bearbeitungen in erster Linie deren Vor- und Nachworte betrachtet, ist ihre Arbeit für eine an den Übertragungen der Íslendingasögur interessierte Untersuchung wenig aufschlußreich.

Interessant ist die Dissertation indessen als Quelle der Wissenschaftsgeschichte. Da nämlich ihr methodisch unreflektierter Umgang mit den Übersetzungen ergebnislos ist, bleibt Winkler in der Frage der geistes- und kulturgeschichtlichen Einordnung der Sagarezeption nichts

13 S.o., S. 1, Anm. 3.

14 WINKLER 1989 (644), S. 10.

anderes übrig, als alte Vorurteile und politische Verharmlosungen zu perpetuieren. So erscheint der Nationalsozialismus als Einbruch einer höheren Gewalt, die ein politisch unbelastetes Gebiet der Wissenschaft korrumpt und die Sagaliteratur quasi erstmalig vereinnahmt habe. In der »nationalsozialistischen[n] Zeit« nämlich sei es zu einer »besonders starken Hinwendung zum Norden« (S. 179) gekommen, so daß »die eingehende Beschäftigung mit den Íslendingasögur über die Übersetzung hinaus« am Ausgang dieser Epoche »schließlich mit dem Regime« endete, »das diese Textsorte für seine Zwecke mißbraucht hatte« (S. 183). Nun spielt zwar der Begriff des ›Nordischen‹ unbezweifelbar seine Rolle in der nationalsozialistischen Ideologie¹⁵, doch ist die Sagarezeption damit nicht einfach gleichzusetzen. Vielmehr käme es gerade auf eine sorgfältige Untersuchung ihrer Funktion für das Ideenkonglomerat der Germanen- und Nordenschwärmerei an, in dem der deutsche Island-Mythos nur ein Element unter anderen ist. Ein differenzierteres Bild dieser Zusammenhänge zeichnet der erwähnte Aufsatz von Sees, den Winkler unberücksichtigt läßt, wie sie überhaupt die Einordnung ihres Untersuchungsgegenstandes in den Kontext der deutschen Germanen-Ideologie versäumt.¹⁶

Freilich steht die Autorin mit ihrer Beurteilung der Rolle, welche der Nationalsozialismus für die Rezeption der Íslendingasögur gespielt habe, nicht allein da. Sie formuliert sie vielmehr in Übereinstimmung mit Anne Heinrichs, die ebenfalls den Einfluß der »nationalsozialistischen Herrschaft« auf die Rezeption der altnordischen Literatur verurteilt, ohne dabei auf mögliche Vorläufer aufmerksam zu werden:

Die deutsche Nordistik hat im ersten Drittel dieses Jahrhunderts durch den verlegerischen Einsatz des Eugen Diederichs Verlages und durch den Fleiß und die Hingabe ihrer Vertreter, bedeutender und weniger bedeutender, ein solides Übersetzungswerk der altnordischen Literatur geschaffen: die 24bändige Thule-Ausgabe (1911–1930), von der 11 Bände der Gattung der Isländersagas gewidmet sind. In den Jahren 1963–1967 hat der Verlag die Sammlung Thule in Neudrucken herausgegeben, die durch Nachworte kompetenter Fachvertreter ergänzt wurden, besonders im Hinblick auf neue wissenschaftliche Erkenntnisse. Es war ein vorsichtiger Versuch nach

¹⁵ Seine Entwicklung in den Jahren zwischen 1920 und 1940 hat Hans-Jürgen LUTZ-HÖFT aufgearbeitet: *Der Nordische Gedanke in Deutschland 1920–1940*. Stuttgart 1971. Vgl. außerdem VON SEE 1983 (792).

¹⁶ Ansätze hierzu bietet aber die Untersuchung von REUSSE 1992, besonders S. 33–40.

dem tiefen Einbruch durch die nationalsozialistische Herrschaft, die dem wahren Verständnis der altnordischen Quellen großen Schaden zugefügt hat.¹⁷

Es ist schon bemerkenswert, daß zwei von vier [!] neueren Publikationen zum Problem der deutschen Sagaübersetzungen Positionen vertreten¹⁸, die eigentlich wissenschaftsgeschichtlich überwunden sein sollten. Denn während man in anderen Fächern, etwa der Geschichte oder der Volkskunde, aber auch in der Germanistik, längst erkannt hat, welche Einwirkungen der von Georg Lukács seit der Zeit der Romantik beobachtete Prozeß der »Zerstörung der Vernunft« auf die Herausbildung der nationalsozialistischen Ideologie hatte¹⁹, scheint die deutsche Altskandinavistik von solchen Einsichten weitgehend unberührt geblieben zu sein. Ausnahmen sind die Arbeiten von Sees²⁰ sowie eine wissenschaftsgeschichtliche Studie von Hermann Engster, die in den hier interessierenden Passagen aber offenbar Erkenntnisse von Sees wiederholt.²¹

17 Anne HEINRICH, *Rezeption von Sagakunst. Eine vergleichende Besprechung neuerer Sagaübersetzungen*. In: WW 32, 1982, S. 69.

18 Abgesehen von zahlreichen Rezensionen hat außer Heinrichs, Winkler und Reusse nur noch Rolf Heller zu dieser Frage publiziert: *Zu den Aufgaben des Übersetzers*. In: ANF 101, 1986, S. 87–94. Sein Aufsatz hat allerdings keine wissenschaftsgeschichtliche Ausrichtung. Es geht ihm vielmehr um den Nachweis mehrerer »Fehlübersetzungen« in neueren Sagaübertragungen. Im übrigen ist auch die Publikation von Heinrichs streng genommen eine Rezension, die freilich über die Besprechung der zu rezensierenden Arbeiten hinausgehende Überlegungen enthält. Anders als die deutsche Altnordistik reflektiert etwa die Forschung der englischsprachigen Länder das Übersetzen von Sagas als ein wissenschaftliches Problem. Davon zeugt eine ganze Reihe von Aufsätzen, auf die u., S. 80 kurz einzugehen sein wird.

19 Vgl. z.B. Karl Ferdinand WERNER, *Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft*. Stuttgart etc. 1967; Wolfgang EMMERICH, *Germanistische Volksstumsideologie*. Tübingen 1968, und ders., *Zur Kritik der Volkstumsideologie*. Frankfurt 1971. Für die Germanistik noch immer zentral: Eberhard LÄMMERT, *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*. In: ders. (Hrsg.), *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*. Frankfurt 1967, S. 7–37; vgl. außerdem z.B. für die Sprachwissenschaft: Ruth RÖMER, *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland*. München 1989. Weitere Titel s.u., S. 54, Anm. 16ff.

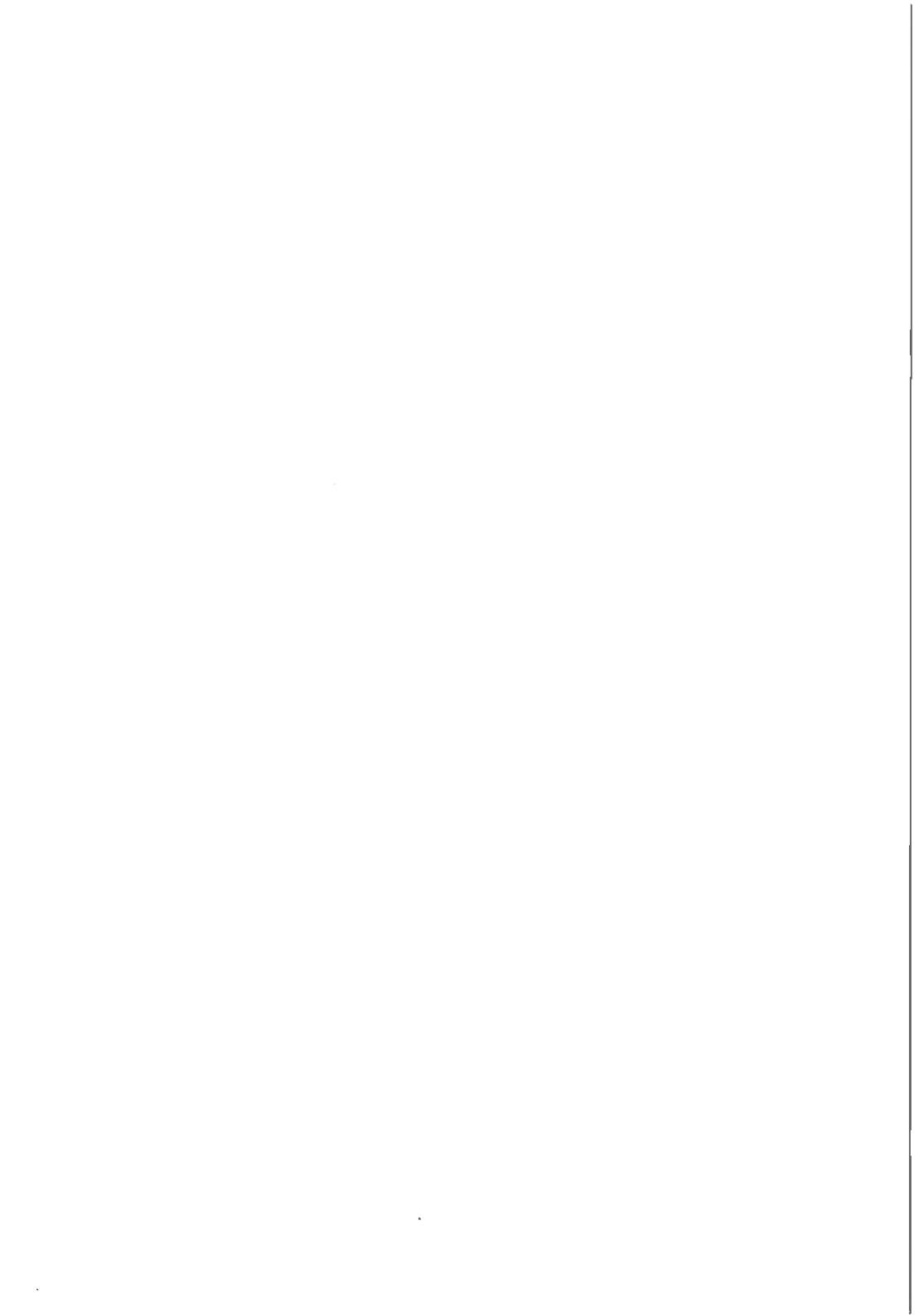
20 Neben dem erwähnten Aufsatz (S. 4, Anm. 12) wären hier vor allem seine Monographien zu nennen: *Deutsche Germanen-Ideologie vom Humanismus bis zur Gegenwart*. Frankfurt a.M. 1970, *Die Ideen von 1789 und die Ideen von 1914*. Frankfurt a.M. 1975, sowie die Aufsätze *Der Germane als Barbar*. In: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 13 (1), 1981, S. 42–72, und *Kulturkritik und Germanenforschung zwischen den Weltkriegen*. In: HZ 245, 1987, S. 343–362.

21 *Germanisten und Germanen*. Frankfurt a.M. 1986. Von wissenschaftsgeschichtlichem Interesse ist auch von Sees ausführliche Rezension des Bändchens, die unter dem Titel »Spätfrüchte der 1968er-Bewegung« in *skandinavistik* 15, 1985, S. 141–156, erschienen ist.

Die Frage, ob nicht gerade die Untersuchung der Sagaübersetzungen Klarheit verschaffen kann über die Einwirkungen ideologischer, d.h. außerhalb der Texte selbst liegender Interessen auf die Rezeption der *Íslendingasögur*, ist also weiterhin offen. Das umfangreiche Quellenmaterial, das einer solchen Untersuchung zur Verfügung stünde, ist nahezu unerforscht. Dabei lassen häufig schon die Titel von Übersetzungen oder Übersetzungsreihen vermuten, daß sich in ihnen Spuren des deutschen Island-Mythos finden. Es ist zu erwarten, daß aus ihrer systematischen Analyse ein Bild von der Entwicklung und der Verbreitung dieses Mythos im Funktionszusammenhang der deutschen Germanen-Ideologie abgeleitet werden kann. Ein differenzierteres Ergebnis verspricht darüber hinaus der Umstand, daß viele Sagas seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts mehrfach übertragen worden sind (gelegentlich sogar im selben Jahr). Denn der Vergleich verschiedener Übersetzungen derselben Vorlage läßt Vermutungen über den Interpretationsspielraum des einzelnen Rezipienten zu. Möglicherweise können so Aussagen darüber getroffen werden, inwiefern sich die Textdeutung eines Übersetzers aus einem längst breitenwirksamen Mythos speiste oder von dem Interesse bestimmt war, selbst auf dessen Ausgestaltung Einfluß zu nehmen.

Die Voraussetzung einer solchen Studie ist ein übersetzungsanalytisches Instrumentarium, das es erlaubt, Übertragungen als Rezeptionsdokumente auszuwerten und auf die zugrundeliegende ideologische Disposition des Übersetzers zu befragen. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Berücksichtigung der spezifischen Schwierigkeiten, welche die literarische Überlieferung des Mittelalters ihren Übersetzern bietet. Auf diese methodologischen Probleme wird in einem eigenen Kapitel zurückzukommen sein, in dem – in der Auseinandersetzung mit denjenigen Arbeiten aus der Übersetzungswissenschaft, die das Übersetzen als Rezeption betrachten – ein Verfahren entwickelt wird, das auf die speziellen Erfordernisse des Quellenmaterials abgestimmt ist. Dieses soll sodann in der exemplarischen Applikation auf eine repräsentative Übersetzung ausprobiert und überprüft werden. Eine solche Analyse eines geschlossenen Textes ist darum sinnvoller als Stichproben aus diversen Übertragungen, weil die Absicht des Übersetzers in der Regel nicht aus einzelnen Übersetzungentscheidungen spricht, sondern nur aus dem Zusammenwirken seiner Übersetzungslösungen und Stilmittel rekonstruiert werden kann.

Die Untersuchung wird in drei Schritten vorgehen: Sie nimmt ihren Ausgangspunkt in einem Überblick über die Geschichte der deutschen Sagaübersetzung und ihre geistes- und wissenschaftsgeschichtlichen Hintergründe. Schon hier ist nach der Rolle zu fragen, welche die Germanisten bei der Verbreitung der Íslendingasögur im deutschen Sprachgebiet gespielt haben, und zwar einmal als Exponenten des akademischen Standes und zum anderen als Vertreter des Deutschunterrichts. Aus dieser Perspektive sollte es möglich sein, für die Textanalyse eine Übersetzung auszuwählen, die im Hinblick auf das Erkenntnisziel repräsentativen Charakter hat. Der zweite Untersuchungsabschnitt gilt sodann den Übersetzungen selbst. Hierfür ist zunächst eine Methode der Übersetzungsanalyse zu erarbeiten, die der rezeptionshistorischen Fragestellung gerecht wird. Diese soll anschließend einem ausgewählten Text appliziert werden. Eine solche Analyse verspricht zum einen ganz allgemein Einsichten in den Quellenwert der Sagaübersetzungen, Antworten auf die Frage, welcher Art die Erkenntnisse sind, die die Rezeptionsforschung aus ihnen gewinnen kann. Zum anderen sind spezielle Aufschlüsse über die Rezeptionshaltung des Übersetzers zu erwarten, die dann im Kontext der zeitgenössischen Sagarezeption zu betrachten wäre. Schließlich sollten sich Rückschlüsse auf die Struktur des übersetzten Textes gewinnen lassen, und zwar auf diejenigen seiner Elemente, die in bestimmten historischen Situationen die Rezeption angeregt, verhindert oder in bestimmte Bahnen gelenkt haben. Zum Vergleich sind danach Übersetzungen anderer Íslendingasögur heranzuziehen, damit unterschieden werden kann, ob bestimmte Merkmale der Rezeption auf individuelle Texte oder auf Spezifika der Gattung zurückzuführen sind. Dem dritten Hauptteil der Arbeit bleibt es vorbehalten, die Entstehungs- und Verbreitungsgeschichte zentraler Ideologeme der Sagainterpretation, wie sie die Übersetzungsanalyse ergibt, in den Übertragungen zu verfolgen. So ist die Aufnahme der Íslendingasögur in die deutsche Kultur abschließend in ihr ideologieschichtliches Umfeld einzuordnen. Dabei wird zu zeigen sein, daß dieser Zweig der altisländischen Überlieferung für einen kurzen Moment einen eigenen Platz in der deutschen Literaturgeschichte einnehmen konnte.



Teil I — Der deutsche Island-Mythos: zur Geschichte der deutschen Sagaübersetzung

Deutsche Übersetzungen altisländischer Sagas gibt es seit zweihundert Jahren¹. Die Intensität, mit der man diese Form der literarischen Auseinandersetzung betrieben hat (und betreibt), ist jedoch ungleichmäßig. Daher lassen es bereits rein quantitative Kriterien gerechtfertigt erscheinen, in einem Überblick der Geschichte des Sagaübersetzens verschiedene Phasen voneinander abzugrenzen. Zwei zeitliche Einschnitte vor allem fallen dabei ins Auge, die Anfang und Ende einer in ihrer Art einmaligen Hochphase in der deutschen Rezeptionsgeschichte dieser Literatur markieren.

Der Beginn datiert wenige Jahre nach der Wende zum 20. Jahrhundert mit dem von Arthur Bonus herausgegebenen *Isländerbuch*², das in der deutschen Rezeption der altisländischen Literatur eine neue Epoche einleitete.³ Bis zu diesem Zeitpunkt nämlich war das Island-Bild geprägt durch die eddischen Mythen und die Heldenage; das vor allem im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts kontinuierlich zunehmende Interesse an den Íslendingasögur spielte noch eine untergeordnete Rolle. Erst Bonus und besonders der Germanist Andreas Heusler, der an den Über-

1. Die erste deutsche Übersetzung einer Saga aus dem Altländischen stammt von Friedrich David GRÄTER, der in seiner Zeitschrift *Bragur* 1791 u.a. einen Auszug aus der *Eyrbyggja saga* veröffentlichte. Zu den Anfängen einer intensiveren deutschen Beschäftigung mit dem Norden in der Romantik vgl. u.a. Karl Heinz BOHRER, *Der Mythos vom Norden*. Heidelberg 1961, S. 10, und ROOS 1962 (777), Sp. 378. Die erste deutsche Ausgabe einer altisländischen Saga ist die Wiedergabe einer lateinischen Übersetzung der *Færeyinga saga*, erschienen in: *Natürliche und politische Historie der Inseln Färöe*. Aus dem Dänischen übersetzt von Christian Gottlob MENDEL, und Thormodi Torfæi Färösche Geschichte aus dem Lateinischen übersetzt. Copenhagen und Leipzig 1757. Die m.W. jüngsten deutschen Sagaübersetzungen: *Gautreks saga konungs. Die Saga von König Gautrek*. Aus dem Altländischen übersetzt und mit einer Einleitung von Robert NEDOMA. Göppingen 1990 (= GAG 529); *Orvar-Odds saga. Die Saga vom Pfeile-Odd*. Übersetzt und mit einem Nachwort herausgegeben von Bernd Menge u.a. Leverkusen 1990 (= Altnordische Bibliothek 8); *Thorgils saga ok Haflidiða. Die Saga von Thorgils und Haflidiði*. Aus dem Altnordischen übersetzt und mit einem Nachwort von Wolfgang BUTT. Leverkusen 1990 (= Altnordische Bibliothek 9).

2. 3 Bde. München 1907–1912; im folgenden zit. nach den Auflagen: Bd. 1: ³1912 (131), Bd. 2: ²1909 (132), Bd. 3: ²1920 (133).

3. Vgl. BOHRER 1961 (661), S. 3, Anm. 1. Die gleiche Ansicht vertritt VON SEE 1983 (792), S. 17–20.

setzungen für das *Isländerbuch* mitwirkte, gaben sodann ausdrücklich den Sagas den Vorrang. Bis zum Ende der dreißiger Jahre wurden sie nun in großer Zahl ins Deutsche übersetzt; allein drei verschiedene Übersetzungsreihen erschienen in diesem Zeitraum: neben der schon genannten *Sammlung Thule* Walter Baetkes zehnbändige Serie *Bauern und Helden* (1923–1934) sowie zehn Hefte mit *Isländer-Geschichten* von Gustaf Wenz (1935–1937). Ihnen folgten bis zum Beginn der vierziger Jahre mehrere Anthologien mit übersetzten oder nacherzählten Íslendingasögur.⁴

Das Ende dieser Rezeptionsphase fällt in die Zeit des Weltkriegs. Die letzten Neuübersetzungen erschienen 1939⁵, ihnen folgte 1944 ein Neudruck der von Konstantin Reichardt herausgegebenen Anthologie *Thule*⁶, die der Diederichs Verlag 1934 als »Volksausgabe« der *Sammlung Thule* in sein Programm aufgenommen hatte. Nach dem Krieg kamen bis 1958 ausschließlich Nachdrucke und Neuauflagen älterer Übersetzungen heraus.⁷ Eine deutlichere Zunahme der Übersetzungs-

4 Z.B.: Leopold WEBER, *Die Isländer-Geschichten und die Edda. Bilder aus nordgermanischer Frühzeit*. München und Berlin 1937 (=1939); *Germanische Jungmannschaftszucht*. Nach den Quellen bearbeitet von Fritz WÜLLENWEBER. Bde 1–3. Hamburg 1937–1939 (=Quellenreihe zur volkspolitischen Erziehung); *Altgermanisches Leben*. Hrsg. von Ludwig MEYN. 4 Bde. Frankfurt 1938 (= Nationalpolitische Sammlung); Karl Leopold SCHUBERT, *Nordland. Eine weltanschauliche Auswertung der Thule-Sagas für deutsche Eltern und Erzieher*. Leipzig 1942; *Von germanischen Bauern, Kriegern und Seefahrern. Aus altnordischer Dichtung und Prosa*. Weimar 1943 (= Feldpostausgabe).

5 *Die Saga vom Skalden Gunnlaug Schlangenzunge*. Aus dem Altländischen übertragen von Helmut DE BOOR. Leipzig [1939] (= Insel-Bücherei 546) und die die Textvorlage zum Teil stark modifizierende Bearbeitung *Gisli und Aud. Eine germanische Bauerngeschichte von Ehre und Schicksal* erzählt von Heinrich Friedrich LOHRMANN. Langensalza 1939 (= Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur 560).

6 31–44. Tsd. Langenberg/Thüringen 1944.

7 Nach dem Ende des Krieges erschienen zunächst Neuauflagen mit Übersetzungen aus der *Sammlung Thule*; z.B.: *Isländische Sagas*. Ausgewählt und bearbeitet von Ulrike SELTER. Paderborn 1954 (= Schöninghs geschichtliche Reihe); *Drei isländische Sagas. Hrafñkelsaga, Gislisaga, Njalssaga*. Herausgegeben von Fritz WEISSKIRCHEN. Paderborn [1958] (= Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller 176). Die ersten Neuübersetzungen nach dem Krieg stammen aus der DDR: *Half und die Halfsrecken. Das Tyrfingschwert. Zwei altnordische Sagas*. Herausgegeben und übersetzt von Felix GENZMER. Leipzig 1958 (= RUB 8339); *Die Leute vom Lachswässertal. Eine isländische Saga*. Übersetzt von Gerd SIEG. Berlin (Ost) 1959. In der Bundesrepublik erschien nach dem Krieg eine vereinzelte Nacherzählung der Egils saga und der Vatnsdœla saga für Jugendliche unter dem Titel *Wikingersagen*. Übersetzt und für die Jugend bearbeitet von Walter SCHERTZ. Stuttgart 1957. Der Beginn einer neuen Übersetzungsphase datiert hingegen erst 1974: *Die Saga von Grettir*. Aus dem Altländischen übersetzt und kommentiert von Hubert SEELOW. Düsseldorf etc. 1974 (= Saga. Islands große Literatur 2). Dazu vgl. u., S. 76–79.

tätigkeit ist aber nach vereinzelten Neuanfängen erst wieder seit etwa zwanzig Jahren zu beobachten.

Bereits der Versuch, die verschiedenen Phasen aus ihrem geistesgeschichtlichen Entstehungszusammenhang heraus zu begreifen, ohne zunächst die Übersetzungen selbst in Augenschein zu nehmen, bestätigt die Vermutung, daß die Impulse, welche die Rezeption und damit die Übersetzungstätigkeit über einen großen Zeitraum hinweg beförderten und lenkten, erst vor dem Hintergrund des modernen deutschen Nationalismus vollständig zu erklären sind. Doch ist dabei auch die Frage im Blick zu behalten, welche charakteristischen Merkmale gerade die Íslendingasögur für dieses Rezeptionsinteresse geeignet erscheinen ließen.

1. Paganisierung und Mythisierung des Mittelalters: Das 19. Jahrhundert

Während des ganzen 19. Jahrhunderts spielten die Íslendingasögur bei der Rezeption der altnordischen Literatur, wie gesagt, eine untergeordnete Rolle. Dies erklärt sich aus der spezifischen Motivation des Island-Interesses, die von der ›Wiederentdeckung‹ des Nibelungenliedes im 18. Jahrhundert herrührte. Zwar lenkte dessen verstärkte Rezeption während der ›Freiheitskriege‹, die bereits eine deutliche deutsch-nationale Färbung aufwies⁸, den Blick der Romantiker auch auf die altnordische Überlieferung. Aber es waren ihre Parallelen zu der deutschen Helden- sage, die den Brüdern Grimm und Friedrich Heinrich von der Hagen auffielen. Von nun an bezog man diesen skandinavischen Stoff in die Forschung ein.⁹ 1814–28 entstand in den *Nordischen Heldenromanen* von der Hagens die erste Ausgabe mit Übersetzungen altnordischer Prosa nach Gräters Auftakt 1791.¹⁰ Sie enthält die altwestnordische Prosaüberlieferung des Nibelungenstoffes (*Volsunga saga*, *Niflunga saga* u.a.) sowie die Übersetzung einer *Fornaldarsaga*, der *Ragnars saga*

8 Vgl. František GRAUS, *Lebendige Vergangenheit*. Köln etc. 1975, S. 283f.

9 Vgl. ROOS 1962 (777), Sp. 378; MITCHELL 1938 (752), S. 47.

10 Vgl. BOHRER 1961 (661), S. 10. Zu von der Hagens Übertragungen und zu seinem Verhältnis zu den Brüdern Grimm vgl. vor allem Eckhard GRUNEWALD, *Friedrich Heinrich von der Hagen 1780–1856*. Berlin etc. 1988, bes. S. 243–263. Vgl. außerdem MITCHELL 1938 (752), S. 47–49.

loðbrókar, deren Titelfigur für diese Epoche der Inbegriff des germanischen Helden war.¹¹

Die Rezeption der altnordischen Mythologie und Literatur, die sich erstmals im 18. Jahrhundert, etwa in Werken von Gerstenberg und Klopstock¹², aber auch in Schlözers Überblick über *Isländische Literatur und Geschichte*¹³ bemerkbar gemacht hatte, erreichte so in den Jahren zwischen 1810 und 1819 einen ersten Höhepunkt.¹⁴ Als Vorgänger können die Übersetzungen Gräters (1789 und 1791), Herders *Iduna*-Aufsatz (1796) und Fouqués Trilogie *Der Held des Nordens* (1808–1810) angesehen werden.¹⁵

11 Vgl. MITCHELL 1938 (752), S. 118f. Der Stoff der Ragnars saga loðbrókar weckte seit dem 16. Jahrhundert literarische Aufmerksamkeit, bevor seine Rezeption im 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte. Das große Interesse an ihrem Stoff spiegelt die Liste der Nachdichtungen wider, die Rudolf SIMER und Hermann PALSSON in ihrem *Lexikon der altnordischen Literatur* (Stuttgart 1987, S. 285) veröffentlicht haben.

12 Vgl. Richard BATKA, *Altnordische Stoffe und Studien in Deutschland*. I. Von Gottfried Schütze bis Klopstock. In: *Euphorion*. Zweites Ergänzungsheft 1896, S. 1–70; II. Klopstock und die Barden. In: *Euphorion* 6, 1899, S. 67–83. Über Gerstenberg außerdem Otto OBERHOLZER, H.W. Gerstenberg. *Gedicht eines Skalden*. In: *skandinavistik* 1, 1970, S. 3–17.

13 Erster Teil. Göttingen und Gotha 1773. Schröder stand der Einführung der altnordischen Literatur in das deutsche Geistesleben im übrigen ebenso wie Johann Christoph Adelung ablehnend gegenüber. Dies zeigt Mitchell anhand eines Aufsatzes aus dem *Neuen Deutschen Merkur* (1801), in dem Schröder »isländische Sagen« als »Büchlein« bezeichnet, »die unsere Mägde beim Spinnrocken lesen, aber kein Gelehrter citirt [. . .]«. Zitiert nach MITCHELL 1938 (752), S. 26.

14 Vgl. MITCHELL 1938 (752), S. 34. In diesem Zeitraum wurde auch zum erstenmal der Inhalt der wichtigsten Íslendingasögur der deutschen Öffentlichkeit zugänglich gemacht, nämlich durch Karl Lachmanns Übersetzung des ersten Bandes der dänischen *Sagabibliothek* von Peter Erasmus MÜLLER (Kopenhagen 1817–20): *Sagabibliothek des Scandinavischen Alterthums in Auszügen, mit litterarischen Nachweisungen*. Berlin 1816. Sie enthält Paraphrasen mehrerer Íslendingasögur. Die Übersetzung des zweiten Bandes erschien erst 1832: *Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältnis der nordischen und deutschen Heldenage aus P.E. Müller's Sagabibliothek, II. Band*, mit Hinzufügungen erklärender, berichtigender und ergänzender Anmerkungen und Excuse, übersetzt und kritisch bearbeitet von Georg LANGE. Frankfurt a.M. 1832. Zu Peter Erasmus Müller vgl. Theodore M. ANDERSSON, *The Problem of Icelandic Saga Origins*. New Haven etc. 1964, S. 22–30.

15 Zu Herders Rezeption der altnordischen Mythologie in seinem Aufsatz *Iduna, oder der Apfel der Verjüngung* (1796) vgl. VON SEE 1970 (788), S. 34f. Zu seinen Übersetzungen aus dem Altnordischen s. EBEL 1973 (676) und Otto OBERHOLZER, *Herders Übersetzungen aus dem Nordischen*. In: *Nerthus* II, 1969, S. 94–116. Zu Gräter, dessen Studien zur altnordischen Literatur die im strengerem Sinne wissenschaftliche Erforschung dieses Gegenstandes einleiteten, s. Irmgard SCHWARZ, *Friedrich David Gräter*. Greifswald 1935, bes. S. 90–137. Gräters Werk stand seit einer heftigen Auseinandersetzung mit den Brüdern Grimm in den Jahren 1810 bis 1813 im Schatten ihrer Forschungen. Demgegenüber würdigte ihn Anne Heinrichs als den eigentlichen Begründer der wissenschaftlichen

In der Romantik festigte sich jene Spielart des Germanenmythos, die in ihrem Kern bei allen Modifikationen bis in das 20. Jahrhundert hinein die bestimmende geblieben ist: das dem ethnozentrischen Denken der Zeit¹⁶ verpflichtete Bestreben, das nationale Selbstbewußtsein des deutschen Volkes im Rückgriff auf seine germanischen ›Wurzeln‹ zu legitimieren. Dabei sahen sich die Romantiker angesichts des Mangels an genuinen Quellen zur deutschen Geschichte genötigt, auf die kulturelle Überlieferung Skandinaviens zurückzugreifen. Hier schien »an genuiner Kulturüberlieferung in reicher Zahl vorhanden, was man im eigenen Land vergebens sucht[e]: Steinsetzungen, Runendenkmäler, Handschriften volkssprachlicher Literatur [. . .]«¹⁷. Während nordische und deutsche Überlieferung noch von Gräter sorgfältig unterschieden wurden¹⁸, glaubte bereits Herder, die »nordische Mythologie« sei »unsrer Sprache näher oder gar einheimisch«, und hielt »die Helden, von denen sie redet« für »Brüder unsrer Vorfahren«¹⁹. Und Wilhelm Grimm formulierte schließlich den folgenreichen »Anspruch« der Deutschen auf die skandinavischen Quellen. Er begründet ihn damit, daß »Skandinavien [. . .] nicht nur eine ihm allein eigenthümliche sondern auch eine mit Germanien erworbene« »Poesie« habe: »jedem Volk gebührt derselbe Anspruch darauf, und wenn daher eine Sage bei beiden angetroffen

Altnordistik: Anne HEINRICHSS, *Die Brüder Grimm versus F.D. Gräter – ein fatales Zerwürfnis*. In: Heiko UECKER (Hrsg.), *Akten der Fünften Arbeitstagung der Skandinavisten des deutschen Sprachgebiets*. St. Augustin 1983, S. 101–115. Zu Fouqué vgl. MITCHELL 1938 (752), S. 19–22, 34–39.

16 Der Ethnozentrismus war ein im Zeitalter aufkommenden Nationalbewußtseins in Europa verbreitetes Phänomen (das gerade heute wieder seine unheilvollen Auswirkungen zeigt), welches beispielsweise mit einer gewissen Verzögerung gegenüber Westeuropa auch in den Schriften der russischen sog. Slavophilen und erst recht im sog. Panslavismus zum Ausdruck kommt. Vgl. dazu z.B. Andrzej WALICKI, *The Slavophile Controversy*. Oxford 1975, und Hans KOHN, *Die Slawen und der Westen*. Wien, etc. 1956. Eine umfassende Untersuchung dieser von Heinz GOLLWITZER (*Zum politischen Germanismus des 19. Jahrhunderts*. In: *Fs. für Herman Heimpel*. Göttingen 1971, Bd. 1, S. 282–356) so genannten Pan-Bewegungen, zu denen etwa Romanismus und Germanismus, aber auch der Skandinavismus zählen, fehlt bislang. Slavophilie und Germanophilie weisen eine so große Zahl struktureller und thematischer Parallelen auf, so vor anderen die kulturkritisch motivierte, auf dem Wege dialektischer Beweisführung erreichte positive Umdeutung der eigenen zivilisatorischen Rückständigkeit gegenüber den westeuropäischen Ländern, daß sich eine vergleichende Untersuchung anbietet.

17 VON SEE 1970 (788), S. 36.

18 *Vorbericht*. In: *Bragur* 1, 1791 (unpag.).

19 Johann Gottfried HERDER, *Zutritt der nordischen Mythologie zur neueren Dichtkunst*. In: *Adrastea* v, 2, 360; hier zit. n. *Herders sämmtliche Werke* (471), Bd. 24, Berlin 1886.

wird, so berechtigt dies nicht auf ein Erbogen von einer Seite zu schliessen.«²⁰

Die Überlieferung aus dem skandinavischen Mittelalter ließ sich, soviel ist deutlich, allzu leicht in das romantische Bild vom Mittelalter integrieren, das nicht nur in Deutschland, sondern, wie František Graus gezeigt hat, auch andernorts in Europa eine heidnische Vorzeit verherrlichte, die, ›unverdorben‹ von Christentum und Römertum, geeignet schien, die ›wahren‹ Ursprünge der Völker zu offenbaren. Die Paganisierung des Mittelalters war die vorherrschende Rezeptionshaltung der Epoche, und wo die Deutschen auf die skandinavische Überlieferung ausweichen mußten, beriefen sich die Tschechen gar auf gefälschte Dokumente, um ihre nationale Identität aus dem heidnischen Ursprung legitimieren zu können.²¹ Das christliche Mittelalter wurde aus dieser Perspektive beispielsweise bei Jacob Grimm zur bloßen ›unterbrechung‹ einer heidnisch-germanischen Kontinuität, die nur im Norden ungetrübt war: ›unser einheimisches heidenthum litt unterbrechung, bevor es sittliche kraft und anmut, die man ihm nach dem nordischen maszstab nicht absprechen will, geistig erhöhte und grosz zog.‹²²

Nun ist bekanntlich auch die volkssprachliche Literatur Skandinaviens größtenteils ein Produkt des christlichen Mittelalters, doch ließen sich gerade die schriftlichen Quellen, ›die der heidnischen Vergangenheit so unbefangen gegenüberstehen und jedes christliche Eiferertum

20 Wilhelm GRIMM, *Ueber die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zu der nordischen*. In: Gustav HINRICHS (Hrsg.), *Kleinere Schriften von Wilhelm Grimm*. Berlin 1881, Bd. 1, S. 125. Zu der Inanspruchnahme des skandinavischen Mittelalters für eine nationale Frühzeit der Deutschen vgl. MITCHELL 1938 (752), S. 104ff, bes. S. 109 mit dem Wilhelm Grimm-Zitat: »Uns Deutschen gehören diese eddischen Lieder in so vielen Beziehungen an, dass sie kaum etwas ausländisches heissen können« aus einem Brief an Goethe aus dem Jahr 1816.

21 Die romantische Tendenz zur Paganisierung des Mittelalters kommt in der Geschichte Böhmens paradigmatisch zum Ausdruck, gerade weil es hier Fälschungen waren, die als Belege für den heidnischen Ursprung der Tschechen herangezogen wurden. Sie wurden 1816, 1817 und 1818 als Handschriften »entdeckt«, die zwar im 13. Jahrhundert niedergeschrieben worden sein sollten, aber Bruchstücke angeblich älterer heidnischer Lieder enthielten, die u.a. einen Sieg des böhmischen Heeres über die Franken verherrlichten. Als Fälschungen wurden die Handschriften erst in der zweiten Jahrhunderhälfte entlarvt. Ihre »Entdeckung« zu Beginn des Jahrhunderts bewirkte »nicht nur in der gelehrten Welt eine Sensation; sie standen zugleich Pate bei dem Aufkommen eines neuen, historisch orientierten Nationalgefühls der Tschechen«. GRAUS 1975 (692), S. 267f und S. 273f.

22 *Über zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums*. In: Jacob GRIMM, *Kleine Schriften*. Berlin 1865, Bd. 2, S. 27.

vermissen lassen«²³, ohne größere Schwierigkeiten als Zeugnisse einer heidnischen Frühzeit deuten und damit – ihrer historischen Dimension entzogen – als ›germanisch‹ dem deutschen Kulturerbe subsumieren. Dieses Verfahren erhielt scheinbar eine Legitimation durch die Gleichsetzung von ›germanisch‹ und ›deutsch‹, und deshalb wurde die altnordische Überlieferung ausschließlich unter dem Gesichtspunkt einer vermeintlich gemeinsamen volkstümlichen Vergangenheit rezipiert und als historischer Beleg für die Existenz einer ›nationalen‹ Frühzeit gewertet.

Freilich blieb, sieht man einmal von den Werken Fouqués und der auch in Deutschland außerordentlich beliebten *Friðiofs saga* des Schweden Esaias Tegnér²⁴ ab, der Norden bis zu Wagners *Ring des Nibelungen* vor allem Thema der Wissenschaft, während sich die literarische Mittelalter-Rezeption zunächst weiterhin an der Dichtung des deutschen Mittelalters orientierte. Außerdem gewann der Arminius-Stoff und mit ihm der Topos von der germanischen Freiheit angesichts der Napoleonischen Kriege und der staatlichen Zersplitterung und inneren Uneinigkeit der deutschen Nation verstärkt Bedeutung.²⁵ Populär wurde die altnordische Literatur infolgedessen erst in der zweiten Jahrhunderthälfte. 1851 erschien Karl Simrocks erste deutsche Übersetzung sämtlicher Edda-Lieder und der Snorra-Edda, 1870 Ludwig Ettmüllers hauptsächlich auf Saxo Grammaticus beruhender *Altnordischer Sagenschatz*.²⁶ Aber noch 1872 beklagte H. Rückert »die Theilnahmlosigkeit unseres Publicums gegen die altnordische Literatur«. In seiner äußerst polemischen Analyse führt er sie darauf zurück, daß das 18. ebenso wie

23 VON SEE 1970 (788), S. 36.

24 In Schweden wurde Tegnér's Versepos 1825 publiziert, nachdem Teile des Werkes schon in den Jahren zuvor in diversen Periodika veröffentlicht worden waren. Diese erschienen fast gleichzeitig in deutscher Übersetzung durch Amalie von Helwig (1822, 1824 und 1825). Ihre Übertragung des vollständigen Textes (1826) und die von Gottlieb Mohnike analysiert Detlef BRENNCKE, *Tegnér in Deutschland*. Heidelberg 1975. Zum Einfluß Tegnér's auf die deutsche Rezeption der altnordischen Literatur s. MITCHELL 1938 (752), S. 52–55.

25 Vgl. VON SEE 1970 (788), S. 41; GRAUS 1975 (692), S. 246 ff, bes. S. 249. Das wohl bekannteste Beispiel der Arminius-Rezeption ist Heinrich von Kleists 1808 entstandenes und 1839 uraufgeführtes Drama *Die Hermannsschlacht*. Allgemein zu der Arminius-Rezeption Richard KÜHNEMUND, *Arminius or the Rise of a National Symbol in Literature*. New York 1966 (Repr. der 1. Aufl. von 1953).

26 *Die Edda*, die ältere und jüngere nebst den mythischen Erzählungen der Skalda übersetzt und mit Erläuterungen begleitet von Karl SIMROCK. Stuttgart und Tübingen 1851; *Altnordischer Sagenschatz in neun Büchern*. Übersetzt und erläutert von Ludwig ETTMÜLLER. Leipzig 1870.

das 19. Jahrhundert fast ausschließlich die »altnordische Poesie«²⁷ – »eine abstruse Singularität« (S. 91) – rezipiert habe: »Eine Zeitlang mochte wohl das Skalden- und Bardengebrüll manche Ohren betäuben, aber die Herzen erwärmt es doch nicht, daher schwieg es bald wieder und so oft später auf viel tieferer Grundlage und mit viel gereifteren Mitteln der Versuch wiederholt wurde, mißglückte er ebenso« (S. 87). Sein Fazit aus diesen Überlegungen ist die Forderung, sich der altnordischen Prosaliteratur zuzuwenden, denn er sieht sich

zu dem Schluß vollständig befugt, daß die germanische Geistesanlage wo sie in ihrer unangetasteten Ursprünglichkeit sich ausleben konnte, was ihr nur im Norden zu Theil wurde, eine entschieden höhere Begabung für die prosaische Darstellung als für die poetische besaß, daß ihr der prosaische Ausdruck die eigentlich naturgemäße Kunstform, der poetische nicht zwar etwas fremdartiges, denn sonst hätte sie überhaupt ihn bei Seite gelassen, doch aber eine Art von unnatürlichem Zwange war, dessen sie freilich nicht entbehren konnte, um ihrem eigenen idealen Bedürfnisse völlig gerecht zu werden, in dem sie sich aber nie mit vollem Behagen wohl fühlte. (S. 92)

Im Zentrum seiner Ausführungen stehen ausdrücklich die *Íslendingasögur*. Hier sei »in der That für den modernen denkenden Erforscher menschlicher Zustände, insbesondere des Seelenlebens vergangener Zeiten eine solche Fülle reinen Goldes aufgespeichert, noch dazu fast ausnahmslos in silbernen Schalen«, daß sie, im Gegensatz etwa zu Ettmüllers Anthologie »mit dem heute ungenießbaren *Saxo Grammaticus*«, zum Ausgangspunkt einer Eroberung der nordischen Literatur »für die moderne deutsche Bildung« genommen werden müßten (S. 96–97).

Dennoch war es nicht die Sagaliteratur, sondern die germanische Mythologie, die – seit der Uraufführung von Wagners *Ring*-Tetralogie zur Einweihung des Bayreuther Festspielhauses 1876 – nachdrücklicher in das Bewußtsein der gebildeten Schichten drang. Und mehr als jede mittelalterliche Überlieferung hat zum gleichen Zeitpunkt wohl Felix Dahn mit seinem Roman *Ein Kampf um Rom* (Leipzig 1876) zur Popularisierung des Germanenthemas beigetragen.

Am Beispiel Wagners nun zeigt sich in aller Deutlichkeit das – neben der Paganisierung – zweite Charakteristikum des Mittelalterbildes im 19. Jahrhundert: die Mythisierung der Frühzeit. Diesen Prozeß führt Graus

27 Das deutsche Publikum und die altnordische Literatur. In: *Grenzboten* 31, II, 1872, S. 87.

exemplarisch an der Entwicklung des Nibelungenmythos vor, der ihm ebenso paradigmatisch für die Tendenz zur Mythisierung zu sein scheint, wie es die böhmischen Fälschungen für den Trend der Paganisierung waren. Für die Rezeptionsgeschichte altnordischer Stoffe ist dies insofern relevant, als die Mythisierung des Nibelungenstoffes bei Wagner mit der Rezeption der skandinavischen Überlieferung zusammenfällt. Der *Ring* versammelt nämlich alle Zweige der Nibelungenüberlieferung, das Nibelungenlied ebenso wie die Märchenüberlieferung vom *Hūmén Seyfried*, aber sein »Gerüst« sind die »nordischen Varianten, die konsequent mythisiert werden«. Nicht mehr Siegfried oder die Burgunden stehen im Vordergrund, sondern »eher Wotan, die germanische Götterwelt, das Gold und das Schicksal«²⁸, und erst in dieser, der »Wagnerschen Form wurde die Vorstellungswelt der Nibelungensage wirklich lebendig, die Deutschen (nach alter Tradition) als die eigentlichen Erben der Germanen angesehen, der eigenartige, zwischen Hybris und Selbstmitleid pendelnde deutsche Nibelungenmythos geschaffen, mit seinen völlig nebelhaften Begriffen, mit der ›Nibelungentreue‹, dem germanischen Dunstnebel und einer heroisch stilisierten ›Götterdämmerung‹«. Wenngleich sich der Nibelungenstoff in dieser »germanisierten« Form so tief in das allgemeine Bewußtsein einprägte, daß er noch während des Ersten Weltkrieges »praktisch verwertet werden konnte«²⁹, so verschwammen durch die Mythisierung seine Konturen in einem Maße, daß die Nationalisierung des Stoffes dadurch verhindert wurde.³⁰ Das Nibelungenlied selbst bietet im übrigen politischer Ideologisierung wenig Ansatzpunkte, hat doch seine Handlung zur nationalen Geschichte der Deutschen kaum eine Verbindung; allein die Figuren lassen sich – zumal in Wagners »nordischer« Lesart – »als ewig-gültige Verkörperungen germanisch-deutschen Wesens« interpretieren.³¹ Die Wirkung des Nibelungenmythos begann bereits während der nationalsozialistischen Ära

28 GRAUS 1975 (692), S. 286.

29 Ebd., S. 287.

30 Ebd., S. 286. Die Literatur zur Rezeption der Nibelungen im 19. und 20. Jahrhundert ist reichhaltig. Hier seien lediglich die jüngsten Publikationen (mit weiterführenden Literaturangaben) genannt: John Evert HÄRD, *Nibelungeneposets moderna historia*. Stockholm 1989; Joachim HEINZLE, Anneliese WALDSCHMIDT (Hrsgg.), *Die Nibelungen*. Frankfurt a.M. 1991.

31 Über »die Schwierigkeiten, das Nibelungenlied zum deutschen Nationalepos zu erheben«, ausführlich Klaus VON SEE, *Das Nibelungenlied – ein Nationalepos?* In: HEINZLE, WALDSCHMIDT 1991 (704), S. 43–110; das Zitat S. 77.

nachzulassen. Ein vermutlich letztes Mal geistert die beschwörende Anrufung des »gewaltige[n], heroische[n] Lied[es] von einem Kampf ohnegleichen« durch Hermann Görings Rede zum 10. Jahrestag der Machtausübung Hitlers vom 30. Januar 1943: ein Appell an das Durchhaltevermögen der Deutschen angesichts der Katastrophe von Stalingrad.³² Heute spielt der Nibelungenmythos in Deutschland keine Rolle mehr.³³

Zu diesem Bild von der nordischen Überlieferung – hier nur in Umrissen skizziert – konnten diejenigen altnordischen Prosatexte, die anderen als den Nibelungenstoff enthalten, nichts Nennenswertes beisteuern. Sie wurden daher bis in die achtziger Jahre hinein nur sporadisch übersetzt. So erschien beispielsweise in den dreißiger Jahren ein von Gottlieb Mohnike übersetzter Auszug aus der *Laxdœla saga* in den *Baltischen Studien*³⁴, und Anton Edmund Wollheim da Fonseca publizierte 1875–1877 eine Anthologie, die neben nachgedruckten Übersetzungen von der *Hagens (Volsunga saga)*, *Ragnars saga loðbrókar*, *Niflunga saga u.a.*) seine eigenen Übersetzungen von Auszügen aus *Íslendingasögur* (*Gísla saga*, *Njáls saga*, *Grettis saga*) enthält.³⁵ Die größte Aufmerksamkeit beanspruchte in diesem Zeitraum die *Gunnlaugs saga*, die nach fünf freien Bearbeitungen³⁶ 1878 von Eugen Kölbing zum

32 Dazu vgl. Peter KRÜGER, *Etzels Halle und Stalingrad: Die Rede Görings vom 30.1.1943*. In: HEINZLE, WALDSCHMIDT 1991 (704), S. 151–190. Im Anhang ist die Rede Görings wiedergegeben; Zitat auf S. 180.

33 So auch Herfried MÜNKLER, Wolfgang STORCH, *Siegfrieden. Politik mit einem deutschen Mythos*. Berlin 1988, S. 132. Anderer Auffassung ist Heiner Müller, der in seinem 1978 uraufgeführten Stück *Germania Tod in Berlin* auf die Nibelungenüberlieferung zurückgreift, die er nach wie vor für den »deutscheste[n] aller deutschen Stoffe« hält. Zit. n. Joachim SCHMITT-SASSE, *Die Kunst aufzuhören. Der Nibelungen-Stoff in Heiner Müllers Germania Tod in Berlin*. In: HEINZLE, WALDSCHMIDT 1991 (704), S. 370.

34 *Die Laxdölasaga. Im Auszuge*. In: *Baltische Studien II*, 1833, S. 81–100. Mohnikes Wirken für die Verbreitung der skandinavischen Literatur in Deutschland untersucht Erika WIEHE, *Gottlieb Mohnike als Vermittler und Übersetzer nordischer Literatur*. Greifswald 1934.

35 *Die National-Literatur der Skandinavier*. 3 Bde. Berlin 1875–77 (= Die Classiker aller Zeiten und Nationen 5).

36 Friedrich de la Motte FOUQUÉ, *Die Saga von dem Gunlaugur, genannt Drachenzunge und Rafn dem Skalden. Eine Islandskunde des elften Jahrhunderts*. 3 Bde. Wien 1826; *Gunnlaug Schlangenzunge. Ein altnordisches Dichterleben* (Nach dem Isländischen [von Karl WEINHOLD]). In: *Für den Friedhof der evangel. Gemeinde in Gratz in Steiermark. Braunschweig etc.* 1857, S. 250–263; *Schön Helga und Gunnlaug*. Eine Dichtung frei nach der altnordischen *Gunnlaugs saga* von Anton EDZARDI. Hannover 1875; *Gunnlaug Schlangenzunge*. Eine Inselmär von Karl BLEIBTREU. Berlin 1879; G.C.T. FRANCKE, *Gunnlaug der Skalde. Gedichte*. Hamburg 1839.

erstenmal übersetzt wurde.³⁷ Noch im 19. Jahrhundert entstanden zwei weitere Übersetzungen³⁸ und eine Paraphrase³⁹, im 20. Jahrhundert folgten neben einem Drama von Wilhelm Henzen, dem u.a. der Stoff der Gunnlaugs saga zugrundeliegt, acht Übersetzungen.⁴⁰ Damit gehört die Gunnlaugs saga zu den am häufigsten in das Deutsche übertragenen Íslendingasögur. Dies mag zum einen mit ihrem verhältnismäßig geringen Umfang zusammenhängen, erklärt sich aber zum anderen wohl vor allem aus ihrer ›romantisierenden‹ Erzählhaltung und einer Fabel, die sowohl als Liebesgeschichte wie auch als Dichterbiographie gelesen werden konnte und so den Rezeptionsgewohnheiten des deutschen Publikums entgegenkam.⁴¹

Erst in den achtziger Jahren verlagerte sich das Interesse merkbar auch auf andere Íslendingasögur. Bis zum Ende des Jahrhunderts erschienen Heinrich von Lenks Übersetzungen der Hrafnkels saga Freysgoða (1883), der Vatnsdœla saga (1886) und eines Auszugs aus der

37 *Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge*. Heilbronn 1878.

38 *Die Saga von Gunnlaug Schlangenzunge*. Aus dem Altländischen übersetzt von Alexander TILLE. Leipzig 1890 (= RUB 2756); *Die Saga von Gunnlaug Schlangenzunge*. In: *Nordische Heldenägen*. Aus dem Altländischen übersetzt und bearbeitet von Karl KÜCHLER. Bremen 1892, S. 10–75.

39 *Ein alt-isländisches Dichterleben*. In: POESTION 1882 (233), S. 108–128.

40 Wilhelm HENZEN, *Isländisch Blut*. Drama in 5 Akten. Leipzig [1903]; *Gunnlaugs saga ormstungu* (*Die Sage von Gunnlaug Schlangenzunge*). In: *Jahresbericht des K.K. Staatsgymnasiums in Cilli*. Herausgegeben am Schlusse des Schuljahres 1909/1910 von der Direktion. Cilli 1910, S. 3–11; *Die Saga von Gunnlaug Ormstunge und dem Skalden Ravn*. In: Jón SVENSSON, *Aus Islands alten Schätzten*. Zweiter Teil. Autorisierte Übersetzung von Johannes MAYRHOFER. Hamm 1910 (= Frankfurter Zeitgemäße Broschüren Bd. 29, H. 8), S. 16–37; *Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge*. In: *Vier Skaldengeschichten*. Übertragen von Felix NIEDNER. Jena 1914 (= Thule 9), S. 23–64 [wieder unter dem Titel: *Die Geschichte vom Skalden Gunnlaug*. Jena 1934 (= Deutsche Reihe 16)]; *Gunnlaug und Helga*. In: *Halfred, ein Skaldenleben. Gunnlaug und Helga*. Übertragen und mit einer Einführung herausgegeben von Gustaf und Gisela WENZ. Hamburg 1926 (= Bauern und Helden 5); *Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge*. In: Leopold WEBER, *Nordlandmänner*. Karlsbad-Drahowitz etc. 1936 (= Volksdeutsche Reihe 9), S. 41–78; *Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge. Ein Skaldenleben*. Aus dem Isländischen von Carl DE WYL. Reutlingen 1937 (= Bunte Bücher 256); DE BOOR 1939 (141); *Die Saga von Gunnlaug Schlangenzunge*. In: *Skaldensagas*. Aus dem Altländischen übertragen, eingeleitet und erläutert von Franz SEEWALD. Frankfurt 1981, S. 160–202.

41 Dies vermutet schon der Rezensent der Kölbingschen Übersetzung, Richard HEINZEL. In: *Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien* 31, 1880, hier zit. n. ders., *Kleine Schriften*, Heidelberg 1907, S. 344.

Laxdœla saga (1896).⁴² Der Österreicher Ferdinand Khull veröffentlichte zahlreiche ›Nacherzählungen‹ und Übersetzungen altisländischer Texte, so u.a. der Egils saga (1888), der Gísla saga (1893) und eines Auszugs aus der Laxdœla saga (1895).⁴³ Die in dieser umfangreichen Saga enthaltene Dreiecksgeschichte war ebenso wie die der Gunnlaugs saga beliebter Gegenstand von Nacherzählungen und Nachdichtungen. Neben Lenk gab auch Dagobert Schoenfeld eine Bearbeitung des Stoffes unter dem Titel *Kjartan und Gudrun* heraus⁴⁴, unter dem 1918 auch eine Oper von Paul August von Klenau publiziert wurde.⁴⁵ Danach verlagerte sich das Interesse auf andere Episoden, vor allem auf die Figur der Unnr in djúpúðga, und es entstanden außerdem Übersetzungen des vollständigen Textes.⁴⁶

42 *Die Saga von Hrafnkell Freysgoði. Eine isländische Geschichte aus dem 10. Jahrhundert n. Chr.* Aus dem altisländischen Urtexte zum erstenmale in's Deutsche übersetzt und mit ausführlichen Erläuterungen nebst einer kurzen Einführung in die isländische Sagaliteratur versehen von Heinrich VON LENK. Wien 1883; *Vatnsdœlasaga, d.i. die geschichte der bewohner des Vatnsdal (auf Island) um 890-1010 n.Chr.* aus dem altisländischen zum erstenmale ins deutsche übertragen von Heinrich VON LENK. In: *Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens* 14, 1886, S. 513-539, S. 545-376, S. 582-600 [wieder: 1893 in RUB 3035/6]; *Kjartan und Gudrun*. Aus dem Altisländischen zum ersten Male ins Deutsche übertragen von Heinrich VON LENK. In: *Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens* 24, 1896, S. 385-422, 449-484.

43 *Die Geschichte des Skalden Egil Skallagrimsson. Ein germanisches Dichterleben aus dem 10. Jahrhundert.* Wien 1888 (?1898); *Gisli der Geächtete. Eine altgermanische Geschichte von Heldentrotz und Gattentreue.* Wien 1893; Höskuld Kollsson und Olaf Pfau. Graz 1895. Außerdem publizierte Khull gekürzte Übersetzungen der Viga-Glúms saga (*Viga-Glum. Eine germanische Bauerngeschichte der Heidenzeit*. In: *Jahresbericht des Zweiten Staatsgymnasiums in Graz* 19, 1888, S. 4-32), der Viglundar saga ok Ketilriðar (Viglund und Ketilried, eine altisländische Novelle. In: *Jahresbericht des Zweiten Staatsgymnasiums in Graz* 21, 1890, S. 5-22) und der Jómsvíkinga saga (*Die Geschichte Palnatokis und der Jomsburger*. Graz 1892 (= Sonderabdruck aus den Jahresberichten des 2. Staatsgymnasiums pro 1891 und 1892)). Auf der Vorlage der Heimskringla beruht *Das Leben Olafs des Heiligen*. Graz 1895, auf dem Stoff der Vinflendinga sögur *Die erste Entdeckung Amerikas durch die Isländer Leif und Thorfinn Karlsefni*. Graz [1892] (= Sonderabdruck aus dem Grazer Wochenblatt). Nach dem Vorbild des Þorvalds bátr viðförla, der Ólafs saga Tryggvasonar und der Íslendingabók entstand *Drei Missionsreisen nach Island im zehnten Jahrhundert*. Graz 1890.

44 *Kjartan und Gudrun*. Ein kulturhistorischer Roman von der Wende des zehnten Jahrhunderts auf Island von E[mil] Dagobert SCHOENFELD. Jena 1898. Das Werk verarbeitet auch Episoden aus der Heimskringla. Schoenfeld hatte zwei Jahre zuvor eine Bearbeitung des Grettir-Stoffes unter dem Titel *Gretter der Starke* vorgelegt.

45 Außerdem hat Eduard Stucken ein Drama nach dem Stoff der Laxdœla saga verfaßt: *Astrid*. Berlin [1910].

46 Zu Unnr in djúpúðga: Lydia KATH, *Urmutter Unn. Geschichten um altnordische Frauen*. Berlin 1936; *Die Geschichte von Un der Weisen und ihrer Sippe. Altisländischer Siedler- und Heldenroman*. Aus der Laxdœla saga übertragen von Severin RÜTT-

Es lassen sich mehrere Gründe dafür annehmen, daß sich das Interesse an Island in den letzten Dezennien des Jahrhunderts von dem Nibelungenstoff ablöste und einer literarischen Überlieferung zuwandte, die weder formale noch stoffliche Gemeinsamkeiten mit der Überlieferung des deutschen Mittelalters hat. Vor allem hatte wohl Wagners Nibelungen-Interpretation die romantische Identifikation des ›Germanischen‹ mit dem ›Deutschen‹ soweit popularisiert, daß die Rezeption der altisländischen Überlieferung nun auch ohne ausdrücklichen stofflich-historischen Bezug begründet und ausreichend legitimiert erscheinen

GERS. Langensalza 1938. Die Episode von der Landnahme der Unnr wird außerdem wiedergegeben in: *Unn, die Grundgescheite*. In: Ida NAUMANN, *Altgermanisches Frauenleben*. Jena 1925 (= Deutsche Volkheit), S. 18–20; *Frau Unn, die Siedlerin*. In: Sophie ROGGE-BÖRNER, *Von nordischen Frauen, Königen und Bauern. Erzählungen aus der Überlieferung der Sagas*. Berlin, Leipzig, Stuttgart 1935, S. 33–48; *Unn Ketilstochter, die Landnehmerin*. In: Gisela WENZ-HARTMANN, *Lebensbilder germanischer Frauen*. Leipzig 1937 (= Die Welt der Germanen 10), S. 22–36; *Eine germanische Ältermutter*. In: MEYN 1938 (214), Bd. 1, S. 53–56. Den Beginn dieser Episode gibt ebenfalls Ludwig Meyn wieder: *Ein Siedlungszug nach Island*. In: *Altgermanische Dichtung. Auswahl aus der Edda*. Mit Prosastücken aus den Sagas herausgegeben und erläutert von Ludwig MEYN. Leipzig [1923] (= Jägers Sammlung deutscher Schulausgaben 39), S. 55–58. — Übersetzungen des vollständigen Textes: *Die Geschichte von den Lachstälern. Laxdœla saga. Eine Erzählung von nordischen Bauern und Seefahrern, die im 8. Jahrhundert aus Norwegen gefahren, und auf Island einen neuen Heimat gefunden*. Aus dem Altisländischen von Severin RÜTTGERS. Düsseldorf 1907 (= Die Wanderer. Acht Bücherfolgen für die deutsche Jugend, VII. Folge, Bd. 1), gekürzt wieder: München 1911 (= Quellen. Bücher zur Freude und Förderung 22); *Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswässertal*. Übertragen von Rudolf MEISSNER. Jena 1913 (= Thule 6), in überarbeiteter Fassung wieder in: *Germanische Welt vor tausend Jahren. Die Isländersagas vom Skalden Egil, den Lachswässertalleuten und Grettir dem Geächteten*. Unter Zugrundelegung der Übersetzungen von Felix Niedner, Rudolf Meißner und Paul Herrmann herausgegeben von Konstantin REICHARDT. Jena 1936, S. 201–377, außerdem im Auszug wieder in: Gustav NECKEL, *Germanisches Wesen in der Frühzeit*. Jena 1924, S. 205–251; SIEG 1959 (109); *Die Saga von den Leuten aus dem Laxartal*. In: Rolf HELLER, *Isländersagas*. Bd. 1, Leipzig 1982, S. 465–672. Auszüge übersetzen BONUS 1907 (82) und Ludwig Meyn (*Die Geschichte der Leute aus dem Lachswässertal. Kjartan und Gudrun*). Übertragen und mit einer Einführung versehen von Ludwig MEYN. Hamburg 1938 (= Bauern und Helden. Schulausgabe 8), wieder: *Die Geschichte von Kjartan und Gudrun*. In: *Volksbuch deutscher Dichtung*. Hrsg. von Gerhard FRICKE. Berlin 1938, S. 3–24. Außerdem sind Episoden nacherzählt in: REICHARDT 1934 (89), S. 77–82, 152–159, 182–187; *Isländersagas. Geschichten von germanischen Bauern, Frauen und Knaben*. Eine Auswahl gestaltet von Franz FAHNEMANN. Paderborn [1936] (= Schöninghs Arbeitsbogen. Reihe: Deutsche Sagen 9, A69), und *Siedler, Bauern und Kämpfer* [Hrsg. von Franz FAHNEMANN]. Saarbrücken [1939] (= Erlebte deutsche Welt 27). Schließlich erschien zu Beginn der vierziger Jahr ein Roman nach dem Stoff der Laxdœla saga: Sophie ROGGE-BÖRNER, *Die Olafssippe. Ein Nordlandroman*. Berlin o.J. Zu einem Roman fühlte sich übrigens auch in allerjüngster Zeit eine Autorin durch die Figur der Gudrun angeregt: Verena STÖSSINGER, *Gudrun, Schwester*. Zürich 1991.

mochte, zumal Island durch die Tausendjahrfeier seiner Besiedlung im Jahr 1874 erstmalig auch als geographische Größe in das Blickfeld des Kontinents rückte. Kölbing nimmt darauf 1878 im Vorwort seiner Übersetzung der Gunnlaugs saga ausdrücklich Bezug. Er ist aber im übrigen einer der wenigen Übersetzer, der sein Textverständnis nicht durch die vermeintliche Identität der rezipierten und der rezipierenden Kultur bestimmt sieht. Für ihn scheint der Reiz der Vorlage gerade in ihrer Fremdheit und der ihr eigenen Ästhetik zu liegen, und er möchte den Text daher für sich sprechen lassen:

Welches Interesse können aber solche locale Ueberlieferungen aus der Geschichte eines fernen Landes für uns haben? wird man billig fragen. Darauf hier im Vorwort eine ausführliche Antwort zu geben, liegt nicht in meiner Absicht: ich erwarte mir mehr von dem Eindruck, welchen die Lectüre der hier zum ersten Male in deutscher Uebersetzung gebotenen Saga selbst auf Gemüth und Geschmack hervorbringen soll.⁴⁷

Aus dieser Motivation resultiert sein Übersetzungsverfahren, »dem Urtexte so wenig wie möglich durch Weglassungen, Aenderungen oder Hinzufügungen Gewalt anzuthun«, damit die Übersetzung den Charakter der Vorlage möglichst unverfälscht vermittele. Die sich an diese Überlegung anschließende Äußerung zeigt, daß seine Rezeptionshaltung ausschließlich literaturästhetisch motiviert ist:

Erregt der Stoff in dieser Form kein ästhetisches Wolgefallen, vermag sich die Erzählung so, wie sie hier erscheint, keine Freunde zu erwerben, so mögen diese Stoffe wieder in die Vergessenheit zurück sinken oder – es mag jemand anderes sie durch Zuthaten von pikantem Gewürze schmackhafter machen: ich werde mich dazu aber jedenfalls nicht hergeben.⁴⁸

In seiner Formulierung klingt eine vorsichtige Kritik an der üblichen zeitgenössischen Bearbeitungspraxis an, und die dieser zugrundeliegende Rezeptionshaltung stimmt denn auch mit derjenigen Kölbings kaum überein. Nahe kommt ihr allenfalls der Standpunkt von Lenks, dessen Übersetzungen »nicht so sehr elegant, als vielmehr so treu als möglich« sind und auf Zusammenfassungen, Hinzufügungen, Kürzungen u.ä. verzichten. Sie verfolgen freilich auch neben dem Zweck, »den gewaltigen Schöpfungen des altisländischen Volksgeistes auch ausserhalb des Kreises der Fachgelehrten beim deutschen Lesepublicum Freunde zu

47 KÖLBING 1878 (194), S. VIII-IX.

48 Ebd., S. IX-X.

gewinnen«, das Ziel, »ein brauchbares Hilfsmittel zum Verständnis des altisländischen Grundtextes zu schaffen«. Dabei hat Lenk – mit der Übersetzung der *Hrafnkels saga* – vor allem die »Freunde der nordischen Rechtskunde im Auge«⁴⁹. Aus diesem stärker historisch als literarisch ausgerichteten Interesse resultiert ein Übersetzungsverfahren, das auf die genaue Wiedergabe vor allem der juristischen Sachverhalte sehr viel mehr Wert legt als auf literaturästhetische Gesichtspunkte.⁵⁰

Insgesamt gesehen lässt sich aus dem Überwiegen der ›Nacherzählungen‹ schließen, daß sich das Interesse der meisten Übersetzer/Bearbeiter vor allem auf den Stoff und nicht so sehr auf die literarische Gestalt der *Íslendingasögur* richtete. Möglicherweise ist dies als Reaktion auf die Wagnersche Mythisierung des Edda-Stoffes zu verstehen, der in dieser Form ein wenig anschauliches Exempel für den ethnischen Ursprung der deutschen Nation darstellte. Gerade dem wachsenden nationalen Selbstbewußtsein nach der Reichsgründung entsprach, wie wir noch sehen werden, viel eher, was man an typisch germanischen Zügen in der Saga zu finden meinte. Hinter der verstärkten Übersetzungstätigkeit ist infolgedessen vor allem die Absicht der Popularisierung zu vermuten, der die überlieferte Form der Texte jedoch entgegenzustehen schien. Vor allem unter Jugendlichen glaubte man die Stoffe am wirkungsvollsten verbreiten zu können, indem man sie deutschen Lesegewohnheiten anpaßte. So strebte beispielsweise Schoenfeld die »Umschmelzung des oft einförmigen Referates in den lebendigeren Dialog« an und gliederte Erklärungen »über Politik und Kampfesweise, Sitten und Hausrat«⁵¹ in den Text ein. Auch die ›Nacherzählungen‹ Khulls halten »sich nicht allzu ängstlich« an die Vorlage, sondern arbeiten mit »freieren, unserem sprachlichen Denken entsprechenden Fügungen«, »Umstellungen« und »Kürzungen [. . .], um den raschen Fortschritt der Erzählung nicht durch Bemerkungen zu unterbrechen, die dem deutschen Leser viel ferner als dem Isländer liegen.« Schließlich habe er als Zielpublikum, so erklärt er, »nicht Wissende und Gelehrte, sondern die deutsche Jugend im Auge.« Die Nähe seines Germanenbil-

49 VON LENK 1883 (36), S. VII–VIII.

50 Dennoch wiesen ihm die Rezensenten gerade in der Rechtsterminologie gravierende Fehlübersetzungen nach, v.a. Karl Lehmann in: *DLZ* 4, 1883, Sp. 1002–1003 (347). Im übrigen ist Lenks Übersetzung stark an eine dänische Wiedergabe der Saga angelehnt: *Sagan af Hrafnkeli Freysgoða*, anden Udgave, besørget ved K. GÍSLASON og oversat af N. L. Westergaard. Kopenhagen 1847 (= Nordiske Oldskrifter 1).

51 SCHOENFELD 1896 (79), S. VII.

des zu dem der Romantik ist dabei kaum zu übersehen, wenn er mit seinen Saga-Bearbeitungen auf die Naturwüchsigkeit der heidnischen Germanen aufmerksam machen will:

Denn in diesen nord-germanischen Geschichten findet man [...] Natur aus erster Hand, ein ungekünsteltes, frisches, freies, frohes Menschen-dasein, das alle Güter, die das Leben den Menschen auf Erden zu bieten vermag, mit vollen Zügen genießt, dafür aber auch sich selbst einsetzt. – Die Kenntnis dieser Erzählungen würde den deutschen Jüngling auch vertrauter mit dem alten heidnischen Geiste seiner eigenen Vorfahren, die ja des selben Stammes und Blutes sind wie die Helden, die er hier kennen lernt, sie würde ihn bekannter machen mit der tief religiösen, sittlichen Weltanschauung der Germanen, mit ihrer bewundernswerten Geisteskraft und Mannhaftigkeit.⁵²

Im übrigen begründet Khull sein Interesse mit dem verbreiteten Hinweis auf die »Stammverwandtschaft« der altisländischen und der deutschen Kultur, wie sie beispielsweise auch Küchler in der altnordischen Literatur ausgedrückt fand. In ihr offenbare sich »am schönsten unserer Ahnen und Urahnen hebre Weise [...], am reichsten echtgermanische Tugend, Zucht und Sitte«⁵³. Diesen Rezipienten schienen die Sagas die Existenz alles dessen zu bezeugen, was schon die Romantik in der Vorzeit suchte: Es zeigt sich, daß die anhaltende Wirkung des romantischen Bildes vom Mittelalter mit seinem Postulat einer heidnischen, nationalen Frühzeit es verhindert hat, daß die spezifische Bedingtheit der Sagaliteratur, nämlich ihre christliche Perspektive auf ein vergangenes (heidnisches) heroisches Zeitalter, erkannt wurde. Wenn dies überhaupt in den Blick geriet, wurde es zumeist sofort durch einen Hinweis auf den Realismus der Sagas, ihre vermeintliche »Objektivität« relativiert. So schließt beispielsweise Küchler jede Möglichkeit der Perspektivierung durch die Erzähler mit der Begründung aus, daß diese »berichten [...], indem sie Rücksicht auf die erzählte Zeit nehmen, während sie von ihrer eigenen fortsehen« (ebd.). Daher erklären sich die Texte – ganz romantisch – als Produkt des »altisländischen Volksgeistes« (von Lenk) und sind so von vornherein nur noch einer unhistorischen, nach überzeitlichen Wahrheiten suchenden Interpretation zugänglich. Insofern haben die Übersetzer des 19. Jahrhunderts die Rezeptionsstrukturen, wie sie sich deutlicher erst im 20. Jahrhundert abzeichnen, vorbereitet.

52 KHULL 1888 (186), Vorwort (unpaginiert).

53 KÜCHLER 1892 (196), S. 9.

Selbst das seit Bonus' *Isländerbuch* die Rezeption dominierende Moment der Kulturkritik findet sich gelegentlich bereits im 19. Jahrhundert, kommt allerdings nur selten explizit zur Sprache. 1855 formulierte Karl Weinhold im Vorwort seines Buches *Altnordisches Leben*:

Es sind nordische Bilder, ihnen mangelt südliche Anmut und Wärme; aber man kann sich daran stärken und Heilmittel für faule heutige Zustände daraus entnehmen. Ich bekenne offen, daß mir das bloße gelehrtte Herausarbeiten aus dem Stoffe auch hier nicht der einzige Zweck war, sondern daß ich durch die Wiedererweckung einer starken und mannhaften Welt auf die matte und charakterlose Gegenwart so gut ich kann wirken wollte. Ein Universitätslehrer vornehmlich hat heutzutage mehr als je die Pflicht, nicht bloß das Wissen zu überliefern, sondern auch Charaktere zu wecken.⁵⁴

Implizit äußert sich dieser Bezug auf die eigene Gegenwart jedoch häufiger, und zwar vor allem dann, wenn von dem besonderen Wert der heidnisch-germanischen Tugenden im Gegensatz zur romanisch-christlichen Kultur die Rede ist. Zwar spricht noch Poestion vom »civilisirenden Einfluß des Christenthums« auf die uns »abschreckend und roh« erscheinenden »Sitten der alten Skandinavier«, weiß diese aber nicht nur negativ, sondern auch als »altgermanische Tugenden« zu deuten, die besonders dort bewahrt worden seien, wo der Einfluß des romanischen Mittelalters gering gewesen sei. So deutet sich schon bei ihm der im 20. Jahrhundert stereotyp werdende Gegensatz von germanischer Keuschheit und südlicher Ausschweifung an:

Jenes unvergleichliche Heldenthum, jene Lust an Kampf und Gefahr, jene Todesfreudigkeit, jene Achtung vor den Frauen, jene Reinheit im Verkehr der Geschlechter, kurz alle die Lichtseiten im Charakter der alten Germanen haben sich bei den Skandinaviern länger und reiner erhalten als bei den übrigen Stammesgenossen, denn sie haben sich von der romanischen Cultur des Mittelalters fast ganz frei zu erhalten gewußt und ihre germanischen Eigenthümlichkeiten auch in den gesellschaftlichen Verhältnissen bewahrt. Es ist dies um so auffallender, als dieselben auf ihren bedeutenden Seefahrten auch häufig in romanische Länder kamen und das dortige üppige und sittenlose Leben kennen lernten.⁵⁵

Küchler indes setzt polemisch eine christlich beeinflußte und dadurch wenig kreative Kultur einer vermeintlich ausschließlich aus eigenen

54 Zit. n. einem Nachdruck aus dem Jahr 1938, S. 4.

55 POESTION 1882 (233), S. 108–109.

Ressourcen schöpfenden und daher prosperierenden altgermanischen Kultur entgegen:

Zu derselben Zeit, wo man in Deutschland in asketischen Übungen der Wiederkunft Christi entgegensaute und die Phantasie sich in Übersetzungen und wenig sagenden Gedichten erging, erblühte auf dem fernen nordischen Island [...] in ihrer einfachen und kunstgerechten Form die ›Saga‹ [...]. Kein germanisches Volk kann den Isländern etwas Ähnliches an die Seite stellen; wer altgermanische Prosa und altgermanischen Stil kennen lernen will, der muß hier Einkehr halten; denn ohne jeden fremden Einfluß steht das alte Nationale unversehrt da, und mit Bewunderung und Stolz dürfen wir zurückschauen auf die ›barbarische‹ Kultur der alten Germanen, welche solche Blüten zu zeitigen vermochte.⁵⁶

Beide Argumentationsweisen bewegen sich in den Bahnen jenes antithetisch konstruierten Germanenkłisches, das sich seit der humanistischen Tacitus-Rezeption auszuprägen begonnen hatte. Im Verlauf von fünf Jahrhunderten entwickelte es sich zu einem – selbst auf eigentümliche Weise außerhalb der Geschichte stehenden – Erklärungs- und Legitimationsschema, das tiefe Wirkungen im deutschen Geschichtsbewußtsein hinterlassen hat.

Exkurs: Das antithetische Germanenkłishee

Der deutsche Island-Mythos ist die Aktualisierung eines alten Klischees: jener Germanen-Ideologie, die sich, einmal als ein antithetisches Denkschema etabliert, im Verlaufe ihrer Entwicklung in einem Maße verselbstständigte, daß sie schließlich zur Herausbildung des nationalsozialistischen Antisemitismus führen konnte. Die Aufarbeitung ihrer Genese kann als die eigentliche Leistung der ideologiegeschichtlichen Arbeiten von Sees betrachtet werden. Wegen ihres großen Wertes auch für wissenschaftsgeschichtliche Fragen müssen sie hier in der gebotenen Kürze referiert werden:

Gegenstand wissenschaftlicher und literarischer Aufmerksamkeit wurde »der Germane« durch die Wiederentdeckung der *Germania* des Tacitus im 15. Jahrhundert. Seitdem habe man ihn, so von See, mit den folgenden Charaktereigenschaften ausgestattet:

56 KÜCHLER 1892 (196), S. 1.

[. . .] rauh und kriegerisch gesinnt und dabei offenherzig und bieder, den althergebrachten, bäuerlich-bodenständigen Sitten verhaftet, von keuscher, schlichter Ehrbarkeit in der Achtung der Frau und des Gastfreundes, abgeneigt dem Händler- und dem Advokatentum, im Politischen nicht institutionell-etatistisch denkend, sondern auf die natürlichen, gewachsenen Gemeinschaften von Familie, Sippe und Stamm bauend und auf die persönliche Treuebindung zwischen Gefolgsherr und Gefolgsmann.¹

Zu dem Bild gehört es, daß man diese für typisch gehaltenen Eigenarten durch historische Quellen belegen zu können meinte, doch zeigt von See anhand von zwei spezifischen »Eigentümlichkeiten« seinen ideologischen Charakter auf. Die eine wäre eben das ihm zugrundeliegende antithetische Denkmuster, das »den Germanen nicht ohne den Gegentyp des Römers erfassen kann«. Der Germanenmythos ist insofern als ein »antirömischer Affekt« zu verstehen, »der das Charakterbild des Germanen letztlich dadurch rechtfertigt, daß er es dem des Römers entgegensemmt, – überspitzt formuliert: treu, gemütvoll, leidenschaftlich und sippengebunden ist der eine, weil der andere ökonomisch, rational, kühl, individualistisch ist« (S. 10). Aus der *Germania* konnten die Humanisten dieses Denkschema nur darum ableiten, weil sie den Topos-Charakter des Textes übersahen, in dem Tacitus mit den germanischen »Barbaren« ein Gegenbild der römischen Gesellschaft entwarf.² Und es war eben diese Komponente des Germanenbildes, die sich in verschiedenen historischen Situationen bis in das 20. Jahrhundert hinein immer wieder zur Legitimierung politischer Entscheidungen aktualisieren ließ. Denn stets konnte man, und dies wäre die zweite der von von See angeführten »Eigentümlichkeiten«, das Vergleichsschema verwenden zur Konfrontation einer jungen, unverdorbenen Kultur mit

1 VON SEE 1970 (788), S. 9.

2 Diese Erkenntnis begann sich auch nach Karl TRÜDINGER, *Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie*. Diss. Basel 1918, und dem speziell der *Germania* gewidmeten Buch von Eduard NORDEN, *Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania*. Leipzig 1920, nur zögernd durchzusetzen. Norden interessierte die *Germania* nicht als Quelle für die Realienkunde, sondern als literarisches Werk. Als solches erschien sie ihm als Bestandteil einer langen Tradition, die zahlreiche »Wandertopoi« überlieferte. Norden konnte nachweisen, daß Tacitus bei seiner Germanendarstellung mit solchen Topoi arbeitete, eine These, auf die besonders die Germanistik und die Volkskunde abwehrend reagierten; ausführlicher hierzu VON SEE 1981 (791). Schon Heine vermutete übrigens in der *Romantischen Schule* (1836), was erst im 20. Jahrhundert nachgewiesen wurde: daß nämlich Tacitus »durch seine Apologie der Deutschen[!] eine indirekte Satire gegen seine Landsleute schreiben wollte«. Heinrich HEINE, *Die romantische Schule* (1836–1848). *Kritische Ausgabe*. Herausgegeben von Helga Weidmann. Stuttgart 1976 (= RUB 9831). Erstes Buch, S. 10.

einer alten und überzivilisierten. Wenn Tacitus diesen Gegensatz noch aus den historischen Gegebenheiten ableiten zu können meinte, so verfestigte sich das Denkschema doch schon bei den Humanisten zum – ahistorischen – Klischee. Verglichen wurden nämlich von nun an nicht mehr zwar gleichzeitig existierende, aber auf verschiedenen zivilisatorischen Entwicklungsstufen lebende Völker, sondern eine archaische mit einer neuzeitlichen Gesellschaftsform, »und vieles von dem, was in der Darstellung der Germanen eigentlich nur für ein frühes Stadium der historischen Entwicklung kennzeichnend sein sollte, wurde sozusagen perpetuiert und umgedeutet zu festen Eigenschaften des Volkscharakters, zu typisch germanischen Tugenden.«³

Es ist wohl gerade die Tatsache, daß sich der Germanenmythos durch die positive Deutung der eigenen zivilisatorischen Rückständigkeit, die er in Wertbegriffe wie Jugendlichkeit, Unverfälschtheit und Ursprünglichkeit faßte, konstituierte, wodurch sich seine Langlebigkeit begründet. Er löste sich so verhältnismäßig rasch aus dem Zusammenhang der *Germania*-Rezeption und verselbständigte sich noch im Humanismus zum Argument in der aktuellen politischen Auseinandersetzung mit dem Papsttum. Als solches blieb er in den folgenden Jahrhunderten durch die fortwährende unmittelbare Nachbarschaft der römischen, der galloromanischen und schließlich der westeuropäischen Zivilisation lebendig und stand immer dann zur Verfügung, wenn die historische Situation die Legitimation der »schlechtere[n] zivilisatorische[n] Position« erforderte: im Siebenjährigen Krieg beispielsweise, während der Napoleonischen Kriege, während der Rheinkrise 1840, im Deutsch-Französischen Krieg, in und vor allem nach dem Ersten Weltkrieg. Durch die historisch je unterschiedlichen Aktualisierungen weitete sich die »enge Römer-Germanen-Antithese«⁴ allmählich zu einem universalen, dualistischen Geschichtsbild aus. Sein fester Bestandteil blieb die in der Romantik ausgebildete deutsche Volkstumsideologie mit der ihr eigentümlichen Vorstellung, Kultur entstehe nicht im Zusammenleben der Völker, sondern ausschließlich durch die Entfaltung des eigenen Volkstums. Ihr zentraler Aspekt ist daher die Aufwertung des Eigenen, die sich zwangsläufig mit der Abwehr alles Fremden verbindet:

3 VON SEE 1970 (788), S. 11.

4 VON SEE 1975 (789), S. 10.

Aus dem antithetischen Schema der Germanen-Ideologie geht folgerichtigweise eine Anschauung hervor, in der das Volk als eine in sich geschlossene, nur auf sich selbst bezogene, fremder Einmischung nicht bedürftige Ganzheit erscheint, als ein aus eigenen Ursprüngen entwickelter, natürlich gewachsener Organismus, als eine ständisch-korporativ gegliederte Gemeinschaft.⁵

Im Zusammenwirken mit der Rassentheorie, durch die das Denkschema schließlich – vor allem unter Chamberlains Einfluß – naturwissenschaftlich-biologisch fundiert wurde, erhielt der Germanenmythos um die Jahrhundertwende eine ideologische Zuspitzung, die ihn endgültig zum Instrument einer imperialistischen Politik machte. In dieser Verbindung nämlich wurde es möglich, die bislang für typisch gehaltenen Charakterzüge der Germanen, doch eigentlich nichts weiter als typische Merkmale einer archaischen Kulturstufe oder gar Elemente des antiken Barbaren-Topos, zu ihren völkischen bzw. ›rassischen‹ Eigenschaften zu erklären. Als solche waren sie nun per definitionem ausschließlich der ›Nordrasse‹ eigene Tugenden, die den süd- und westeuropäischen Völkern als nicht wesensgemäß abgesprochen wurden. Die eigene zivilisatorische Rückständigkeit wurde so durch moralische Überlegenheit, welche die Zugehörigkeit zur ›Nordrasse‹ verbürgte, kompensiert. Daß neben der Rassenideologie auch die Sagarezeption verantwortlich ist für die »scharfe und zugleich extrem-heroische, geradezu todesbezogene Richtung«, die der Germanenmythos im 20. Jahrhundert nahm, hat schon Karl Ferdinand Werner 1967 vermutet⁶, ohne dies im Rahmen seiner historiographiegeschichtlichen Untersuchung eingehend an den Quellen überprüfen zu können. Der ideologische Schlußpunkt dieser Entwicklung, drastisch verkörpert in Alfred Rosenbergs abstrusem Entwurf einer nationalsozialistischen »Philosophie«, war die Identifikation des Germanen mit dem Arier und die des Römers mit dem Juden, ihr historisches Ende der nationalsozialistische Völkermord an den Juden.

Auch der so ausgeweiteten Antithese blieben die herkömmlichen Germanen-Topoi in ihrer Polarität erhalten:

Das Fremde, Feindliche (sei es nun römisch, galloromanisch, englisch oder jüdisch), – das ist der großstädtische, wurzellose Intellekt, die juristisch-advokatische und die wirtschaftlich-händlerische Begabung; das

5 Ebd., S. 11.

6 WERNER 1967 (818), S. 15.

Eigene, Volksgemäße dagegen, – das ist die bäuerliche Biederkeit und Schollengebundenheit, das Gemüt, die Treue und der Heldensinn.⁷

Anhaltenden Einfluß übte dabei das Barbaren-Klischee der antiken Ethnographie aus, dessen Konstituenten, nachdem sie einmal zu den ›rassehaften‹ Tugenden der Germanen stilisiert worden waren, nun den ›Helden‹ definierten. Schon Küchler blickte ja 1892 »mit Stolz« (und ironisierenden Anführungszeichen) auf die »›barbarische‹ Kultur der alten Germanen« zurück und brachte eine, wenn auch noch nicht zugespitzte, so doch bereits deutlich wertende Antithese von barbarischer und christlicher Kultur ins Spiel (s.o., S. 28). Zu Beginn des Ersten Weltkrieges verlieh Gustav Neckel dem zum »Helden« umstilierten »Barbaren« politische Stoßkraft: Er erklärte den von den Kriegsgegnern als »barbarisch« apostrophierten preußisch-deutschen Militarismus zu einem »altgermanischen« Wesensmerkmal, das die Deutschen von vornherein (und offensichtlich unabhängig vom Ausgang des Krieges) als die besseren Krieger, als die »Helden«, auszeichne. Dabei sind es die bekannten germanomanen Stereotypen, die zur Abwertung des englischen Kriegsgegners angeführt werden, und sie begegnen in der bezeichnenden antithetischen Ausprägung:

Da sehen wir ganz deutlich, was so mancher im Frieden nicht sah, und was die englischen Staatsmänner und Zeitungsschreiber, die uns und sich selber mit Schmutz bewerfen, auch jetzt noch nicht sehen: das Wesen der Dinge klebt nicht an ihrer Außenseite, das Wesen des Krieges beruht nicht in blutenden Leibern und rauchenden Dörfern, sondern in der Gesinnung der Krieger; blinde Zerstörungswut und feige Mordlust hängen innerlich enger zusammen mit dem Verunglimpfen des Feindes als mit ehrlichem Kampf; und jene Entrüstung, die den Krieg mit der Krämerelle oder mit dem Schulmeisterbakel mißt, verrät innere Armut.⁸

An anderer Stelle wird auf Neckels Schrift und die dort vertretene Ansicht, »die Stunde« gehöre »dem Heldensinn, dem Opfermut, der Treue – den altertümlichen, den germanischen Tugenden«, ausführlicher zurückzukommen sein.

Der Anstoß zu der positiven Interpretation des »Barbaren« ist wohl von Nietzsche ausgegangen, der in der »Barbaren-Kaste« den Anfang »jede[r] höhere[n] Kultur auf Erden« erblickte:

7 VON SEE 1975 (789), S. 10–11.

8 NECKEL 1915 (219), S. 16.

Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jedem furchtbaren Verstande des Wortes, Raubmenschen, noch im Besitz ungebrochener Willenskräfte und Macht-Begierden, warfen sich auf schwächere, gesittetere, friedlichere, vielleicht handeltreibende oder viehzüchtende Rassen, oder auf alte mürbe Kulturen, in denen eben die letzte Lebenskraft in glänzenden Feuerwerken von Geist und Verderbnis verflackerte.⁹

Identifizierte Nietzsche seine »Raubmenschen« auch keineswegs mit den Germanen (wenngleich er die »skandinavischen Wikinger« neben dem »japanischen Adel«, den »homerischen Helden« u.a. einmal als Beispiel für »vornehme Rassen« nennt¹⁰), so ließ sich seine Vorstellung von der »Entstehungsgeschichte einer aristokratischen Gesellschaft«¹¹ doch in das antithetisch strukturierte Geschichtsbild des Germanenmythos mühelos integrieren. Einmal in diesen Zusammenhang gebracht, konnte seine Lehre vom »Herrenmenschen« ebenso wie das Wort von der »blonden Bestie« bald ausschließlich auf den Germanen bezogen verwendet werden. Dabei war es vor allem die rassenideologische Interpretation der Begriffe von der »Herrenrasse« und der »Herrenmoral«, in der diese schließlich zu Schlagworten wurden.¹²

Ausgerechnet diejenige Komponente seines Barbarenbildes also, die von Nietzsche selbst wohl am wenigsten intendiert war, gewann Einfluß auf die Entwicklung des Island-Mythos, indem sie den Blick auf das Menschenbild der Íslendingasögur lenkte, das den Vorstellungen vom »Herrenmenschen« zu entsprechen schien. Vor allem im Saga-Verständnis des frühen zwanzigsten Jahrhunderts macht sich diese Sichtweise bemerkbar, wenn beispielsweise Andreas Heusler bedauerte, daß Nietzsche die »geschichtlichen Sagas« nicht rezipiert hatte, die doch geeignet gewesen wären, »seiner ›Herrenmoral‹, seinem ›Willen zur Macht‹, seinem ›Übermenschen‹ Blut einzuflößen!«¹³

9 *Jenseits von Gut und Böse* 257.

10 *Zur Genealogie der Moral* I, § 11.

11 *Jenseits von Gut und Böse* 257.

12 Vgl. VON SEE 1970 (788), S. 55. Daß die Metamorphose des Nietzsche-Wortes von der »blonden Bestie« zum Schlagwort auf einer Fehlinterpretation beruht, weist Detlef BRENNCKE, *Die blonde Bestie. Vom Mißverständnis eines Schlagworts*. In: *Nietzsche-Studien* 5, 1976, S. 113–145, nach.

13 Andreas HEUSLER, *Die Herrenethik in der isländischen Saga*. In: ders., *Germanentum. Vom Lebens- und Formgefühl der alten Germanen*. Heidelberg 1934, S. 66. Vgl. auch ders., *Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit*. In: Hermann NOLLAU (Hrsg.), *Germanische Wiedererstehung*. Heidelberg 1926, S. 201. Nietzsche selbst weist an einer einzigen Stelle darauf hin, daß »die isländische Sage [...] beinahe [die] wichtigste Urkunde« »der Herren-Moral« sei. (*Der Fall Wagner*. 1888 (Epilog)). Vermutlich geht diese

2. Der Traum von der ›germanischen Wiedergeburt‹: 1907–1945

2.1 Die Sagarezeption auf dem Höhepunkt

Die neue Epoche in der Rezeptionsgeschichte der altländischen Literatur, die Bonus mit seinem *Isländerbuch* einleitete, fand ihren Ausdruck nicht nur in der Hinwendung zu den Íslendingasögur, sondern auch in einer veränderten Rezeptionshaltung: Diese wurde von nun an von einem zwar nicht grundlegend neuen, aber bisher eher sporadisch auftretenden kulturkritischen Moment beherrscht. Das heidnische Germanentum, bislang Orientierungspunkt bei der Suche nach nationaler Identität, wurde jetzt zunehmend als Verheißung einer besseren Zukunft begriffen, die durch eine ›germanische Wiedergeburt‹ eingeleitet werden könne. Diese ›nordische Erneuerung‹ war das kulturpolitische Programm einer vorwiegend aus Germanisten bestehenden Gruppe, als deren repräsentative Publikation der von Hermann Nollau 1926 herausgegebene Band *Germanische Wiedererstehung* gelten kann.¹ Die Besinnung auf die ›germanischen Grundlagen unserer Gesittung‹ erschien den Autoren des Bandes als Ausweg aus der als problematisch empfundenen politischen Situation der Weimarer Republik, ihre Publikation verstanden sie als Beitrag zu »dem inneren Wiederaufbau unseres Vaterlandes«:

Die staatliche Macht unseres Volkes unter den andern Völkern der Erde ist gebrochen; der Stolz, ein Bürger eines starken Deutschen Reiches zu sein, ist dahin. Ob und wann hier eine Wende kommen wird, das zu prüfen war nicht Aufgabe dieses Werkes. Aber auf die innere Not des Volkes wollten wir hinweisen, deren Kern wir nicht nur in Fragen wie denen der Verteilung der stofflichen Güter des Lebens oder des Aufbaues der Staatsverwaltung sehen, sondern nicht zum wenigsten auch in der übermäßigen Durchsetzung unseres ursprünglichen Wesens durch fremde Kulturdankungen. So mögen wir denn davon ablassen, uns in innerem Hader zu zerfürchten, hingegen mit aller Kraft auf die Fortentwicklung unserer Gesinnung bedacht sein, nicht zwar unter wahlloser Beiseiteschie-

Bemerkung auf eine Anregung durch Georg Brandes zurück (HEUSLER 1934 (484), S. 66). Zu der Rezeption der altnordischen Literatur durch Nietzsche s. auch Detlef BRENNCKE, »Geradezu stoßen die Adler«. *Altnordisches bei Nietzsche*. In: *Nietzsche-Studien* 13, 1984, S. 316–324.

¹ Vgl. auch BOHRER 1961 (661), S. 3.

bung übernommener fremder Bildungswerte, aber doch unter selbstbewußt stärkerer Beachtung und Betonung der ältest-eigenen, der germanischen Grundlagen unserer Gesittung.²

Für die »altgermanische Sittenlehre«, der Heusler seinen Beitrag widmete, erschienen nun gerade die Figuren der Íslendinga- und der Konungsögur repräsentativ: »Hier endlich erscheinen uns bodenständige, an ihrer Scholle haftende, unter ihrem Himmel atmende Germanen!«, denn die Saga »mit ihrer herben unpathetischen Art verscheucht [...] manche Phrase, die den alten Germanen romantisch umnebelt«.³

Eben diese Ansicht von dem »ganz und gar unpathetischen Geist« der Saga findet sich schon bei Bonus, der ihr »die ältesten und am meisten unerkannten Rasseeigentümlichkeiten unsres Volkes«⁴ entnehmen zu können meinte. Damit rückte Bonus, der auf die Sagas bei der Lektüre Ibsens und Björnsons aufmerksam geworden war (s.u., S. 221)⁵, als den zentralen Aspekt dieser Literatur ihr Menschenbild in den Blickpunkt, ohne jedoch seine literarische Stilisierung zu bemerken. So erhielten die Sagas, die man allzu gern der *Germania* an die Seite stellte, um deren »schattenhaften Umrissen Blut« einzuflößen, wie es in einer Formulierung Heuslers heißt⁶, ihre Bedeutung für die deutsche Kultur durch eine ähnliche Fehlinterpretation wie die Schrift des Tacitus: Indem man ihre Literarizität leugnete, verkannte man die Perspektive der Texte, die bekanntlich eine spätere Generation im Rückblick auf ihr eigenes Heldenzeitalter verfaßt hatte. Die Erzählhaltung der Saga, ihre »Gestaltung« »realistischer Stoffe« »in naturalistischer Darbietung«⁷,

2 Hermann NOLLAU (Hrsg.), *Germanische Wiedererstehung. Ein Werk über die germanischen Grundlagen unserer Gesittung*. Heidelberg 1926, S. 15f (Einführung: Der Gedanke der germanischen Wiedererstehung).

3 HEUSLER 1926 (481), S. 158–159.

4 BONUS 1912 (131), S. VII–VIII.

5 Nach den Motiven für das zunehmende Saga-Interesse fragten schon die Zeitgenossen. Karl Reuschel etwa vermutete sie ebenfalls in der verstärkten Rezeption der »neunnorwegischen Literatur«, aber auch in den »gesteigerten Reisegelegenheiten und namentlich d[en] Nordlandfahrten unseres Kaisers« sowie in einer »völkische[n] Selbstbesinnung, die ihre Leitbilder bei dem urverwandten Volkstum suchte«. Karl REUSCHEL, *Literaturbericht 1912–1915: Germanisches Altertum*. In: *ZfdU* 30, 1916, S. 132. Zu den Nordlandfahrten Wilhelms II., die in der Tat nicht unerheblich dazu beitrugen, Skandinavien in das Blickfeld der Deutschen zu rücken, vgl. Birgit MARSCHALL, *Reisen und Regieren. Die Nordlandfahrten Kaiser Wilhelms II.* Heidelberg 1991, besonders S. 19–20.

6 HEUSLER 1926 (481), S. 159.

7 BONUS 1920 (133), S. 122.

verführte zu dieser Deutung und dazu, bereits in dieser frühen Literatur Fragen des 20. Jahrhunderts »beantwortet« zu finden. Diese konnten so allzu leicht zu Daseinsfragen von überzeitlicher Geltung stilisiert werden. Für Bonus war »die Idee des Großmännischen«, »des Starkgeistigen« dasjenige Element im Menschenbild der Íslendingasögur, das »in einer künftigen Zeit einmal sich als der Hauptinhalt des vergangenen Jahrhunderts erweisen wird«, und er hoffte auf »das Aufwachen dieser Leitidee in allen germanischen Ländern.« Er bezog sich dabei, ohne daß das im Zusammenhang der Sagas so gern erwähnte Wort vom ›Herrenmenschen‹ fällt, ausdrücklich auf Nietzsche.⁸

Nicht nur Bonus, auch Heusler und sein Schüler Gustav Neckel waren sich des Unterschieds ihres Germanenbildes zu demjenigen des 19. Jahrhunderts bewußt. So begrüßte Neckel in seiner Rezension des *Isländerbuches* Bonus' Vorhaben, der »romantisch-sentimental-pathetische[n] Stimmung, in der wir in bezug auf unsre Urvergangenheit leben«⁹, durch die Publikation von Sagaübersetzungen entgegenzuwirken: »Und es ist in der tat zu hoffen, dass die köstlich lebensfrischen bilder der Egilss., die ergreifende wahrheit der Gíslas. [. . .] manchen leser für immer heilen von dem fürwahrhalten Wagnerscher und Dahnscher träume.«¹⁰ Bonus selbst führte das verbreitete »Vorurteil«, der »Norden« könne »nur neblige, überschwengliche, der Form und des Maßes notwendig entbehrende, dreiviertel unverständliche Gebilde schaffen«¹¹, u.a. auf eine vorschnelle Identifikation des Germanischen mit dem Ossianismus – also mit dem (vermeintlich) Keltischen – zurück.¹² Und auch Heusler, für den, wie noch zu sehen sein wird, neben dem Menschenbild der Stil der Saga von besonderer Wichtigkeit war (s.u., S. 38), distanzierte sich von dem Islandbild der Romantik, von Herman

⁸ Die explizite Nennung Nietzsches erst im Vorwort zur fünften Auflage 1935 (139), S. 10; allerdings enthält schon die erste Auflage zahlreiche Anspielungen auf Nietzsche, dazu s. auch u., S. 222, Anm. 41. Zu Bonus außerdem BOLLASON 1990 (660), S. 55–62.

⁹ BONUS 1912 (131), S. vi. Die »romantische Auffassung dieser nordischen Welt« kritisiert auch Friedrich HEININGER, *Altisländische Saga I. Eine Einführung für den Schulgebrauch mit allgemeiner Einleitung und Darbietung der Gisli-Saga*. Bielefeld, Leipzig 1937 (= Velhagen & Klasing deutsche Lesebogen 12), S. 5.

¹⁰ In: Afda 32, 1908, S. 97.

¹¹ *Eine altnordische Bauerngeschichte. Die Geschichte von Björn und Thurid*. In: Deutsche Rundschau 128, 1906, S. 66.

¹² *Altisländisch und Neudeutsch*. In: Kunstmwart 19, 1906, S. 580. Zur Verbindung von Ossianismus und Germanismus in der »Bardenpoesie« des 18. Jh. s. auch VON SEE 1970 (788), S. 30–33.

Grimm und Wilhelm Dilthey, denen »der Schallboden für dieses Ungewohnte abging«¹³, und von »Fouqué und viele[n] Spätere[n]«, die »aus den Sagas erst etwas zu machen« glaubten, »wenn sie sie aufbliesen zu moderner Romanart«¹⁴. Ebenso wie den Romantikern galt freilich auch ihm nur eine ursprüngliche und ›unverfälschte‹, mithin die heidnische, vorstaatliche Kultur der Frühzeit, wie er sie in den Sagas belegt zu finden glaubte, als echt germanisch. Mag die Ursache für seine einseitige Bevorzugung der Saga auch psychologischer Natur sein¹⁵ – für die wissenschaftliche Aufarbeitung der Sagarezeption ist der Hinweis auf die Zeitgebundenheit des Heuslerschen Germanenbildes allemal instruktiver als biographische Spekulationen. Denn die Resonanz, die Heuslers Vorstellung vom ›Sagamenschen‹ fand, ist doch nur daraus zu erklären, daß sie die vorgeprägten Strukturen des Germanenmythos in einer Weise modifizierte, die den Bedürfnissen der Zeit entgegenkam. »Eine gewisse Zeitgebundenheit« glaubt von See daher in Heuslers Antiklerikalismus zu finden, der seit dem »Versailler Diktat« noch »durch einen ›antiwelschen‹ Affekt« verstärkt worden sei, und er möchte daraus Heuslers Desinteresse am christlichen Mittelalter erklären. Aber heißt dies nicht Heuslers Bedeutung für die Ausprägung gerade dieser Spielart des Germanenbildes überschätzen, das sich doch in den Sagaübersetzungen schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts andeutete? Trotzdem ist der zusammenfassenden Beurteilung des Heuslerschen Germanenbildes zuzustimmen, das als unhistorisch kritisiert wird:

Da uns aber der Germane meist schon, sogar im altnordischen Bereich, als mittelalterlicher Christ entgegentritt, gerät der Heuslersche Germane – der nichtchristliche, vorstaatliche Germane – leicht in Gefahr, außerhalb seiner konkreten geschichtlichen Bedingungen zu stehen. Heuslers Sicht wiegt um so schwerer, da er das Menschenbild der Saga als das schlecht-hin germanische interpretiert: »Wer sich den altdutschen Menschen blut-warm machen will, der gehe zu den Sagas.« Erst durch Heusler seien, stellt Naumann 1941 lobend fest, Nordistik und deutsche Philologie wie-

13 *Die altisländische Saga und unser deutscher Prosastil*. In: Andreas HEUSLER, *Germanentum*, Heidelberg 1934 (483), S. 131. Vgl. dazu auch VON SEE 1983 (792), S. 19.

14 HEUSLER 1934 (486), S. 131–132; ähnlich äußert er sich im Vorwort zu der *Geschichte vom Hühner-Thorir*. Berlin 1900, S. 9: »Wer mit einigen dieser Sagas Bekanntschaft gemacht hat, der wird von dem Wesen des altdeutschen Mannes und der altdeutschen Frau wohl ein anderes Bild in sich tragen als vorher; vielleicht ist es weniger romantisch, weniger theatralisch, aber durch die still wirkende Macht der Wahrheit lebensfähiger als so mancher Phantasieentwurf neuerer Germanenschilderer.«

15 VON SEE 1983 (792), S. 18–19, und im Anschluß ENGSTER 1986 (680), S. 72.

der zu einem einzigen Fach zusammengewachsen, zur Wissenschaft ›vom germanisch-deutschen Menschen‹. Und so mag denn, obwohl Heusler selbst alles andere als ein ›Völkischer‹ ist; sein Germanenbild letztlich doch dazu beigetragen haben, der völkischen Kontinuitätstheorie den Weg zu ebnen.¹⁶

Es wird zu untersuchen sein, auf welche speziellen Merkmale die Attraktivität des Heuslerschen Germanenbildes für völkische Interpretationen zurückzuführen ist. Vorläufig mag es genügen, darauf hinzuweisen, daß sich Heuslers Verständnis der Saga wohl auf jenen Zweig ihrer Rezeptionsgeschichte am nachhaltigsten ausgewirkt hat, der hier vor allem interessiert: ihre Übersetzung.¹⁷ Weil ihm nämlich das typische Moment der Saga u.a. im Formal-Stilistischen, in ihrer »antirhetorischen Trockenheit«¹⁸ zu liegen schien, konnte sie nach seiner Meinung sinnvoll nur durch möglichst textnahe Übersetzungen popularisiert werden. Er begann seine eigene Übersetzungstätigkeit nach einer Übertragung der *Voluspá* mit einer deutschen Fassung der *Hoënsa-Póris saga* im Jahr 1900, die 1922 in stark überarbeiteter Form in die *Sammlung Thule* (Bd. 8) aufgenommen wurde.¹⁹ Wenn auch die Überarbeitung zeigt, daß er sein Übersetzungsverfahren erst im Laufe der Jahre ausbildete und verfeinerte, so wird doch schon hier das seine Methode kennzeichnende Prinzip deutlich. Im Vorwort findet sich ein Hinweis auf »das Hauptgebot beim Uebertragen einer Islendingasaga: die stilvolle Enthaltsamkeit dieser echten Prosa beizubehalten« (S. 25). Auf die übersetzungstechnischen Implikationen dieser Forderung wird noch zurückzukommen sein. Zunächst ist festzuhalten, daß in Heuslers Übersetzungsmethode seine Nähe zur Programmatik der ›germanischen Wiedergeburt‹ insofern zum Ausdruck kommt, als er sich von der Verbreitung des ›Sagastils‹ positiven Einfluß auf die von ihm angestrebte Erneuerung der deutschen Schriftsprache nach dem Vorbild der Alltagssprache erhoffte. Aus diesem kulturkritischen Impetus erklärt sich schließlich auch Heuslers Bemühen, die Saga in Übersetzungen über den engen Kreis der Germa-

16 VON SEE 1983 (792), S. 20

17 Ähnlich Heinrich MEYER, *Andreas Heusler*. In: *PMLA* 55, 1940, S. 883.

18 Brief an William Thalbitzer vom 19. Dezember 1937 (Nr. 142). In: *Freundesbriefe des Germanisten Andreas Heusler an den Grönlandforscher William Thalbitzer 1904–1940*. Hrsg. von Theodor SALFINGER. Kopenhagen etc. 1953, S. 185.

19 *Vpo spq. Die Weissagung der Seherin*. Berlin 1887; HEUSLER 1900 (58) und 1922 (60). Einen Vergleich dieser beiden Fassungen der *Hoënsa-Póris saga* bringt Kap. II.2.3. der vorliegenden Untersuchung (s.u., S. 223–256).

nistik hinaus populär zu machen. In diesen Zusammenhang ist seine Mitarbeit an Bonus' *Isländerbuch* ebenso zu stellen wie die Beteiligung an dem *Thule*-Projekt des Eugen-Diederichs-Verlages.

Beide, Arthur Bonus wie der Verleger Eugen Diederichs, standen der sogenannten Lebensreformbewegung nahe²⁰, in der sich verschiedene zivilisationskritische und kulturpessimistische Strömungen – von Janos Frecot, Johann Friedrich Geist und Diethart Kerbs als »bürgerliche Fluchtbewegungen« apostrophiert²¹ – versammelten. Sie waren ange-sichts der Zweckrationalität der kapitalistischen Gesellschaft auf der Suche nach einer ›sinnhaften‹ Gegenwelt, nach einer neuen Harmonie und ›Innerlichkeit‹. Diederichs betrachtete sich als den führenden Verleger dieser Geistesrichtung, die sich selbst gern als »Neuromantik« bezeichnete.²² Ihren »idealistischen« Zielen gab er um 1900 in seinem Verlagsprogramm Ausdruck, in dem er die Ansicht formulierte, die Neuromantik wolle »nach dem Zeitalter des Spezialistentums, der ein-seitigen Verstandeskultur [...] die Welt als etwas Ganzes betrachten und gestalten«²³. In seinem Streben nach einer »Universalität der Welt-erfassung«²⁴ repräsentierte Diederichs eine geistige Strömung, die ein beträchtliches irrationales Potential enthielt. Es trat in der Betonung des Gefühls, der Seele und des Geistes, des Volkes und der Volkskraft in Erscheinung und führte dazu, daß man sich – auch in der Auseinander-setzung mit der eigenen Gegenwart – bald ausschließlich auf angeblich überzeitliche, ewige Ideale in Kultur und Dichtung berufen zu können meinte. Zu ihnen zählten Heimat und Bauerntum, volkshafte Kräfte und ein ›nordisches‹ Menschentum, das als der Inbegriff aller Ursprünglichkeit gefeiert wurde. Eine nahezu unüberschaubare Menge von Gruppierungen, die alle dem Ideal des ›germanischen Recken‹ an-hingen, ist bereits um die Jahrhundertwende zu beobachten. Zu nennen

20 Über Diederichs' Verhältnis zu den diversen Richtungen der bürgerlichen Reformbe-wegung unterrichtet Erich VIEHÖFER, *Der Verleger als Organisator*. In: *Archiv für Ge-schichte des Buchwesens* 30, 1988, S. 1–147.

21 *Fidus 1868–1948. Zur ästhetischen Praxis bürgerlicher Fluchtbewegungen*. München 1972. Allgemein zu den diversen Erscheinungen der Lebensreformbewegung Janos FRECOT, *Die Lebensreformbewegung*. In: Klaus VONDUNG (Hrsg.), *Das wilhelminische Bildungsbürgertum*. Göttingen 1976, S. 138–152.

22 Zur »Neuromantik« vgl. v.a. Walter BEIMDICK, *Neuromantik*. In: *Handlexikon zur Literaturwissenschaft*, hrsg. von Dieter KRYWALSKI. München 1974, S. 366–372.

23 Eugen DIEDERICHS, *Eugen Diederichs*. Leipzig 1927, S. 20–21.

24 Ebd., S. 19.

wären Mittgart-Bund, Werdandi-Bund, Germanen-Orden, Thule-Gesellschaft u.v.a.m.²⁵

Die Entdeckung der skandinavischen Literatur ist indessen in den lebensreformerischen Zirkeln der Berliner Vorstadtkultur der Jahrhundertwende zu lokalisieren²⁶, zu denen auch der Friedrichshagener Dichterkreis um die Naturalisten Heinrich und Julius Hart oder deren »Neue Gemeinschaft« zu rechnen sind. Nicht nur literarisches Interesse führte die Theoretiker des Naturalismus zu den skandinavischen Autoren, vor allem zu Ibsen und Björnson, sondern es klangen dabei auch schon nationalistische Töne an, etwa in Leo Bergs Aufsatz *Henrik Ibsen und das Germanenthum in der deutschen Litteratur*²⁷. Im gleichen Umfeld entstand denn auch Wilhelm Schwaners *Germanenbibel* (1904), malte Fidus den »nordischen Lichtmenschen«.²⁸ Und dies war schließlich auch das Milieu, in dem Bonus durch Sagaübersetzungen – zunächst in kulturreformerisch orientierten Zeitschriften wie etwa in Ferdinand Avenarius' *Kunstwart*²⁹, dann in seinem *Isländerbuch* – »eine Bereicherung und einen Ausgangspunkt für bodenständige Lebensauffassung«³⁰ schaffen wollte.

Daß schließlich Eugen Diederichs, der schon seit 1904 »in die nordische Sagenwelt hinein«³¹ wollte, die Aufgabe übernahm, das von Bonus und Heusler propagierte Menschenbild der Saga in Übersetzungen zu popularisieren, entsprach dem Selbstverständnis und dem Pro-

25 Einige von ihnen werden ausführlicher untersucht von Reginald H. PHELPS, »Before Hitler came: Thule Society and Germanen Orden. In: *The Journal of Modern History* 35, 1963, S. 245–261, Jost HERMAND, *Germania germanicissima. Zum präfaschistischen Arierkult um 1900*. In: ders., *Der Schein des schönen Lebens*. Frankfurt 1972, S. 39–54, und Nicholas GOODRICK-CLARKE, *The Occult Roots of Nazism*. Wellingborough 1985.

26 So schon Heinrich Meyer in seinem Nachruf auf Heusler 1940 (506), S. 895. Etwas detaillierter VON SEE 1983 (792), S. 17, und 1987 (796), S. 352–53.

27 Berlin [1887] (= Litterarische Volkshefte 2).

28 Vgl. FRECOT, GEIST, KERBS 1972 (685) und Jost HERMAND, *Meister Fidus*. In: ders., *Der Schein des schönen Lebens*. Frankfurt 1972, S. 55–127.

29 Über das kulturpolitische Programm dieser Zeitschrift allgemein Gerhard KRATZSCH, *Kunstwart und Dürerbund*. Göttingen 1969, und ders., *Der »Kunstwart« und die bürgerlich-soziale Bewegung*. In: Ekkehard MAI u.a. (Hrsg.), *Ideengeschichte und Kunsthistorische Studien. Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich*. Berlin 1983, S. 371–396.

30 BONUS 1912 (131), S. VII–VIII.

31 Briefliche Mitteilung an Arthur Bonus. Zit. n. Lulu VON STRAUSS UND TORNEY-DIEDERICHS (Hrsg.), *Eugen Diederichs. Leben und Werk. Ausgewählte Briefe und Aufzeichnungen*. Jena 1936, S. 120.

gramm des Verlages. Er pflegte neben der ›neuromantischen‹ Literatur vor allem die deutsche Vergangenheit durch die Herausgabe der Reihen *Stammeskunde deutscher Landschaften*, *Deutsche Volkheit* u.a. Mit der *Sammlung Thule* wurde die altnordische Literatur in den Zusammenhang des deutschen Kulturerbes gestellt (s.u., S. 375). Sie sollte nach Ansicht des Verlages »eine kulturelle Aufgabe erfüllen: Uns zur Besinnung auf unser Eigenstes zu bringen, und zu dem Mut, uns dazu zu bekennen«.³² Folgt man den Äußerungen eines Rezessenten des sechsten *Thule*-Bandes, war unter dem »Eigensten« »die Welt deutschen Heroentums, die in den nordischen Sagas eingeschlossen ist« zu verstehen: Sie »birgt soviel vorwärtsdrängende Kraft und sittliche Größe, soviel Ureigenartiges, daß sie sich den gleichen Altern fremder Kulturen selbstbewußt an die Seite stellen darf«.³³ Und eben dies ließ sie geeignet erscheinen, zu einer Bewältigung (wenn nicht gar Revision) der aktuellen politischen Lage und eines geradezu Spenglerschen Kulturpesimismus beizutragen:

Ragnarök, Völkerdämmerung liegt über dem Abendlande. Soll sie uns nicht vernichten, sollen wir als Volk nicht untergehen, müssen wir uns auf uns selbst besinnen. Wir müssen auf die tiefsten Wurzeln unserer Kraft zurückgehen. Der Instinkt dafür führte uns schon in den letzten Jahrzehnten zur nordischen Literatur. Aber die Ibsen, Björnson, Strindberg, zu denen wir als Suchende kamen, haben selbst aus tieferen Quellen geschöpft. Hier in der nordischen Urdichtung liegen diese Quellen zutage. Es gilt nur, daß wir selbst den Weg zu ihnen finden. Dieser Weg liegt durch »Thule« offen.³⁴

Diederichs gewann neben Heusler eine Reihe namhafter Nordisten für die Mitarbeit an seinem Projekt.³⁵ Sie übersetzten in den beiden Jahrzehnten zwischen 1911 und 1930 neben der Lieder-Edda und der

32 So der Wortlaut einer Ankündigung des Verlages, abgedruckt in VON STRAUSS UND TORNEY-DIEDERICHS 1936 (542), S. 207–208. (Die zitierte Stelle befindet sich auf S. 208). Die Formulierung ist übrigens Bonus' *Isländerbuch* entnommen; vgl. BONUS 1920 (133), S. 8.

33 Dr. N. (Rez.), *Altnordische Dichtung und Prosa. Herausgegeben von Felix Niedner. VI. Band. Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswässertal. Übertragen (und eingeleitet) von Rudolf Meißner*. Jena 1913. In: *ZfBfr* N.F. 5, 1913–1914, S. 374.

34 *Thule*. Verlagsprospekt aus dem Jahr 1922 (unpaginiert).

35 Über die Anfänge der *Sammlung Thule* berichtet knapp MEYER 1940 (506), S. 895–896, ausführlicher Ulf DIEDERICHS, *Achtzig Jahre Sammlung Thule*. In: *Ada* 1991, bes. S. A 418–A420.

Snorra Edda³⁶ vor allem Íslendingasögur³⁷, aber auch Konungasögr³⁸, einige wenige Fornaldarsögr³⁹ und Auszüge aus verschiedenen Biskupasögr⁴⁰. Mit diesem Korpus präsentierte die Reihe eine einseitige Auswahl aus der altnordischen Literatur, indem sie die Texte bevorzugte, denen sich das Bild einer heidnischen, vorstaatlichen Gesellschaft entnehmen ließ. Andere ›romantischere‹ Sagas, wie etwa die im isländischen Mittelalter sehr populären Riddarasögr, die eindeutig auf kontinentalen Einfluß zurückgehen und also nicht als genuin germanische Schöpfungen interpretiert werden konnten, ließen sie vollständig außer Acht. Herkunft und Tragweite dieser Kanonbildung, die die Altskandinavistik erst vor wenigen Jahren aufzugeben begonnen hat, beschreibt Jürg Glauser einleitend in seiner Monographie über *Isländische Mär-*

36 Übersetzer der Lieder-Edda war Felix Genzmer (in Zusammenarbeit mit Heusler), die Snorra Edda (ohne den Prolog) übertrugen Gustav Neckel und Felix Niedner (dazu s.u., S. 208).

37 Die Reihe enthält Übersetzungen der folgenden Íslendingasögur: Bandamanna saga (Fischer), Bjarnar saga Hitdelakappa (Niedner), Droplaugarsonna saga (Neckel), Egils saga Skallagrímssonar (Niedner), Einars þátt Sokkasonar (1912: Mendelssohn, 1929: Niedner), Eiríks saga rauða (1912: Mendelssohn; 1929: Niedner), Eyrbyggja saga (Niedner), Finniboga saga ramma (Fischer), Flóamanna saga (1912: Mendelssohn, 1929: Niedner), Fóst-brœðra saga (1912: Mendelssohn, 1929: Niedner), Gísla saga Súrsonar (Ranke), Grettis saga Ásmundarsonar (Herrmann), Grænlendinga saga (1912: Mendelssohn, 1929: Niedner), Gunnars þátt Piðrandabana (Neckel), Gunnilaugs saga ormstungu (Niedner), Hallfreðar saga vandræðaskálðs (Niedner), Hávarðar saga Ísfirðings (Ranke), Heiðarvíga saga (Ranke), Hœnsa-Pórís saga (Heusler), Hólmerverja saga (Ranke), Hrafnkels saga Freysgoða (Neckel), Kormáks saga (Niedner), Króka-Refs saga (1912: Mendelssohn, 1929: Niedner), Laxdœla saga (Meißner), Ljósvetninga saga (Ranisch), Njáls saga (Heusler), Reykdœla saga (Vogt), Svarfdœla saga (Vogt), Valla-Ljóts saga (Ranisch), Vápnfirðinga saga (Neckel), Vatnisdœla saga (Vogt), Víga-Glúms saga (Ranisch), Qlkofra þátt (Vogt), Pórðar saga hreðu (Fischer), Porsteins saga hvíta (Neckel), Porsteins saga Siðu-Hallssonar (Neckel), Porsteins pátr stangarhqggs (Neckel).

38 Neben der Heimskringla (Niedner) sind Auszüge aus der Sverris saga (Niedner) und der Hákonar saga Hákonarsonar (Niedner) übersetzt, ferner aus der Íslendingabók (Baetke), der Landnámabók (Baetke), der Færeyinga saga (1912: Mendelssohn, 1929: Niedner), der Knýtinga saga (Baetke), der Jónsmvkinga saga (Baetke) und der Orkneyinga saga (Baetke).

39 Hemings þátt Áslákssonar (Niedner), Hrólfs saga kraka (Herrmann), Normagests þátt (Herrmann), Ragnars saga loðbrókar (Herrmann), Völsunga saga (Herrmann), Þiðreks saga (Erichsen).

40 Árna saga (Baetke), Guðmundar saga (Baetke), Hungrvaka (Baetke), Kristni saga (Baetke), Laurentius saga (Baetke), Páls saga (Baetke), Þorláks saga (Baetke). — Eine sehr sorgfältige, von ihm so genannte »Inhaltserschließung« der *Sammlung Thule*, die in erster Linie bibliographischen Nutzen haben dürfte, legt E. Matthias Reifegerste mit seiner unveröffentlichten Assessorarbeit für den höheren Bibliotheksdienst vor: *Der Beitrag des Eugen Diederichs Verlags zur Kenntnis der altisländischen Literatur. Die Sammlung Thule: Chronologie, Inhalt, Wirkung*. Köln 1990.

*chensagas*⁴¹. Was vordergründig als ästhetisches Urteil gelten mochte, das die künstlerisch hochstehenden Íslendingasögur den späteren epigonalen, literarisch ›minderwertigen‹ Riddarasögur entgegenstellte, offenbart sich bei näherer Untersuchung der angeführten Argumente und Metaphern als Auswirkung der »nationalistische[n], germanomane[n] Philologie: Die Isländersaga ist nämlich, so viel wird deutlich, nicht bloß aus literarisch-ästhetischen Gründen vorzuziehen, sondern sie ist letztlich als ursprüngliche, alte, echt nordisch-germanische Form der moderneren, ausländischen, gekünstelten und im Grunde romanischen Rittersaga auch sittlich-moralisch überlegen« (S. 3). In Verbindung mit der verzerrenden Perspektive auf die postulierte heidnisch-germanische Frühzeit mußte die Textauswahl der *Sammlung Thule* fast zwangsläufig den Eindruck erwecken, sie enthalte »Literaturschätze aus der Wikingerzeit«. Und tatsächlich warb Niels Diederichs in einem Nachruf auf seinen Vater Eugen Diederichs mit dieser Formulierung für das eben abgeschlossene Projekt.⁴²

Alle folgenden Sagaübersetzungen blieben bis zum Jahr 1982 mit wenigen Abweichungen im Rahmen dieses Kanons. Als Ausnahmen wären eine Übersetzung der *Clarus saga* aus dem Jahr 1912 zu nennen⁴³, ferner eine Wiedergabe der schon im 19. Jahrhundert überaus beliebten *Friðþjófs saga frækna* aus dem Jahr 1922⁴⁴ und eine Übertragung der

41 Basel etc. 1983, hier bes. S. 1–5.

42 *Eugen Diederichs und sein Verhältnis zum Norden*. In: *Deutsch-Nordisches Jahrbuch* 1931, S. 131. Hierzu vgl. auch Gustav Manz, der in einer ausführlichen Besprechung der frühen *Thule*-Bände die Ansicht vertritt, die Sagas, »jene ersten Novellen der Weltliteratur«, seien »zwar um das Jahr 1000 entstanden, in Wirklichkeit aber ein Kulturspiegel viel früherer germanischer Zeit« (*Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde* 1914, S. 142).

43 *Prinz Clarus und Prinzessin Serena. Ein romantisches Liebesmärchen*. Aus dem Altnorwegisch-Isländischen übertragen von Otto MAUSSER. In: *Walhalla. Deutsche Warte für ein wahres Kultur- und Kunstleben* VIII, 1912, S. 1–49.

44 *Die Geschichte von Frithiof dem Kühnen*. Aus dem Altisländischen übertragen von Gustaf WENZ. Jena 1922. Die Popularität der Tegnérsschen Frithiosaga wurde bereits erwähnt (s.o., S. 17). In deutschen Übersetzungen wurde die *Friðþjófs saga* allein im 19. Jahrhundert achtmal publiziert: *Die Saga von Fridthjof dem Starken*. Aus dem Isländischen von Gottlieb Christian Friedrich MOHNKE. Stralsund 1830; *Die Sage von Frithiof dem Starken, nach der alten Volkssage übersetzt* [von W. Calaminus]. In: *Archiv* 19 (34), 1863, S. 1–28 (einige Jahre später veröffentlichte der gleiche Übersetzer am gleichen Ort eine Nacherzählung der Saga: *Die Sage von Frithiof dem Starken*. Nach der altnordischen Volkssage aus dem 13. Jahrhundert frei erzählt von W. Calaminus. In: *Archiv* 36 (67), 1882, S. 369–416); *Die Fridthjofs Saga*. In: WOLLHEIM 1875 (282), S. 162–171 (Nachdruck der Übersetzung Mohnikes); *Fridthjofs saga*. Aus dem altisländischen von Joseph Calasanct POESTON. Wien 1879; *Die Saga von Fridthiof dem*

Hálfssaga ok Hálfrekka, die 1958 erschien⁴⁵. Auch die erwähnte Übersetzungsreihe *Bauern und Helden* von Baetke brachte keine zum ersten Mal übersetzten Texte⁴⁶, ebensowenig wie die *Isländer-Geschichten* von Wenz⁴⁷. Ein Überblick über die in den Reihen und einzeln erschienenen übersetzten Íslendingasögur ergibt für den Zeitraum von der Jahrhundertwende bis zum Jahr 1939, in dem die letzte Neuübersetzung einer Saga für ca. 20 Jahre publiziert wurde (s.o., S. 12), folgendes Bild:

Gemessen an der Anzahl der Neuübersetzungen erscheint die Hrafnkels saga als die in diesem Zeitraum beliebteste Íslendingasaga: Sie ist in allen drei Reihen enthalten und zudem in den Jahren 1909, 1913, 1926, 1936, 1937 und 1938 einzeln publiziert worden⁴⁸. Neben inhaltlichen

Verwegnen. Aus dem altländischen Urtexte übersetzt von Willibald LEO. Heilbronn 1879; *Die Fritchjofsage* aus dem Altnordischen übersetzt [von Anton Jäcklein]. Straubing 1882 (= Straubing Studienanstalt Programm); *Die Saga von Fridthjof dem Gewaltigen*. In: KÜCHLER 1892 (196), S. 80–132.

45 GENZMER 1958 (156).

46 Die Reihe *Bauern und Helden* enthält Übersetzungen der Víga-Glúms saga (Baetke), Fóstbrœðra saga (Baetke), Hávarðar saga (Baetke), Droplaugarsona saga (Baetke), Gísla saga (Meyn), Hallfreðar saga (G. u. G. Wenz), Gunnlaugs saga (G. u. G. Wenz), Vatnsdœla saga (Herrmann), Þórðar saga hreðu (Baetke), Valla-Ljóts saga (Meyn), Ljósvetninga saga (Meyn), Hrafnkels saga (Baetke), Eiríks saga rauða (Steche), Grænlendinga saga (Steche).

47 Seine Reihe enthält Übersetzungen der Hönsa-Pórís saga, der Eiríks saga rauða, der Hrafnkels saga und Nacherzählungen der Egils saga, der Grettis saga und der Finnboga saga, die alle von ihm selbst stammen. Daraüber hinaus brachte sie Übersetzungen der Völsunga saga sowie der Ólafs saga Tryggvasonar.

48 Erzählung von Rafnkel, dem Priester des Frey. In: *Altnordische Erzählungen (Sagas)* Bd. 1 (*Sechs Erzählungen von den Anwohnern der Ost-Fjorde Islands*). Übersetzt und erläutert von Ernst WILKEN. Leipzig 1909, S. 68–97; *Die Saga vom Freysgoden Hrafinkel*. Aus dem Altnordischen übertragen von Erich VON MENDELSSOHN. Leipzig 1913 (= Insel-Bücherei 29); *Die Geschichte vom Freyspriester Hrafinkel*. In: *Sieben Geschichten von den Ostlandfamilien*. Übertragen von Gustav NECKEL. Jena 1913 (= Thule 12) [wieder in: NECKEL 1924 (221), S. 160–184], Paul HABERMANN (Hrsg.), *Altisländische Sagas*. Bd. 2. Bielefeld 1937, und *Zeugnisse altnordischen Glaubens*. Für den Unterricht ausgewählt und erläutert von Gerhard BOHNE. Leipzig 1937, S. 20–25 und 97–99; *Das Pferd des Priesters Hrafinkel*. Übertragen und mit einer Einführung versehen von Walter BAETKE. Hamburg 1934 (= Bauern und Helden 9), wieder: *Das Pferd des Goden Hrafinkel*. Übertragen und mit einer Einführung versehen von Walter BAETKE. Hamburg 1938 (= Bauern und Helden. Schulausgabe 3); *Die Geschichte vom Freysgoden Hrafinkel. Eine Saga vom wehrhaften nordischen Bauern*. Übertragen von Gustaf WENZ. Leipzig [1935] (= Isländer-Geschichten 3); *Vom Freyspriester Hrafinkel. Bauerngeschichte aus altergermanischer Zeit*. Übertragen von Ludwig MEYN. Berlin-Leipzig 1926 (Deutsche Jugendbücherei 315) (leicht verändert wieder: *Die Geschichte vom Freyspriester Hrafinkel*. In: FRICKE 1938 (154), S. 28–39); *Die Geschichte von Hrafinkel, dem Goden des Frey*. In: WEBER 1936 (268), S. 9–39; *Die Saga vom Freysgoden Hrafinkel*. Aus dem Altländischen übertragen von Helmut DE BOOR. Leipzig 1938 (= Insel-Bücherei 29). Die deutsche

Gründen, die an anderer Stelle zu behandeln sind (s.u., S. 214), hat dies seine Ursache sicher nicht zuletzt darin, daß der Text eine verhältnismäßig einfach zu lösende Übersetzungsaufgabe stellt.⁴⁹ Weder ist er besonders umfangreich, noch enthält er *lausavísur*, eingestreute Skaldenstrophen, die im allgemeinen als ein besonderes Übersetzungsproblem empfunden werden (s.u., S. 83–84).

Daneben sind in *Thule, Bauern und Helden* und *Isländer-Geschichten* Übersetzungen der Eiriks saga rauða enthalten, die aber in der Regel nicht selbstständig, sondern im Zusammenhang mit der Grænlendinga saga unter der Sammelbezeichnung »Vinlandsagas« publiziert wurde⁵⁰. Außerhalb der Reihen erschienen Übersetzungen dieser Texte in den Jahren 1909, 1923, 1928 und 1934.⁵¹ Mehrfach übersetzt wurden

Ausgabe der Hrafnkels saga aus dem Jahr 1937 enthält eine Paraphrase ihres Inhalts, keine eigentliche Übersetzung: *Hrafnkel der Großbauer. Der Mordbrand auf Bergthorsbühl. Aus den isländischen Sagas.* [Bearbeitet von Franz FAHNEMANN]. Saarlaudern [1937] (= Erlebte deutsche Welt 2). Eine weitere Paraphrase des Textes bringt *Die Geschichte vom Frey-Goden Hrafnkel*. In: SCHUBERT 1942 (244), S. 165–173. — Im übrigen ist die Fabel der Hrafnkels saga in die beiden folgenden Romane eingegangen: Joseph PRESTEL, *Leif. Eine Erzählung aus germanischer Frühzeit*. Leipzig und Wien 1934 (bes. S. 19ff); Kurt Herward BALL, *Fehde auf Island. Roman nach Stoffen alt-isländischer Sagas*. Karlsbad, Leipzig [1942]. Balls Roman basiert auf dem Stoff der Austfirðinga sögur.

49 Dies empfanden auch schon die Zeitgenossen, etwa Hans NAUMANN (Rez.), *Thule. Altnordische Dichtung und Prosa*, hrsg. von Felix Niedner, Bde. V und XII, Jena 1913. In: DLZ 34, 1913, Sp. 3112.

50 Die Sammlung *Thule* brachte zunächst im Jahr 1912 eine Übertragung Erich von Mendelssohns, eines Schriftstellers, der mit Eugen Diederichs bekannt war und mit diesem im Jahr 1910 Island bereist hatte (vgl. Eugen DIEDERICHS, *Selbstzeugnisse und Briefe von Zeitgenossen*. Düsseldorf/Köln 1967, S. 338). Diese war von Anfang an umstritten, was z.B. ein Brief von Andreas Heusler an Wilhelm Ranisch belegt (in: *Andreas Heusler an Wilhelm Ranisch. Briefe aus den Jahren 1890–1940*. In Zusammenarbeit mit Oskar BANDLE herausgegeben von Klaus DÜWEL und Heinrich BECK. Basel etc. 1989, S. 330. Dazu vgl. Klaus VON SEE, *Andreas Heusler in seinen Briefen*. In: ZfdA 119, 1990, S. 379–396. Vgl. außerdem DIEDERICHS 1967 (455), S. 189, und DIEDERICHS 1991 (457), S. A 419 u. Anm. 13 u. 14). 1929 wurde sie durch eine Übersetzung von Niedner ersetzt. Der Band (*Thule 13: Grönländer und Färinger Geschichten*) enthält Übertragungen der Eiriks saga rauða, der Grænlendinga saga, des Einars þátr Sokkasonar; der Flóamanna saga, der Fóstbroðra saga, der Færeyinga saga und der Króka-Refs saga. Wenz bringt eine Übersetzung der Eiriks saga rauða zusammen mit einer Paraphrase der Grænlendinga saga: *Die Geschichte von Erich dem Roten und Leif dem Glücklichen. Die Saga von den Männern, die auf Grönland siedelten und Amerika entdeckten*. Übertragen von Gustaf WENZ. Leipzig [1935] (= Isländer-Geschichten 2); in der Reihe *Bauern und Helden* ist die Eiriks saga zusammen mit dem Grænlendinga þátr von Theodor Steche übersetzt: *Wikinger entdecken Amerika*. Die altisländischen Berichte übertragen und mit einer Einführung versehen von Theodor STECHE. Hamburg 1934 (= Bauern und Helden 10), wieder: Hamburg 1938 (= Bauern und Helden. Schulausgabe 2).

51 *Die Winlandsagas. Die Erzählungen von der Entdeckung Nordamerikas durch die*

außerdem die Hœnsa-Póris saga⁵², die Gísla saga⁵³ und die schon im 19.

Normannen im Jahre 1000. Aus dem Altländischen übersetzt und mit geschichtlicher Einleitung versehen von August KROMAYER. Halle [1909] (*Eiríks saga, Grænlendinga saga*); *Die Geschichte von Erik dem Roten*. In: Walter BAETKE (Hrsg.), *Vier Isländergeschichten*. Leipzig 1923 (= Sammlung deutscher Schriftwerke 190), S. 61–91 (Der Band enthält die Thule-Übersetzungen der Hœnsa-Póris saga, der Porsteins saga hvítá und des Porsteins þátr stangarhoggss, außerdem Baetkes Übertragung der Eiríks saga); *Wikinger in Amerika (Die Thorfinn Karlsefni-Saga)*. Aus dem Altnordischen übersetzt und bearbeitet von Arthur HRUBY. Wien 1928 (*Eiríks saga rauða*); Erich MAKOWSKI, *Germanische Seefahrer entdecken Amerika*. Berlin, Leipzig [1934] (= Deutsche Jugendbücherei 521). — Eine knappe Nacherzählung des Inhalts enthält SCHUBERT 1942 (244), S. 179–198. Auf den Stoff der Vínlendinga sögur greifen zurück: Ewald Gerhard SEELIGER, *Freydis Rothaar*. In: ders., *Zwanzig nautische Novellen. Das Meer*. Leipzig 1915 (= Das deutsche Dekameron 1), S. 83–95; Hjalmar KUTZLEB, *Dirk Winlandfahrer*. Braunschweig 1936, und Walter TEICH, *Leif der Glückliche. Ein Julspiel*. Hamburg 1938 (= Die Schul- und Jugendbühne 16).

52 HEUSLER 1900 (58) und 1922 (Thule 8) (60); WODE 1902 (67); *Der Geflügelthor*. In: *Aus Altisland*. Aus dem Altländischen übertragen und bearbeitet von Franz REUSS. Magdeburg [1910], S. 45–79; *Die Geschichte vom edeln Blundketil und vom Hühnerthorir. Eine isländische Saga von Bauerntum und Händlergeist*. Übertragen von Gustaf WENZ. Leipzig [1935] (= Isländer-Geschichten 1). Übersetzungen im Auszug bringen Peter SÜSSKAND, *Aus altnordischem Bauernleben*. In: *Pädagogische Warte* 41, 1934, S. 796–799 (wieder in: ders., *Germanisches Leben im Spiegel der altnordischen Dichtung*. Berlin 1936, S. 31–35), und Ludwig MEYN: *Bauernnot*. In: MEYN 1938 (214), Bd. 4, S. 31–34. Dem Stoff der Hœnsa-Póris saga nacherzählt und keine Übersetzungen im strengen Sinne sind: *Blundketil*. In: Heinrich Friedrich LOHRMANN, *Von altnordischen Männern und Frauen. Altisländischen Sagas nacherzählt*. Frankfurt a.M. [1938] (= Die Kranzbücherei 233), S. 3–9, und *Aus der Geschichte vom Hühner-Thorir*. In: SCHUBERT 1942 (244), S. 124–128.

53 *Die Gisli Sursson Saga*. In: WOLLHEIM 1875 (282), S. 287–298; KHULL 1893 (4); *Geschichte des Skalden Gisli*. In: BONUS 1912 (131), S. 79–150; *Die Geschichte von Gisli dem Geächteten. Aus dem Isländischen des 12. Jahrhunderts*. Deutsch v. Friedrich RANKE. München 1907 (= Statuen deutscher Kultur 13) [wieder in: Thule 8, 1922, und Deutsche Reihe 62, 1938]; *Gisli der Geächtete*. Übertragen und mit einer Einführung herausgegeben von Ludwig MEYN. Hamburg 1925 (= Bauern und Helden 4), im Auszug wieder in *Die Flucht Gislis des Geächteten*. In: FRICKE 1938 (154), S. 39–43, und MEYN 1938 (214), Bd. 3, S. 50. Keine Übersetzungen im strengen Sinne sind: *Gisli der Waldgänger aus Islands Heldenzeit*. Am Lagerfeuer in Serbien erzählt. Von Leopold WEBER. Stuttgart 1927 (= Thienemains illustrierte Zweimarkbücher); *Gisli der Geächtete. Eine Saga aus Alt-Island*. In gek. Fassung nacherz. von Karl HENNIGER. Köln 1939 (= Schaffsteins blaue Bändchen 243); LOHRMANN 1939 (32). Paraphrasen des Inhalts bringen: *Gisli der Geächtete. Eine isländische Saga*. Von Franz FAHNEMANN. Saarlautern [1937] (= Erlebte deutsche Welt 4); *Blutrache und Waldgang*. In: ROGGE-BÖRNER 1935 (239), S. 49–64; *Von Gisli dem Geächteten*. In: SCHUBERT 1942 (244), S. 117–123. Auf dem Stoff der Gísla saga beruht: Lydia KATH, *Aud. Geschichte einer Wikingerfrau*. Berlin 1934. Außerdem erschienen 1937 zwei »Thingspiele« nach Episoden aus der Gísla saga (*Gisli findet seine Freunde. – Die Rettung Gislis des Geächteten*). In: Walter TEICH, *Bauern und Helden. Nordische Spielhandlungen*. Hamburg 1937 (= Die Schul- und Jugendbühne 6), S. 22–33, 34–46) und 1938 ein Drama nach diesem Stoff: Ursula SCHNEIDER-ZABEL, *Gisli und Aud. Schauspiel nach der altisländischen Saga von Gisli dem Geächteten*. Leipzig 1938.

Jahrhundert so beliebte Gunnlaugs saga⁵⁴. Die umfangreicheren Texte der Laxdœla saga, der Njáls saga, der Grettis saga und der Egils saga wurden hingegen zunächst meist bearbeitet oder paraphrasiert, bevor man auch sie mehrfach in die deutsche Sprache übertrug.⁵⁵

54 S.o., S. 20, Anm. 36ff.

55 Zur Laxdœla saga s.o., S. 22, Anm. 44ff. Bearbeitungen des Njála-Stoffes: Helene von ENGELHARDT-PABST, *Gunnar von Hlidarendi. Isländisches Epos in 36 Gesängen*. Bde. 1–2. Wien 1909; Paul HEYSE, *Gunnar. Drei Balladen*. In: ders., *Epische Dichtungen I*. 1912, S. 103–112. Ferner erschienen im fraglichen Zeitraum die folgenden Übersetzungen: *Die Geschichte der Hallgerd Höskuldtochter und von der Freundschaft Gunnars und Njals*. In: BONUS 1909 (132), S. 15–92; *Die Geschichte vom weisen Njal*. Übertragen von Andreas HEUSLER. Jena 1914 (= Thule 4); *Njals Tod. Aus dem Altländischen der Njals-saga*. Übersetzt und herausgegeben von Erwin HEINZEL. Wien 1910 (= Deutsche Lesehefte 1); *Hallgerd. Gunnar und Njal. Der Mordbrand*. In: REICHARDT 1934 (237), S. 83–95, 96–116 und 117–132. Nicht mehr als Übersetzung zu bezeichnen sind: Leopold WEBER, *Njal der Seher. Eine isländische Heldenage*. Stuttgart [1930] (= Thiemenmanns Heldenbücher); *Hallgerd und Bergthora*. In: KATH 1936 (185), S. 60–78; *Der Untergang der Njalssöhne*. In: FAHNEMANN 1936 (150), S. 9–12; FAHNEMANN 1937 (151); *Gunnar und Njal. Die Geschichte einer isländischen Freundschaft*. Nach dem 1. Teil der Njalssaga zusammengestellt von Kurt DINTER. Breslau [1937] (= Schriften zu Deutschlands Erneuerung 97); *Aus der Saga vom weisen Njal*. In: SCHUBERT 1942 (244), S. 233–255. Auf dem Hallgerd-Stoff der Njáls saga beruht: *Üble Tat bringt üble Saat*. In: ROGGE-BÖRNER 1935 (239), S. 74–94. — Von der Grettis saga existiert im fraglichen Zeitraum nur eine vollständige Übersetzung: *Die Geschichte von dem starken Grettir, dem Geächteten*. Übertragen von Paul HERRMANN. Jena 1913 (= Thule 5). Auf ihr beruht die zweite vollständige deutsche Ausgabe des Textes in dieser Phase: *Die Geschichte von Grettir, dem Geächteten*. In: REICHARDT 1936 (237), S. 381–538. Übersetzte Auszüge bringen *Grettir und die Berserker. Glam*. In: REICHARDT 1934 (236), S. 165–170 und 171–181, und *Grettir und Glam*. In: FRICKE 1938 (154), S. 24–28. Die 1929 erschienene Publikation von Leopold WEBER, *Grettir der Wolfsgenoß. In Acht und Bann auf den Eisfernern Islands*. Stuttgart [1929] ist eine Nacherzählung des Stoffes, ebenso wie *Die Geschichte vom geächteten Grettir*. Erzählt von Gustaf WENZ. Leipzig 1937 (= Isländer-Geschichten 8), *Grettir der Starke. Eine Saga aus Alt-Island*. In gekürzter Fassung nacherzählt von Karl HENNIGER. Köln 1939 (= Schaffsteins Blaue Bändchen 241), und *Grettir. Die Geschichte eines Isländers*. Übertragen und bearbeitet von Dirck CLASEN. Berlin [1943] (= Nordischer Geist 2). Eine Paraphrase bringt SCHUBERT 1942 (244), S. 81–108. Der Band von Josef PRESTEL, *Grettir. Ein nordischer Held*. Leipzig 1935 enthält eine gekürzte Bearbeitung der Thule-Übersetzung. Episoden aus der Grettis saga in: KATH 1936 (185), S. 52–59, WENZ-HARTMANN 1937 (277), S. 37–46, LOHRMANN 1938 (203), S. 19–32. Der Stoff der Grettis saga hat aber vor allem eine Reihe von Neudichtungen inspiriert, z.B.: Hellmuth UNGER, *Der Geächtete*. Schauspiel. Leipzig 1909; Theodor JILKE, *Grettir. Ein Stimmungsbild*. In: MIFr 17, 1929, S. 1–2; ders., *Glam*. In: MIFr 17, 1929, S. 25–27; Ursula ZABEL, *Grettir. Ein Leben in 11 Abschnitten. Nach der altnordischen Saga vom starken Grettir, dem Geächteten*. Leipzig 1931 (= Nordische Bühne 1); Walter TEICH, *Grettir. Zwei Gedichte: Das Steinbild – Grettirs Tod*. In: *Die Sonne* 12, 1935, S. 306–311; ders., *Grettir der Geächtete. Ein Kreis nordischer Gedichte von Freiheit und Gesetz*. Leipzig 1937. — Übersetzte Auszüge aus der Egils saga erschienen im ersten Band von Bonus' *Isländerbuch* (1907, ³1912). Eine vollständige Übersetzung brachte die *Sammlung Thule: Die Geschichte vom Skalden Egil*. Übertragen von Felix NIEDNER. Jena 1911 (= Thule 3).

Die Popularität der Íslendingasögr ist aber nicht nur aus der Anzahl ihrer Übersetzungen und Bearbeitungen zu rekonstruieren. Vielmehr ist auch die große Zahl von Neuauflagen älterer Übersetzungen zu berücksichtigen. Vor allem der Diederichs Verlag hat in immer neuen Zusammenstellungen Sammelbände mit unveränderten Nachdrucken von *Thule*-Übersetzungen publiziert (den letzten 1987!)⁵⁶. So sind die Íslendingasögr wohl zu keinem Zeitpunkt in Deutschland populärer gewesen als in der hier skizzierten Hochphase ihrer Rezeption. Trotzdem erscheint es fraglich, ob das Vorhaben des Verlages, ihre Kenntnis in »weiteste Kreise« zu vermitteln⁵⁷, tatsächlich gelungen ist. Dafür spricht eigentlich nur eine Umfrage im *Diederichs-Löwen*⁵⁸, der immerhin im

Diese liegt REICHARDT 1936 (237), S. 5–198, zugrunde. Übersetzung einzelner Episoden: *Egil Skallagrimsson*. In: REICHARDT 1934 (236), S. 133–151. Gekürzte Nacherzählungen: *Die Geschichte vom Skalder Egil* erzählt von Gustaf WENZ. Leipzig [1936] (= Isländer-Geschichten 6); *Die Geschichte vom Skalder Egil. Eine Saga aus Alt-Island*. In gekürzter Fassung nacherzählt von Karl HENNIGER. Köln 1939 (= Schaffsteins Blaue Bändchen 242) und *Skallagrim wandert nach Island aus*. In: FAHNEMANN 1939 (153), S. 1–4. Bearbeitungen bzw. Nachdichtungen des Stoffes enthalten: Emil LUCKA, *Der Weltkreis. Ein Novellenbuch*. Berlin 1919; Karl Theodor STRASSER, *Egil singt sich zurück ins Leben*. In: *Nordische Welt* 2, 1933, S. 12–13; Kurt Herwart BALL, *Egil. Kämpfer und Skalde. Der Geschichte und den Sagas nacherzählt*. Karlsbad-Drahowitz etc. 1937 (= Volksdeutsche Reihe 27), und *König Harald und die Ulf-Sippe*. Einer altnordischen Saga nacherzählt von Heinrich Friedrich LOHRMANN. Frankfurt [1938] (= Die Kranz-Bücherei 232). Auch von der Egils saga veröffentlichte SCHUBERT 1942 (244), S. 57–80, eine Paraphrase. Außerdem rekrutieren zwei Romane von Else HUECK-DEHIO (*Die Hochzeit auf Sandnes*. Berlin 1934; *Der Kampf um Torge*, Berlin 1938 (= Deutsche Kulturbuchreihe)) auf die norwegische Vorgeschichte der Egils saga.

56 Die wichtigsten im hier interessierenden Zeitraum sind NECKEL 1915 (219); NECKEL 1924 (221); REICHARDT 1934 (236) und REICHARDT 1936 (237). Noch 1987 erschien Ulf DIEDERICHS (Hrsg.), *Die Helden von Thule*. Köln 1987. Nachdrucke von *Thule*-Übersetzungen brachte außerdem *Der Diederichs Löwe* 4, 1930. Auch in anderen Verlagen wurden die *Thule*-Übersetzungen zum Teil unverändert nachgedruckt; z.B.: BAETKE 1923 (114); HABERMANN 1937 (161). Auch Gerhard BOHNE, *Zeugnisse altnordischer Glaubens*. Leipzig 1937 brachte (geringfügig veränderte) *Thule*-Übersetzungen. Ebenso wurden die Übersetzungen aus Bonus' *Isländerbuch* nachgedruckt, so z.B. in *Germanisches Leben in Isländergeschichten. Mit einer Beilage für den Lehrer*. Herausgegeben von Karl HUNGER. Nürnberg 1924 (= Kochs Schülerbücher zur Deutschkunde 1) und in den Bänden *Herrenmenschen im alten Island*. Aus dem Isländerbuch von Arthur BONUS. Berlin etc. 1930 (Deutsche Jugendbücherei 369–370), *Zauber und Scherz*. Aus den Isländer-Geschichten gesammelt von Arthur BONUS. Berlin etc. [1930] (= Deutsche Jugendbücherei 361), sowie in weiteren Heften der *Deutschen Jugendbücherei* des Hillger-Verlages.

57 Klaus VON SEE, *Die Altnordistik im Dritten Reich*. In: Bernd HENNINGSEN, Rainer PELKA (Hrsgg.), *Die Skandinavistik zwischen gestern und morgen*. Sankelmark 1984, S. 43.

58 *Die Jahrtausendfeier Islands . . .* 1930 (494). Diese Umfrage belegt für von See, daß die Íslendingasögr durch *Thule* in »weitesten Kreisen« populär geworden seien.

gleichen Verlag erschienen ist wie die Reihe selbst. Verkaufszahlen sind nicht bekannt⁵⁹; freilich finden sich zahlreiche Hinweise auf den Absatz der Übersetzungen, welche diese Annahme zu relativieren scheinen. So ist in einer Rezension die Rede davon, daß der Verlag möglicherweise »mit dem 13. Band sein Unternehmen einstellen« müsse, »weil ihm kein Interesse entgegengebracht wird«⁶⁰. Und Eugen Diederichs selbst erinnerte sich an den schlechten Verkauf der Reihe gerade in den ersten Jahren: »Wäre in Deutschland wirklich der Ernst zur Selbstbesinnung gewesen, hätte gerade »Thule« ganz besonders viel Käufer finden müssen [...]«⁶¹. Er zweifelte, ob »die Deutschen« »bei den heutigen geistigen Zersetzungerscheinungen auch fähig« seien, »eine derartige geistige Erbschaft anzutreten?«⁶² Innerhalb der Fachwelt jedenfalls genoß (und genießt: s.o., S. 6, und u., S. 316) die Reihe hohes Ansehen, und ihr Einfluß auf neuere Sagaübersetzungen ist auch heute noch spürbar.

59 Über die zum Teil eher geringe Auflagenhöhe der einzelnen Bände unterrichtet neuerdings DIEDERICHS 1991 (457), S. A 421 u. A 422, der schlüßfolgert: »Das war, gemessen am Nimbus der Reihe, spärlich.« Zum Bestseller wurde allein Genzmars Eddaübersetzung (s. S. A 423).

60 Dr. N. 1913–1914 (354), S. 374.

61 DIEDERICHS 1927 (454), S. 55. Ähnlich klagt er in einem Brief an Heusler vom 23.12. 1924. In: VON STRAUSS UND TORNEY-DIEDERICHS 1936 (542), S. 410. Vgl. außerdem Anna Hil. VON ECKHEL, *Thule*. In: MIFr 10, 1922, S. 13; Helmut DE BOOR, *Island und wir. Zur Jahrtausendfeier des Staates Island 26.–28. Juni 1930*. In: ZfdB 6, 1930, S. 293–294 und 295; W[alter] H[EYDENREICH], *Abschluß der Sammlung Thule*. In: MIFr 17, 1930, S. 137; Dr. N. 1913–1914, S. 374; Leopold MAGON, *Die Sammlung Thule*. In: Nordische Rundschau 4, 1931, S. 163; Hans NAUMANN, *Die Isländersagas die einzige umfassende Darstellung altgermanischen Lebens*. In: Der Diederichs-Löwe 5, 1934, S. 171f.

62 *Thule*. In: Der Wächter 5, 1922, S. 426. Heusler übrigens hatte offenbar von Anfang an eine eher skeptische Einstellung, was die Aufnahmefähigkeit des deutschen Publikums anging. In einem Brief an Ranisch formulierte er diese bereits am 19.5.1912 folgendermaßen: »Ja, die Chancen von ›Thule‹, was soll man dazu sagen? Du weisst, daß mir im Grunde das ganze Massenunternehmen gegen den Strich geht, obschon ich mithandlang. Auch ich zweifle sehr, ob plötzlich der deutsche Leser sich in Saga berauschen wird, nachdem er Jahrzehntelang seine Wurstigkeit gegen sie greifbar dokumentiert hatte. Obs die Sammlung auf mehr als sechs Bände bringen wird? Indessen, Diederichs würde vielleicht sagen: auch diese Bände ›gehñ‹ nur darum, weil ich sie in einen pompösen Rahmen hineingestellt habe, sie als Teil von ›Thule‹ ausposaunt habe: denn die heutige Sortimenterei will starke und massive Ankündigungen.« DÜWEL u.a. 1989 (490), S. 324.

2.2 Germanisten als Übersetzer

Mit der *Sammlung Thule* wurde das Übersetzen der altnordischen Literatur endgültig zum Gegenstand der Philologie: Von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen waren (und sind) alle Übersetzer des 20. Jahrhunderts Germanisten.¹ Ihnen eröffnete das Übersetzen die Möglichkeit, die altisländische Literatur über den engen Kreis der Fachgelehrten hinaus zu popularisieren. Ihre Wirksamkeit kann als Versuch betrachtet werden, die programmatischen Äußerungen aus Nollaus *Germanischer Wiedererstehung* in die Praxis umzusetzen., Die Einführung des Sammelbandes, in der ihre Grundgedanken entfaltet werden, gibt Aufschluß über das Selbstverständnis der beteiligten Wissenschaftler. Zu seinen integralen Bestandteilen gehört, wie das folgende ausführliche Zitat belegt, der Anspruch auf Breitenwirkung im »Volk«:

Viele Jahrhunderte der Überfremdung waren dahingegangen, bis endlich in deutschen Landen die Männer aufstanden, die der alten Zeiten gedachten. Es waren nicht Redner und Weissager mit stolzen Gebärden und großen Worten, die die Seele des Volkes zur Begeisterung hinrissen, sondern es waren schlichte deutsche Gelehrte, die mit unsagbarer Mühe und rastlosem Fleiß in stiller Stube ältestes Schrifttum durchforschten und zu deuten suchten; Gelehrte, die die alten Baudenkmäler auf den Ursprung ihrer Form prüften, die den Erdboden nach Resten des alten Kunstgewerbes durchwühlten, die alte Heldensage, die alten Bräuche und die alte Lehre der Götter wieder zutage förderten. Da war nicht schnell ein Ergebnis, und es entstand nicht plötzliches Aufjauchzen im ganzen Volk. Es war eine lange, mit zäher Ausdauer, in der Stille, unbemerkt von den Augen der großen Menge des Volkes, geleistete Arbeit. Aber das war der große Erfolg: was so von deutscher Wissenschaft gefördert wurde, das war wieder da, das stand wieder fest, wie Fels und Erz: wir erlebten das gewaltige geistesgeschichtliche Ereignis der Wiedererstehung der germanischen Vergangenheit in dem Wissen unseres Volkes.

Der Ruhm deutscher Wissenschaft ist es, das älteste Eigentum wiedergefunden zu haben! Aber nicht etwa nur ein geistreicher Zeitvertreib berufsmäßiger Gelehrter war diese Forschung, sondern sie war des deutschen Volkes schicksalhaftes Besinnen auf seine älteste Vergangenheit,

1 Die wichtigsten Ausnahmen sind der Theologe Arthur Bonus (vgl. zu seiner Biographie Armin MOHLER, *Die konservative Revolution in Deutschland 1918–1932*. Darmstadt 1972, S. 375) und der als Edda-Übersetzer berühmt gewordene Jurist Felix Genzmer (zur Person Genzmers vgl. Edith MAROLD, *Genzmer*. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke in deutscher Sprache*. Hrsg. von Walter KILLY. Bd. 4. Gütersloh, München 1989, S. 115–116).

lebendig geworden in den Herzen und Köpfen einzelner deutscher Männer, welche in diesem Sinne als die edelsten und wahrhaftesten Lehrer und Führer des Volkes verehrt werden müssen.²

Die Berufung auf die Begründer der wissenschaftlichen Germanistik in der Romantik und die Idealisierung ihrer Arbeit – nicht »geistreicher Zeitvertreib berufsmäßiger Gelehrter«, sondern »des deutschen Volkes schicksalhaftes Besinnen auf seine älteste Vergangenheit« – hat ihre Motivation wohl nicht zuletzt in der gesellschaftlichen Situation der Professoren in der Weimarer Republik. Als Mitglieder jenes »Standes der Gebildeten«, der sich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts konstituiert hatte, erlebten sie dessen Niedergang in den letzten Jahren der wilhelminischen Ära und vor allem seine Auflösung nach dem Ersten Weltkrieg nicht nur als Verlust ihres sozialen Status³, sondern sie fürchteten auch die drohende Einbuße ihrer traditionellen geistig-kulturellen Führungsrolle.⁴ Mit einem diffusen Krisenbewußtsein reagierte die Mehrzahl der Gelehrten auf einen gesellschaftlichen Wandel, der die alte geistige Elite und ihre Wertvorstellungen entbehrlich machte und sie durch eine politische und wirtschaftliche Führungsschicht ersetzte.⁵ Hatten die Germanisten bereits vor dem Ersten Weltkrieg die nationale Sache als die erste Aufgabe ihrer Wissenschaft vom Deutschtum verstanden, steigerten sie nach der Niederlage und der Errichtung der Weimarer Republik diese Anstrengungen noch, richteten sie nun aber gegen den neuen Staat und seine demokratische Gesellschaftsordnung. In engem Zusammenhang damit stand ein Paradigmenwechsel in der Literaturwissenschaft, in dessen Gefolge die Romantik die als Forschungsgebiet bislang dominierende Klassik ablöste.⁶ Dieser führte auch zu einer Wiederbelebung der Aufmerksamkeit für die germanische Frühzeit, doch distanzierte man sich, wie wir gesehen haben, in aller Deutlichkeit von den Rezeptionsformen der romantischen Mittelalterbegeisterung. Der neuerlichen »germanischen Renaissance« gab nationalistischer Eifer in gleichem Maße wie die Opposition gegen die Weimarer Verfassung die

2 NOLLAU 1926 (524), S. 8.

3 Diesen Prozeß beschreibt etwa Klaus VONDUNG, *Zur Lage der Gebildeten in der wilhelminischen Zeit*. In: VONDUNG 1976 (813), S. 25ff. Vgl. außerdem die Analysen in dem von Klaus Schwabe herausgegebenen Sammelband *Deutsche Hochschullehrer als Elite 1815–1945*. Boppard 1988.

4 Vgl. Fritz K. RINGER, *Die Gelehrten*. Stuttgart 1983, S. 222f.

5 Vgl. Klaus PETER, *Einleitung*. In: ders. (Hrsg.), *Romantikforschung seit 1945*. Königstein/Ts. 1980, S. 8.

politische Richtung vor. Gerade den Altnordisten und Altgermanisten mußte sich in den unter nordischem Vorzeichen stehenden Aktivitäten Bonus' und des Diederichs-Verlages eine willkommene Gelegenheit bieten, ihren Führungsanspruch zu erneuern⁶. So läßt sich die Empfehlung an das deutsche Volk, seine »innere Not« durch die »Betonung der germanischen Grundlagen unserer Gesittung«⁷ zu überwinden, auch als Versuch lesen, dem alten Einfluß der Geisteswissenschaften auf das allgemeine Geschichtsbewußtseins wieder Geltung zu verschaffen: Bekanntlich sind dem Laien für das Verständnis dessen, was als schriftliche Überlieferung von den Germanen galt, die Philologen unentbehrlich, weil ihm ohne Übersetzung keine einzige dieser Quellen zugänglich ist. Ihre Deutung und deren Verbreitung war den Wissenschaftlern, wie Heusler rückblickend nahelegt, auf der einen Seite gleichsam zu einer nationalen Verpflichtung geworden: »Unser germanisches Bewußtsein ist hundert Jahre alt; eine Schöpfung der deutschen Altertumswissenschaft.« Auf der anderen Seite aber sprach in seinen Augen gerade diese Tatsache gegen die wiederholt postulierte jahrhundertelange Kontinuität, in deren Namen man allzu eifrig eine Identität von ›germanisch‹ und ›deutsch‹ zu konstruieren bestrebt war. Doch werden nur wenige seiner germanistischen Kollegen seine Auffassung geteilt haben, »daß ein Erstarken deutschen Geisteslebens nicht eins ist mit dem Obenaufkommen der germanischen Bestandteile in unserm so zusammengesetzten Wesen.«⁸ Denn diese versprachen sich – das belegt exemplarisch der im

6 Zu der Erneuerung des Führungsanspruchs besonders in den zwanziger Jahren vgl. allgemein Martin DOEHELMANN, *Germanisten in Schule und Hochschule*. München 1975; in diesem Zusammenhang vor allem S. 99–104.

7 NOLLAU 1926 (524), S. 15.

8 Von germanischer und deutscher Art. In: HEUSLER 1934 (483), S. 79 und 88. Vgl. auch Heinrich BECK, *Andreas Heusler und die Erforschung des germanischen Altertums*. In: DÜWEL u.a. 1989 (490), S. 18. Privat formulierte Heusler diese Ansicht übrigens etwas schärfer, äußerte aber gleichzeitig Verständnis für die Verherrlichung der Germanen: »In dieser Literatur über germanischen und deutschen Volksgeist herrscht ein ziemlich starker Geschmack fürs vaterländische Selbstlob, verbunden mit einem gewissen priesterlichen Pathos. Es sind gewisse Klänge, fast könnte man sagen Wendungen, die immer wiederkehren, die wahrscheinlich allgemach in das breite Volksbewußtsein sickern werden. Möge die deutsche Wissenschaft die alte Vorurteilslosigkeit nicht verlieren, die sie bisher vor anderen, zB. [sic] auch den Dänen und Norwegern, besass! Begreifen tut mans ja schon, dass im Widerspruch zu den Beschimpfungen durch die Feinde eine schier religiöse Bewunderung des eigenen Wesens eintritt.« Briefliche Mitteilung an Ranisch vom 13.9.1925. *Codex Ms. Ranisch Nr. 382 (1)*. — Für die freundliche Erlaubnis, den nicht publizierten Teil der Korrespondenz aus dem Besitz der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek einsehen zu dürfen, danke ich Professor Klaus Düwel, Göttingen.

folgenden zitierte Aufsatz des Nordisten Bernhard Kummer – gerade von den Quellen aus »Alt-Island« einen Ausweg aus dem vermeintlichen Dilemma, »nicht recht« zu wissen, »was an unserer Geschichte aus dem eigenen Erbe stammte und was neuer Gewinn oder Import war.«⁹ Heuslers Ansicht war geeignet, dem Programm der ›germanischen Wiedererstehung‹ den Boden zu entziehen, in dem sich die Fachwissenschaftler (übrigens unter Heuslers Beteiligung!) acht Jahre zuvor die Schlüsselrolle zugeschrieben hatten.

Diese Verklärung der philologischen Tätigkeit war indessen keineswegs eine spezifische Statusstrategie der Altnordisten und Altgermanisten, sondern Bestandteil einer allgemeinen Aufwertung des Faches unter dem Namen ›Deutschwissenschaft‹, die in die Jahre zwischen 1910 und 1920 zu datieren ist¹⁰. Indem sich die Altgermanisten an die Spitze der Förderer ›germanischen Bewußtseins‹ setzten, ergriffen sie die für sie am nächsten liegende Möglichkeit, Einfluß auf die nationale Gesinnungsbildung zu nehmen, die das Fach zunehmend als seinen eigentlichen Auftrag betrachtete. Seine Vertreter verstanden sich dementsprechend – einer pathetischen Formulierung Friedrich Panzers zufolge – als »die verordneten Diener am Wort, die Hüter des Tempels, in dem die heilige Flamme sichtbar, verehrungswürdig brennt. Wir, die wir Sprache und Dichtung unseres Volkes in berufsmäßiger Pflege haben, hüten damit auch den Grund, auf dem die Einheit unseres Volkstums ruht, über dem auch politische Macht und Größe sich langsam wieder werden erbauen können.«¹¹ Panzer gab in diesen Sätzen nicht nur dem Geltungsanspruch seines Berufsstandes Ausdruck, sondern darüber hinaus der Stilisierung von Sprache und Literatur zu Verkörperungen eines Volksgeistes, der über alle tagespolitischen Erschütterungen hinweg die Kontinuität deutschen Wesens verbürgte. Dieses in den Mittelpunkt der Wissenschaft, vor allem aber des Schulunterrichts zu stellen, war schon im vorangegangenen Jahrhundert eines der wichtigsten Interessen der Germanistik gewesen.¹² Im Namen eines vorgeblich überzeit-

9 *Alt-Island im Bildungsgut des jungen Deutschland*. In: *ZfdB* 10, 1934, S. 9; besprochen von Robert KEMPF, *Alt-Island als Bildungsgut im neuen Deutschland*. In: *Die völkische Schule* 12, 1934, S. 354–358. Vgl. außerdem Herbert DRUBE, *Die Behandlung der Hrafnkels saga auf der Mittelstufe der höheren Schule*. In: *ZfdB* 14, 1938, S. 424–431.

10 LÄMMERT 1967 (734), S. 9.

11 1920, zit. n. DOEHELMANN 1975 (674), S. 103.

12 Dabei stand der Versuch, das Nibelungenlied zum Gegenstand des Deutschunterrichts zu machen, im Zentrum der Diskussion. Vgl. Werner WUNDERLICH, »Ein Hauptbuch bey

lichen Volkstums wurde die »Deutschkunde« gegen das humanistische Bildungsideal ins Feld geführt, um den traditionellen altsprachlichen Unterricht abzulösen. Gefördert von Wilhelm II., der – in erster Linie auf die sozialintegrative Kraft der »Deutschkunde« vertrauend – forderte, »nationale Deutsche [zu] erziehen und nicht junge Griechen und Römer«¹³, setzten sich gerade die Hochschulgermanisten für die Erweiterung des Deutschunterrichts sowohl durch mehr Unterrichtsstunden als auch durch stoffliche Ausdehnung ein. Diese Bemühungen führten 1912 zur organisierten Zusammenarbeit mit den Deutschlehrern im Deutschen Germanisten-Verband, dessen erklärtes Ziel die Aufwertung der »Deutschkunde« zum zentralen Gegenstand von Forschung und Schule war. Ihr Auftrag war die Erziehung »zu echt deutschem Wesen«, die Herausbildung einer »wahrhaft bodenständigen nationalen Kultur«, mithin die Konstituierung des »Nationalen« als Fluchtpunkt aller Bildungsarbeit und Grundlage des deutschen Geisteslebens.¹⁴

Die Geschichte der »Deutschkunde« zu rekonstruieren ist hier nicht der Ort.¹⁵ So mögen diese knappen Hinweise genügen, um den germanistischen Anspruch auf das Monopol der nationalen Gesinnungsbildung zu illustrieren, der das Selbstverständnis dieser Gelehrten eindringlich vor Augen führt.¹⁶ Es lässt deutlich die von Lämmert beschriebene Tendenz erkennen, die Disziplin »zur führenden unter den Wissenschaften zu erheben wie weiland die Theologie und die Philosophie«.¹⁷

Nun machen diese Überlegungen allerdings einen nicht unerheblichen Mangel in der Fachhistoriographie bewußt. Denn keine der inzwischen recht zahlreichen Studien über die Staats- und Politikauf-

der Erziehung der deutschen Jugend . . .« Zur pädagogischen Indienstnahme des Nibelungerliedes für Schule und Unterricht im 19. und 20. Jahrhundert. In: HEINZLE, WALDSCHMIDT 1991 (704), S. 119–140.

13 Zit. n. Franz GRESS, *Germanistik und Politik*. Stuttgart-Bad Cannstadt 1971, S. 81.

14 *Verhandlungen bei der Gründung des Deutschen Germanisten-Verbandes in der Akademie zu Frankfurt a.M. am 29. Mai 1912*. In: 7. Ergänzungsheft der ZfdU 1912, S. 11ff. Die Zitate S. 61 und S. 65. Vgl. außerdem GRESS 1971 (693), S. 71; DOELEMANN 1975 (674), S. 54f.

15 Ausführlich beschreibt die Entwicklung des Deutschunterrichts z.B. Horst Joachim FRANK, *Geschichte des Deutschunterrichts. Von den Anfängen bis 1945*. München 1973.

16 Vgl. auch Beate PINKERNEIL, *Vom kulturellen Nationalismus zur nationalsozialistischen Germanistik*. In: Klaus BERGHAHN, Beate PINKERNEIL (Hrsgg.), *Am Beispiel Wilhelm Meister. Einführung in die Wissenschaftsgeschichte der Germanistik*. Königstein/Ts. 1980, S. 75–97.

17 LÄMMERT 1967 (734), S. 27.

fassung der deutschen Professoren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bezieht die Germanisten ausdrücklich mit ein.¹⁸ Und die ausschließlich den Germanisten gewidmeten Arbeiten lassen ihrerseits den Ausblick auf das politische Verhalten der übrigen Gelehrten vermissen.¹⁹ So sind wir über Statusdenken und gesellschaftlich-politisches Engagement vor allem der Historiker in der wilhelminischen Zeit²⁰ und wäh-

18 Einen Überblick über die wichtigsten Untersuchungen bieten Herbert DÖRING, *Deutsche Professoren zwischen Kaiserreich und Drittem Reich*. In: *Neue politische Literatur* 19, 1974, S. 340–352, und Rüdiger VOM BRUCH, *Universität, Staat und Gesellschaft. Neuere sozial- und personengeschichtliche Beiträge zum deutschen Hochschulwesen im 19. und frühen 20. Jahrhundert*. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 20, 1980, S. 526–544.

19 Z.B. GRESS 1971 (693), DOEHELMANN 1975 (674). Darüber hinaus sind zwei Studien der Wirkung eines einzelnen Germanisten, des Berliners Gustav Roethe, gewidmet: Peter MÜLLER, *Mobilisierung der Wissenschaft. Über die Zusammenführung von Germanistik und Politik bei Gustav Roethe*. In: *Zeitschrift für Germanistik* 9, 1988, S. 558–571; Gerhard LOHSE, *Held und Heldenamt. Ein Beitrag zur Persönlichkeit und Wirkungsgeschichte des Berliner Germanisten Gustav Roethe (1859–1926)*. In: Hans-Peter BAYER-DÖRFER u.a. (Hrsgg.), *Literatur und Theater im wilhelminischen Zeitalter*. Tübingen 1978, S. 399–423. Letzterer fordert ähnliche Untersuchungen auch für andere Hochschulgermanisten, etwa Erich Schmidt, Andreas Heusler, Hans Naumann, Helmut de Boor u.a. (S. 423). — Besser erforscht ist die Germanistik unter institutionsgeschichtlichem Aspekt; vgl. beispielsweise Ursula BURKHARDT, *Germanistik in Südwestdeutschland. Die Geschichte einer Wissenschaft des 19. Jahrhunderts an den Universitäten Tübingen, Heidelberg und Freiburg*. Tübingen 1976, die die Zeit nach 1900 freilich nur streift. Mit der Geschichte der Berliner Germanistik beschäftigt sich eine Themennummer der *Wissenschaftlichen Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Gesellschaftswissenschaftliche Reihe* 36, 1987, in der ein Beitrag der Nordistik gewidmet ist: Hans-Jürgen HUBE, *Die Nordistik und das Berliner Germanische Seminar*, S. 794–800. Der regionale, institutionsgeschichtliche Ansatz gehört zu den am weitesten verbreiteten Formen der germanistischen Fachhistoriographie, gelangt aber selten über das rein Deskriptive hinaus. Dies zeigen zahlreiche Aufsätze in Universitäts-Festschriften u.ä. In besonderem Maße gilt dies übrigens für die wenigen Versuche, die Geschichte der Altnordistik/Skandinavistik aufzuarbeiten; z.B.: Fritz PAUL, *Fünfzig Jahre Skandinavistik in Göttingen*. Göttingen 1985. Theorie- und konzeptionsgeschichtliche Studien sind in der Regel gründlicher in der analytischen Durchdringung des Materials, beschränken sich bisher aber größtenteils auf das 19. Jh., etwa einige Aufsätze in: Jürgen FOHRMANN, Wilhelm VOSSKAMP (Hrsg.), *Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*. München 1990. Erkenntnisse für das 20. Jh. sind von dem Kölner DFG-Projekt zur *Wissenschaftsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft zwischen den Weltkriegen* zu erwarten (vgl. *Mitteilungen* des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik 1. 1991, S. 15).

20 Recht gut bekannt sind inzwischen vor allem die Hintergründe der sogenannten Gelehrtenmanifeste des Jahres 1914; vgl. Klaus SCHWABE, *Wissenschaft und Kriegsmoral. Die deutschen Professoren im ersten Weltkrieg*. Frankfurt 1969, und Bernhard VOM BROCKE, ›Wissenschaft und Militarismus. Der Aufruf der 93 ›An die Kulturwelt!‹ und der Zusammenbruch der internationalen Gelehrtenrepublik im Ersten Weltkrieg. In: William M. CALDER III., Hellmuth FLASHAR, Theodor LINDKEN (Hrsgg.), *Wilamowitz nach 50 Jahren*. Darmstadt 1985, S. 649–719, außerdem die Einleitung der Textsammlung

rend der Weimarer Republik²¹ wesentlich besser unterrichtet als über das der Germanisten. Eine Untersuchung über deren außerwissenschaftliche Aktivitäten im Kontext der allgemeinen Gelehrtenpolitik würde eine wesentlich differenziertere Beurteilung auch ihrer Auffassung vom gesellschaftlichen Stellenwert ihrer Disziplin erlauben.

Trotz dieses Defizits ist es möglich und notwendig, den deutschen Island-Mythos als ein Phänomen der Fachgeschichte zu interpretieren. Ja, es erscheint darüber hinaus die These gerechtfertigt, daß es sich bei ihm geradezu um eine ›Germanistenideologie‹ handelt, die aus dem Selbstverständnis der Fachvertreter als einer geistigen Elite motiviert war und auf ein eher geringes Interesse bei ihrem Zielpublikum stieß. Dieser Eindruck verdichtet sich, wenn man den Wegen folgt, auf denen diese Ideen verbreitet wurden. So findet sich beispielsweise seit dem Erscheinen der ersten *Thule*-Bände an den verschiedensten Orten immer wieder der Appell eines Fachwissenschaftlers, den Sagas endlich den ihnen gebührenden Platz im deutschen Geistesleben einzuräumen. Stellvertretend sei hier ein Vortrag Friedrich Rankes aus dem Jahr 1928 zitiert:

[. . .] auch von den Isländersagas kann, wie mir scheint, zu deutschen Hörern gar nicht oft und gar nicht eindringlich genug gesprochen werden: aus ihnen tritt uns das Bild vorchristlich-germanischen Menschentums, also – trotz mancher spezifisch nordisch-isländischer Züge – im Grunde doch das Bild unserer eigenen Vorfahren so rein und so unerhört lebendig entgegen wie nirgends sonst. – Und was hilft es, daß diese Welt der Isländerromane durch vortreffliche Übersetzungen in der Sammlung Thule (bei Diederichs in Jena) erschlossen daliegt, solange die Bände der Thule-Sammlung nicht zur klassischen Literatur und zum unentbehrlichen Bildungsbesitz des Deutschen gehören?²²

Innerhalb des Faches wurden solche Bestrebungen wohlwollend, wenn nicht gar begeistert aufgenommen. So erklärte z.B. Reinhard Prinz zum

Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg. Mit einer Einleitung herausgegeben von Klaus BÖHME. Stuttgart 1975, S. 3–43. — Die wilhelminische Epoche behandelt Rüdiger VOM BRUCH, *Wissenschaft, Politik und öffentliche Meinung. Gelehrtenpolitik im wilhelminischen Deutschland (1890–1914)*. Husum 1980.

21 Z.B.: H.P. BLEUEL, *Deutschlands Bekennen. Professoren zwischen Kaiserreich und Diktatur*. Bern, München, Wien 1968; Kurt TÖPNER, *Gelehrte, Politiker und politisierende Gelehrte. Die Revolution von 1918 im Urteil deutscher Hochschullehrer*. Göttingen, Zürich, Frankfurt 1970; Christoph WEISZ, *Geschichtsauffassung und politisches Denken Münchener Historiker der Weimarer Zeit*. Berlin 1970.

22 Friedrich RANKE, *Die Edda und wir*. In: *Die nordischen Länder und Völker*. Königsberg 1928 (= Auslandsstudien 3), S. 43.

gleichen Zeitpunkt wie Heusler (s.o.) die Germanophilie für ein Verdienst der Nordistik, welche er damit aber sogleich als Wegbereiterin des Nationalsozialismus vereinnahmte: »Die nordische Philologie gehört mit zu jenen kleinen Vortrupps der Wissenschaft, die, abseits und ohne große Anhängerschaft, auf dem tiefsten Unterstrom unseres geistigen Lebens die neuen Ufer miterforscht haben, an denen wir heute unser neues Leben bauen wollen.«²³ Doch bereits im selben Jahr gestand Hans Naumann in einem Vortrag vor Buchhändlern ein, daß von einer wirklichen Popularisierung der altnordischen Literatur in Deutschland nicht die Rede sein konnte, denn »die deutsche Nation griff nicht nach diesen Schätzen, und es ist kein Geheimnis, daß das gesegnete Jahr 1933 hier noch keine Besserung gebracht hat«. Erwähnenswert ist Naumanns Vortrag aber vor allem deshalb, weil er das Desinteresse des Publikums als Zurückweisung des gelehrten Führungsanspruchs interpretiert:

Man schimpft auf die Gelehrten und man sagt, die behielten alle Weisheit für sich, aber mindestens diesmal stimmt das gar nicht, Gott sei Dank, sondern als Diederichs uns rief, standen wir ihm alle sofort zur Verfügung, die Besten gerade am schnellsten, und gaben ihr Bestes in der Übersetzung und Bereitstellung der alten Quellen, aber die Nation griff nicht danach. [. . .] Es war ein großes Verdienst der deutschen Germanisten, durch beste Übersetzungen den Diederichsverlag unterstützt zu haben. Das deutsche Volk hat nicht zugegriffen, es ist dem Wegbereiter Diederichs auf seinem großen und schönen Wege nicht gefolgt. Es ist auch den deutschen Gelehrten nicht gefolgt.²⁴

Um so heftiger umwirbt er seine Hörer, als Buchhändler potentielle Multiplikatoren von übersetzten *Íslendingasögur*. Dabei scheut er auch vor der Behauptung nicht zurück, man wisse »genau, daß der ganze Kulturzustand, wie er erhalten und beschrieben ist, von uns auch für die Südgermanen, das heißt für unsere eigenen Vorfahren in Rechnung gesetzt werden kann« (ebd.).

Die größte Breitenwirkung aber versprachen sich die Fachwissenschaftler offenkundig von der Etablierung der altnordischen Literatur im Lektürekanon des Deutschunterrichts. Der Auseinandersetzung um die didaktische Aufbereitung der Texte boten die pädagogischen und

²³ Reinhard PRINZ, *Die altnordische Literatur in der deutschen Schule*. In: *ZfdB* 10, 1934, S. 257. Ähnlich LOHRMANN 1938 (398), S. 10: »Die Wissenschaft hat der Volks-tümlichkeit eines Erziehungsgutes selten so gut vorgearbeitet wie hier [bei den Sagas].« Außerdem KEMPF 1934 (386), S. 355.

²⁴ NAUMANN 1934 (509), S. 172.

deutschdidaktischen Zeitschriften ein Forum. Sie förderten damit eine breite Diskussion, deren Wortführer sehr bald nicht mehr die Hochschul-, sondern die Schulgermanisten waren. Dennoch begegneten schon lange vor 1933, dem Jahr, in dem die Debatte auf breiter Ebene einzog, vereinzelt Überlegungen von Universitätsgermanisten, auf welchem Wege die *Íslendingasögur* zum Gegenstand der Volksbildung zu machen seien. Als Beleg sei zunächst eine private Äußerung Heuslers aus einem Brief an Wilhelm Ranisch zitiert:

Du rührst da an einen nachdenklichen, mir oft durch den Kopf gegangenen Punkt – mit der Frage, wás es denn eigentlich braucht, dass Erkenntnisse den ›weiteren Kreisen‹ eingehämmert, dass sie wirklich Gemeingut werden. Sind die einzigen Vehikel dafür die drei: Bühne, Kanzel, Schulbuch? – Einen Richard Wagner oder einen Hebbel können wir uns nicht bestellen, und die Pastöre wollen wir für unsere heidnischen Dinge nicht ins Geschirr nehmen. Also Nr. 3: ihr Schulmeister seid in einer größeren Zahl von Exemplaren da; ihr seid die gegebenen, unsre altgermanischen Visionen den jungen Seelen einzugraben. Bringt ihr das nicht fertig, dann werden unsere Darlegungen immerdar ein stilles Dasein in ein paar Dutzend Büchern führen.²⁵

Die gleichen Gedanken stehen wohl hinter Konstantin Reichardts Postulat: »Besonders der humanistisch gebildete Schüler braucht die Ergänzung durch das germanische Altertum und dessen Ausläufer. Die Sammlung Thule steht in lebendigem Gegensatz zu Homer und Thukydides, zu Tacitus und Vergil.«²⁶ Charakteristisch ist Reichardts Formulierung nicht nur, weil hier die *Sammlung Thule* als Synonym für die alt-nordische Literatur überhaupt steht, sondern auch, weil sie sich in die traditionelle Opposition zu der griechischen und römischen Überlieferung und damit zu dem humanistischen Bildungsgedanken stellt. Des gleichen Arguments bediente sich im September 1933 der Nationalsozialistische Lehrerbund in einem Aufruf, »dem germanisch-nordischen Schrifttum in der deutschen Bildung den gebührenden Platz zu erobern und zu behaupten«:

Trotz vieler Bemühungen volksbewußter Gelehrter und Erzieher ist bis auf den heutigen Tag in den deutschen Schulen das ältere germanisch-deutsche Schrifttum samt dem verwandten nordischen Schriftgute fast völlig

25 Briefliche Mitteilung an Ranisch vom 24. Februar 1914. *Cod. Ms. W. Ranisch Nr. 373* (1). In einem weiteren Brief vom 4. April 1929 (Nr. 405) empfiehlt Heusler – auf Anfrage Ranischs – preiswerte Sagaausgaben offenbar für den Schulgebrauch.

26 *Die Sammlung Thule*. In: *ZfdB* 8, 1932, S. 56.

vernachlässigt worden zugunsten der Berichte und Sagen in den Büchern der Römer, Griechen, Hebräer, Israeliten und Juden. Mehr oder minder ausführlich wurden mitgeteilt oder gelesen die Schicksale von Zeus und Jupiter, Hera und Juno, Aphrodite und Venus, Ares und Mars, Hermes und Merkur u.a., kaum aber wurde Gründliches mitgeteilt über Odin-Wotan, Thor-Donar, über Balder, Loki, Hel, Freya-Frigg usw. Vom Olymp und Hades wissen deutsche Männer und Frauen mehr als von Niflheim, Muspelheim und der Weltesche Yggdrasil. Die Personen der südlichen Sagenwelt, wie Herakles, Theseus, Oedipus, Oddyseus [sic], Iphigenie, Hektor und Achilles sind allenthalben vertrauter als die germanisch-nordischen Helden Egil, Njal und Grettir, als Snorri, Gisli, Hakon, Harald und Sverrir [. . .].²⁷

Gleich mehrere Germanisten, u.a. Friedrich Wilhelm, Rudolf Meißner, Hans Kuhn, Walter Heinrich Vogt, Wolfgang Krause und Konstantin Reichardt befürworteten bereits in der folgenden Nummer des *Deutschen Bildungswesens* die Aufnahme der altnordischen Literatur in den Deutschunterricht.²⁸ Daß bei dieser Fürsprache nicht nur bildungspolitische Erwägungen, sondern durchaus auch Standesinteressen mitspielten, läßt besonders der Artikel Meißners vermuten, der den didaktisch sinnvollen Einsatz des »Nordischen« von der gründlichen philologischen Ausbildung des Lehrers abhängig macht und davon, »daß dem Nordischen [. . .] auf der Universität der gebührende Platz im germanistischen Studium eingeräumt wird.« Daraus leitet er die Forderung ab, daß sich der Deutschlehrer »vor allem« »in der Überlieferung des Nordens« »eine gründliche sprachliche und sachliche Bildung erarbeiten« und daß »der Befähigungsnachweis in diesem einen Fache [Germanistik] zur Anstellung als Oberlehrer berechtigen« müsse.²⁹ In der Folgezeit übernahmen einschlägig vorgebildete Schulgermanisten die Funktion des Vermittlers zwischen Universität und ›Volk‹, indem sie in

27 Veröffentlicht in der Oktober-Ausgabe 1933 der Zeitschrift des Nationalsozialistischen Lehrerbundes *Deutsches Bildungswesen*, S. 245–246.

28 Friedrich WILHELM, *Altgermanisches Schriftgut in der Schule*. In: *Deutsches Bildungswesen* 1933, S. 335–336; Rudolf MEISSNER, *Das Nordische im akademischen Unterricht und in der Schule*. In: ebd., S. 337–338; Hans KUHN, *Das altgermanische Schrifttum im deutschen Unterricht*. In: ebd., S. 339–342; Walter Heinrich VOGT, *Das altgermanische Schrifttum in unserer höheren Schule*. In: ebd., S. 343–349; Wolfgang KRAUSE, *Die Edda im Volksschulunterricht*. In: ebd., S. 350–355; Konstantin REICHARDT, *Altnordisches Schrifttum und Schule*. In: ebd., S. 356.

29 MEISSNER 1933 (402), S. 338. Nicht so pointiert, aber im Ansatz vergleichbar die Überlegungen von KUHN 1933 (392), S. 342. Auch Krause kritisiert, daß das Altnordische nicht Pflichtfach des Germanistikstudiums ist; KRAUSE 1933 (390), S. 350–351; ähnlich REICHARDT 1933 (420), S. 356.

pädagogischen Periodika ihre Kollegen im Unterrichten der altnordischen Literatur anleiteten. Die Zeitschrift *Die deutsche Schule* beispielsweise brachte 1936 eine Themennummer über »Altnordische Dichtung und ihre nationalerzieherische Bedeutung« heraus, *Weltanschauung und Schule* widmete 1938 ein Heft dem Thema »Die Saga als Quelle germanischen Lebensgefühls«.³⁰ Bis in die vierziger Jahre hinein erschien zu dieser Frage eine Flut von Publikationen: Aufsätze in der *Zeitschrift für deutsche Bildung*, der *Zeitschrift für Deutschkunde* u.a.³¹, Artikel in pädagogischen Handbüchern³² und vier kleinere Monographien³³. Zum Teil standen hier die universitären Altgermanisten ihren Kollegen in den Schulen weiterhin beratend zur Seite.³⁴ Unter den Päd-

30 *Die deutsche Schule* 40, 1936, mit Beiträgen von Fritz WÜLLENWEBER (*Germanische Erziehungsordnungen*, S. 193–201), Martha STEINERT (*Die altisländische Sagadichtung*, S. 201–212, und *Die altisländische Sagadichtung in der Volksschule*, S. 214–219), Otto HOLM (*Über Wesen und Formen der eddischen Lieder*, S. 220–230, und *Die altnordische Götter- und Helden dichtung im Unterricht der Volksschule*, S. 220–236) sowie einer »lehrpraktischen Beilage« von Jörgen MÖLLER (*Edda und Sagas im Unterricht*, S. 1–8). — *Weltanschauung und Schule*, November 1938, mit Beiträgen von Gustaf WENZ (*Der Mordbrand in der Njalssaga*, S. 481–489), Ruth KÖHLER-IRRGANG (*Die Saga vom weisen Njal als Weg zum Verständnis des alten Nordens*, S. 489–498), Günther SASS (*Die altnordische Ziehvaterschaft*, S. 498–504).

31 Einen Eindruck von der großen Zahl dieser Artikel gibt die keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erhebende Liste im Quellenverzeichnis, Einträge 362–441. Einen kleinen Teil von ihnen wertet bereits BOLLASON 1992 (660), S. 79–100, aus. Vor 1933 war die Beteiligung an dieser Diskussion merklich schwächer; vgl. z.B.: KOPPIN 1911 (389); Ludwig MEYN, *Die Verwertung der altisländischen Literatur für den deutschkundlichen Unterricht*. In: *ZfDk* 39, 1925, S. 26–40; Edmund SATTLER, *Die isländische Saga in der Schule*. In: *ZfDk* 35, 1921, S. 389–392; Gustaf WENZ, Ludwig MEYN, *Welche Kenntnisse in Altertumskunde muß man vom Deutschlehrer verlangen und wie kann sie der im Amt stehende Deutschlehrer erwerben?* In: *ZfDk* 41, 1927, S. 545–550.

32 Z.B. Richard MEHLEM, *Deutsches Erbe in der Volksdichtung. Isländische Saga*. In: ders., *Volkhafter Deutschunterricht*. Berlin 1937, S. 20–29; Friedrich NEUMANN, *Germanische Art*. In: Hermann NOHL, Ludwig PALLAT (Hrsg.), *Handbuch der Pädagogik*. Bd. 1., Langensalza 1933, S. 83–121, bes. S. 98–105 mit Inhaltsangabe und Interpretation der Egils saga; Reinhart PRINZ, *Die altgermanische Dichtung*. In: Rudolf BENZE, Alfred PUDELKO (Hrsgg.), *Rassische Erziehung als Unterrichtsgrundsatz in den Fachgebieten*. Frankfurt a.M. 1937, S. 50–59.

33 Käte BERKE, *Saga und Edda in der Schule. Erfahrungen an einer Obersekunda*. Leipzig 1937 (= Nordische Erziehung 1. = Nordische Art und Schule 1); Richard HOFMEISTER, *Nordische Dichtung. Ihre Bedeutung für die Wehrerziehung*. Berlin 1941 (= Die Werkstatt der Volksschule); LOHRMANN 1938 (397); Stefan OTT, *Die altnordische Literatur in der Schule. Einführung und Möglichkeiten der Behandlung*. Esslingen 1940 (= Schulpraktische Reihe 5).

34 Dabei taten sich neben anderen besonders Neckel und Kummer hervor; z.B.: KUMMER 1934 (393); ders., *Germanische Frauen und Mütter*. In: *Badische Schule* 1, 1934, S. 146–151; ders., *Deutschkunde und altnordisches Menschentum*. In: *Badische Schule* 1,

agogen fanden so zumindest elementare Kenntnisse der altnordischen Überlieferung Verbreitung; darauf lassen jedenfalls ihre (häufig sehr oberflächlichen und zum Teil fehlerhaften) Erwähnungen in Abhandlungen zu den unterschiedlichsten Problemen der Erziehung schließen.³⁵

Endgültig gelungen ist die Etablierung der altnordischen Literatur im Textkanon des Deutschunterrichts aber erst 1938 mit der Aufnahme in den »Reichslehrplan«. Dieser schrieb die Behandlung »germanische[r] Weltanschauung und germanische[n] Lebensgefühls« vor und machte dafür die Lektüre einzelner eddischer Lieder und ausgewählter Sagas (Gísla saga, Laxdœla saga oder Njáls saga) nach dem Lesebuch in der sechsten Klasse der höheren Schule zur Pflicht.³⁶ Schon früher druckten jedoch zahlreiche Lesebücher Auszüge vor allem aus den *Thule*-Übersetzungen der Íslendingasögur und der Edda nach. Es ist kaum verwunderlich, daß im Lektürekanon der dreißiger Jahre einzelne Strophen aus den Hávamál von allen (!) ausgewählten Texten am stärksten repräsentiert sind.³⁷ Dies hängt u.a. damit zusammen, daß sie nicht nur

1934, 12. Folge, S. 371–372; Gustav NECKEL, *Die gemeingermanische Zeit*. In: *ZfDk* 1925, S. 91–110; ders., *Der Wert des altnordischen Schrifttums für die Erkenntnis germanischen Wesens*. In: *ZjdB* 9, 1933, S. 352–364; ders., *Zur Deutschkunde im Aufgang*. In: *Badische Schule* 1, 1934, 12. Folge, S. 373–374; außerdem: ders., *Altgermanische Heldenage in der Schule*. In: *Die völkische Schule* 12, 1934, S. 121–124. 1934 beteiligten sich Andreas Heusler (*Das germanische Heldenideal*), Walter Baetke (*Kinderleben und Kindererziehung in altgermanischer Zeit (nach den Isländersagis)*) und andere Germanisten an einer dem Thema »Vor- und Frühgeschichte« gewidmeten Nummer der *Pädagogischen Warte* (Jg. 41, Heft 1, 1934).

35 Z.B. Ernst KRIECK, *Dichtung und Erziehung*. Leipzig 1924, S. 79ff und 92ff; Ernst DOBERS, Kurt HIGELKE, *Rassenpolitische Unterrichtspraxis: Der Rassengedanke in der Unterrichtsgestaltung der Volksschulfächer*. Leipzig 1943, S. 19–32, 394; Richard BENZING, *Grundlagen der körperlichen und geistigen Erziehung des Kleinkindes im nationalsozialistischen Kindergarten*. Berlin 1941 (= Schriftenreihe der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt 12), S. 11–12; Marianne GÜNZEL, Harriet SCHNEIDER, *Buch und Erziehung. Jugendschrifttumskunde*. Leipzig 1943, S. 135–138. — Mehrere Konzepte, wie und mit welchem Ziel die Íslendingasögur in den Unterricht aufzunehmen seien, untersucht – leider nur oberflächlich und in der bibliographischen Erfassung des Quellenmaterials sehr unzuverlässig – Christa KAMENETSKY, *Children's Literature in Hitler's Germany. The Cultural Policy of National Socialism*. Athens etc. 1984, Kap. 6: *Saga Ethics and Character Training*, S. 103–118.

36 *Erziehung und Unterricht in der höheren Schule*. Amtliche Ausgabe des Reichs- und Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Berlin 1938, S. 52 und 62.

37 Nach einer Untersuchung von Karin LAUF-IMMESBERGER, *Literatur, Schule und Nationalsozialismus. Zum Lektürekanon der höheren Schulen im Dritten Reich*. St. Ingbert 1987, S. 84 und 87. Sie wertet 106 von 120 während des Nationalsozialismus neu erschienenen Lesebüchern aus.

in Lesebüchern für die sechste Klasse, die (auch schon vor dem »Reichslehrplan«) die ›altgermanische‹ und altländische Literatur als Schwerpunkt boten, vertreten waren, sondern auch in den Textsammlungen für alle darunterliegenden Klassenstufen. Auszüge aus Íslendingasögur, vor allem aus der Gísla saga und der Laxdœla saga, sowie aus der Heimskringla gehören zu den Texten »mit hoher Kanonrepräsentanz«, d.h. sie begegnen in mehr als zehn Lesebüchern des Untersuchungszeitraums.³⁸ Überhaupt erschien im letzten Jahrzehnt der mittleren Rezeptionsphase der überwiegende Teil der Sagaübersetzungen in billigen Heftreihen, die besonders für den Gebrauch als sogenannte Klassenlesestoffe gedacht waren. Diese dienten der Ergänzung der Lesebücher nach dem Ermessen des Lehrers.³⁹ Walter Baetkes Reihe *Bauern und Helden* beispielsweise wurde 1938 in acht Bänden als »Schulausgabe« nachgedruckt; die *Isländer-Geschichten* von Gustaf Wenz (1935–37) dienten dem gleichen Zweck. Schon vor 1933 fanden Übersetzungen aus Bonus' *Isländerbuch* Eingang in *Hillgers deutsche Jugendbücherei*⁴⁰, gab Ludwig Meyn in *Jägers Sammlung deutscher Schulausgaben* und in Aschendorffs *Leseheften zur Deutschkunde* Übersetzungen aus der Edda, der Heimskringla und den Sagas heraus⁴¹.

38 Ebd., S. 91. Beispiele für Lesebücher mit Sagaübersetzungen: *Der Mensch der germanisch-deutschen Frühzeit. Ein deutsches Lesebuch für die sechste Klasse*. Bearbeitet von Kurt BONA u.a. Wien 1943; *Hirts deutsches Lesebuch*. Sechster Teil: Klasse 6. Ausgabe A: Oberschulen für Jungen, Hrsg. von J. EILEMANN u.a., Breslau 1940. Ein weiteres Beispiel bringt WINKLER 1989 (644), S. 114–115. Vgl. außerdem die in dieser Hinsicht etwas undifferenzierten Ausführungen bei Kurt-Ingo FLESSAU, *Schule der Diktatur. Lehrpläne und Schulbücher des Nationalsozialismus*. München 1977, S. 140–143.

39 Zur Funktion der Klassenlesestoffe vgl. LAUF-IMMESBERGER 1987 (736), S. 94ff.

40 *Geschichte vom Skalder Gisli und seinem Weibe Aud*. Aus den Isländer-Geschichten gesammelt von Arthur BONUS. Berlin und Leipzig [um 1930] (= Deutsche Jugendbücherei 326); *Zauber und Scherz*. Aus den Isländer-Geschichten gesammelt von Arthur BONUS. Berlin und Leipzig [1930] (= Deutsche Jugendbücherei 361); *Die Geschichte vom Skalder Egil Skallagrimsson*. Aus dem Isländer-Buch von Arthur BONUS. Berlin und Leipzig [1930] (= Deutsche Jugendbücherei 368); *Herrenmenschen im alten Island*. Aus dem Isländerbuch von Arthur BONUS. Berlin und Leipzig 1930 (= Deutsche Jugendbücherei 369–370). Außerdem erschienen in der Deutschen Jugendbücherei Übersetzungen der Hrafnkels saga und der Vínlendinga sögur (in Auszügen): MEYN 1926 (= Deutsche Jugendbücherei 315) (47); MAKOWSKI 1934 (= Deutsche Jugendbücherei 521) (204).

41 MEYN 1923 (= Jägersche Sammlung deutsche Schulausgaben 39) (211); *Eine Wikingerschlacht um Thron und Reich*. Aus dem Altländischen von Ludwig MEYN. Mit einem Vorbericht über die Wikinger. Münster 1932 (= Aschendorffs Lesehefte zur Deutschkunde und Geschichte). Ebenfalls vor 1933 erschienen: BAETKE 1923 (= Freytags Sammlung deutscher Schriftwerke 190) (114); HEINZEL 1910 (= Deutsche Lesehefte 1) (165); HUNGER 1924 (= Kochs Schülerbücher zur Deutschkunde 1) (180), u.a.

Den größten Anteil stellen freilich die nach 1933 gedruckten Hefte, etwa in den Reihen *Schaffsteins blaue Bändchen*⁴², *Schöninghs Arbeitsbogen*⁴³, *Schriften zu Deutschlands Erneuerung*⁴⁴, *Erlebte deutsche Welt*⁴⁵ u.a. Kaum eine dieser Ausgaben lässt sich noch als textnahe Übersetzung bezeichnen; die meisten kürzen (oder erweitern) den Bericht der Vorlage erheblich, viele erzählen den Inhalt der Saga in eigenen Worten nach. Dabei berufen sich ihre Herausgeber immer wieder auf die *Sammlung Thule*, der sie bezeichnenderweise gelegentlich den Rang eines »deutschen Urtext[es]«⁴⁶ und eines »Quellenwerk[es]«⁴⁷ zusprechen.

Die 1933 neu in den Deutschunterricht eingeführte »Germanenkunde« war das Fach⁴⁸, für das die Übersetzungen aus der altnordischen Literatur die Textgrundlage bereitstellen sollten. Die Gegnerschaft zu der humanistischen Bildung, wie sie noch im Aufruf des Nationalsozialistischen Lehrerbundes zum Ausdruck kam, verlor dabei als Argument zunehmend an Bedeutung. So plädierte beispielsweise auch ein »privater

42 HENNIGER 1939 (166), HENNIGER 1939 (167), HENNIGER 1939 (31) (= Schaffsteins blaue Bändchen 241–243).

43 FAHNEMANN 1936 (= Schöninghs Arbeitsbogen, Reihe Germanentum A69) (150). Ebenfalls bei Schöningh: *Ethik und Glaube bei den Germanen der Heidenzeit. Eine Auswahl aus den altisländischen Sagas*. Herausgegeben von Ludwig MEYN. Paderborn und Würzburg [1935] (= Schöninghs Schülerhefte von deutscher Art 129). *Halfred der Königsskalde. Altisländische Saga*. Hrsg. von [Joseph] MASSENKEIL. Paderborn 1937 (= Schöninghs Textausgaben 219) bringt Nachdrucke aus den *Thule*-Bänden 9 und 23.

44 *Die Jomsburgwicker-Helden von Wollin*. Nach der Übersetzung Giesebrechts aus dem Isländischen für die Jugend bearbeitet von Hans LAWRENZ. Breslau [1935] (= Schriften zu Deutschlands Erneuerung 64); *Thorolf Mosterbart. Ein nordgermanisches Bauernleben vor 1000 Jahren*. Deutscher Jugend erzählt von E.H. WOHLRAB. Breslau [1939] (= Schriften zu Deutschlands Erneuerung 77); DINTER 1937 (= Schriften zu Deutschlands Erneuerung 97) (147); *Die Edda und drei isländische Sagas. Auswahl für den Unterrichtsgebrauch*. Breslau [1938] (= Schriften zu Deutschlands Erneuerung. Sachleseheft 2)).

45 FAHNEMANN 1937 (53) und FAHNEMANN 1937 (28) (= Erlebte deutsche Welt. Arbeitsstoffe und Erzählungen für die deutsche Schule 2 und 4); *Die Wikinger von der Jomsburg. Die Saga vom Heldenkampf einer germanischen Gefolgschaft*. [Von Franz FAHNEMANN]. Saarbrücken [1939] (= Erlebte deutsche Welt. Arbeitsstoffe und Erzählungen für die deutsche Schule 18); FAHNEMANN 1939 (153) (= Erlebte deutsche Welt. Arbeitsstoffe und Erzählungen für die deutsche Schule 27). — Weitere Klassenlesestoffe: HEININGER 1926, ²1937 (= Velhagen und Klasings deutsche Lesebogen. Materialien zum Arbeitsunterricht an höheren Schulen 12) (24); HABERMANN 1937 (= Velhagen und Klasings deutsche Lesebogen 222–224) (161); LOHRMANN 1938 (202); LOHRMANN 1938 (203) (beide: = Die Kranzbücherei 232–233); LOHRMANN 1939 (32) (= Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur 560); MEYN 1938 (214).

46 FAHNEMANN 1937 (53), S. 16.

47 DRUBE 1938 (377), S. 425, Anm. 1.

48 Zur »Germanenkunde« vgl. den kurzen Überblick bei FRANK 1973 (683), S. 870–873.

Entwurf« zur »Neugestaltung des deutschen Unterrichts an höheren Schulen im nationalen Staat«, den die *Zeitschrift für deutsche Bildung* 1933 veröffentlichte, dafür, »das altnordische Schrifttum [. . .] ausgiebig heranzuziehen«. Aber sein pädagogischer Wert wurde mit der »hohen Eigenkultur« der Texte begründet, die geeignet seien, »den Wahn von der Barbarei des alten Germanentums« zu widerlegen. Daher könnten durch die Lektüre von Edda und Sagas »die der germanischen Wiedererneuerung dienenden Vorstellungen« den Schülern eingeprägt werden.⁴⁹ Die hierfür vorgeschlagenen didaktischen Methoden waren ebenso irrational wie das Programm selbst und mündeten in dem Postulat einer »lebendigen Germanenkunde«, die über eine »bloße Realienkunde« hinaus »die lebendige Erkenntnis germanischer Art, germanischer Weltanschauung und germanischen Lebensgefühls« vermitteln sollte.⁵⁰ Das in diesem Kontext geradezu zum Epitheton *constans* avancierte »lebendig« verrät, was zunehmend die Begründung für die Aktualität der altnordischen Literatur abgab: die Biologie. Ein in der Irrationalität der Argumentation typisches und dabei an Trivialität schwerlich zu überbietendes Beispiel publizierte 1936 die *Bayerische Lehrerzeitung*. Seinen Aufsatz leitet der Verfasser mit den folgenden Worten ein:

Mehr denn je ist heute die Unterrichtsarbeit der Kultuskunde darauf eingestellt, die lebendige Gegenwart aus der seelischen Eigenart und dem geschichtlichen Schicksal unserer Rasse zu deuten, um daraus Zukunftsvorpflichtungen für die eigene Lebensaufgabe abzuleiten. Erblehre, Eugenik, Rassenkunde, Familienkunde haben die Schüler auf die Bedeutung unseres blutmäßigen Erbes hingewiesen; Vorgeschichte und Geschichte haben die Grundbedingungen aufgezeigt, aus denen unser heutiges Dasein emporwachsen mußte. Besonders wurde hiebei die staatsbildende und kulturschaffende Rolle der nordischen Rasse gewürdigt. [. . .] Wenn diese Belehrungen nicht im Rahmen des Formal-Abstrakten bleiben, sondern Blut und Leben gewinnen sollen, muß dem trockenen Namen- und Kartengerippe eine bildmäßige Verleiblichung gegeben werden. Diese ermöglicht uns die Lektüre der Isländersagas.⁵¹

49 Der Verfasser dieses Entwurfs war der erste Geschäftsführer des Deutschen Germanisten-Verbandes, Johann Georg Sprengel (*Vorschläge für die Neugestaltung des deutschen Unterrichts an höheren Schulen im nationalen Staat*. In: *ZfB* 9, 1933, S. 579).

50 Wilhelm POETHEN, *Die Lesestoffauswahl im Rahmen der heutigen Forderungen*. In: *ZfB* 12, 1936, S. 16 und S. 18.

51 J. NEUWIRTH, *Nordisch-germanisches Wesen in den Isländer Bauerngeschichten. Eine kultur- und deutschkundliche Unterrichtseinheit in arbeitsschulmäßiger Gestaltung*. In: *Bayerische Lehrerzeitung* 14–15, 1936, S. 217.

Ihnen sei daher »eine kultur- und deutschkundliche Unterrichtseinheit in arbeitsschulmäßiger Gestaltung« zu widmen, die für die Dauer von zwei Wochen alle Deutsch-, Kulturkunde-, Zeichen- und Werkunterrichtsstunden beanspruchen müsse! In dieser Zeit solle die Klasse (ein achtes Schuljahr) vier Íslendingasögur in Auszügen (*Egils saga*, *Laxdœla saga*, *Hrafnkels saga*, *Gísla saga*⁵²) durcharbeiten, vergleichen und schließlich – unterstützt durch ein »gewisse[s] Taktgefühl auf seiten des Lehrers« – mit der eigenen Erfahrungswelt konfrontieren. Dabei werde sich den Schülern »eine Analogie [. . .] mit spontanem Äußerungsbedürfnis aufdrängen: die Ähnlichkeit mit den Grundanschauungen des Nationalsozialismus«⁵³.

Diese relativ ausführliche Wiedergabe ist der Inhalt des Entwurfs nur darum wert, weil sich an ihm exemplarisch demonstrieren läßt, daß auch der Auftrag der »Germanenkunde« die Aufgaben eines literatur- oder kulturhistorischen Unterrichts bei weitem überstieg. Als »nationale Gesinnungsbildung« freilich ist er nur noch unzureichend umschrieben: Rücksichtslose (partei)politische Indoktrinierung war das Ziel dieses Faches. Es beruhte offenkundig auf der Konzeption einer systematischen ideologischen Schulung, welche die Heranwachsenden nicht nur in allen Fächern außer den naturwissenschaftlichen, sondern auch ihre gesamte Schullaufbahn hindurch begleiten sollte: »[. . .] die gemeingermanische[n] Überlieferung, die wir in dem Schrifttum Islands besitzen, [. . .] bildet einen wichtigen Grundstock unserer schulischen Bildungsarbeit und ist in keiner Weise an irgend eine bestimmte Klassenstufe gebunden. Sie muß vielmehr immer und immer wiederkehren [. . .]«⁵⁴. Solchen Forderungen erteilte der »Reichslehrplan« mit der Beschränkung des Unterrichts in der altnordischen Literatur auf die sechste Klasse der höheren Schule eine Absage. Inwieweit sie in Einzelfällen dennoch verwirklicht wurden, läßt sich kaum noch feststellen.⁵⁵ Die uns erhaltenen Quellen belegen jedenfalls, daß den Lehrern für diese Zwecke ausreichend Unterrichtsmaterial und Informationsmittel zur

52 In den Übersetzungen von BONUS 1912 (131) (*Egils saga* und *Gísla saga*), RÜTTGERS 1911 (84) (*Laxdœla saga*), und MEYN 1926 (47) (*Hrafnkels saga*).

53 NEUWIRTH 1936 (412), S. 221.

54 Erich WEISSE, *Das nordische Erbe im Unterricht*. In: *Nationalsozialistisches Bildungswesen* 1, 1938, S. 11; vgl. a. PRINZ 1934 (417), S. 263; DRUBE 1938 (377), S. 425.

55 Eine der wenigen Quellen, die rückblickend über die Unterrichtslektüre von altnordischen Texten berichten, ist BERKE 1937 (370).

Verfügung standen. Anhand dieser Dokumente lässt sich überdies die spezifische Funktion dieser Spielart der Rezeption altnordischer Literatur rekonstruieren. Darauf ist im Kontext der Übersetzungsanalyse im Detail zurückzukommen; vorläufig mag es genügen, auf die bemerkenswert geringen Unterschiede in den Argumenten aufmerksam zu machen, mit denen in den genannten Abhandlungen auf die Berücksichtigung der altnordischen Literatur gedrungen wurde. Diesen zufolge sollte mit ihr ein doppeltes didaktisches Ziel verfolgt werden. So zog man sie einerseits als »Beleg« für eine vorgeblich uralte Tradition nationalsozialistischen Gedankenguts heran und schärfte den Lehrern ein, daß »wir [...] keine 1000 Jahre zurückgehen [wollen], um dort zu bleiben, sondern um dort den gewaltigen Anfang unseres Wesens in seinen entscheidenden Zügen zu sehen und zu begreifen.«⁵⁶ Auf der anderen Seite war es die Vorbildwirkung der Protagonisten, auf die die Pädagogen setzten. Und unter diesem Aspekt gerieten nun eindeutig die Helden der *Íslendingasögur* in den Vordergrund, ihre »grundsätzliche Einstellung zum Leben und seinen Forderungen«, die man als »heldische Haltung« feierte:

[...] den unerschütterlichen Willens- und Kräfteeinsatz gegen das andrängende Schicksal und für die Lebenswerte der anerkannten Weltanschauung und das sieghafte Sterben. Und wir bejahren die dabei sich offenbarenden heldischen Tugenden: Mut und Tapferkeit, Treue und Hilfsbereitschaft, Härte gegen sich selbst, klagloses Ertragen von Leiden und Todesverachtung. Dies heldische Sein wird unsere Jugend begeistern; es soll ihr ein Vorbild sein, auch unseren Mädchen.⁵⁷

Gegen Ende der mittleren Rezeptionsphase und besonders nach dem Beginn des Weltkrieges wurde die Reduktion auf das »Heldische« zur privilegierten Lesart und die solchermaßen interpretierte Literatur in den Dienst der »Wehrerziehung« gestellt.⁵⁸ Dabei waren die *Íslendingasögur* die bevorzugte Gattung der altnordischen Literatur, denn sie zeige angeblich »besonders deutlich« die »organische Verbundenheit des Bauern und des Kriegers« und mache im Gegensatz zur Heldendichtung »den nordischen Alltag und damit auch die völkische Wirklichkeit

⁵⁶ WEISSE 1938 (436), S. 11.

⁵⁷ STEINERT 1936 (430), S. 214–215.

⁵⁸ Z.B. HOFMEISTER 1941 (383); vgl. u., S. 362f. Den Deutschlehrern kam im ›Dritten Reich‹ hier eine besondere Funktion zu, die Norbert HOPSTER rekonstruiert (*Ausbildung und politische Funktion der Deutschlehrer im Nationalsozialismus*. In: Peter LUNDGREEN (Hrsg.), *Wissenschaft im Dritten Reich*. Frankfurt a. M. 1985, S. 113–139).

lebendig«.⁵⁹ Weil man jegliche didaktische Anstrengung der Vorbildwirkung der Figuren übertrug⁶⁰, brauchte man ein Genre wie das der Íslendingasögur, das – scheinbar – den Alltag des Volkes realistisch wiedergab und nicht, wie die Heldendichtung, die herausragenden Ereignisse im Leben der Fürstenfamilien in literarischer Stilisierung präsentierte. Schon 1934 war dies das Problem einer kurzen Kontroverse in der Zeitschrift *Badische Schule*: Hier hatte ein Autor namens Klingensteine – unter Berufung nicht nur auf Heusler, sondern auch auf Hitler – die altnordische Literatur, zu der er in erster Linie die eddische Dichtung rechnete, auf einen Platz am Rand der *Deutschkunde im Aufgang* verwiesen. Als Begründung führte er u.a. die Untauglichkeit der mythischen Figuren als Vorbilder an. Prompt reagierten Kummer und Neckel, die sich darin einig waren, daß gerade durch die Berücksichtigung der Íslendingasögur dieser Einwand zu entkräften sei.⁶¹

Indessen meldete sich kurz vor dem Ende des ›Dritten Reiches‹ aus den Reihen der Schulgermanisten erstmalig eine kritische Stimme zu Wort: Helga Reuschel, eine Schülerin Heuslers, forderte für die altnordische Literatur eine Rezeptionsweise, die mehr »als eine nordische Mode« sei. In deutlichen Worten wies sie alle Erneuerungsbestrebungen zurück: »Verletzte Mannesehre und Sippenehre als Grund zu endlosen Rachezügen hin und her, das setzt eine Rechtsstufe voraus, die unwiederbringlich ist für Völker, die sie einmal überstiegen.« Den historischen Abstand zu der vergangenen Kultur bezeichnete sie unmissverständlich als »unüberbrückbar«. Und den gängigen Verfahren der Textinterpretation erteilte sie eine klare Absage, indem sie den spezifischen Charakter des »Kunstwerks« betonte. Dieses bestehé nämlich aus zwei Komponen-

59 WEISSE 1938 (436), S. 6. Ähnlich die Argumentation Prinz': »Die Saga zeigt uns, daß man auch im Alltag so sterben konnte, wie die Männer und Frauen der Heldenlieder sterben.« PRINZ 1934 (417), S. 265. Vgl. außerdem HOLM 1936 (384), S. 221; KÖHLER-IRRGANG 1938 (388), S. 490; Heinrich Friedrich LOHRMANN, *Havards Sohnesrache. Sinndeutung und erziehlicher Einsatz*. In: *Die deutsche Schule* 42, 1938, S. 214.

60 Vgl. etwa Paul DEHN, *Die Behandlung der altgermanischen Lebensauffassung in O II aufgrund der isländischen Sagas*. In: *ZfDk* 47, 1933, S. 469; MÖLLER 1936 (405), S. 8; BERKE 1937 (370), S. 6ff; DRUBE 1938 (377), S. 431; LOHRMANN 1938 (396), S. 133ff; HOFMEISTER 1941 (383), S. 14, 16, 20f, 39f; STEINERT 1936 (430), S. 214–215 und 216; Gerhard RÖTTGER, *Zur Gestaltung des alteutschen Lesebuches*. In: *ZfDk* 48, 1934, S. 131: »Wenn unsere Jugend hart werden soll, so führe man ihr Gestalten wie Egil und Gisli und Thormod vor [...]«; DOBERS/HIGELKE 1943 (374), S. 20: »Vor uns steht die Pflicht, so zu sein, wie unsere Väter seit Jahrtausenden waren.«

61 Gustav KLINGENSTEIN, *Die Deutschkunde im Aufgang*. In: *Badische Schule* 1, 1934, 6. Folge, S. 253–259 (bes. S. 256) und 432–434; KUMMER 1934 (393); NECKEL 1934 (410).

ten, die man eben nicht »auseinanderreißen« dürfe: »Zeitgebundener, einmaliger Inhalt und gültige, der Zeit entthobene Form.«⁶² Noch überraschender als die mutige Offenheit dieser Kritik erscheint der Umstand, daß die *Zeitschrift für deutsche Bildung* sie druckte. Er ist wohl nur durch die kluge Argumentation Reuschels zu erklären, die offensive Schärfe vermeidet, an Deutlichkeit aber nichts zu wünschen übrig läßt.

Mit ihrem Einspruch, welcher der Fiktionalität literarischer Zeugnisse Rechnung trägt, ist Reuschel eine bemerkenswerte Ausnahme geblieben. Die Regel war die Mißachtung jeder historischen Dimension des Überlieferten und die Verleugnung seiner Ästhetizität. Das Interesse galt einzig und allein vorgeblich überzeitlichen Wesensmerkmalen – sogenannten »Lebenswerten«⁶³ oder »Lebensmotiven«⁶⁴ –, die man den eigenen Bedürfnissen entsprechend aus den Texten extrapolierte. Durch deren Verquickung mit rassistischem Gedankengut (und durch starke Trivialisierung) hob sich die didaktische Germanen-Diskussion von der philologischen ab. Deren Axiomen blieb sie dennoch verhaftet, und den wissenschaftlichen Germanenbildern fügte sie keine neuen Komponenten hinzu. Sie kombinierte aber, wie im folgenden zu sehen sein wird, isolierte Theoreme verschiedener – und sich z.T. widersprechender – Richtungen der Germanenforschung zu simplifizierenden Modellen der germanischen Gesellschaft, die auf die nationalsozialistischen Vorstellungen von staatlicher Organisation ohne weiteres zu übertragen waren.

Schon rein äußerlich ist an zahllosen Heusler-Zitaten abzulesen, daß das von ihm geprägte Germanenbild in der schulischen Sagarezeption dominierte. Besonders zwei seiner Äußerungen erhab sie zu ihren Maximen: Die eine akzentuiert die Bedeutung der altnordischen Überlieferung für die Kenntnis von den Germanen durch die Forderung, »niemand« solle sich mehr herausnehmen, »altgermanische Menschenart zu schildern und zu beurteilen, dem das Zeugnis Islands fremd geblieben ist. Sonst bleibt man wohl oder übel im Zerrbild stecken«⁶⁵. Die andere definiert den von Heusler gern gebrauchten Terminus des »Altgermanischen«, der – in sich schon unhistorisch – eine Mythisie-

62 *Altnordische Literatur – heute. Ein Vortrag*. In: *ZfD* 18–19, 1942/43, S. 115, 122 und 123.

63 Paul ANGENENDT, *Die Behandlung der Gislisaga in O II*. In: *ZfD* 51, 1937, S. 367; STEINERT 1936 (430), S. 214.

64 PRINZ 1934 (417), S. 265.

65 HEUSLER 1926 (481), S. 159.

rung geradezu provozierte: »Altgermanisch ist uns ein Kulturbegriff ohne Jahresgrenzen: das von Kirche und antiker Bildung nicht greifbar bestimmte Germanentum, dessen dichterische Spuren bis tief ins Mittelalter herabreichen.«⁶⁶ Zwar bettete Heusler ihn ein in die Trias »altgermanisch«, »urgermanisch«, »gemeingermanisch« und grenzte deren Bestandteile deutlich gegeneinander ab. Auch betonte er noch Jahre später die Unsinnigkeit, die in dem »Begriff *gemeingermanische Zeit*« liege: »Es gab keinen Zeitraum, wo alle artsetzenden Züge des Germanentums da waren und zugleich die ›Spaltung oder Auflösung‹ noch nicht im Gange war. Darum ist das Zurückstreben zur alten Einheit eine grundsätzliche Unmöglichkeit.«⁶⁷ Rezipiert wurde das »Altgermanische« aber meist ohne diesen Kontext, und so verführte es als eine ex negativo definierte, kulturtypologische Kategorie durch die ausdrückliche Vernachlässigung der zeitlichen Dimension dazu, seinen Inhalt aus anderen – wesensmäßigen – Konstanten herzuleiten. Und in diesem Sinne schien der Terminus dann doch wieder eine »Einheit« zu bezeichnen, und zwar die Einheit alles dessen, was »nicht überdeckt durch die Umbildungen fremdvölkischer Kulturen und einer fortschreitenden zivilisatorischen Entwicklung«⁶⁸ war. Auf diese Weise ließ er sich zu einem »im wesentlichen einheitliche[n] Rasse- und Kulturbegriff«⁶⁹ umdeuten. Dies widersprach Heuslers Intention, doch wird gerade die Unschärfe seiner Begrifflichkeit solche Deutungen herausgefordert haben. So war etwa die oben zitierte Verbindung »altgermanische Menschenart« kaum biologistisch gemeint, aber diffus genug, um auch eine solche Interpretation zuzulassen: Zu ihrer Erkenntnis zog man in der didaktischen Debatte der dreißiger Jahre Island nicht mehr als »Zeugnis«, sondern als »Schulbeispiel rassischer Geschichtsentwicklung«⁷⁰ heran.

Die Mythisierung der Insel muß also auch auf Heuslers Begriffe zurückgeführt werden. Denn bei ihm deutet sich in der einseitigen

66 *Die Altgermanische Dichtung*. Berlin 1923 (= Handbuch der Literaturwissenschaft), S. 8.

67 Andreas HEUSLER (Rez.), *Germanische Altertumskunde*. Herausgegeben von Hermann Schneider, München 1938. In: *GgA* 202, 1940, S. 18–19. Zu Heuslers Begriff des »Altgermanischen« vgl. BECK 1989 (653), S. 17f.

68 ANGENENDT 1937 (363), S. 367.

69 PRINZ 1937 (419), S. 51. Ähnlich schon VOGT 1933 (434), S. 343: »Altgermanische Kultur fassen wir mit Andreas Heusler nicht als Kennzeichen eines Zeitraums, sondern als einen Artbegriff.«

70 PRINZ 1937 (419), S. 52

Verknüpfung Islands mit dem »Altgermanischen« bereits die Genese jenes rückwärts gewandten Utopia mit dem Namen »Thule« an, das in der Folgezeit für den Mythos der germanischen Kontinuität stand. Noch ganz im Sinne lebensreformerischer Ursprünglichkeitsbegeisterung wurde es 1922 als das »verlorene[n] Jugendland«, »das jungfräuliche[n] Land[e] der Seele«⁷¹ gefeiert, doch hieß es im gleichen Jahr auch schon: »Thule ist nicht Vergangenheit, Thule ist die ewige germanische Seele«⁷². Nach 1933 galt »das Bild des ewigen Thule« als »Zuflucht und Seelenheimat der nordischen Rasse«⁷³, und in der genannten Ausgabe von *Weltanschauung und Schule* formulierte eine Autorin: »Island ist uns heute mehr als nur ein geographischer Begriff oder gar ein politisches Gebilde. Es ist uns Thule geworden in des Wortes größter und feierlicher Bedeutung.«⁷⁴ Die Reihe der Beispiele ließe sich verlängern bis hin zu der völlig unsinnigen Behauptung des NS-Pädagogen Kriech, Island sei »durch Jahrhunderte ein Sammelbecken gesamtgermanischer Tradition gewesen«⁷⁵.

Nun leistete die Heuslersche Germanenvorstellung zwar solchen Mythisierungstendenzen Vorschub, war aber dennoch nicht die geeignete Grundlage für eine vollständige Gleichsetzung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen. Gerade die vielleicht wichtigste Komponente seines Germanenbildes diente Heusler nämlich dazu, an den »Abstand« des »altgermanischen Lebensstil[s] von unserm heutigen«⁷⁶ zu erinnern: Ihn interessierte vor allem der vorstaatliche Germane, der Mensch der Selbsthilfe, dessen Umrisse er in der Auseinandersetzung mit dem »Herrenmenschen« Nietzsches konzipiert hatte⁷⁷. Und daher rechnete er das »Staatsbürgertum« neben dem Christentum zu den »beiden Mächten«,

71 VON ECKHEL 1922 (458), S. 13.

72 In einem Werbeprospekt des Diederichs-Verlages aus dem Jahr 1922 (unpaginiert).

73 Werner KULZ, *Thule*. In: *Sonne* 12, 1935, S. 146.

74 KÖHLER-IRRGANG 1938 (388), S. 489. Jost Hermand übrigens ist in seiner Studie über *Ultima Thule. Völkische und faschistische Zukunftsvisionen*. In: Jost HERMAND, *Orte. Irgendwo. Formen utopischer Denkens*. Frankfurt a.M. 1981, S. 61–86, diese in dem von ihm behandelten Zeitraum wohl wichtigste Bedeutung des »Thule«-Gedankens und damit eine ganze Strömung seiner Rezeption entgangen.

75 *Die germanischen Grundzüge im deutschen Geschichtsbild*. In: *HZ* 159, 1939, S. 524.

76 HEUSLER 1926 (481), S. 160.

77 S.o., S. 33; dazu auch BECK 1989 (653), S. 20ff; kritisch zu seinen Ausführungen VON SEE 1990 (797), S. 37f.

die »uns vom alten Germanen ab[rücken]«⁷⁸. Die Kontinuität, die Heuslers Germanenbild zu stiften imstande war, beschränkte sich so auf die »Gesittung«. Politische Konstanten schloß es dagegen von vornherein aus. Seiner Identifikation mit den Staatsauffassungen des 20. Jahrhunderts war damit eine deutliche Grenze gesetzt. Um diese zu überwinden, mußte Heuslers Vorstellung von dem »blonden Menschen der Selbsthilfe« (ebd.) in einer Weise ergänzt werden, daß über das Individuelle hinaus die Organisation germanischen Zusammenlebens erkennbar würde. Nur auf diesem Wege war einem Einwand zu begegnen, wie ihn Klingenstein ausgesprochen hatte: »Die isländische Welt zeigt einen ausgeprägten, schrankenlosen Individualismus, und der steht nun einmal in unlösbarem Widerspruch mit wesentlichen Forderungen unserer Gegenwart und Zukunft.«⁷⁹

Vor allem zwei Theorien kamen hierfür in Betracht, von denen die eine die ›Sippe‹ und die andere den ›Männerbund‹ als die charakteristische germanische Gemeinschaftsform deuten wollte. Die erste führte im Anschluß an Vilhelm Grønbech und Bernhard Kummer zu einer Sakralisierung der ›Sippe‹, verbunden mit einer allgemeinen Aufwertung des Religiösen.⁸⁰ Eben diese erhob beispielsweise Schubert regelrecht zum Programm seiner Anthologie *Nordland*, die er selbst als »weltanschauliche Auswertung der Thule-Saga für deutsche Eltern und Erzieher« bezeichnete: Sie sollte das Islandbild der *Sammlung Thule* im Hinblick auf die Thesen Kummers korrigieren. Ganz anders als in Heuslers gänzlich profanem Germanenbild rückte nun das religiöse Moment in den Mittelpunkt, wurde »Thule« zu »einem religiös-ethischen Symbol und Imperativ«⁸¹ stilisiert.

Hingegen gibt es zwar keine direkten Belege dafür, daß die dem Kummerschen Germanenbild konkurrierende Männerbund-Theorie von Lily Weiser und Otto Höfler, nach der die Germanen ein in kultischen

78 HEUSLER 1926 (481), S. 160.

79 KLINGENSTEIN 1934 (387), S. 433–434.

80 Z.B. Herbert DRUBE, *Die Stellung der Sippe bei den Germanen*. In: *Politische Erziehung* 1937, S. 57–65. Vgl. auch Vilhelm GRØNBECH, *Vor Folkeætt i Oldtiden*. Kopenhagen 1909–1912 (dt. Hamburg 1937, hrsg. und mit einem Vorwort von Otto Höfler); dazu Phillip Marshall MITCHELL, *Vilhelm Grønbech*. Boston 1978, bes. S. 23–39; Bernhard KUMMER, *Germanischer Kult und Glaube in den letzten heidnischen Jahrhunderten*. Leipzig 1927; alle weiteren Aufl. u.d.T. *Midgards Untergang*. Über die konkurrierenden wissenschaftlichen Germanenbilder der 30er Jahre: VON SEE 1983 (792), S. 12f., 16f., 28ff.

81 SCHUBERT 1942 (244), S. 13.

Geheimbünden organisiertes Weihekriegertum gekannt haben sollen,⁸² ebenfalls Einfluß auf die popularisierende Sagarezeption genommen hat. Indirekt spricht dafür aber die Tatsache, daß der Männerbund-Gedanke gegen Ende der dreißiger Jahre auch in den didaktischen Schriften an Bedeutung gewann, ohne daß hier freilich auf die universitären Vertreter dieser Theorie Bezug genommen würde. So liegt es näher, einen Zusammenhang mit der Entwicklung der politischen Organisationsformen im nationalsozialistischen Staat anzunehmen, die außer auf Weiser und Höfler auch auf manche Schulgermanisten ihre Wirkung hatte. Denn den politischen Erwartungen des ‚Dritten Reiches‘ entsprach doch eher ein Germanenbild, das nicht nur eine ›natürliche‹ Gemeinschaft wie die ›Sippe‹ idealisierte, sondern vor allem auf freiwilligem Beitritt beruhende Zusammenschlüsse in straff geführten Männerbünden und Gefolgschaften. Mit deren Konstruktion war die »Keimzelle politischer Großformen«⁸³ gefunden, die notwendig war, um die Fähigkeit zur Staatenbildung zu der herausragenden Eigenschaft der germanischen Stämme erklären zu können. Daß diese nicht schon früher erkannt worden sei, führt Höfler auf die einseitige Bevorzugung der isländischen Quellen, vor allem der *Íslendingasögur*, zurück: »Bei einer solchen Verallgemeinerung der Sagas kamen wichtige und wichtigste Wesenszüge der germanischen Geschichte zu kurz. Vor allem die politische Baukraft der Germanen. In den Isländersagas fehlt der großpolitische Zug.« Daher habe man »über der Verallgemeinerung des Isländertums beinahe die welthistorische Leistung des Germanentums vergessen: seine Reichsgründungen.«⁸⁴ Erst dieses Germanenbild nun, das – in krassem Gegensatz zu demjenigen Heuslers, aber auch zu den Vorstellungen Kummers stehend – einerseits die Aspekte der staatlichen Organisation und des

82 Lily WEISER, *Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde*. Bühl 1927; Otto HÖFLER, *Kultische Geheimbünde der Germanen*. Frankfurt a.M. 1934. Zur Männerbund-Theorie in der Germanenforschung vgl. VON SEE 1983 (792), S. 29ff und 1987, S. 357–360. Außerdem Stefanie VON SCHNURBEIN, *Geheime kultische Männerbünde bei den Germanen – Eine Theorie im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Ideologie*. In: Gisela VÖLGER, Karin VON WELCK (Hrsg.), *Männerbande – Männerbünde. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich*. Köln 1990, Bd. 2, S. 97–102. Die Genese des politischen Männerbund-Gedankens untersucht Klaus VON SEE, *Politische Männerbund-Ideologie von der wilhelminischen Zeit bis zum Nationalsozialismus*. In: VÖLGER, VON WELCK 1990, Bd. 1, S. 93–102.

83 VON SEE 1990 (797), S. 93.

84 Otto HÖFLER, *Germanische Einheit*. In: *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung*. Stuttgart und Berlin 1941, Bd. 2, S. 15, ähnlich S. 16.

Politischen exponierte und andererseits die gemeinschaftsstiftende Funktion des Kultus hervorhob, war im Sinne der Machthaber des ›Dritten Reiches‹ verwertbar. Mit seiner Hilfe konnte man dem nationalsozialistischen Ideal des männerbündisch organisierten Ordensstaates Tradition verleihen: Die »heroische Lebensform« in einem »Bund freibeweglicher, schweifender, zechender, kämpfender und blutender Männer«, erklärte Arno Mulot 1934, sei »die Quelle der germanischen Staatsgesinnung schlechtweg«⁸⁵. Und »im Zeichen dieses Führertums und dieser Männerbünde«, behauptete 1940 Stefan Ott, trete »der Germane in die Geschichte ein; durch sie, mit ihnen macht er Weltgeschichte«⁸⁶. Für den Gott dieser Männerbünde und für das Zentrum ihres ekstatischen Kultes hielten Weiser und Höfler Odin/Wotan, während noch Kummer gerade die Odin-Religion negativ – als Zeichen des Verfalls der ursprünglichen Sippenharmonie – gedeutet hatte. In dieser Differenz tritt die Polarität der Germanenbilder Kimmers und Höflers, die sich spiegelt in der Rivalität der sie protegierenden NS-Institutionen, des Amtes Rosenberg und Himmlers SS-»Ahnenerbe«⁸⁷, wohl am deutlichsten in Erscheinung. Denn auch in Höflers Modell kommt ja der ›Sippe‹ eine gewisse, wenngleich eher peripherie Funktion als Gemeinschaftsform des bäuerlichen Lebens zu, der die bündische Organisation der kriegerischen Elitetruppen gegenübergestanden habe.⁸⁸ Freilich ist die ›Sippe‹ nach dieser Vorstellung kaum noch der Mittelpunkt einer religiös begründeten Lebensordnung. Vielmehr gilt sie, wie Fritz Wullenweber es formuliert, als eine Institution der »germanische[n] Kriegerzucht«⁸⁹. Diese sei über drei Stufen von der »Sippenmannschaft« über den »Wikingbund« (die »Hochschule [. . .] germanischer Jungmannen- und Kriegererziehung«) bis in die »Fürstengefolgschaft« verlaufen. »Am Anfang und am Ende der altgermanischen Welt« nämlich stehe »der wehrhafte Bauer«:

All die reckenhaften Gestalten, deren Namen uns Geschichte und Sage überliefern, all die berühmten Gefolgschaftsführer und Gefolgsmänner, die Staaten gründenden Vikinghäuptlinge und ihre Genossen, sind zunächst

⁸⁵ Arno MULOT, *Die heroische Lebensform der Germanen*. In: *ZfdB* 10, 1934, S. 225–226.

⁸⁶ OTT 1940 (414), S. 117.

⁸⁷ Vgl. Michael H. KATER, *Das »Ahnenerbe« der SS 1935–1945*. Stuttgart 1974, S. 125, 139ff; Ulrich HUNGER, *Die Runenkunde im Dritten Reich*. Frankfurt a.M. etc. 1984, S. 422ff.

⁸⁸ S. auch HÖFLER 1941 (493), S. 13, 15f; analog PRINZ 1937 (419), S. 54.

⁸⁹ WÜLLENWEBER 1936 (441), S. 196.

einmal aufgewachsen und zur Mannhaftigkeit erzogen worden in der Zucht der heimischen Sippenmannschaft auf dem Hof des Vaters oder Ziehvaters. Freilich, die ganze Größe und geschichtsbildende Kraft dieses durch Rasse und Erziehung zu höchstem Adel hinaufgezüchteten Menschentums kann erst auf dem Boden und in den Lebensformen des Wikingebundes und der Königsgefolgschaft zu seiner vollen kriegerischen und politischen Entfaltung kommen. Alles aber, was sich hier vollendet, ist angelegt und vorgeformt in der Sippenmannschaft.⁹⁰

Diese Argumentation läßt in aller Deutlichkeit das Bestreben nach einer Hierarchisierung der Lebensformen erkennen, in der den Ansprüchen des Staates, die in allererster Linie als militärische begriffen werden, der absolute Vorrang gebührt. Aus dieser Sicht maß man der altnordischen Literatur einen besonderen Wert als Instrument einer auch von den Schulen zu betreibenden umfassenden Militarisierung der Bevölkerung bei.⁹¹ Davon wird noch die Rede sein. Hier genügt es, darauf hinzuweisen, daß sich der Einfluß des männerbündischen Germanenbildes auf die Sagarezeption vor allem an einer Verschiebung innerhalb des Textkanons ausmachen läßt. In den dreißiger Jahren hatte nämlich eine Saga, die in den zwei Jahrhunderten deutscher Sagaübersetzung sonst eine ganz marginale Rolle spielt, eine überraschende Konjunktur. Die den Konunga-, aber auch den Fornaldarsögur nahestehende Jómsvíkinga saga erschien zwischen 1934 und 1939 mindestens achtmal in deutscher Sprache.⁹² Bemerkenswert ist dies auch deshalb, weil sich hierbei das

90 WÜLLENWEBER 1938 (283), Bd. 1, S. 8 (das Zitat in der Klammer Bd. 2, S. 6). Vgl. außerdem Wüllenwebers Monographie *Altgermanische Erziehung*. Hamburg 1935, und die Kritik Hans Kuhns an den Interpretationsverfahren Wüllenwebers in *DLZ* 58, 1937, Sp. 1952–1953.

91 HOFMEISTER 1941 (383); OTT 1940 (414). S. auch u., S. 232ff.

92 Lydia KATH, *Jomsburg. Eine Wikingergeschichte*. Berlin 1934; *Das Ende der Jomsburger*. In: NECKEL 1934 (223), S. 47–59 (Nachdruck aus NECKEL 1915 (219)); LAWRENZ 1935 (198); [Auszug:] *Der Gefolgschaftsführer Wagn will nicht leben, wenn nicht seine Gefolgsleute am Leben bleiben*. In: *Gefolgschaft. Der germanische Kampfbund*. Herausgegeben von Horst WAGENFÜHR. Hamburg [1935], S. 16–28; Kurt Herward BALL, *Die Jomsburgwicker. Der Geschichte und den alten Sagen nacherzählt*. Karlsbad-Drahowitz und Leipzig 1936 (= Volksdeutsche Reihe 4); *Die Wikinger von der Jomsburg*. In: *Wikingerfahrten*. Paderborn [1937] (= Schöninghs Arbeitsbogen. Reihe: Germanantum A80), S. 8–11; FAHNEMANN 1939 (153); [Auszug:] *Das Heldenlied vom letzten Kampf und der letzten Mannhaftigkeitsprobe der Jomswikinger*. In: WÜLLENWEBER 1938 (283), Bd. 2, S. 26–34. — Im 19. Jahrhundert war die Jómsvíkinga saga dreimal übersetzt worden, zunächst 1827 (*Geschichte der Freibeuter von Jom*. Aus dem Isländischen von Ludwig GIESEBRECHT. In: *Neue Pommersche Provinzialblätter* 1, 1827, S. 90–139). Diese Übertragung diente Lawrenz bei der Bearbeitung seiner Schulausgabe (s.o.) als Vorlage. Die nächste Übersetzung folgte 1875 (*Die Jómsvíkinga Saga*. In: WOLLHEIM 1875 (282),

Interesse von den ›realistischen‹ Íslendingasögur auf ein Genre verlagerete, das sehr viel offensichtlicher die Spuren literarischer Stilisierung trägt, ohne daß der Wechsel der Gattungskonventionen von den Rezipienten registriert worden wäre: Der geradezu manierierte Heroismus der Jómsvíkinga saga, die das Leben in einem Wikingerbund zum Thema hat, wurde ebenso wie beispielsweise das von der spätmittelalterlichen Hrólfs saga kraka (oder auch der Jómsvíkinga drápa und den Bjarkamál) geschilderte Heldentum für historisch gehalten. So stellten die Anthologien von Wagenführ und Wüllenweber, die beide die »germanische Gefolgschaft« behandeln, Auszüge aus der Jómsvíkinga saga neben Episoden aus den Íslendingasögur oder Abschnitte aus der antiken Überlieferung, ohne den spezifischen Erkenntniswert der einzelnen Quellengattungen oder auch nur ihre zum Teil sehr weit auseinanderliegenden Entstehungszeitpunkte zu diskutieren. Daß solche Reflexionen den Intentionen der Autoren denn auch geradewegs entgegen stünden, verrät die Photographie eines Hitlerjungen, mit der Wagenführ seinen Band einleitet.⁹³

Die didaktische Saga-Debatte ist – wie die Untersuchung ihrer Argumente belegt – im ganzen von der wissenschaftlichen Germanenforschung abhängig gewesen. Wir haben es bei ihr folglich mit einem Prozeß der sekundären Rezeption zu tun, der deutlich durch eine politische Radikalisierung der Textauslegung gekennzeichnet ist. Zwar sind die Übergänge des primären zu dem sekundären Rezeptionsprozeß, wie wir gesehen haben, fließend, doch lassen sich durch einen Vergleich dieser beiden Vorgänge auch charakteristische Differenzen herausarbeiten. Es bleibt daher auch im weiteren die Frage zu verfolgen, die sich bereits aus Heuslers Begriff des »Altgermanischen« und seiner Verwendung in der didaktischen Diskussion ergab: Welche Momente lassen sich in der primären – vorwiegend philologischen – Sagarezeption feststellen, die bei der politischen Radikalisierung als Katalysatoren fungiert haben könnten? In unserem Zusammenhang interessiert besonders das Problem der Wirkung einzelner Übertragungen, die in der Übersetzungs-

S. 154–159), eine weitere 1892 (KHULL). Letztere liegt den Anthologien von Neckel und Wagenführ (s.o.) zugrunde. Die *Sammlung Thule* brachte den Text in einer Übertragung von Walter Baetke: *Die Geschichte von den Seekriegern auf Jomsburg*. In: *Geschichten von den Orkaden, Dänemark und der Jomsburg*. Jena 1924 (= Thule 19), S. 394–436.

⁹³ WAGENFÜHR 1935 (265) (unpag.); vgl. auch DOBERS/HIGELKE 1943 (374), S. 25: »Es gibt keinen deutschen Jungen, den das Ende der Jomsburger nicht zur Härte aufrief!«

analyse exemplarisch zu rekonstruieren sein wird. Auch ohne dies lässt sich aber am Ende dieses Überblicks über die Hochphase deutscher Sagarezeption bereits festhalten, daß die ›philologischen‹ Übersetzungen der *Sammlung Thule* die bei allen Rezipienten am wenigsten umstritten waren: Die Reihe galt als Klassiker, den man der Schlegel-Tieck-schen Shakespeare-Übersetzung an die Seite stellen wollte.⁹⁴

3. Der Reiz des Fremden: Die Zeit nach 1945

Die Wirkung der *Thule*-Übersetzungen hielt auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs an. Dies ist wohl vor allem den zahlreichen Nachdrucken zu verdanken, die bis heute erschienen sind.¹ Dazu zählt die vollständige Neuauflage der Reihe in den Jahren 1963–1967, die, abgesehen von den beiden Bänden der Lieder-Edda, sämtliche Übersetzungen (bis in das Schriftbild hinein) unverändert abdruckt. Neuverfaßte Nachworte informieren über veränderte wissenschaftliche Standpunkte und relativieren gelegentlich die Vorworte der Übersetzer.

Während man in der DDR zwar bereits Ende der fünfziger Jahre die Notwendigkeit von Neuübersetzungen erkannte, insgesamt aber eher sporadisch Sagaübersetzungen anfertigte², verhinderte die Neuauflage der *Sammlung Thule* in der Bundesrepublik ganz offensichtlich die Auseinandersetzung mit dem Problem des Sagaübersetzens.³ Erst 1974 kam hier als erste Neuübersetzung Hubert Seelows Übertragung der *Grettis saga* als Band zwei einer neuen Reihe *Saga* im Diederichs Verlag

⁹⁴ BERKE 1937 (370), S. 13; ähnlich Vesper in: *Die Jahrtausendfeier Islands . . .* 1930 (494), S. 104.

¹ Außer den oben, S. 48, Anm. 56, angeführten wären noch zu erwähnen: *Die schönsten Geschichten aus Thule*. Hrsg. von Heinrich Matthias HEINRICHS. München 1961 (Taschenbuchausgabe 1974, ²1979); *Thule: Isländische Sagas*. I. *Isländische Erzählkunst*. II. *Historische Fahrten und Abenteuer*. III. *Heldenepen*. IV. Hans KUHN, *Das alte Island*. Erw. Neuausgabe. Köln/Düsseldorf 1978; *Der Wikinger Fahrten und Abenteuer*. Herausgegeben von Erik ULBRANDSON. Köln/Düsseldorf 1980.

² Den beiden o., S. 12, Anm. 7, genannten Übersetzungen aus den fünfziger Jahren folgte 1973 eine Übersetzung der *Austfirðinga sǫgur* durch Ingrid Pak: *Die Leute aus den Ostfjorden. Altisländische Erzählungen*. Herausgegeben von Ingrid PAK. Leipzig 1973 (= RUB 525) (im folgenden zit. n. der zweiten Auflage, die die Herausgeberin 1982 unter dem Namen Wittkowski publizierte). Im Jahr 1982 erschien die zweibändige Ausgabe *Isländersagas* (HELLER 1982 (164)) mit Übersetzungen der *Grettis saga*, der *Laxdeela saga*, der *Njáls saga*, der *Egils saga* und der *Eyrbyggja saga*.

³ Vgl. aber o., S. 12, Anm. 7.

heraus. Ihr folgte 1978 der erste Band, eine Übersetzung der Egils saga von Kurt Schier⁴, mit dem der Verlag das Erscheinen der Reihe wieder einstellte. Im gleichen Zeitraum erschienen Übersetzungen der Gísla saga, der Kormáks saga, der Hallfreðar saga und der Gunnlaugs saga von Franz B. Seewald.⁵ Und erst in der Beschäftigung mit diesen neuen Übersetzungen begann man nun – fast ausschließlich in Rezensionen – auch den Übersetzungen der *Sammlung Thule* Aufmerksamkeit zu widmen. Verglichen mit den Neuübersetzungen waren ihre bislang hochgelobten Übertragungen⁶ nun gekennzeichnet durch »gefährliche Glättung, eine größere innere Logik der Syntax und [...] eine stärkere Annäherung an heutige [sic] Sprach- und Stilgewohnheiten«⁷, wurden »als veraltet und zum Teil ideologisch belastet«⁸ empfunden. Man distanzierte sich – fast pflichtschuldig – von der »archaisierenden Germanentümelei«⁹ der Übersetzungen, ohne jedoch im einzelnen zu differenzieren, was man sich darunter vorzustellen hätte. Am stärksten geht noch Gert Kreutzer ins Detail, wenn er die »amalgamierende Übersetzungspraxis« mit dem Germanenbild der *Thule*-Übersetzer in Zusammenhang bringt und ausführt, daß sie »sprachlich fremd Klingendes nach Möglichkeit zurückdrängten [...], die Syntax glätteten, an stilistischen Besonderheiten eigentlich nur das beibehielten (und zum Teil steigerten), was als irgendwie typisch germanisch galt: bittere Ironie und lakonische Prägnanz der Repliken.«¹⁰

4 *Die Saga von Egil*. Köln, Düsseldorf 1978 (= *Saga. Islands große Literatur* 1).

5 *Die Saga von Gisli Sursson*. Stuttgart 1976 (= RUB 9836); SEEWALD 1981 (247). — Außerdem erschien 1979 eine Neuübersetzung der Vínlendinga sögur: *Die Vinland Sagas*. Aus dem Altnordischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Bernhard GOTTSCHLING. Bochum 1979 (= Altnordische Literatur 1), und 1981 veröffentlichte Rudolf Simek eine Neuübertragung der Grettis saga: *Die Saga von Grettir Asmundarson*. Wien 1981 (= WAGApH 15).

6 Vgl. dazu die Rezensionen der Neuauflage durch Wolfgang LANGE in *Germanistik* 5, 1964, S. 59–61 / 6, 1965, S. 60–61 / 9, 1968, S. 68–70 / 10, 1969, S. 75–76.

7 HEINRICH 1982 (334), S. 72.

8 Oskar BANDLE (Rez.), *Die Saga von Grettir. Aus dem Altnordischen übersetzt und kommentiert von Hubert Seelow*. Köln/Düsseldorf 1974. In: *Scandinavica* 15, 1, 1976, S. 54.

9 Peter BUCHHOLZ (Rez.), Kurt Schier, *Die Saga von Egil. Aus dem Altnordischen herausgegeben und übersetzt*. Düsseldorf/Köln 1978 (*Saga. Islands große Literatur* 1). In: *ZfV* 76, 1980, S. 159.

10 Gert KREUTZER (Rez.), *Die Saga von Gisli Sursson. Aus dem Altnordischen übertragen und erläutert von Franz B. Seewald*. Stuttgart 1976. In: *skandinavistik* 8, 1978, S. 67. Auch Margarete Mian, die Niedners *Thule*-Übersetzung der Gunnlaugs saga kurz mit der Vorlage vergleicht, entdeckt am Rande Germanentümelndes in der Übertragung,

Welchen Einfluß die *Thule*-Übersetzungen trotz aller – vordergründigen? – Distanzierungen auf die neuen Übertragungen hatten, kann erst ein eingehender Übersetzungsvergleich im einzelnen belegen. Aber auch ohne eine solche aufwendige Untersuchung konnte die Fehlerkritik Rolf Hellers erstaunliche Koinzidenzen aufzeigen: So stimmen die Übersetzungen von Schier und Seewald zum Teil ausgerechnet in den Punkten mit den *Thule*-Übertragungen überein, in denen ihnen Fehler oder Ungenauigkeiten nachzuweisen sind¹¹. Möchte man indessen die Veränderungen beschreiben, die die neuere Übersetzungspraxis im Vergleich zu *Thule* charakterisieren, um nicht solche möglicherweise bloß punktuellen Übereinstimmungen als ihr wesentliches Merkmal zu werten, so kommt das Moment der Fremdheit in den Blick. Gerade in ihr, in den Spuren der zeitlichen und räumlichen Entfernung der altisländischen Kultur, die in den *Íslendingasögur* zu finden sind, scheint für die Übersetzer der letzten Jahre der besondere Reiz dieser Dichtung zu liegen. So betonen sie in den Übersetzungen eben jene Stileigenheiten, die dem Deutschen fremd, für den altisländischen Text aber typisch sind. Am weitesten geht dabei sicher Seelow, der selbst idiomatische Wendungen wörtlich übersetzt, auch wenn sie im Deutschen anderslautende idiomatische Entsprechungen haben. Damit hat er sich offenkundig von allen jüngeren Übersetzern am konsequentesten von der Vorstellung gelöst, die Sagaliteratur einem breiten deutschen Lesepublikum überhaupt näherbringen zu können, zumal in einer Zeit, in der sie sich nicht mehr in ein populäres Mittelalterbild, wie es der Germanenmythos bereithielt, integrieren läßt.

Eben dem Fehlen einer solchen vorherrschenden Mittelalter-Vorstellung – und dem Engagement des Wieners Rudolf Simek – ist es wohl zu verdanken, daß seit Beginn der achtziger Jahre nach einem Paradigmenwechsel in der Forschung auch andere Sagagattungen, etwa Ridd-

und zwar in ihrer Charakterisierung der Figuren: »Frequently, stress is placed on manly, virile qualities. Then the popular notion of »die alten Germanen« crops up, and in the distance loom figures faintly reminiscent of Wagnerian characters.« Margarete MIAN, *›Gunnlaugs saga ormsbungu‹ and the ‚Thule‘-Translation*. In: SS 39, 1967, S. 275.

11 Vgl. Rolf HELLER (Rez.), *Die Saga von Egil. Egils saga Skalla-Gríssonar. Aus dem Altisländischen herausgegeben und übersetzt von Kurt Schier*. Köln/Düsseldorf 1978. In: *Germanistik* 19, 1978, S. 1095, und ders. (Rez.), *Die Saga von Gisli Sursson (Gísla saga Súrssonar). Aus dem Altisländischen übertragen und erläutert von Franz B. Seewald*. Stuttgart 1976. In: *Germanistik* 16, 1978, S. 100, und HELLER 1986 (610), S. 89f, S. 93.

arasögur und Fornaldarsögur, systematisch ins Deutsche übersetzt werden. Den Anfang machten Simeks Übersetzungen der Samsons saga fagra, der Möttuls saga, der Ívens saga und der Parcevals saga.¹² Ihnen folgten Übertragungen der Ásmundarsaga kappabana, der Egils saga einhenda ok Ásmundar berserkjabana und der Hálfdanar saga Eysteinsonar, Neuübersetzungen der Hervrarar saga und der Qrvar-Odds saga sowie Übertragungen der Gautreks saga konungs und der Þorgils saga ok Haflíða.¹³ Über ein begrenztes Fachpublikum hinaus haben diese Übersetzungen heute aber keine Wirkung mehr.¹⁴

4. Sagas übersetzen: ein Problem der Wissenschaft?

Angesichts der Tatsache, daß seit dem Beginn dieses Jahrhunderts die deutschen Übersetzungen aus dem Altnordischen fast ausschließlich von Wissenschaftlern angefertigt werden, erscheint es einigermaßen erstaunlich, daß die Altskandinavistik diesen Zweig ihres Arbeitsfeldes wissenschaftlich zu keinem Zeitpunkt reflektiert hat und dies auch heute nicht tut. Dieser Mangel tritt um so deutlicher in Erscheinung, als das Saga-übersetzen beispielsweise für die englischsprachige Forschung ein ver-

12 *Zwei Rittersagas. Möttuls saga und Samsons saga fagra*. Wien 1982 (= *Mediaevales* 2); *Die Saga von Iven*. Bochum 1982 (= *Altnordische Bibliothek* 1); *Die Saga von Parceval und die Geschichte von Valver*. Wien 1982 (= *WAGAPH* 19). Ebenfalls 1982 ist eine zweisprachige Ausgabe der Legendarischen Ólafs saga erschienen: *Ólafs saga hins helga*. Die »Legendarische Saga« über Olaf den Heiligen (Hs. Delagard. saml. nr. 8') herausgegeben und übersetzt von Anne HEINRICH, Doris JANSHEN, Elke RADICKE, Hartmut RÖHN. Heidelberg 1982 (= Germanische Bibliothek. Vierte Reihe).

13 *Ásmundarsaga kappabana. Die Saga von Ásmund*. Aus dem Altwestnordischen übersetzt und herausgegeben von Stefan ISSELBÄCHER, Doris MOSBACH, Ilona PRIEBE, Manfred SCHWERING und Claudia SPINNER. Leverkusen 1988 (Das Bändchen enthält ferner Übertragungen des Auðunar pátr, des Sqrla pátr, des Brandkrossa pátr und des Þorleifs pátr jarlaskálds); *Egils saga einhenda ok Ásmundar berserkjabana und Hálfdanar saga Eysteinsonar*. Aus dem Altnordischen übersetzt und mit einem Nachwort von Rudolf SIMEK. Leverkusen 1989 (= *Altnordische Bibliothek* 7); E. Matthias REIFEGERSTE, *Die Hervrarar saga. Eine kommentierte Übersetzung und Untersuchungen zur Herkunft und Integration ihrer Überlieferungsschichten*. Leverkusen 1989 (= *Altnordische Bibliothek* 6); MENGE 1990 (209); NEDOMA 1990 (224); BUTT 1990 (142).

14 Auch im Deutschunterricht, in dem der Anteil der mittelalterlichen Literatur ohnehin kontinuierlich zurückgeht, werden altnordische Texte heute nur noch äußerst selten gelesen; vgl. dazu z.B. Gerhard LUTOSCH, *Die Saga im Deutschunterricht. Arbeitshinweise und Interpretationen*. Lübeck 1966 (= Aus der Arbeit der Schule); Ommo WILTS, *Das Pferd des Priesters Hrafinkel: Zu Möglichkeiten der Sagabehandlung in der Schule*. In: *Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 5, 1972, S. 93–109.

hältnismäßig oft besprochenes und systematisch erschlossenes philologisches Problem darstellt. Eine Bibliographie ermöglicht den Überblick über alle bis 1980 erschienenen englischsprachigen Sagaübersetzungen¹, und die Übersetzer, auch hier größtenteils Wissenschaftler, diskutierten und diskutieren ihre Verfahren in einer Anzahl von Aufsätzen.² Ihren Ausgangspunkt nehmen fast alle in der Auseinandersetzung mit älteren Übertragungen und der Übersetzungspraxis des 19. Jahrhunderts. Die größte Aufmerksamkeit gilt dabei William Morris (1834–1896), der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Hilfe des Isländers Eiríkr Magnússon zahlreiche Sagas ins Englische übertrug. Morris war Maler, Dichter, Designer und Kunsthändler und gilt als einer der Begründer des *Arts and Crafts Movement*. Auch für ihn stand die Auseinandersetzung mit dem Mittelalter, die alle seine vielfältigen Interessen bestimmte, unter einem zivilisationskritischen Aspekt, der in manchem dem der deutschen Rezipienten ähnelte, und sein Übersetzungsverfahren lässt sich aus dieser Motivation verstehen.³ Allerdings schien ihm, folgt man den Argumenten Randolph Quirks, anders als den meisten deutschen Übersetzern gerade in der Fremdheit der isländischen Kultur ein imaginärer Zufluchtsort zu liegen. Daraus erkläre sich die sperrige Diktion seiner Übersetzungen, ihre damals wie heute kritisierte »schlechte« Lesbarkeit. Diese Kritik geht jedoch – so wird man Quirks

1 Donald FRY, *Norse Sagas Translated into English. A Bibliography*. New York 1980.

2 Z.B.: E. Paul DURRENBERGER, Dorothy DURRENBERGER, *Translating Gunnlaug's saga: An Anthropological Approach to Literary Style and Cultural Structures*. In: *Translation Review* 21, 1986, S. 11–20; Einar HAUGEN, *On Translating from the Scandinavian*. In: Edgar C. POLOMÉ (Hrsg.), *Old Norse Literature and Mythology*. Austin 1969, S. 3–18; Lee M. HOLLANDER, *Observations on Taylor's Translation of the Orkneyinga Saga*. In: SS 16, 1941, S. 226–233; George JOHNSTON, *Translating the Sagas into English*. In: BONIS 1972, S. 7–16; John KENNEDY, *Translating the Íslendingasögur into English. With Special Reference to Laxdæla Saga*. In: *Parergon* 6, 1973, S. 21–29; Ian R. MAXWELL, *On Translation – I*. In: SBVS XV, 1961, S. 383–393, mit einem »comment« von George JOHNSTON, ebd., S. 394–402; Paul SCHACH, *Norse Sagas in English Translation*. In: YCG 33, 1984, S. 63–73.

3 Vgl. HAUGEN 1969 (609), S. 13. Die wichtigsten Sagaübersetzungen von Morris enthalten die Bände 7, 10 und 12 der *Collected Works*. London 1910–1915. Zu seinen Übersetzungen vgl. z.B. Randolph QUIRK, *Dasent, Morris, and Problems of Translation*. In: SBVS 14, 1953–57, S. 64–77, und J. N. SWANNELL, *William Morris as an Interpreter of Old Norse*. In: SBVS 15, 1961, S. 364–82. Außerdem MAXWELL 1961 (625), JOHNSTON 1961 (615) und JOHNSTON 1972 (616). Über die Zusammenarbeit von Morris und Eiríkr Magnússon: Stefán Einarsson, *Eiríkr Magnússon and His Saga-Translations*. In: SS 8, 1933–35, S. 17–32. Beachtung finden Morris' Sagaübersetzungen auch in: Karl LITZENBERG, *The Diction of William Morris*. In: ANF 53, 1937, S. 327–363.

Überlegungen wohl interpretieren dürfen – an der Intention Morris' vorbei, dessen Übersetzungsziel nicht gute Lesbarkeit, sondern vielmehr »a poetic transmission of his own experience« gewesen sei:

He wants to make us share the acute pleasure which the forms and arrangements of the Icelandic have upon him. His readers must be made to share the magic experience of a remote literature, dealing with a remote culture in a remote language; they must read the sagas with just that extra concentration and care that Morris himself had to use; they must find them couched in a language which would be as intelligible to them as Icelandic was to him but which would have the same areas of unfamiliarity too.⁴

Quirk gewinnt seine Erkenntnisse durch die Konfrontation zweier Übersetzungsverfahren, deren sich Morris auf der einen und George Webbe Dasent auf der anderen Seite bedienten. Was seine Untersuchung indes vor anderen auszeichnet, ist der Versuch, beide Verfahren aus ihrer Zeit und der Übersetzerintention heraus zu verstehen. Alle anderen Arbeiten bewerten die Übersetzungen nämlich ausschließlich vor dem Hintergrund ihres eigenen Saga-Verständnisses, das den Blick auf die Textdeutung des Übersetzers zwangsläufig verstellt. Sehr deutlich ist dies zu beobachten, wenn Haugen Morris' Übersetzungsverfahren pauschal als Fehlinterpretation abtut, weil es sich als zeitgebunden zu erkennen gebe:

He was misled by surface similarities into identifying the style of the sagas with one in which modern English had been purged of its French and Latin elements and returned to the pristine purity of the Middle Ages. [...] To him the life of the sagas was an earthly paradise, removing him as far as possible from the (to him) distasteful life of contemporary England. His programmatic antagonism to French culture and French loan words, and his desire to restore England to its simple pre-Conquest vigor, colored his view of the style of the sagas, distorting it into something grotesque and wonderful.⁵

Bei Haugen, wie auch in den meisten anderen englischen und deutschen Publikationen zum Thema, dient die Auseinandersetzung mit der Übersetzungspraxis einer vergangenen Epoche nur als Folie für die Darstellung der eigenen Übersetzungsprinzipien. Diese sind bestimmt durch die individuellen Wertmaßstäbe des Übersetzers, die sich aus seiner Textdeutung, seinem Stilempfinden und seiner Vorstellung vom Zweck der

4 QUIRK 1953–57 (635), S. 76–77.

5 HAUGEN 1969 (609), S. 12–13.

Übersetzung herleiten, bei der Darstellung der Verfahrensfrage aber als allgemeinverbindliche Norm gesetzt werden. Für die Übersetzungsanalyse bringt dies methodische Schwierigkeiten mit sich, die im Theoriekapitel dieser Arbeit ausführlich erörtert werden. Vorläufig genügt es, mit Haugen festzustellen, daß das Problem des für die altnordische Prosa geeigneten Übersetzungsverfahrens auf diese Weise bislang ausschließlich als »Geschmacksfrage« verhandelt wird, denn »those who have established for themselves a particular interpretation of saga style will resent any attempt to change this image.«⁶ Mit Ausnahme der Quirkschen Studie und der Untersuchung Reusses haben daher alle bisher angeführten Arbeiten, zu denen auch der unten zitierte schwedische Aufsatz hinzuzuzählen wäre, eine präskriptive Ausrichtung gemeinsam, die der übersetzungsanalytischen Fragestellung der vorliegenden Untersuchung diametral entgegengesetzt ist. Ihre Argumentationsweise illustriert das folgende Beispiel:

Det är förfelat att ge översättningen en forntidsprägel, snarare borde man kunna tillåta sig ett och annat färskt modeord. Men språket får inte heller ha så stark prägel av dagens svenska att det snabbt blir föråldrat. Alltför tillfälliga modeord och slangord måste undvikas, ordvalet måsta vara så neutralt och anspråkslöst som möjligt, [. . .]⁷

Solche Übersetzungs»vorschriften« vermögen anderen als den eigenen Übersetzungen kaum gerecht zu werden und können als Vorarbeiten für die vorliegende Untersuchung mit ihrem rezeptionsästhetischen Ansatz nicht herangezogen werden. Sie sollen aber nicht ganz vernachlässigt werden, sondern an dieser Stelle in Verbindung mit Rezensionen von Sagaübersetzungen sowie deren Vor- bzw. Nachworten daraufhin befragt werden, welche Stileigentümlichkeiten der Íslendingasögur sie als Übersetzungsprobleme diskutieren. Daraus wird die Zeitgebundenheit bestimmter Stilvorstellungen ersichtlich.

Die Íslendingasögur stellen dem Übersetzer die Aufgabe der Übertragung zweier vollkommen verschiedener Literaturgattungen: Neben der Sagaprosa muß er sich mit der Skaldendichtung auseinandersetzen, die ihm vor allem in Gestalt in den Text eingestreuter Einzelstrophen, sogenannter *lausavísur*, begegnet. In der Regel werden diese beiden Aspekte, das Übersetzen der Prosa auf der einen und das der Skaldik auf der

6 Ebd., S. 14.

7 Ingegerd FRIES, *Njals saga 700 år senare*. In: *Scripta Islandica* 32, 1981, S. 32.

anderen Seite, als getrennte Probleme aufgefaßt.⁸ Hier soll nun zunächst in aller Kürze die Diskussion über die Übersetbarkeit der Skaldendichtung dargestellt werden. Anschließend sind anhand von Syntax und Ortsnamen exemplarisch die Übersetzungsschwierigkeiten zu erörtern, die man zu verschiedenen Zeitpunkten in der Sagaprosa vermutet hat.

Die Übersetzung der *vísur* gilt, vor allem wegen ihrer charakteristischen Metaphern (*kenningar* und *heiti*) sowie ihrer komplizierten metrischen Regeln, als eine besondere Schwierigkeit für den Übersetzer. Man hat die Skaldendichtung gelegentlich als unübersetbar bezeichnet, und es ist offenbar die verbreitete Ansicht, daß das Versmaß in der Übersetzung nur durch weitgehenden Verzicht auf die Wiedergabe des Inhalts einer Strophe sowie auf zielsprachliche Verständlichkeit zu bewahren sei. Umgekehrt gehe eine inhaltlich genaue Übertragung stets auf Kosten des Formalen.⁹ Das erste Verfahren prägt die Strophenübersetzungen, die Felix Niedner für die *Sammlung Thule* angefertigt hat (und die ihrer Unverständlichkeit wegen stets kritisiert worden sind¹⁰), das zweite führt in der Konsequenz zu Prosaübersetzungen (mit Wiedergabe der *kenningar*), deren sich die meisten neueren Übertragungen bedienen.¹¹ Aber auch die Diskussion über Vor- und Nachteile dieser beiden Methoden gelangt nicht über die Darstellung der gegensätzlichen Positionen hinaus. So dient die Betrachtung älterer Strophenübersetzungen hier ebenfalls ausschließlich der deutlicheren Herausarbeitung der eigenen Verfahrensweise, die gern als ›Anweisung‹ formuliert wird:

8 So widmen sich beispielsweise drei Aufsätze ausschließlich den Problemen, welche die Skaldik dem Übersetzer stellt: W. F. BOLTON, *The Old Icelandic Dróttkvætt: A Problem in Verse Translation*. In: *Comparative Literature* 14, Nr. 3, 1962, S. 280–289; außerdem Lee M. HOLLANDER, *The Translation of Skaldic Poetry*. In: *SS* 18, 1945, S. 233–240, und Felix GENZMER, *Ist die Skaldendichtung übersetzbare?* In: *JEGPh* 47, 1948, S. 323–333.

9 Vgl. KREUTZER 1978 (342), S. 68; HEINRICHS 1982 (334), S. 73; BANDLE 1976 (330), S. 54; außerdem BOLTON 1962 (599), S. 287; HELLER 1982 (164), Bd. 1, S. 38–39 und HEINRICHS, JANSHEN u.a. 1982 (162), S. 26.

10 Z.B. BANDLE 1976 (330), S. 54. Einen seiner schärfsten Kritiker hat Niedner in Hugo Gering gefunden, der ihm »unerträglichen telegrammstil«, »sprachwidrige wortverstümmelungen«, »eine menge überaus störender flickwörter« vorgeworfen und schließlich die Frage formuliert hat: »Was ist denn das für eine sprache? Wegen der mangelnden flexion könnte man sie für chinesisch halten; deutsch ists jedenfalls nicht.« In: *ZfdPh* 44, 1913, S. 490–491.

11 SEELOW 1974 (246), SCHIER 1978 (241) und HELLER 1982 (164). Seewald bemüht sich hingegen um Versübertragungen; HEINRICHS, JANSHEN u.a. 1982 (162) lösen auch die Kenningar auf.

The new form [der englischen Übersetzung] should be self-contained; it should be formally intricate; it should have traditional associations; it should be reasonably compact, but roomy enough to express all that the Icelandic expresses. It might also make use of parenthesis, alliteration, internal rhyme, assonance, and other features which characterize the dróttkvætt; but it should not seek to maintain these characteristics in a regular pattern. The analogous English form, it seems to me, should be chosen from the several short stanzas employing end-rhyming iambic pentameter. Many of these forms [...] are too long; the translation would be too diffuse. A better choice is rhyme royal [...]¹²

Gerade an der Diskussion über die Übersetzbarkeit der Skaldendichtung zeigt sich nun m.E. das größte Manko der hier besprochenen Arbeiten zum Übersetzen altnordischer Literatur: Sie nehmen alle ihren Ausgangspunkt in einer vorwissenschaftlichen Polarisierung ›wörtlicher‹ und ›freier‹ Übersetzungsverfahren, ohne diese jedoch deutlich voneinander abzugrenzen. Dies resultiert wohl vor allem aus der Scheu, sich mit den Methoden und Erkenntnissen der Übersetzungswissenschaft auseinanderzusetzen¹³ und auf diesem Weg angemessenere Beurteilungskategorien zu entwickeln. Gerade in der Behandlung eines so komplizierten formalen Problems, wie es die Skaldendichtung darstellt, führt diese Polarisierung der Verfahren zur einseitigen Bevorzugung einer der beiden Komponenten: der Form (in der ›wörtlichen‹ Übersetzung) oder des Inhalts (in der ›freien‹ Wiedergabe). Einen Mittelweg suchen die Übersetzungen Seewalds, die dabei bewußt mit dem Moment des Unvertrauten, Fremden spielen. Unmittelbare Verständlichkeit sei im übrigen, so Seewald, auch in der ursprünglichen Rezeptions situation nicht angestrebt worden:

Schließlich ist daran zu erinnern, daß auch für den Zeitgenossen diese Dichtungen – in unterschiedlichem Maße – ein Element der Verrätselung enthielten und enthalten sollten, so daß nur ein Hörer, der dem bedächtigen, deutlich artikulierten Vortrag des Skalden folgte, hoffen konnte, den Sinn dieser Gesätze gleich beim ersten Anlauf zu verstehen.¹⁴

Die zahlreichen Spezialprobleme, die das Übersetzen der skaldischen Dichtung mit sich bringt, müssen in der vorliegenden Studie vernach-

12 BOLTON 1962 (599), S. 289.

13 Erst Winkler und Reusse wenden sich ihnen zu, freilich mit unterschiedlichem Aufwand und Ertrag. Winkler löst sich aber nicht aus solchen populären Denkkategorien; ihre methodischen Überlegungen werden in Teil II kurz besprochen. Vgl. u., S. 107.

14 SEEWALD 1976 (34), S. 26.

lässigt werden, denn eine systematische Untersuchung der deutschen Skaldik-Übertragungen würde ihren Rahmen bei weitem übersteigen. Bei der Übersetzungsanalyse sind Skaldenstrophen daher nur insoweit zu berücksichtigen, als sie sich in Gestalt der *lausavísur* dem Saga-Übersetzer als Aufgabe stellen.

Diesem begegnen in der Sagaprosa ganz andere Probleme als in der Skaldik. Heute findet man im allgemeinen im Vorwort einer Übersetzung ausführliche Erörterungen der Gründe, die zu einem bestimmten Übersetzungsverfahren geführt haben. Schon hier sind also Aufschlüsse über das Saga- und Stilverständnis des Übersetzers zu gewinnen.¹⁵ Im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren solche Begründungen noch nicht üblich. Die *Thule*-Übersetzer beispielsweise gaben nur sehr allgemeine Erklärungen über ihre Übersetzungsmethode ab. Um so mehr fällt daher Heuslers Eingehen auf diese Frage in der Einleitung zu seiner *Geschichte vom weisen Njal* ins Auge, in der er die altnordische Syntax zu einer besonderen Übersetzungsaufgabe erklärt. Die Passage schließt mit den folgenden Worten:

Das Satzgefüge mit seinen Sprödigkeiten, sowie den abwechslungsarmen Wortschatz, hat unsere Übertragung zu bewahren versucht bis an die Grenze des Erträglichen, – vielleicht findet mancher Leser: über diese Grenze hinaus. Aber er spreche die Sätze, er verwandle sich im Geist in einen erzählenden Bauer [sic]: dann nimmt sich manches anders aus. Die Rhetorik Roms beherrscht schier alle europäische Prosa: man freue sich doch, wenn einmal ein ernsthaftes Denkmal so unrömisch ist!¹⁶

Die Selbstverständlichkeit, mit der sonst auf die Rechtfertigung der Übersetzungsmethode verzichtet wird, resultiert wohl aus der Vorstellung, man habe es in der altnordischen Literatur mit deutschem Kulturerbe zu tun. Sie verhindert die Einsicht in die fremde Ästhetik dieser Texte und also in die Notwendigkeit, die unterschiedlichen Möglichkeiten ihrer Wiedergabe im Deutschen zu diskutieren. Dem räumen allenfalls die Rezensionen und gelegentlich die Vorworte Platz ein, und auf diese läßt sich daher stellvertretend zurückgreifen. Dabei stellt sich heraus, daß sich der Katalog der Übersetzungsschwierigkeiten in den letzten Jahren beträchtlich vergrößert hat. So führt etwa Heller folgende Probleme an: die künstlerisch »überhöhte Alltagssprache« der Sagas,

¹⁵ Besonders ausführlich begründen ihr Verfahren etwa HELLER 1982 (164), S. 34–39, oder HEINRICH, JANSHEN u.a. 1982 (162), S. 26–29.

¹⁶ HEUSLER 1914 (174), S. 16.

ihrer Syntax, den »fließenden Übergang von der indirekten zur direkten Rede«, Wortwiederholungen und inquit-Formeln, außerdem den regellosen Tempuswechsel und die Orts- und Eigennamen.¹⁷ Im Vorwort zur Übersetzung der Legendarischen Ólafs saga von Heinrichs u.a. kommen noch der häufige Gebrauch der Konjunktionen *ok* und *en*, die zahlreichen parataktischen Fügungen, der Wechsel von syndetischer und asyndetischer Reihung und die für das Altnordische typische Spitzenstellung wichtiger Wörter hinzu. Diese Stilelemente bereiten beim Übersetzen deshalb Schwierigkeiten, weil sie der deutschen Literatursprache weitgehend fremd sind (wie der übergangslose Wechsel von der indirekten zur direkten Rede) oder als unschön gelten (etwa Wortwiederholungen). Schier beispielsweise sieht sich daher genötigt, ausdrücklich zu erklären, die »Stileigenheiten der Saga« auch dann bewahren zu wollen, »wenn sie nicht mit den Regeln eines guten deutschen Stils im Einklang stehen«.¹⁸ Eben dies hatte wohl auch Heusler im Auge, als er formulierte, er sei bei seiner Übersetzung »bis an die Grenze des Erträglichen« gegangen. Anders als Schier bezieht er dies freilich ausschließlich auf zwei Aspekte: den Satzbau und die Wortwiederholungen seiner Textvorlage. Folgt man seiner Argumentation in dem kurzen Aufsatz zum Übersetzen altisländischer Sagas von 1920¹⁹, so wird deutlich, daß die Syntax die einzige Textebene ist, auf der er eine gewisse ›fremde‹ Wirkung seiner Übersetzungen in Kauf nimmt. Dies geschieht in der Überzeugung, daß »der Satzbau der reinen altisländischen Saga« mit seiner »mittelalterlichen Kindlichkeit« eine ursprüngliche, genuin germanische Weise der Sprachverwendung spiegelt, die für das Deutsche zurückzugewinnen sei. Für die Übertragung der übrigen Stilelemente gilt ihm indessen als »oberstes Gesetz«: »Es muß deutsch klingen« (S. 48–49). Eben daraus resultiert seine unbedingte Forderung nach Übersetzung der altisländischen Ortsnamen, ein freilich von Anfang an heftig umstrittenes Problem. In Heuslers Augen sprachen für die Übersetzung die Tatsache, daß die Ortsnamen im Altisländischen »mit den Appellativa in flüssigem Austausch« gestanden hätten, sowie klangliche Gründe:

›Sie zogen nach der Stromhalde und verbrachten an der Halde die Nacht und kamen dann nach Haldenende: dies ist für uns so lebendig wie der

17 HELLER 1982 (164), S. 34–38.

18 SCHIER 1978 (241), S. 9.

19 *Etwas über das Verdeutschen altisländischer Sagas*. In: MIFr 7, 1920, S. 47–51.

isländische Wortlaut für den Isländer. Setzen wir statt Stromhalde und Haldenende die unverständlichen fremden Schälle, so ist die Anschauung zerstört. – Dazu kommt das Klangliche. Die unübersetzten Namen starren wie tote Flecken aus dem deutschen Vortrag heraus; mit ihren oft so borstigen Lautbildern durchlöchern sie fortwährend das Band der Sprache. Gewiß, ein Teil der Personennamen tut dies auch; das ist nicht zu ändern. Aber je weniger derlei, um so besser. Beim Vorlesen der Sagas empfand ich diese klangliche Seite stark; sie hat mir den Ausschlag gegeben. Das laute Lesen ist der Prüfstein einer guten Verdeutschung. Und kommt nun gar ein des Isländischen Unkundiger über diese Schriftbilder her: *Hlidarendi, Skogahverfi, Hrutafjordr* . . . Wers gehört hat, kennt den Greuel der Verwüstung! (S. 48)

Bereits in seiner Übersetzung der Hœnsa-Póris saga (1900) übertrug Heusler die Ortsnamen ins Deutsche, und es ist wohl auch seinem Einfluß zu verdanken, daß die Übersetzer der *Sammlung Thule* zunächst ebenso verfuhrten. Scharfe Kritik, vor allem von Gering, aber auch von Hermann Schneider führte jedoch dazu, daß dieser Grundsatz schon bald aufgegeben wurde.²⁰ So ließ beispielsweise schon Herrmann in der *Geschichte vom starken Grettir, dem Geächteten*²¹ die Ortsnamen unübersetzt. Schneider nennt als Haupteinwand gegen das Übersetzen die Tatsache, daß »die karte von Island [. . .] dadurch freilich ein seltsames aussehen« erhalte, die Schauplätze der Íslendingasögr auf der Landkarte also nicht mehr aufzufinden seien. Die Kritik Gerings ist sehr viel schärfer und richtet sich außerdem gegen die zahlreichen Inkonsistenzen dieses Übersetzungsverfahrens:

Noch schlimmer ist es, daß er [der Übersetzer: Niedner] sich geflissentlich bemüht hat, das lokalkolorit zu verwischen, indem er – *horribile dictu!* – »die geographischen namen tunlichst verdeutschte«. So finden wir z. b. auf s. 87 fg. die nachstehende stelle: »Sie fuhren die Weissach aufwärts, bis sie zu dem flusse kamen, der dort vom nordrand des gebirges herabstürzt. Sie nannten ihn Nordach. Sie fuhren dann weiter die Nordach aufwärts. Da entdeckten sie, wie ein weiterer kleiner Nebenfluß aus einer bergschlucht hervorstürzte und nannten ihn daher Schluchtach. [. . .] Der leser faßt sich an den kopf und fragt: »Befinden wir uns denn im lande der Alamanen? etwa im Baselkantönl?« Nein, wir sind in Island, und daran werden wir allerdings dadurch erinnert, dass an allen diesen ›Achen‹ seltsamer-

20 Vgl. GERING 1913 (333), S. 489f; Hermann SCHNEIDER (Rez.), *Thule. Altnordische Dichtung und Prosa*, hrsg. von Felix Niedner, *Einleitungsband* (1912), *Bdd. I* (1912), *III* (1911), *V* (1913), *XII* (1913), *XIII* (1912). In: *AfA* 36, 1913, S. 212–220; außerdem REUSCHEL 1916 (422), S. 135.

21 HERRMANN 1913 (168).

weise keine Ulis, Kunis und Bärblis herumspazieren, sondern gut nordische Thorbiörne, Oleife und Thordisen. Warum ist man nicht so konsequent gewesen, dem ruhmwürdigen beispiele des herrn von Wolzogen zu folgen und auch die personennamen zu verdeutschen? Es hätte sich doch sehr hübsch gemacht, z. b. den Þorgeirr Þorkelsson Ljósvetningagoði als den ‚priester Donnerspeer Donnerkesselsohn vom Lautersee‘ einzuführen! Da dies nicht geschah, ist ein stilwidriges gemengsel entstanden [. . .]²²

Noch 1954 meldete sich Hollander in dieser Auseinandersetzung zu Wort und plädierte für ein ausgewogenes Verfahren, das nicht in erster Linie Konsequenz, sondern Verständlichkeit auszeichnen sollte: Sprechende Personennamen, Beinamen und Geländenamen wollte er übersetzt sehen, und zwar so, daß die geographischen Bezeichnungen auf der Landkarte zu identifizieren seien. Alle übrigen Orts- und Eigennamen sollten nach seiner Ansicht aber in der isländischen Form belassen werden.²³ Diese Praxis hat sich in den neueren deutschen Sagaübersetzungen weitgehend durchgesetzt.

Die erste und bisher einzige Untersuchung, die sich dem Problem nicht mehr in präskriptiver Absicht widmet, ist der jüngst erschienene Aufsatz von Walter Reusse, der einigen Übersetzungen der *Sammlung Thule* gilt. Eine textlinguistische Differenzierung der verschiedenen Typen der Übersetzung altisländischer Ortsnamen erweist sich als geeigneter Ausgangspunkt, um ästhetischen und ideologischen Aspekten dieser Sagaübertragungen auf die Spur zu kommen.

Die Heftigkeit, mit der die Debatte über das Übersetzen der Sagas lange Zeit geführt wurde, und der ‚Geschmackscharakter mancher Argumente zeigen ebenso wie erste Ergebnisse Reusses, daß sich die Wahl bestimmter Übersetzungslösungen weniger aus den Anforderungen der Textvorlage herleitet als vielmehr aus der Rezeptionshaltung des Übersetzers, die von seiner ideologischen Disposition geprägt ist. Aus dieser Einsicht ergibt sich hier die Frage, ob auch umgekehrt aus den Übersetzungsentscheidungen selbst Rückschlüsse auf Rezeptionshaltung und ideologische Disposition des Übersetzers möglich und zulässig sind. Ihre Beantwortung ist die Aufgabe des Theoriekapitels, in dem eine Methode erarbeitet werden soll, mit deren Hilfe sich Übersetzungen auf

22 GERING 1913 (333), S. 489–490. Gegen Gerings Argumente wandte sich wiederum NAUMANN 1913 (352), Sp. 3111, mit der Begründung, »das Lokalkolorit wird gerade durch die Übersetzung nicht verwischt, wie Gering findet, sondern verdeutlicht.«

23 *The Problem of the Proper Translation of Old Norse Names*. In: SS 26, 1954, S. 125–129.

diese Aspekte hin untersuchen lassen. Zuvor ist das Augenmerk jedoch noch einmal auf die Geschichte der deutschen Sagaübersetzung zu richten, um aus ihr die Kriterien der Auswahl repräsentativer Texte für die Übersetzungsanalyse abzuleiten.

5. Auswahl der Textbeispiele

Die Rekonstruktion der Geschichte der deutschen Sagaübersetzung lässt erkennen, welchen Texten die besondere Aufmerksamkeit der Übersetzer galt: Zu den am häufigsten übertragenen und bearbeiteten Sagas zählen die Gunnlaugs saga, die Hrafnkels saga und die Eiríks saga rauða, ferner die Grettis saga, die Laxdœla saga, die Njáls saga, die Egils saga und die Gísla saga.¹ In eine zweite Kategorie mit verhältnismäßig oft rezipierten Sagas gehören die Höensa-Póris saga und zwei Pættir: der Auðunar þátr vestfirzka und der Þorsteins þátr stangarhoggs.² (Auch der (o., S. 74) bereits angesprochene Ausnahmefall der Jómsvíkinga saga wäre in diese Klasse zu zählen). Repräsentative Beispiele für die Analyse

1 Zu den bibliographischen Angaben s. Quellenverzeichnis, Abschnitt I.2.A.

2 Zu den Übertragungen der Höensa-Póris saga s. Quellenverzeichnis, Abschnitt I.2.A. Auðunar þátr vestfirzka: *Audun aus Vestfjord. Eine Islandsage* [deutsch von F.W.F. Graf von AHLEFELD-LAURVIG]. In: *Nordelbingische Blätter* 1820. I. 2., S. 103–113; *Von Audun, stammend aus den Westfjorden, und seinem Besuche beim Könige Sveinn in Dänemark*. In: E. Dagobert SCHÖENFELD, *An nordischen Königshöfen zur Wikingerzeit*. Straßburg 1910, S. 277–287; *Die Geschichte von Audun und seinem Eisbären*. In: *Zwei altländische Novellen*. Übertragen von Andreas HEUSLER. In: *Die Lesestunde* 3, 1926, S. 297–304; *Der Eisbär-Audun*. In: *Norwegische Königsgeschichten. Erster Band (Novellenartige Erzählungen)* (Pættir). Übertragen von Felix NIEDNER. Jena 1928 (= Thule 17), S. 219–226; *Audun mit dem Eisbär*. In: REICHARDT 1934 (236), S. 219–224; *Die Geschichte von Auðun aus den Westfjorden*. In: ISSELBÄCHER u.a. 1988 (182), S. 113–127. Þorsteins þátr stangarhoggs: *Die Geschichte von Thorstein Stangarhögg*. Aus dem Altnordischen übertragen von Georg HERZFIELD. In: *Archiv* 79, 1881, S. 403–410; *Die Geschichte von Thorstein Stangennarbe*. Übersetzt von Andreas HEUSLER. In: *Weiteres aus der ältesten germanischen Erzählprosa*. In: *Kunstwart* 20, H. 16, 1907, S. 198–204 (wieder in: BONUS 1920 (133), S. 301–321; BONUS 1908 (134), S. 116–121; BONUS 1930 (136), S. 54–62); *Erzählung von Thorstein Stangarhögg*. In: WILKEN 1909 (279), S. 45–53; *Die Erzählung von Thorstein Stangenhib*. In: NECKEL 1913 (220), S. 49–56 (wieder in: NECKEL 1915 (219), S. 84–93; NECKEL 1934 (223), S. 60–68; BAETKE 1923 (114), S. 52–60; HABERMANN 1937 (161), Bd. 4). *Thorstein Stangenhib*. In: REICHARDT 1934 (236), S. 46–52 (wieder in: HEINRICHS 1961 (163), S. 69–76; *Thule. Isländische Sagas*. 1978 (259), Bd. 1, S. 375–383; DIEDERICHS 1987 (146), S. 375–384); FAHNEMANN 1939 (153), S. 10–16; SCHUBERT 1942 (244), S. 173–176; *Die Erzählung von Thorstein Stangenhib*. In: WITTKOWSKI 1982 (280), S. 46–56. 1937 erschien ein »Thingspiel« nach dem Vorbild dieses Textes: *Thorstein Stangennarbe*. In: TEICH 1937 (311), S. 5–14. Eingegangen ist der Stoff des þátr auch in den Roman von BALL 1942 (285).

sind infolgedessen aus diesen beiden Textgruppen auszuwählen. Neben quantitativen Gesichtspunkten müssen dabei freilich auch sachliche Erwägungen berücksichtigt werden:

Der Quellenwert der deutschen Sagaübersetzungen liegt, wie der voranstehende historische Überblick belegt, in allererster Linie auf wissenschaftsgeschichtlichem Gebiet. Von diesem Ausgangspunkt lassen sich, so ist zu erwarten, die geistig-kulturellen Dimensionen einer Ideologie erschließen, die zuletzt im Prozeß einer sekundären, stark simplifizierenden Rezeption – vielleicht gerade wegen ihrer Politikferne – in Anspruch genommen werden konnte, um die mörderische Technologisierung der Gesellschaft im ›Dritten Reich‹ durch einen das genaue Gegenteil – Naturwüchsigkeit und Ursprünglichkeit – evozierenden Mythos zu verschleiern. Diese Beobachtung soll nun aber nicht in dem Postulat einer Zwangsläufigkeit der Entwicklung von dem Beginn der philologischen Sagarezeption bis hin zu ihren Auswüchsen in den Pamphleten etwa eines Ernst Kriek münden. Eine solche pauschale Verdammung des Island-Interesses als ›präfaschistisch‹ müßte Kontinuitäten konstruieren, die den Blick auf Genese und Entfaltung der Rezeptionsstrukturen nur verstellen würden. Dagegen ergibt sich doch aus eben dieser These eines gestaffelten Rezeptionsvorgangs die eigentliche Aufgabe für die Untersuchung: seine Strukturen durch eine vergleichende Übersetzungsanalyse so zu rekonstruieren, daß sie stets in ihrer Zeitgebundenheit und nicht vom Späteren her verständlich werden. Denn die exzessionelle rezeptionshistorische Konstellation verspricht besondere Ergiebigkeit gerade aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive, eröffnet sie doch über die Einsichten in die Entfaltung bestimmter philologischer Strömungen hinaus den Ausblick auf deren Wirkung. Es liegt mithin zum einen in dem fachhistoriographischen Interesse dieser Studie begründet, daß ihr zeitliches Schwergewicht auf der Hochphase der Sagarezeption in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts liegen wird. Zum anderen resultiert diese Gewichtung aber auch aus dem Quellmaterial selbst, das zu keinem anderen Zeitpunkt so reichhaltig ist wie in dieser Epoche.

Es müssen also aus den obengenannten Textgruppen diejenigen Sagas ausgewählt werden, deren Übersetzungen einen quantitativen Schwerpunkt in der mittleren Rezeptionsphase aufweisen. Die Anzahl der Übertragungen einer Saga in einem bestimmten Zeitabschnitt lässt sich nämlich als ein erster Indikator für die spezifischen Rezeptions-

interessen einer Epoche werten. Dies kann beispielhaft die Tabelle auf den folgenden Seiten veranschaulichen, in der die Übertragungen, Bearbeitungen, Nacherzählungen und -dichtungen der Gunnlaugs saga, der Hrafnkels saga, der Laxdœla saga und der Gísla saga sowie deren Nachdrucke (kursiv) verzeichnet sind. Sie dokumentiert das Interesse an diesen Texten in allen drei Epochen der deutschen Sagaübersetzung, sie macht aber auch darauf aufmerksam, daß die Schwerpunkte der Rezeption unterschiedlich verteilt sind: Während die Gunnlaugs saga die erste Phase im 19. Jahrhundert dominiert, aus dem engeren Kreis der zu untersuchenden Übersetzungen also ausgeklammert werden kann, beherrschen Hrafnkels saga, Gísla saga und Laxdœla saga den mittleren Zeitabschnitt. Darüber hinaus ist zu erkennen, daß auch die Rezeption der drei letzten Sagas nicht gleich verlaufen ist: Für die Übersetzungen der Hrafnkels saga ist anders als für diejenigen der Laxdœla saga oder der Gísla saga ein Schwergewicht in den dreißiger Jahren festzustellen. Keinen Aufschluß gibt die Tabelle über den Charakter der einzelnen Rezeptionsdokumente, deren Spannbreite von textnahen Übersetzungen über Nacherzählungen und Bearbeitungen bis hin zu Nachdichtungen reicht.³ Sie führt aber alle mir bekannt gewordenen Dokumente ungeachtet ihrer Gattung auf. Dies hat seinen Grund darin, daß klare Grenzlinien zwischen den verschiedenen Rezeptionsverfahren kaum markiert werden können. Auch textfernere Wiedergaben sollen nicht von vornherein aus der Untersuchung ausgeklammert, sondern ebenfalls auf ihren spezifischen Quellenwert hin untersucht werden. Denn an der Art und Weise der Bearbeitung lassen sich in gewissem Grad ebenso die Rezeptionsinteressen, das intendierte Publikum u.ä. ablesen wie an den Stilprinzipien der Übersetzer. Zudem kann es aufschlußreich sein, daß manche Sagas eine große Zahl von textfernen Bearbeitungen und

3 Eine differenzierende Terminologie für die verschiedenen Rezeptionsformen hat Hugo Moser (*Zu den Typen der Translation mittelalterlicher deutscher Dichtung*. In: Vincent J. GÜNTHER u.a. (Hrsgg.), *Festschrift für Benno von Wiese*. Berlin 1973, S. 4–12) vorgeschlagen: Er unterscheidet die beiden Gruppen »Übertragung« und »Umschöpfung«, zu denen er »Umsetzung«, »Übersetzung« und »Umbildung« auf der einen und »Nachdichtung«, »Umdichtung« und »Neudichtung« auf der anderen Seite rechnet. Seinem Vorschlag soll hier nicht gefolgt werden, weil m.E. die Grenzen zwischen den einzelnen Typen kaum zu bestimmen sind. Vielmehr kommt es darauf an, einen Text im Einzelfall genau zu beschreiben, um nicht bestimmte Rezeptionsdokumente aufgrund einer weitgehend schematischen Zuordnung zu bestimmten Klassen von vornherein auszuklammern. Daher ist auch keine systematische Klassifizierung intendiert, wenn im folgenden Texte als Übersetzungen, Nachdichtungen, Nacherzählungen und Bearbeitungen bezeichnet werden.

Phase I

GUNNL. SAGA	HRAFNK. SAGA	LAXDÆLA SAGA	GÍSLA SAGA	GUNNL. SAGA	HRAFNK. SAGA	LAXDÆLA SAGA	GÍSLA SAGA
Lachmann	Lachmann	Lachmann	Lachmann	1816	1861		
				1817	1862		
				1818	1863		
				1819	1864		
				1820	1865		
				1821	1866		
				1822	1867		
				1823	1868		
				1824	1869		
				1825	1870		
Fouqué				1826	1871		
				1827	1872		
				1828	1873		
				1829	1874		
				1830	1875 Edzardi		Wollheim
				1831	1876		
				1832	1877		
Mohnike				1833	1878 Kölbing		
				1834	1879 Bleibtreu		
				1835	1880		
				1836	1881		
				1837	1882		
				1838	1883 Poestion Lenk		
Francke				1839	1884		
				1840	1885		
				1841	1886		
				1842	1887		
				1843	1888		
				1844	1889		
				1845	1890 Tille		
				1846	1891		
				1847	1892 Küchler		
				1848	1893		Khull
				1849	1894		
				1850	1895		Khull
				1851	1896		Lenk
				1852	1897		
				1853	1898		Schoenfeld
				1854	1899		
				1855	1900		
Weinhold				1856	1901		
				1857	1902		
				1858	1903 Henzen		
				1859	1904		
				1860	1905		
				1906	Bonus	Bonus	

Phase II

Phase III

GUNNL. SAGA	HRAFNK. SAGA	LAXD&LA SAGA	GÍSLA SAGA		GUNNL. SAGA	HRAFNK. SAGA	LAXD&LA SAGA	GÍSLA SAGA
		Rüttgers <i>Bonus</i>	Ranke <i>Bonus</i>	1907	1946			
					1947			
				1908	1948			
		Wilken		1909	1949			
anonym Mayrhofer			Stucken <i>Schoenfeld</i>	1910	1950			
			Rüttgers	1911	1951			
				1912	1952			
		Mendelssohn		1913	1953			
		Neckel	Meißner		1954			<i>Meißner</i>
Niedner				1914	1955			
				1915	1956			
				1916	1957			
				1917	1958	Neckel	Ranke	
		Klenau		1918	1959		Sieg	
				1919	1960			<i>Ranke</i>
				1920	1961			
				1921	1962			
				1922	1963		<i>Meißner</i>	
			Ranke	1923	1964	Niedner	Neckel	<i>Ranke</i>
		Neckel	Meyn	1924	1965			<i>Ranke</i>
			Meißner	1925	1966			
				1926	1967			
Wenz	Meyn		Heininger	1927	1968			
			Weber	1928	1969			
			Meyn	1929	1970			
				1930	1971			
			Meißner	1931	1972			
				1932	1973	Pak		
				1933	1974			
				1934	1975			
Niedner	Baetke		Kath	1935	1976			<i>Seewald</i>
	Prestel		Meyn./Reich.	1936	1977			
	Wenz		Rogge-B.	1937	1978	Neckel	Meißn./Reich.	
Weber	Weber		Fahnenmann	1938	1979			<i>Ranke</i>
			Kath		1980			
			Meißn./Reich.		1981	Seewald		
de Wyl	Pahnem.		Wenz-H.	Fahnem.	1982			
	Neckel		Meißner	Teich	1983			
	Neckel				1984			
	de Boor		Meyn	Meyn	1985			
	Baetke		Meyn	Ranke	1986			
	Meyn		Meyn	Schneider-Z.	1987			
	Neckel		Rüttgers	Fahnem.	1988	Neckel	Meißn./Reich.	<i>Ranke</i>
de Boor				Henniger	1989			
				Lohrmann	1990			
				Meyn	1991			
					1941			<i>Stössinger</i>
	Ball		Rogge-B.	1942				
	Schubert		Schubert	Schubert	1943			
					1944			
					1945			

Nachdichtungen angeregt haben (z.B. die *Laxdœla saga* und die *Gísla saga*, vor allem aber die *Grettis saga*), andere aber nur sehr wenige (*Hrafnkels saga*, *Hoënsa-Pórís saga*).

Der Umstand, daß die Rezeptionsverläufe einzelner Texte so stark differieren können, bringt für die Textauswahl das Problem mit sich, daß die Repräsentativität der Rezeption einer einzelnen Saga für die Geschichte der Sagaübersetzung eingeschränkt ist. Es muß nämlich die Möglichkeit einkalkuliert werden, daß sich das Interesse an den *Íslendingasögur* nicht nur an der Gattung, sondern – je nach Epoche – an einzelnen Texten ausrichten kann. Bei der Auswertung der Analyseergebnisse wäre daher sorgfältig abzuwägen, wann die Rezipienten auf gattungstypische Merkmale reagieren und wann sich individuelle Eigenheiten eines Textes in der Rezeption niederschlagen. Dies ist aber nur dann gegeben, wenn die Untersuchung nicht nur alle Übersetzungen einer Saga, sondern mehrere Textkomplexe (Original und seine Übersetzungen) berücksichtigt, die alle möglichst nach dem Grundsatz der Repräsentativität auszuwählen sind. Die hierfür erforderliche Durchsicht einer verhältnismäßig großen Zahl von Übersetzungen kann unter folgenden Bedingungen in einem überschaubaren Rahmen gehalten werden: Zunächst ist die im Theoriekapitel entwickelte Methode der Analyse an einer einzelnen repräsentativen Übersetzung exemplarisch zu erproben. Vor diesem Hintergrund sind sodann die übrigen Übersetzungen der gleichen Saga zu betrachten. In der sich anschließenden Analyse weiterer Textkomplexe kann darauf verzichtet werden, diese Untersuchungsschritte noch einmal im Detail vorzuführen; vielmehr müßte nun eine gedrängte Darstellung der Ergebnisse ausreichen.

Mehrere Gründe sprechen dafür, zum Zweck der exemplarischen Applikation des methodischen Ansatzes eine Übersetzung der *Hrafnkels saga* auszuwählen: Sie ist repräsentativ, weil sie mit zwölf Übertragungen⁴ zu den am häufigsten übersetzten *Íslendingasögur* überhaupt zählt. Zu dieser großen Zahl haben gewiß zwei Merkmale der Saga nicht

4 Bei dieser Zahl sind die von der Textvorlage recht weit entfernten Nacherzählungen von FAHNEMANN 1937 (55) und SCHUBERT 1942 (244) mitgerechnet, nicht aber die Romane von PRESTEL 1934 (307) und BALL 1942 (285), die lediglich passagenweise Motive aus der *Hrafnkels saga* in einen ganz neuen Kontext integrieren. Dasselbe gilt für die Episode aus der *Hrafnkels saga*, *Hrafnkels Totschlag an Eyvindr*, die wiedergegeben ist in Hans HEYCK, *Der Außenseiter*. Leipzig 1928, S. 243–244. Auch die Paraphrase des Stoffes bei LACHMANN 1816 (197) ist hier, da es sich um eine Wiedergabe aus zweiter Hand handelt, nicht berücksichtigt.

unwesentlich beigetragen. Zum einen enthält sie keine *lausavísur* und zum anderen ist sie von nur geringem Umfang. Letzteres macht es möglich, eine ihrer Übersetzungen als geschlossenen Text zu analysieren. Für die Auswahl einer Übersetzung der Hrafnkels saga spricht also vor allen Dingen der Sachverhalt, der schon für die Vielzahl ihrer Übertragungen verantwortlich zu machen ist: Die Aufgabe, welche die Saga dem Übersetzer stellt, ist verhältnismäßig einfach. Daher sind auch die Probleme, die sich für die Übersetzungsanalyse ergeben, überschaubar und im Rahmen einer ersten Erprobung der Analysemethode zu lösen. Darüber hinaus ist der Textkomplex der Hrafnkels saga für das spezielle Untersuchungsinteresse, das sich auf die mittlere Rezeptionsphase richtet, von besonderer Relevanz, weil der größte Anteil ihrer Übersetzungen in diesen Zeitabschnitt fällt.

Aus der tabellarischen Aufstellung der Übersetzungen der Hrafnkels saga ergibt sich zweifelsfrei, welche Übersetzung die geeignete Vorlage für die Beispielanalyse bietet. Es ist Gustav Neckels Übertragung, die 1913 unter dem Titel *Die Geschichte vom Freyspriester Hrafnkel* im zwölften Band der *Sammlung Thule* erschienen ist. Sie hat bis heute sieben Nachdrucke erfahren, davon drei in der mittleren Rezeptionsphase, und zudem, wie zu zeigen sein wird, auch auf die nachfolgenden Übertragungen der Hrafnkels saga starke Wirkung ausgeübt. Weil die *Sammlung Thule* eine so wichtige Rolle für die Geschichte der Sagaubersetzung spielt, liegt es im übrigen nahe, eine ihrer Übersetzungen zu analysieren.

ÜBERSETZUNGEN NACHDRUCKE⁵

1883	Lenk	
1909	Wilken	
1913	Mendelssohn	
	Neckel	
1924		<i>Neckel</i>
1926	Meyn	
1934	Baetke	
1935	Wenz	
1936	Weber	
1937	Fahnemann	<i>Neckel</i> <i>Neckel</i>

5 Genaue bibliographische Angaben im Quellenverzeichnis, Nr. 36–56.

1938	de Boor	<i>Meyn Baetke</i>
1942	Schubert	<i>Neckel</i>
1958		<i>Neckel</i>
1964		<i>Neckel</i>
1973	Pak	<i>Neckel</i>
1978		<i>Wittkowski (d.i. Pak)</i>
1982		<i>Neckel</i>
1987		

Auch für die Auswahl der im Anschluß daran zu analysierenden Textkomplexe sind quantitative Aspekte ausschlaggebend. Hinzu treten aber Kriterien, die sich aus der Geschichte der deutschen Sagaübersetzung ergeben: So erscheint es sinnvoll, die Übersetzungsprinzipien zu Beginn der Hochphase am Beispiel der Übertragungen von Arthur Bonus ebenso in Augenschein zu nehmen, wie diejenigen des möglicherweise einflußreichsten Übersetzers Heusler. Hier kommt aus Gründen des Umfangs eher die Hœnsa-Póris saga in Betracht als etwa die Njáls saga. Ferner sind die Übersetzungen der Gísla saga und die eines etwas umfangreicher Textes, der Laxdœla saga, zu untersuchen. Dabei wird ebenso wie bei der Hrafnkels saga jeweils die am stärksten rezipierte Übertragung, meist die der *Sammlung Thule*, im Vordergrund stehen.

Teil II — Die Übersetzungen und ihre Analyse

1. Die Übersetzungsanalyse als Rekonstruktion der doppelten Alterität von Übersetzungen

1.1 Das ›Original‹ und sein ›Sinn‹: Substantialismen einer normativen Übersetzungskritik

Übersetzungswissenschaftliche Studien wählen als Ausgangspunkt gerne Friedrich Schleiermachers Akademieabhandlung *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersezens* (1813) mit ihrer bedeutsamen theoretischen Formulierung der prinzipiellen Disparität zweier Übersetzungsverfahren: »Entweder der Uebersezer läßt den Schriftsteller möglichst in Ruhe, und bewegt den Leser ihm entgegen; oder er läßt den Leser möglichst in Ruhe, und bewegt den Schriftsteller ihm entgegen.«¹ Damit sind die Pole einer Opposition markiert, die in fast ebensovielen Varianten existiert, wie es Arbeiten zur Übersetzungstheorie gibt. Zwar hatte sich schon Schleiermacher – überzeugt, »daß wesentlich und innerlich Gedanke und Ausdruck ganz dasselbe sind«² – klar für die erste der beiden Methoden, die verfremdende Übersetzung, entschieden und die zweite als Alternative ausgeschlossen, doch fallen fast alle folgenden Reflexionen über das Übersetzen hinter seine theoretischen Erkenntnisse zurück: Sie trennen »Gedanke« und »Ausdruck« wieder und beharren auf der Polarität zweier Verfahrensweisen. Üblicherweise wird diese in »Antinomien wie wörtlich/frei, philologisch/künstlerisch, verfremdend/verdeutschend bzw. adaptierend«³, objektiv/subjektiv usw. ausgedrückt. Jedoch handelt es sich dabei allenfalls um Gegensätze, die auf den ersten Blick naheliegen, aber einer eingehenden übersetzungstheoretischen Analyse nicht standhalten. Dennoch ist ihr Einfluß auf übersetzungswissenschaftliche Arbeiten auch dann zu beobachten, wenn sie um differenzierte Darstellung bemüht sind. Als Beispiel mag hier das Begriffspaar »formal equivalence«/»dynamic equivalence« dienen, das Eugene A. Nida zur Beschreibung der Entsprechung zwischen ausgangs-

1 *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersezens*. 1813. In: *Friedrich Schleiermacher's sämmtliche Werke*. III, 2. Berlin 1838, S. 218.

2 Ebd., S. 232.

3 Werner KOLLER, *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. München 1987, S. 73.

sprachlichem und zielsprachlichem Text eingeführt hat: Er will damit den Gegensatz zwischen zwei Übersetzungsmethoden charakterisieren, deren eine sich auf »the message itself, in both form and content« konzentriert, während die andere darauf hinzielt, daß »the relationship between reception and message should be substantially the same as that which existed between the original receptors and the message.«⁴

Die Inanspruchnahme des berühmten Satzes für diese Tradition der Übersetzungswissenschaft – das Resultat einer unzulässigen Isolierung des Gedankens aus dem Kontext der Schleiermacherschen Hermeneutik⁵ – macht es erforderlich, das Ausmaß der Schwierigkeiten zu diskutieren, das der Übersetzungswissenschaft aus der unreflektierten Übernahme herkömmlicher Denkmuster entsteht. Denn mit anderen Worten müßte Schleiermachers »den Schriftsteller möglichst in Ruhe« lassen die weitestgehende ›Bewahrung‹ des Ausgangstextes in der Übersetzung bedeuten; »den Leser möglichst in Ruhe« lassen verlangt hingegen größtmögliche Rücksicht auf die Konventionen der Zielsprache. Die Konfrontation dieser beiden gegensätzlichen Methoden mit der Opposition ›wörtlich‹/›frei‹ macht das Problem deutlich. Kann nämlich, so ließe sich fragen, nur eine ›wörtliche‹ Übersetzung das ›Original bewahren‹? Hinter dieser Vermutung steht offensichtlich die verbreitete Vorstellung, die ›wörtliche‹ Übersetzung verhindere weitgehend eine Verfremdung der Vorlage durch die Übersetzung, indem sie den Interpretationsspielraum des Übersetzers möglichst klein halte. Nur sie gewährleiste daher ›Objektivität‹ beim Übersetzen, während ›freies‹ Übersetzen eine unzulässige ›subjektive‹ Manipulation des Ausgangstextes zur Folge habe. Nun ist aber auch eine ›freie‹ Übersetzung noch als Übertragung einer bestimmten Vorlage zu identifizieren (und in der Regel ja auch noch lange nicht so ›frei‹ wie beispielsweise eine Nachdichtung), selbst wenn sie sich liest wie ein ›Original‹ der Zielsprache. Die oben gestellte Frage wäre also etwa daraufhin zu präzisieren, welche Bestandteile der Vorlage in der ›wörtlichen‹ Übersetzung ›bewahrt‹ werden bzw. auf welche Elemente die ›freie‹ Übersetzung verzichten kann. In dieser Formulierung führt sie zu jenem Kernproblem der Übersetzungstheorie, das

4 *Toward a Science of Translating*. Leiden 1964, S. 159. Vgl. auch Maria TYMOCZKO, *How Distinct are Formal and Dynamic Equivalence?* In: Theo HERMANS (Hrsg.), *The Manipulation of Literature. Studies in Literary Translation*. London-Sydney 1985, S. 63.

5 Zu diesem Problem vgl. besonders Friedmar APEL, *Sprachbewegung. Eine historisch-poetologische Untersuchung zum Problem des Übersetzens*. Heidelberg 1982, S. 141.

seiner Unlösbarkeit wegen gewöhnlich metaphorisch umschrieben wird, zu der Frage nämlich, was denn eigentlich eine Übersetzung ›übertrage‹, welcher Art die Entsprechung zwischen ausgangssprachlichem und zielsprachlichem Text sei? Die Übersetzungswissenschaft setzt in der Regel stillschweigend voraus, daß die Theorie bereits eine Antwort gefunden habe, wenn sie verlangt, die Übersetzung solle den »Inhalt«, den »Gehalt«, den »Sinn« oder die »Aussage«, das »Wesen«, die »Seele« oder die »Invariante«⁶, »the message itself«, das »Gemeinte« der Vorlage bewahren. Da nämlich die Kenntnis dessen, was übersetzt werden soll, Voraussetzung ist für die Entscheidung, wie es übersetzt werden kann, behilft man sich mit einer Hypothese, die als solche freilich nirgends gekennzeichnet ist. Man bedient sich jenes literarästhetischen Dogmas, das sich »den Sinn des literarischen Werkes herkömmlicherweise als eine Substanz« denkt, »die hinter dem bloß äußerlichen Text verborgen liegt, aber sein eigentliches Wesen ausmacht und sich selber über alle Zeiten hinweg gleichbleibt.«⁷ Eben diese Substanz zu erhalten wäre demnach die Aufgabe des Übersetzers, der zu entscheiden hätte, welche Methode die zu diesem Zweck geeignete wäre. Die Sprache ist in dieser Auffassung – anders als bei Schleiermacher – dem Text nur noch äußerlich, erst hinter ihr wäre das Eigentliche zu suchen: der Geist.

Nun ist es zwar das Ziel einer ganzen Reihe von übersetzungswissenschaftlichen Arbeiten, dem Übersetzer die Wahl der Methode durch die Bereitstellung z.B. textsortenspezifischer Kriterien zu erleichtern (und damit auch umgekehrt die Übersetzerentscheidungen überprüfbar zu machen)⁸, doch bedienen sie sich an dieser Stelle abermals einer (wiederum nicht gekennzeichneten) Hypothese, der Vorstellung nämlich, es existiere stets eine ›adäquate‹, ›äquivalente‹, ›gleichwertige‹, ›kongruente‹ etc. ›Lösung‹ für sämtliche Schwierigkeiten des ausgangssprachlichen Textes, die bloß ›gefunden‹ werden müsse. Die gelungene Umsetzung der Sinn-Substanz aus dem ausgangssprachlichen in den zielsprachlichen Text könne dann mit dem Begriff der »Äquivalenz« beschrieben werden.

6 Diese Ansicht hat zuerst Alken BRUNS, *Übersetzung als Rezeption. Deutsche Übersetzer skandinavischer Literatur von 1860 bis 1900*. Neumünster 1977, einer gründlichen Kritik unterzogen. Ausführlich zu den gebräuchlichsten Metaphern S. 11.

7 Ebd., S. 11, 12.

8 Vgl. etwa Katharina REISS, *Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik*. München 1971.

In diesem Schlagwort kristallisieren sich die Aporien jenes Zweiges der Übersetzungswissenschaft, der sich mit der Analyse von Übersetzungen befaßt, in unserem Kontext also vor allem interessieren muß. Es ist die Übersetzungskritik, die innerhalb der Übersetzungswissenschaft schon fast den Rang einer eigenen Disziplin innehat, zumindest auf methodischem Gebiet. Dennoch ist sie den theoretischen Prämissen der Übersetzungswissenschaft und damit auch dem Äquivalenzbegriff in jeder Hinsicht verpflichtet. Und die Schwierigkeiten, die das diesem implizite Postulat eines substantiellen Sinns gerade für die Übersetzungskritik mit sich bringt, liegen auf der Hand: Bereits die Theorie nämlich legt »den Übersetzer [...] auf ein einzig richtiges Verständnis eines ein für alle mal gegebenen fixen und unmittelbar zugänglichen Sinns fest.«⁹ Eine darauf basierende Übersetzungskritik ist zwangsläufig normativ, stellt sich die Kontrolle des »richtigen« Verständnisses und seiner adäquaten Umsetzung als Aufgabe. Da nun aber Sinn-Substanz und Äquivalenz eben nicht einfach ›identifizierbar‹, sondern Hypothesen sind, fehlen ihr objektivierbare Kriterien. Viele Arbeiten zur Übersetzungskritik beklagen die willkürlichen, pauschalen Urteile, wie sie häufig in den Rezensionsteilen der Tages- und Wochenzeitungen gefällt werden¹⁰, und das Fehlen verbindlicher Kriterien und Methoden zur Beurteilung von Übersetzungen¹¹. Ihr Ziel ist daher eine übersetzungskritische Methode, die objektiv und »überprüfbar«¹² sein soll, d.h. es geht ihr um die Entwicklung einer »wissenschaftlichen Übersetzungskritik«.¹³

Diese wird erheblich erschwert durch den Anspruch, allen Arten von Übersetzungen theoretisch gerecht werden, d.h. ein Modell entwickeln zu müssen, anhand dessen die Übersetzungen so unterschiedlicher Textsorten wie etwa Geschäftsbriefe, Gesetzesdokumente, Werbung, schöne Literatur, wissenschaftliche Fachliteratur etc. analysiert werden können. Problematisch erscheint die Konstruktion eines allgemeingültigen, ›objektiven‹ Modells vor allem im Hinblick auf die literarische Übersetzung,

9 BRUNS 1977 (575), S. 12.

10 Vgl. z.B. KOLLER 1987 (581), S. 192.

11 Wolfram WILSS, *Übersetzungswissenschaft. Probleme und Methoden*. Stuttgart 1977, S. 281.

12 Ebd., S. 282. Vorschläge für solche Methoden machen auch KOLLER 1987 (581) und REISS 1971 (587).

13 KOLLER 1987 (581), S. 210f.

wenn man bedenkt, »daß im Bereich literarischer Texte die Voraussetzungen für eine Objektivierung der Textanalyse und Transferkategorien fehlen und deswegen das literarische Übersetzen längst nicht in dem Maße wie das fachsprachliche Übersetzen lehr- und lernbar«¹⁴ oder nach objektiven Kriterien analysierbar ist.

Ungeachtet der theoretischen Bedenken machen jedoch schon seit geraumer Zeit literaturhistorische Arbeiten Übersetzungen zu ihrem Gegenstand. Freilich sind sie in der Regel nicht in erster Linie darauf ausgerichtet, zu einer systematischen Untersuchung der Übersetzungsliteratur beizutragen, sondern sie interessieren sich beispielsweise für den individuellen Stilwillen eines Übersetzers (besonders dann, wenn er selbst Schriftsteller ist) oder für »die Übersetzung als Wirkungs- und Einflußquelle auf einen Autor (und dessen Zeitgenossen) bzw. eine ganze Epoche«¹⁵. Auch solche Arbeiten beklagen das methodische Defizit der Übersetzungsanalyse.¹⁶

Eine theoretisch fundierte Übersetzungskritik würde aber nicht nur komparatistisch ausgerichtete literaturhistorische Untersuchungen erleichtern und damit die systematische Erforschung der Übersetzung als einer eigenen literarischen Gattung überhaupt erst möglich machen. Ihr Wert wird außerdem in ihrem Beitrag zur qualitativen Verbesserung der Übersetzungsliteratur gesehen, so daß sich der Aufgabenbereich der Übersetzungskritik auf zwei Hauptgebiete erstreckt. Das eine wäre das der anwendungsorientierten, didaktischen Übersetzungskritik, wie sie vor allem von Katharina Reiß und Wolfram Wilss entwickelt wurde.¹⁷ Sie soll u.a. durch »konstruktive Fehlerkritik« (ebd.) Übersetzungsleistungen verbessern helfen, die Sprachkompetenz des Übersetzers schulen oder zu einem vertieften Verständnis des Übersetzungsprozesses durch den Übersetzer beitragen. Dieser Zweig der Übersetzungskritik

14 WILSS 1977 (596), S. 153; vgl. auch Ursula RAUTENBERG, *Das »Volksbuch vom armen Heinrich«. Studien zur Rezeption Hartmanns von Aue im 19. Jh. und zur Wirkungsgeschichte der Übersetzung Wilhelm Grimms*. Berlin 1985, S. 16.

15 KOLLER 1987 (581), S. 195. Ein Beispiel aus dem Gebiet der Sagaübersetzungen wäre etwa Harty ANDERSEN, *Johannes V. Jensens Oversættelse af Egils Saga. Nogle Randbemærkninger til Ordvalget*. In: *Studier tilegnet V. Dahlerup*. Aarhus/København 1934 (= Sprog og kultur 3. Tillægsbind), S. 102–113.

16 Vgl. z.B. Raimund BORGMEIER, *Shakespeares Sonett »When forty winters« und die deutschen Übersetzer*. München 1970, S. 11f.

17 REISS 1971 (587), WILSS 1977 (596) und ders., *Probleme und Perspektiven der Übersetzungskritik*. In: *International Review of Applied Linguistics* 1974, S. 23–41. Vgl. in diesem Zusammenhang auch KOLLER 1987 (581), S. 210.

kann in einer literaturwissenschaftlichen Arbeit, die wie die vorliegende rezeptionshistorisch orientiert ist, außer Acht bleiben. Ihr Interesse muß vielmehr den theoretischen und methodischen Vorüberlegungen in jenem zweiten, bisher wesentlich weniger deutlich umgrenzten und ausgearbeiteten Aufgabenfeld der Übersetzungskritik gelten, das als deskriptive Übersetzungswissenschaft¹⁸ oder – in Abgrenzung von der Übersetzungskritik – als Übersetzungsanalyse bezeichnet werden kann. Meines Erachtens unterscheiden sich beide Richtungen – wie zu zeigen sein wird – fundamental, so daß im weiteren eine begriffliche Differenzierung zwischen Übersetzungskritik und Übersetzungsanalyse genau einzuhalten ist.

1.2 ›Äquivalenz‹ als Qualitätskriterium?

Der Begriff der Übersetzungskritik impliziert den der Wertung: Die Leistung des Übersetzers, die Qualität der Übersetzung sollen beurteilt werden. Doch solange die Übersetzungskritik ihre Bewertungsmaßstäbe nicht offenlegt, setzt sie sich dem Verdacht der Willkür aus. Die Einführung des Äquivalenzbegriffes als Qualitätskriterium hat womöglich eher zur Erhärtung solcher Vorwürfe als zu ihrer Entkräftigung geführt:

Die Subjektgebundenheit des übersetzerischen Qualitätsurteils führt daher, daß es der Übersetzungswissenschaft bisher nicht gelungen ist, ein hinlänglich detailliertes Faktoreninventar für die Messbarkeit der Äquivalenz von ausgangs- und zielsprachlichem Text zu entwickeln und an die Stelle des hypostasierten Äquivalenzbegriffes einen theoretisch explizierten, empirisch abgesicherten Äquivalenzbegriff zu setzen.¹⁹

Dies hängt damit zusammen, daß die Übersetzungskritik den Begriff in einer von der Übersetzungstheorie vorgeprägten präskriptiven Form übernimmt. Hier nämlich ist Äquivalenz – das kann bei aller Unterschiedlichkeit der verwendeten Äquivalenzbegriffe wohl festgehalten werden – in der Regel eine Forderung an die Übersetzung²⁰. Diese habe

¹⁸ Einen Überblick über die verschiedenen Gebiete der Übersetzungswissenschaft bietet James S. HOLMES, *The Name and Nature of Translation Studies*. In: ders., *Translated! Papers on Literary Translation and Translation Studies*. Amsterdam 1988, S. 67–80, der den Begriff der *Descriptive Translation Studies* (DTS) geprägt hat.

¹⁹ WILSS 1977 (596), S. 153.

²⁰ Katharina REISS, Hans J. VERMEER, *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie*. Tübingen 1984, S. 133.

ihrer Vorlage äquivalent zu sein, und zwar innerhalb eines bestimmten Bezugsrahmens, auf dem diese Forderung basiert:

Die Art der Äquivalenzbeziehung wird dadurch bestimmt, indem [sic] man den *Rahmen und die Bedingungen* nennt, auf die man sich beim Gebrauch des Äquivalenzbegriffes bezieht. D.h. es ist – in diesem Sinne immer *normativ* – anzugeben: Äquivalenz zwischen einem bestimmten AS-Text und einem bestimmten ZS-Text liegt dann vor, wenn der ZS-Text bestimmte Forderungen in bezug auf die Rahmenbedingungen erfüllt. [...] Die Äquivalenzforderung lässt sich jeweils in die Formel bringen: *die Qualität(en) X des AS-Textes muß (müssen) gewahrt werden.*²¹

Der Übersetzungskritiker stellt also nicht bloß die Äquivalenzforderung, sondern er definiert auch den Rahmen, die »Qualität[en]«, die gewahrt werden soll[en]. Denkt er sich diese – wie oben beschrieben – als eine substantielle Größe, so setzt er seine Vorstellung vom ›Sinn‹ der Vorlage absolut und etabliert damit eine Norm, an der er das Textverständnis des Übersetzers mißt. Diese Tendenz war deutlich in den (o., S. 79–89) besprochenen Arbeiten zum Problem des Übersetzens von altnordischer Literatur zu beobachten.

Der Äquivalenzbegriff gibt also vor, daß je allgemeingültig entschieden werden könne, was der ›Sinn‹ eines bestimmten ausgangssprachlichen Textes sei. Aus diesem Blickwinkel muß die subjektive Komponente, die jeder Übersetzer in die Übersetzung einbringt, zwangsläufig als störend empfunden werden:

Versuche, den Äquivalenzbegriff zu objektivieren und verbindliche qualitative Maßstäbe zu setzen, werden nicht unerheblich dadurch erschwert, daß der Übersetzer – bewußt oder unbewußt – in viele Übersetzungen subjektive Qualitätsvorstellungen inhaltlicher und/oder stilistischer Art einfließen läßt²²,

also eine eigene implizite Norm etabliert, mit der die des Übersetzungskritikers in Konflikt geraten muß. Nun läßt sich dies freilich auch umgekehrt sehen: Das Problem liegt dann nicht mehr darin, daß die Objektivierung des Äquivalenzbegriffes durch den subjektiven Anteil an der Übersetzung erschwert wird, sondern der Äquivalenzbegriff selbst wird problematisch, weil er die implizite Norm des Übersetzers ignoriert und so die Berücksichtigung der subjektiven Komponente in der Beurteilung

21 KOLLER 1987 (581), 186–187. AS-Text meint den ausgangssprachlichen, ZS-Text den Zielsprachlichen Text.

22 WILSS 1977 (596), S. 161.

der Übersetzung verhindert. Nur durch ihre Einbeziehung aber kann die Übersetzungskritik einer Übersetzung überhaupt gerecht werden. Denn subjektiv sind ja nicht nur die ›Qualitätsvorstellungen‹ des Übersetzers, sondern auch die des Übersetzungskritikers, so daß ein *tertium comparationis* zur Beurteilung des Äquivalenzgrades außerhalb der Übersetzung selbst nicht existieren kann (und bislang in Form des ›originalen Sinns‹ ja auch nur hypostasiert wurde).

Die an sich berechtigte Kritik Fritz Paepckes greift daher zu kurz, wenn sie die Untauglichkeit des Äquivalenzbegriffes zur Beschreibung dessen, was außerhalb »des Sinnbewahrenden im Verhältnis von Text-/Übersetzung noch bewußt gemacht werden kann«²³, beanstandet, vorher aber die Existenz eines zu bewahrenden Sinns in Form eines »denotativen Kern[s]« einer »Aussage« und des »Gemeinte[n]« (S. 140) voraussetzt. Denn auch die Ablösung des Äquivalenzkriteriums durch »die Einführung der Kategorien *Identität* und *Differenz*« (S. 142) macht die Etablierung einer Norm notwendig, an der sich die Grenzziehung zwischen den Kategorien orientieren könnte. Auch sie müßte von Übersetzer und Übersetzungskritiker je individuell gesetzt werden; auch hier also stellt sich einer Beurteilung der Übersetzung nach der von Paepcke neu eingeführten »Fundamentalkategorie des Übersetzens«, die er als »Geglücktsein« (S. 150) bezeichnet, das Problem der Normenkollision zwischen Übersetzer und Kritiker. *Die Illusion der Äquivalenz* ist durch die Aufrechterhaltung ihrer Prämissen auch Paepckes Kategorien immanent. Die Unangemessenheit solcher Beurteilungsverfahren erweist sich in der Konfrontation mit den Problemen, welche die mittelalterliche Literatur ihren modernen Übersetzern stellt.

1.3 Zum Problem des Übersetzens von mittelalterlicher Literatur

Die Anwendung des Äquivalenzbegriffes auf Übersetzungen mittelalterlicher Literatur muß angesichts der ihn konstituierenden Vorstellung vom ›originalen Sinn‹ geradezu als Anachronismus erscheinen. Überträgt er doch die ihrem Wesen nach neuzeitliche, in der Tradition des

²³ *Die Illusion der Äquivalenz*. In: Elvira GRÖZINGER u.a. (Hrsgg.), *Suche die Meinung. Festschrift für Karl Dedecius*. München 1986, S. 143.

Humanismus stehende Ästhetik vom ›autonomen Kunstwerk‹ auf eine wesentlich ältere, ästhetisch vollkommen anders konzipierte Literatur. Ein beliebiges Beispiel aus der Vielzahl der Äquivalenzbegriffe kann dies deutlich machen:

Äquivalenz ist nicht nur »Entsprechung«, auch nicht Kopie der ausgangssprachlichen Einheit. Äquivalenz ist, was ihr Name besagt: Gleichwertigkeit, d.h. die zielsprachliche »Entsprechung« ist als optimal äquivalent zu betrachten, wenn sie nach Maßgabe des sprachlichen und situationellen Kontextes, der Sprach- und Stilebene, der Intention des Autors etc. ausgewählt ist und im Sprachsystem der Zielsprache die gleiche »Wertigkeit« besitzt wie die ausgangssprachliche Einheit in der Ausgangssprache.²⁴

Interessant sind im vorliegenden Zusammenhang die Kriterien, die Reiß als Richtschnur zur Beurteilung einer »optimal äquivalenten« Übersetzung nennt: zum ersten den »sprachlichen und situationellen Kontext«, zum zweiten die »Sprach- und Stilebene« und drittens die »Intention des Autors«. Diese sind jedoch entweder apriorische Einsichten oder müssen vom Übersetzungskritiker zunächst aus dem ausgangssprachlichen Text oder anderen Quellen aus der entsprechenden Epoche erschlossen werden. Eben dies bereitet aber u.a. aufgrund der zeitlichen und kulturellen Distanz von ausgangssprachlichem und zielsprachlichem Text im Falle der mittelalterlichen Literatur Schwierigkeiten, was in der Regel ja bereits die empirischen Probleme des Textverständnisses, die Vielzahl der Deutungshypothesen etc. vermuten lassen. Die von Reiß angeführten Beispiele des »situationellen Kontextes« und der »Intention des Autors« repräsentieren zwei unterschiedliche Aspekte dieses Problems:

Auf der einen Seite ist nämlich der »situationelle Kontext«, d.h. der sozialhistorische Hintergrund eines mittelalterlichen Textes in der Regel ebenso wie seine ursprüngliche kommunikative Funktion allenfalls ansatzweise zu rekonstruieren. Das bedeutet, daß der gesamte kulturelle Hintergrund der mittelalterlichen Literatur, wie er sich uns heute darstellt, weitgehend Hypothese ist.²⁵ Dies gilt auch für das mittelalterliche Literatursystem, die Rezeptionsbedingungen usw. Es ist also damit zu rechnen, daß die Vorstellungen von der ursprünglichen Funktion eines

24 REISS 1971 (587), S. 11–12. Hervorhebung von mir (J.Z.).

25 *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur (Einleitung)*. In: Hans Robert JAUSS, *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur*. München 1977, S. 15.

mittelalterlichen Textes und von seiner Wirkung zu einem großen Teil aus dem Mittelalterbild unserer Zeit resultieren.

Auf der anderen Seite ist die »Intention des Autors« eines mittelalterlichen Textes nicht nur nicht mehr zu rekonstruieren, sondern würde schon als Postulat die Eigenart der mittelalterlichen Literatur verfehlten. Darauf hat vor allem Hans Robert Jauss wiederholt hingewiesen:

Eine Literatur, deren Texte nicht der klassischen und später romantischen Einheit von Autor und Werk entsprungen waren und die von der überwältigenden Mehrheit der Adressaten nur hörend, also nicht in der selbstgenügsamen Kontemplation des Lesers aufgenommen werden konnten – diese Aspekte der Alterität des Mittelalters machen allererst deutlich, in wie hohem Maße unser modernes Literaturverständnis durch Schriftlichkeit der Überlieferung, Singularität der Autorschaft und Autonomie des werkhaft aufgefaßten Textes geprägt ist. (ebd.)

Die der Übersetzungsbewertung zugrundegelegte Norm erweist sich also als Projektion der neuzeitlichen Konzeption von der ästhetischen Autonomie auf die Poetik der mittelalterlichen Literatur und ist daher kein geeignetes Kriterium zur Beurteilung ihrer Übersetzungen. Denn nicht nur das Postulat eines ›sinnhaften Originals‹ ist für das Mittelalter unangemessen. Hinzu kommt, daß u.a. aufgrund des langen Überlieferungszeitraums auch so gut wie keine ›Originale‹ erhalten sind. Vielmehr ist die mittelalterliche Literatur dem modernen Rezipienten nur noch in zahlreichen verschiedenen Distributionsformen zugänglich, die in Gestalt und Auswahl durch das Literaturverständnis des Mittelalters bestimmt sind. Dies trifft selbst für die dem postulierten ›Original‹ möglicherweise noch am nächsten stehende mittelalterliche Handschrift zu, die »bereits eine durch mittelalterliche Produktions- und Rezeptionsstrukturen bestimmte Kodifikationsform«²⁶ darstellt.

Angesichts solcher Überlegungen hätte es »der Übersetzungswissenschaft seit langem ein Anliegen sein müssen, die Vorgänge systematisch zu erörtern, die sich beim Transport eines einem früheren Sprachzustand angehörenden Textes in ein modernes Sprachgewand ereignen«, wie es Wolfgang Pöckl treffend formuliert hat.²⁷ M.E. freilich sind sie darüber hinaus geeignet, der Übersetzungswissenschaft ihre ideologische

26 RAUTENBERG 1985 (636), S. 22.

27 Villon unter den Deutschen. Bemerkungen zur Übersetzung als Rezeptionsproblem. In: Jürgen KÜHNEL u.a. (Hrsgg.), *Mittelalter-Rezeption I*. Göppingen 1979, S. 507.

Begrenzung eindringlich vor Augen zu führen und sie zur Auseinandersetzung mit ihren Prämissen anzuregen.

Interesse an einer derartigen wissenschaftlichen Selbstreflexion kennzeichnet jedoch nur wenige übersetzungstheoretische und -analytische Untersuchungen. So wird gerade in Arbeiten zum Problem des Übersetzens von mittelalterlicher Literatur²⁸ gelegentlich der Äquivalenzbegriff zwar problematisiert, implizit jedoch häufig trotzdem als Qualitätskriterium verwendet. Ulrich Krewitt beispielsweise stellt im Anschluß an einen Überblick über verschiedene Typen neuhighdeutscher Übersetzungen »altdeutscher Texte« fest, daß

Übersetzungsäquivalenz [...] nur partiell zu erreichen [ist]; die dynamische verdient den Vorzug vor der formalen. Denotative, konnotative, stilistische, kommunikative und expressive Übersetzungsäquivalenz (Koller 1979, 187ff) bzw. grammatische, idiomatische, stilistische und pragmatische Angemessenheit (Kade 1980, 178ff) bilden eine Hierarchie, deren Spitze bei der Übersetzung altdeutscher Texte wohl nicht zu erreichen ist.²⁹

Obwohl er die Problematik des Sinn-Begriffs erkennt und den »Sinnhorizont« (S. 780f) mittelalterlicher Texte in der Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen Hermeneutik und Poetik darzustellen bemüht ist, wird die prinzipielle Unangemessenheit des Äquivalenzkriteriums nicht deutlich. Er möchte es lediglich eingeschränkt verwendet wissen, und zwar aufgrund der beschriebenen Schwierigkeiten bei der Rekonstruktion der »kulturellen Rahmenbedingungen altdeutscher Texte« (S. 784).

Darin ist auch Winklers Kritik am Äquivalenzbegriff begründet. Sie übernimmt ihn in der Definition von Reiß/Vermeer, die Äquivalenz als eine besondere Form der »Adäquatheit, nämlich Adäquatheit bei Funk-

28 Da das Problem erst in jüngerer Zeit stärker beachtet wird, ist die Zahl der Untersuchungen begrenzt. Der größte Anteil entfällt auf den Bereich des Übersetzens aus dem Mittelhochdeutschen. Auch wenn in diesem Zusammenhang häufig ein hier weniger interessierendes Problem, das des Sprach- und Bedeutungswandels, im Mittelpunkt steht, können Arbeiten zu diesem Gegenstand in ihrer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit den Besonderheiten des Übersetzens aus älteren Literaturen für die vorliegende Fragestellung interessant sein. Die Arbeiten zum Übersetzen aus dem Altsländischen wurden bereits in der Einleitung (S. 1, Anm. 3; S. 4, Anm. 11; S. 7, Anm. 18) genannt. Von den Untersuchungen zum Problem des Übersetzens aus dem Mittelhochdeutschen vgl. die im Literaturverzeichnis aufgeführten Titel 600, 607, 608, 617, 620, 622, 624, 626, 628, 633, 634, 639, 640, 643, 645.

29 *Probleme des Verstehens altdeutscher Texte und die Möglichkeit des Übersetzens ins Neuhighdeutsche*. In: Werner BESCH u.a. (Hrsg.), *Sprachgeschichte*. Berlin, New York 1985, 1. Halbband, S. 790.

tionskonstanz zwischen Ausgangs- und Zieltext³⁰ verstehen, und begründet ihre abschließende Zurückweisung der Äquivalenzforderung an Sagaübersetzungen mit dem »Fehlen des situationellen Kontextes³¹ der Íslendingasögur. Nun »fehlt« dieser freilich nicht, sondern er ist aufgrund des hohen Alters der Texte nur unvollständig zu rekonstruieren. Solche Schwierigkeiten aber, stellt Winkler an anderer Stelle fest, »bleiben [. . .] im Bereich des Erträglichen, solange es zwischen zwei Gesellschaften ein genügend hohes Maß an kultureller Überlappung gibt, was für das mittelalterliche Island und das übrige Europa jener Zeit durchaus gilt« (S. 117). Diese Überlegung will jedoch nicht so recht einleuchten, da die Bedingungen literarischer Rezeption für das mittelalterliche Europa ebenso schwierig zu rekonstruieren sind wie für das mittelalterliche Island. Zudem muß es einigermaßen widersprüchlich erscheinen, zunächst das methodische Instrumentarium, das die Kenntnis des situationellen Kontextes verlangt, zurückzuweisen, um anschließend doch dessen Rekonstruktion wenigstens zu versuchen. Winkler wählt hierfür den Weg des Analogieschlusses; als solcher erscheint sowohl der Hinweis auf das mittelalterliche Europa wie auch ihr Versuch, der ursprünglichen sprachlichen Wirkung der altisländischen Texte auf dem Umweg über das Neuisländische auf die Spur zu kommen (S. 47ff), was sie übrigens selbst an anderer Stelle für unmöglich befindet (S. 39). Die Erklärung für diese offensichtlichen Widersprüche ist darin zu suchen, daß die Autorin implizit eben doch mit einem herkömmlichen Äquivalenzbegriff arbeitet. Dies wird spätestens dann deutlich, wenn sie der Übersetzungskritik die Aufgabe der Fehlerkritik zuweist: »Der Übersetzungskritiker soll nur dort eingreifen, wo Unsinn entsteht. Ich werde im gegebenen Fall darauf zukommen [sic], soweit ich mir anmaßen kann, zu beurteilen, was nun Unsinn ist und was nicht« (S. 118). Die Frage, nach welcher Norm sie solche Urteile zu fällen beabsichtigt, wird zweimal nur kurz gestreift. Hier erscheinen als Richtlinien zum einen die »deutsche[n] Standardsprache der Gegenwart³², zum anderen die Verständlichkeit der Übersetzung für den Leser. »Ausschlaggebend für eine eventuelle negative Kritik« sei demnach »die Gefahr von Mißverständnissen für den Rezipienten« (S. 136). »Mißverständnisse« aber lassen

30 REISS/VERMEER 1984 (588), S. 140.

31 WINKLER 1989 (644), S. 39.

32 Ebd., S. 143. Winkler geht nicht näher darauf ein, was man sich darunter vorzustellen hätte – in der Praxis verläßt sie sich offenbar vor allem auf ihr eigenes Sprachgefühl.

sich nur an einem vorausgesetzten »richtigen« Verständnis messen. Eine so angelegte Übersetzungsanalyse muß sich zwangsläufig in normativer Fehlerkritik erschöpfen. Dafür gibt es in Winklers Arbeit zahllose Beispiele. An dieser Stelle seien lediglich zwei genannt:

Ich bin außerdem häufig auf Fehler gestoßen, wo es darum ging, zwei Sätze entweder mit ›und‹ oder aber mit ›aber‹ zu verbinden. Aisl. *en* bedeutet beides. Der Translator muß hier vom Kontext ausgehen. Ist der Sachverhalt des zweiten Satzes dem ersten entgegengesetzt, dann ›aber‹, werden einander nicht widersprechende Sachverhalte aneinandergereiht, dann ›und‹. (S. 155)

Im zweiten Fall beschäftigt sie sich mit der Übersetzung alliterierender Zwillingsformeln: »[. . .] wenn das Ergebnis keine in der Zielsprache übliche Kombination ist, kann sie der Leser nur als störend empfinden. Da scheint es besser, sinngemäß zu übersetzen« (S. 160).

Die Beispiele zeigen, daß semantische Äquivalenz – entgegen ihren eigenen theoretischen Vorüberlegungen – offensichtlich Winklers einziges Kriterium für die »Übersetzungsbewertung« (S. 35) ist. Stilistische Momente zieht sie ebensowenig in Betracht wie die Möglichkeit, daß außerhalb der Texte selbst liegende Interessen hinter einzelnen Lösungen von Übersetzungsproblemen stehen können. Ihre Analyse bleibt daher im Grunde genommen ohne Ergebnis und bietet keine Hinweise für die Klärung jenes Problems, das sie selbst am Beginn ihrer Arbeit andeutet. Dort nämlich hält sie den Umstand, daß die meisten Leser von Sagaübersetzungen des Altisländischen nicht mächtig gewesen sein dürften, »an sich« für

kein Problem, denn der Rezipient gerät erst in eine schwierige Situation (von der er meist nichts erfährt), wenn gewitzte Ideologen es verstehen, sich diese Diskrepanz zunutze zu machen, eine Schwierigkeit, auf die man bei der Auseinandersetzung mit Isländersagas notgedrungen stoßen wird. (S. 34)

Ein weithin assoziatives und methodisch unreflektiertes Vorgehen, das sich spiegelt im Festhalten an einem theoretisch überholten Äquivalenzbegriff, nimmt Winkler die Möglichkeit, die Übersetzungen auf solche ideologischen Elemente hin zu untersuchen.

Ihre Verfahrensweise wurde an dieser Stelle darum so ausführlich dargestellt, weil ihre Arbeit die bislang einzige Monographie zum Thema ist. Zudem ist ihr auf Fehlerkritik ausgerichtetes Vorgehen in gewisser Weise typisch für die Technik der Übersetzungskritik, wie sie vor allem

den Beginn der Auseinandersetzung mit dem Problem des Übersetzens von älteren Texten prägt. Eine ähnliche Zielsetzung verfolgen beispielsweise Aufsätze von Pretzel, Halbach, Welz und Buchbinder.³³ Ihr Ansatz lässt diese Autoren, das zeigt das Beispiel Krewitts, die Unbrauchbarkeit des Äquivalenzbegriffes allenfalls partiell erkennen, nämlich dann, wenn sie auf Schwierigkeiten bei der Rekonstruktion der kommunikativen Funktion eines mittelalterlichen Textes stoßen. Die viel grundsätzlicheren Probleme, die sich aus der dem Äquivalenzbegriff immanenten Übertragung eines als überzeitlich postulierten, tatsächlich aber historisch fixierten Sinnbegriffs auf ältere Literaturen ergeben, bleiben vollständig ausgeklammert. Der Blick auf das Literaturverständnis des Mittelalters kann sie deutlich machen.

Jauß hat die hermeneutische Eigenheit der mittelalterlichen Literatur in dem Begriff der »Alterität« für den heutigen Leser zu veranschaulichen versucht und nachgewiesen, daß die mittelalterliche Literatur von einem Prinzip charakterisiert wird, »das dem humanistischen Verständnis von Original und Rezeption, Reinheit des Werks und Treue der Nachahmung vollständig zuwiderläuft.«³⁴ Es beruhe nämlich gerade auf der »Weiterführung in der Nachahmung«, ästhetischer Genuss entstehe dem Rezipienten im Vergleich einer Folge von Fortsetzungen und Nachzählungen, in der Spannung von Variation und Imitation:

Das singulare Werk ist im mittelalterlichen Literaturverständnis gemeinhin weder als einmalige, in sich geschlossene und endgültige Gestalt noch als individuelle, mit niemand anderem zu teilende Hervorbringung seines Urhebers anzusehen. Solche Kategorien der klassischen Produktionsästhetik hat erst die Renaissance proklamiert, nachdem der Werkcharakter der Dichtung eine neuartige Aura erlangt hatte – die Einmaligkeit des in ferner Vergangenheit verborgenen Originals, dessen reine Gestalt erst zu suchen, aus den Entstellungen seiner Benutzung durch die Zeiten hindurch zu rekonstruieren und vor künftiger Profanierung durch eine *editio ne varietur* zu bewahren war.³⁵

³³ Ulrich PRETZEL, *Die Übersetzungen von Wolframs Parzival*. In: *Der Deutschunterricht* 6 (5), 1954, S. 41–64; Kurt Herbert HALBACH, *Frühdeutsche Lyrik und Epik in Übersetzungen*. In: *Der Deutschunterricht* 9 (2), 1957, S. 108–120; Dieter WELZ, *Theorie und Praxis der Erneuerung mittelhochdeutscher Texte: Hartmanns »Armer Heinrich« in neuhighdeutschen Übersetzungen*. In: *Acta Germanica* 5, 1970, S. 95–115; Reinhard BUCHBINDER, *Übersetzungen des Nibelungenliedes. Ein Vergleich*. In: *ZfdPh* 92, 1973, S. 37–61.

³⁴ JAUSS 1977 (719), S. 17.

³⁵ Ebd., S. 18.

Modifizierungen eines Textes, wie sie im Übersetzen zwangsläufig entstehen, wären also für die mittelalterliche Ästhetik nicht nur vollkommen unproblematisch, sondern würden im Gegenteil zu ihren Konstituenten gehören. Dies bestätigen die wenigen Erkenntnisse, die die Forschung über die Übersetzungspoeik des Mittelalters bislang gewonnen hat.³⁶ Das Ideal einer »optimal äquivalenten«³⁷ Übersetzung hingegen käme dem Postulat einer *editio ne varietur* gleich, für das die mittelalterliche Literatur aber aufgrund der ihr eigenen Ästhetik keine Vorlage sein kann (s.o., S. 105f). Es ist erst die Trennung von Original und Rezeption in der humanistischen Tradition, welche die Übersetzung auf den Platz der dem ›Original‹ nachgeordneten ›treuen‹ Nachahmung ohne eigene ästhetische Funktion verweist. Der mittelalterlichen Ästhetik aber ist die Rezeption für die Erzeugung von Spannung und ästhetischem Genuss unentbehrlich; Produktion und Rezeption bilden eine untrennbare Einheit für die Bedeutungskonstitution.

Aus dieser Perspektive nun sind Übersetzungen als Konkretisationen eines »textimmanenten Sinnpotentials«³⁸ – mithin als Rezeptionsdokumente – zu betrachten. Als solche werden sie gleichermaßen von Elementen des ausgangssprachlichen Textes wie von den ästhetischen, historischen, ideologischen etc. Vorstellungen des Übersetzers strukturiert. Dessen Entscheidung über die Funktion, die ein Text im Literatursystem der Zielsprache wahrnehmen soll, manifestiert sich ja bereits in der dem Übersetzen selbst vorgängigen Auswahl der(s) zu übersetzenden Texte(s). Der Übersetzer gibt hier eine erste Antwort auf die Frage, welche Bedeutung der Text in der Begegnung mit einer anderen Epoche gewinnen soll und geht auf diese Weise über die Rekonstruktion der ursprünglichen kommunikativen Funktion eines Textes hinaus. Erst so lässt sich die große Zahl der Übersetzungen mittelalterlicher Literatur überhaupt erklären: aus der Tatsache nämlich, daß den Übersetzern ihre Unkenntnis der originären Kommunikationssituation ein viel geringeres Problem zu sein scheint als ihren Kritikern. Ganz offensichtlich ist es ihnen

³⁶ Für die Altnordistik stellt sich dieses Problem vor allem in Gestalt der »übersetzten Riddarasögur«, die im Hoch- und Spätmittelalter nach den Vorbildern der französischen höfischen Romane angefertigt wurden. Vgl. u.a. Geraldine BARNES, *The Riddarasögur. A Medieval Exercise in Translation*. In: SBVS 19/4, 1977, S. 403–441; Marianne E. KALINKE, *Erex saga and Ívens saga. Medieval Approaches to Translation*. In: ANF 92, 1977, S. 125–144.

³⁷ REISS 1971 (587), s.o., S. 105.

³⁸ JAUSS 1977 (719), S. 11.

möglich, solche ›Leerstellen‹ zu schließen. Es ist damit zu rechnen, daß sie zu diesem Zweck Bestandteile ihres eigenen Mittelalterbildes in die Textstruktur integrieren oder bestimmte ›unverständliche‹ Textebenen ersetzen. So müssen Übersetzungen (und nicht nur solche mittelalterlicher Literatur) beispielsweise stets einen neuen, von dem des ausgangssprachlichen Textes abweichenden intendierten Leser in der Textstruktur etablieren, da sie sich ja immer an ein anderes Publikum wenden als die Vorlage.

Zur Bezeichnung solcher Rezeptionsvorgänge hat Jauß von Hans Georg Gadamer den Begriff der »Horizontverschmelzung« übernommen³⁹. Sie vollzieht sich im »aktiven Verstehen«, der Aneignung einer vergangenen ästhetischen Erfahrung durch den Rezipienten vor seinem spezifischen »Erwartungshorizont«⁴⁰. Ist Rezeption – und damit Übersetzen – in diesem Sinne erst einmal als ein aktiver Verstehensprozeß erkannt, kann nicht mehr die mit der Äquivalenzforderung verbundene Präskription einer in der Übersetzung zu bewahrenden unveränderlichen Größe vordringliches Ziel der Übersetzungskritik sein. Ihre Aufgabe wäre dann vielmehr die Deskription eben der Veränderung, die eine Übersetzung gegenüber der Vorlage notwendig darstellt. Das Interesse gälte nicht mehr primär der Wertung, sondern der Rekonstruktion jenes Vorgangs der Horizontverschmelzung, wie er sich in einer Übersetzung manifestiert. Diese Aufgabenstellung umschreibt im Groben das Arbeitsgebiet jenes Zweiges der Übersetzungskritik, der bereits an anderer Stelle (s.o., S. 102) als Übersetzungsanalyse bezeichnet wurde.

Das Problem des Übersetzens von mittelalterlicher Literatur wurde aus dieser Perspektive bisher erst einmal – von Ursula Rautenberg in ihrer Arbeit über *Das Volksbuch vom armen Heinrich* (1985) – methodisch durchdacht und exemplarisch studiert. Die Notwendigkeit einer Neuorientierung hatte die Verfasserin »im Rückblick auf die Geschichte des Übersetzens aus dem Mittelhochdeutschen« erkannt. Aus dieser Retrospektive ergab sich für sie die Einsicht,

daß die Frage nach »richtig« oder »falsch« als Rüstzeug des Übersetzungskritikers fehlgreift, da sie an den Intentionen des Übersetzers vorbeigeht. Denn diesem kommt es in der Regel nicht auf historisch-philologisch »richtige« Vermittlung an, sondern auf eine historische »Wahrheit« an-

³⁹ Ebd., S. 10. Vgl. außerdem Hans Georg GADAMER, *Wirkungsgeschichte und Applikation*. In: Rainer WARNING (Hrsg.), *Rezeptionsästhetik*. München 1979, S. 113–125.

⁴⁰ Hans Robert JAUSS, *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt 1970, S. 173 ff.

derer Art, die es unter anderem auch über die Sprachebene herauszufinden gilt.⁴¹

Ihr Ansatz ist infolgedessen ein rezeptionsästhetischer, der die spezifische Doppelfunktion der Übersetzung als produktive Rezeption⁴² berücksichtigt. Es geht ihr nicht in erster Linie um den ausgangssprachlichen Text in seinen verschiedenen Konkretisationen – dies wäre die Wirkungsgeschichte von Hartmanns Werk – sondern um »die je verschiedene Konkretisation in synchroner und diachroner Sicht«⁴³: um die Rezeptionsgeschichte des Werkes, wie sie in den Übersetzungen zum Ausdruck kommt.

1.4 Übersetzungsanalyse und Rezeptionsforschung

Die Überwindung des klassischen Mythos von der ästhetischen Autonomie des Kunstwerks, wie er die traditionelle Produktions- und Darstellungsästhetik prägte, durch die Rezeptionsästhetik (auch durch Strukturalismus, Semiotik oder dekonstruktivistische Konzepte) ist an der Übersetzungswissenschaft zwar nicht spurlos vorübergegangen, von ihr jedoch allenfalls am Rande bemerkt worden. Erst spät, 1977, ist sie in ihrem Festhalten an einem überholten Literaturbegriff einer prinzipiellen Kritik unterzogen und im Anschluß daran rezeptionsästhetisch fundiert worden. Aber auch dieser erste, noch heute sehr beachtenswerte Versuch von Alken Bruns, Übersetzungen – deutsche Wiedergaben skandinavischer Literatur aus den Jahren zwischen 1860 und 1900 – für die Rezeptionsforschung auszuwerten, ist für ein weiteres Jahrzehnt ein singuläres Unterfangen geblieben. Unabhängig davon leitete 1985 Rautenberg aus denselben grundsätzlichen Bedenken gegenüber der Übersetzungswissenschaft eine ähnliche rezeptionshistorische Methode der Übersetzungsanalyse her. Beide Arbeiten antizipieren einen Paradigmenwechsel in der Übersetzungswissenschaft, dessen Durchsetzung in Deutschland erst in die achtziger Jahre zu datieren ist. Er manifestiert sich in der Abwendung von dem »Sinnbewahrenden« als einer positiven

41 RAUTENBERG 1985 (636), S.11. Allererste Ansätze dieser Betrachtungsweise waren aber bereits bei QUIRK 1953–1957 (635) zu beobachten; s.o., S. 81f.

42 Vgl. Gunter GRIMM, *Rezeptionsgeschichte*. München 1977, S. 147ff; RAUTENBERG 1985 (636), S. 23ff, 50ff.

43 RAUTENBERG 1985 (363), S. 23.

Größe (die ja deutlich in Paepckes Kategorien von »Identität« und »Differenz« zum Ausdruck kommt), in der Loslösung von der Fixierung auf das ›Original‹ und in der Hinwendung zu den Übersetzungen. Dieser Neuansatz resultiert wohl nicht zuletzt aus der Erfahrung, daß sich die postulierte »interlingual konstante Größe« (Koller) der Beschreibung offensichtlich weitgehend entzieht – was sich beispielsweise an der Vielzahl der unterschiedlichen Äquivalenzbegriffe ablesen läßt. Zwar ist die Existenz einer Konstante in Vorlage und Übersetzung(en) keineswegs zu negieren: Schließlich macht sie eine Übersetzung erst als Übersetzung identifizierbar. Sie läßt sich aber, wenn überhaupt, dann höchstens definieren als das, was dem ausgangssprachlichen Text sowie allen seinen Übersetzungen gemeinsam ist. Dies in der Analyse herauszupräparieren, um so der »Identität« auf die Spur zu kommen, an der sich dann andere Textelemente als Abweichungen erweisen ließen, erscheint einigermaßen sinnlos angesichts der Tatsache, daß bestimmte Texte von bestimmten Kommunikationsgemeinschaften als Übersetzungen bestimmter Vorlagen rezipiert wurden, und zwar ganz unabhängig davon, welches Maß an »Identität« wir den Texten heute zusprechen. Die Frage nach der Konstante in ausgangssprachlichem und zielsprachlichem Text ist daher im Grunde genommen immer schon beantwortet, wenn man sich mit rezessionsästhetischem Erkenntnisinteresse einem historisch als Übersetzung identifizierten Text zuwendet. Sein distinktives Merkmal muß dann allerdings anderer Art sein, als bisher von der Übersetzungswissenschaft angenommen wurde: Es liegt nun gerade in der individuellen Entfaltung des in dem ausgangssprachlichen Text angelegten »Sinnpotentials«, die eine Übersetzung notwendig konstituiert.

Ihrer Erforschung widmen sich zwei Strömungen innerhalb der internationalen Übersetzungswissenschaft, die in der historisch-deskriptiven Ausrichtung ihres Ansatzes übereinstimmen: Die eine repräsentiert das interdisziplinäre Forschungsprojekt der Universität Göttingen *Die Literarische Übersetzung*, die andere eine sich selbst als *Descriptive Translation Studies* bezeichnende Richtung, die an den Universitäten in Amsterdam, Leuven und Tel Aviv zu Hause ist. Die ersten Ergebnisse ihrer Neuorientierung haben die beiden Gruppen vor allem in jeweils zwei Aufsatzsammlungen publik gemacht.⁴⁴ Ihre Gegenüberstellung läßt

⁴⁴ Brigitte SCHULZE (Hrsg.), *Die literarische Übersetzung. Fallstudien zu ihrer Kulturgeschichte*. Berlin 1987 (= Göttinger Beiträge zur internationalen Übersetzungsforschung 1); Harald KITTEL (Hrsg.), *Die literarische Übersetzung. Stand und Perspektiven ihrer*

aber sogleich einen gravierenden Unterschied in den theoretischen Ansätzen erkennen. Während sich nämlich hinter dem Begriff der *Descriptive Translation Studies* die fast vollständige Abwendung von dem ›Original‹, also ein Verfahren verbirgt, das als »target-oriented«⁴⁵ zu verstehen ist, bezeichnen die Göttinger ihr Vorgehen als »transferorientiert«⁴⁶. Sie suchen weiterhin die Rückkoppelung an die Textvorlage und bringen dies auch in ihrem zentralen Terminus der »kulturschaffenden Differenz« zum Ausdruck. Dieser impliziert zwar einerseits weiterhin die Abhängigkeit der Übersetzung von der Vorlage, gesteht dieser andererseits ein Abweichen von jener aber nicht nur zu, sondern wertet diese Differenz auf zu dem spezifischen Beitrag, den Übersetzungen zu der Entwicklung von Kultur leisten können: »Auf die verschiedenen Formen der Bereicherung durch das Übersetzen, auf die sprachliche, literarische und kulturelle Produktivität einer Übersetzung legen wir besonderes, aber nicht ausschließliches Augenmerk.«⁴⁷ Leider bleibt der Begriff der »kulturschaffenden Differenz« bisher eher blaß oder doch so allgemein, daß er den Rückfall in konventionelle übersetzungstheoretische Argumentationsmuster nicht verhindern kann. Denn jede Differenz, auch eine »kulturschaffende«, bleibt zu messen an einem vorausgesetzten Maßstab, und als dieser dient auch bei den Göttingern meist die eigene Deutung der Vorlage. So sind denn Kollisionen zwischen den impliziten Normen des Übersetzers und seines Analytikers auch bei ihnen eher die Regel als die Ausnahme. Dies läßt sich exemplarisch demonstrieren an einer Untersuchung der deutschen Übersetzungen von Edgar Allan Poes Ballade *The Raven*.⁴⁸ An ihrem Anfang steht eine »Charakterisierung des Poeschen Gedichts« mit einer Bestimmung dessen, »was das Eigentümliche dieses Gedichts ausmacht und was es seinem idealen Leser geben kann« (S. 107, 110). Bereits hier wird das ›Original‹ – oder

Erforschung. Berlin 1988 (= Göttinger Beiträge zur internationalen Übersetzungsforschung 2); James S. HOLMES, José LAMBERT, Raymond VAN DEN BROEK (Hrsgg.), *Literature and Translation. New perspectives in literary studies*. Louvain 1978; Theo HERMANS (Hrsgg.), *The Manipulation of Literature. Studies in Literary Translation*. London und Sydney 1985.

45 HERMANS 1985 (577), S. 10.

46 Armin Paul FRANK, *Einleitung*. In: SCHULZE 1987 (590), S. XIII.

47 Ebd., S. XVI.

48 Armin Paul FRANK und Erika HULPKE, *Poes deutscher Rabenhorst: Erkundung eines übersetzungsgeschichtlichen Längsschnitts, Teil I (1853–1891)*. In: SCHULZE 1987 (590), S. 96–148.

besser: seine Interpretation – als autoritative Instanz gesetzt, vor deren Folie sich die Übersetzungen fast zwangsläufig als defizitäre Lektüren (»Verarmung«, »Vergröberung«, »Veräußerlichung« etc. (S. 129, 142)) erweisen. Folgerichtig wird dann die einzige positiv beurteilte Übersetzung darum gelobt, weil sie »Poes Verskunst gewachsen« (S. 145) – konventionell formuliert: ihr äquivalent – sei. Mit dem Bestehen auf der »Transferorientierung« bleibt dieser Ansatz, wie man sieht, hinter seinen eigenen theoretischen Postulaten zurück, weil er einen substantialistischen Textbegriff perpetuiert und das Äquivalenzkriterium durch das Schlagwort von der »kulturschaffenden Differenz« nur ersetzt. Der naheliegende Schluß seiner Entbehrlichkeit kann hier darum nicht gezogen werden, weil mit der Frage nach der – wie immer gearteten – Differenz selbstverständlich auch weiterhin »Konstanz« vorausgesetzt wird. Ihr kommt aber wegen der Frontstellung gegen die traditionelle Übersetzungstheorie kaum Aufmerksamkeit zu. Kulturschaffende Potenz hat sie in der Begegnung zweier Sprachgemeinschaften theoretisch gleichwohl, wodurch die Unterscheidung einer ›identischen‹ von einer ›differenten‹ Größe in der Übersetzung – und damit der Äquivalenzbegriff als Instrument ihrer Kontrolle – obsolet wird.

Gerade für die Rezeptionsforschung ist indes dasjenige Potential der Übersetzung von größerem Erkenntniswert, welches die Göttinger mit dem Epitheton »kulturschaffend« apostrophieren. Es charakterisiert eine Wechselbeziehung, die die Übertragung mit der rezipierenden Kultur eingeht, wenn sie auf deren literarische, kulturelle, ethische etc. Vorstellungen, kurz: auf ihren Erwartungshorizont trifft. Das Produkt einer fremden Kultur wirkt auf die rezipierende Kultur durch die Übertragung, und diese erhält damit einen spezifischen Stellenwert in dem Literatursystem der Zielsprache. Ihm gilt die analytische Arbeit der *Descriptive Translation Studies*, die sich, wie gesagt, durch ihre Ausrichtung auf den zielsprachlichen Text von dem Göttinger Ansatz unterscheidet. Dies reflektiert der programmatische (und provokative) Titel des von Theo Hermans herausgegebenen Sammelbandes, der Übersetzung als *The Manipulation of Literature* bezeichnet.

Für ein zieltextorientiertes Verfahren spricht im Rahmen einer rezeptionshistorischen Studie wie der vorliegenden auch die Überlegung, daß sich über die Einbettung der Übersetzung in die rezipierende Kultur ohne jede Kenntnis des ausgangssprachlichen Textes Aussagen treffen lassen, weil Übersetzungen in der Regel für Leser angefertigt werden, die

das Original nicht verstehen können. Ihnen präsentiert sich mit der Übertragung etwas, das ihnen – mehr oder weniger – fremd ist, etwas, das anders ist als das, was sie schon kennen. Eben dies trifft aber, wie wir gesehen haben, auch auf das Verhältnis der Übersetzung zu ihrer Vorlage zu: Sie ist notwendig in irgendeiner Form anders als diese. Und eben dieses ›Anderssein‹ als Resultat einer Horizontverschmelzung beginnt sich nun als distinktives Merkmal der Übersetzung abzuzeichnen. Zu ihrer Beschreibung eignet sich daher der von Eugenio Coseriu in die Sprachwissenschaft und von dort in die Komparatistik übernommene Begriff der »Alterität« im Sinne einer »ständig erneut sich fortsetzende[n] Konkretisation von jeweils neuer Bedeutung«⁴⁹. In jüngster Zeit ist seine Verwendbarkeit auch für die historisch-deskriptive Übersetzungsforschung diskutiert worden. Hier hat man den Begriff aber vorwiegend auf »das Andere« der fremden Kultur bezogen, das in der Übersetzung als »Alterität«, aber auch als »Alienität« begegne und in die rezipierende Kultur nach einer in der Übersetzungsforschung gern verwendeten Metapher mehr oder weniger stark »eingebürgert« werde.⁵⁰ Der Übersetzung wird damit neuerdings als Medium der Fremderfahrung gesteigerte Aufmerksamkeit zuteil.⁵¹

Der spezifisch heuristische Wert des Alteritätsbegriffes muß aber aus der Sicht der Rezeptionsforschung gerade in seinem zweifachen Sinn liegen, weil erst diese Doppelung das Übersetzen in seinem Changieren zwischen der Textvorlage – als Substrat der fremden Kultur – und der rezipierenden Kultur und somit als sinnkonstituierenden Prozeß, als »Horizontverschmelzung« erfaßt. Auch umgekehrt ist folglich der Versuch der Sinnkonstitution durch den Übersetzer in erster Linie aus der Alterität zu rekonstruieren. Hier trifft zu, was Hans Ulrich Gumbrecht für die Konkretisationsforschung postuliert:

49 Zoran KONSTANTINOVIĆ, *Verwandlung im Wandel. Komparatistische Betrachtungen zur Kategorie der Dialogizität und Alterität*. In: Renate LACHMANN (Hrsg.), *Dialogizität*. München 1982, S. 171; vgl. außerdem ders., *Die Übersetzung als ästhetische Transposition*. In: *Festschrift für Eugen Thurner*. Innsbruck 1982, S. 21–32.

50 Horst TURK, *Alienität und Alterität als Schlüsselbegriffe einer Kultursemantik*. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 22, 1990, S. 22.

51 Dieser Aspekt bildet einen der Schwerpunkte des Göttinger »Sonderforschungsbereiches«; vgl. z.B.: Fred LÖNKER, *Probleme des Fremden in der literarischen Übersetzung*. In: Annette DAIGGER (Hrsg.), *Die Übersetzung literarischer Texte am Beispiel Robert Musil: Beiträge des Internationalen Kolloquiums in Straelen vom 8.–10. Juni 1987*. Stuttgart 1988, S. 57–72.

Als Ergebnisse sinnkonstituierender Prozesse sind [. . .] Konkretisationen nur zu verstehen, wenn es gelingt, das erarbeitete Spektrum von Typen der Leserreaktion sowohl hermeneutisch, im Rückgang auf die auslösenden Strukturen und Signale des Textes, als auch ideologiekritisch, im Rückgang auf gesellschaftliche Normen und Dispositionen der Rezipienten, zu interpretieren.⁵²

Die Übersetzungsanalyse muß daher zunächst diese beiden Aspekte methodisch trennen, um sie anschließend in der Beschreibung der je spezifischen Alterität einer Übersetzung vermitteln zu können. Die charakteristischen Probleme, vor die jeder dieser beiden Aspekte die Übersetzungsanalyse stellt, verlangen ihre jeweils eigenen Analysemethoden. Der eine Schritt, die »hermeneutische Interpretation«, macht die kontrastive Analyse von zielsprachlichem und ausgangssprachlichem Text notwendig. Der andere, die »ideologiekritische Interpretation«, erfordert die Rekonstruktion des »Erwartungshorizontes«, vor dessen Hintergrund sich sodann die »Horizontverschmelzung« der Übersetzung erkennen läßt.

Die kontrastive Analyse von zielsprachlichem und ausgangssprachlichem Text bildet das Kernstück der meisten übersetzungskritischen Modelle. Sie gehört auch in der vorliegenden Arbeit zu den wichtigsten Analyseschritten, freilich unter veränderten Vorzeichen. Denn die Kritik an der Privilegierung des Originals und die Forderung, endlich die zielsprachlichen Texte zum Ausgangspunkt übersetzungswissenschaftlicher Studien zu machen, greift auch hier und hat Auswirkungen auf die Analysemethode. Dies hat vor allem den Verzicht auf die Etablierung eines Katalogs der »übersetzungsrelevanten Textmerkmale« der Vorlage zur Folge, wie er z.B. von Koller als Voraussetzung des Vergleichs von ausgangssprachlichem und zielsprachlichem Text gefordert wird⁵³. In eben diesem Schritt nämlich würde der Kritiker apriorische Einsichten als Norm festlegen und Textmerkmale beschreiben, die ihm, nicht aber auch notwendigerweise dem Übersetzer, als »übersetzungsrelevant« erscheinen. Es ist aber die Aufgabe der Übersetzungsanalyse und der Sinn ihrer Zieltextorientierung, eben solche ausgangssprachlichen Textelemente zu beschreiben, die nicht vom Standpunkt der Analyse, son-

52 *Soziologie und Rezeptionsästhetik*. In: Jürgen KOLBE (Hrsg.), *Neue Ansichten einer künftigen Germanistik*. München 1973, S. 67.

53 KOLLER 1987 (581), S. 211. Ähnliches war auch bei FRANK, HULPKE 1987 (576) zu beobachten, s.o., S. 115f.

dern aus der Sicht der Übersetzung als relevante Merkmale erscheinen. Nur so sind Hinweise darauf zu gewinnen, wie eine bestimmte Übersetzung das Sinnpotential der Vorlage konkretisiert. Es muß also ein Verfahren gefunden werden, mit dem ›Übersetzungsprobleme‹ nicht mehr als dem ausgangssprachlichen Text inhärente Phänomene hypostasiert, sondern vielmehr als im Zusammentreffen von ›Original‹, Übersetzer und Zielsprachlichem Literatursystem entstandene »ad hoc relational notion(s)«⁵⁴ beschreibbar werden. Die Notwendigkeit eines solchen Verfahrens wird in der übersetzerischen Beschäftigung mit mittelalterlichen Texten besonders deutlich: Ihre stilistischen Werte sind aufgrund der großen zeitlichen Distanz schwierig zu rekonstruieren und lassen so einen verhältnismäßig großen Interpretationsspielraum. Für den Stil der Íslendingasögur hat Otto Springer dies folgendermaßen formuliert:

Especially when dealing with literary works of the distant past we find our difficulties increased by the problem of how far certain words, grammatical forms, or syntactical phrases were then still felt to be peculiar to the style of an individual work and writer, or whether they had already become a part of the syntax of the language in question. Likewise, an expression which we tend to credit with only syntactical value may have been used with definite stylistic effect by a certain writer.⁵⁵

Naturgemäß spielt die Einschätzung der stilistischen Phänomene für die Textinterpretation des Übersetzers eine wesentliche Rolle, und sie wird – wie Springer zeigt – besonders dann erschwert, wenn nicht mehr genau entschieden werden kann, auf welcher Sprachebene, auf der der *langue* oder der der *parole*, ein bestimmtes Textmerkmal anzusiedeln ist. Für den Übersetzer Rolf Heller stellt sich dieses Problem vor allem unter syntaktischem Aspekt. Hier sieht er sich veranlaßt, »sorgsam abzuwagen, ob Besonderheiten der Sagasprache nur grammatischer Natur sind«, also der *langue* zuzuordnen wären, »oder ob sie für die Aussage Gewicht haben«⁵⁶, mithin der Ebene der *parole* zugerechnet werden können. Er spricht damit freilich nicht nur ein Problem des Übersetzens, sondern vielmehr eine grundsätzliche Schwierigkeit beim Verstehen von alten Texten an, die im übrigen die Syntax in gleichem Maße wie die Semantik betrifft. Die Verstehenshindernisse, die sich hier

54 Gideon TOURY, *A Rationale for Descriptive Translation Studies*. In: HERMANS 1985 (577), S. 29.

55 *The Style of the Old Icelandic Family Sagas*. In: JEGPh 38, 1939, S. 108.

56 HELLER 1982 (164), Bd. 1, S. 34.

stellen können, reflektiert Steblin-Kamenskij, der sich der Übersetzung als Metapher des Textverständens bedient, um so die prinzipielle Unmöglichkeit der adäquaten Textauslegung zu beschreiben:

The meanings of words of an ancient language always differ to a greater or lesser degree from the meanings of corresponding words in a modern language. And they invariably differ most of all where the divergence is most difficult to note – in the most elementary words concerning the spiritual world, such as »soul«, »truth«, »good« and so on. Even the man who reads an ancient work in the original actually reads it in translation – inevitably he inserts, to some degree, his own accustomed meanings into the words of the ancient language, and thus, so to speak, translates the words of the ancient language into a modern language. By the same token, the person who reads an ancient work only in translation and not in the original, is actually reading it in a translation of a translation.⁵⁷

Versteht man den zielsprachlichen Text mit ihm als die »Übersetzung einer Übersetzung«, d.h. als die Konkretisation einer Interpretation, so muß eben diese aus dem zielsprachlichen Text zu rekonstruieren sein. Die rekonstruierte Interpretation wird sodann zwangsläufig mehr Aufschlüsse über das Textverständnis des Übersetzers und über das Mittelalterbild seiner Zeit geben als über ›Sinn‹ und Stil des ausgangssprachlichen Textes. Deren Beschreibung ist freilich auch nicht die Aufgabe einer Übersetzungsanalyse, deren Interesse sich auf die Rezeptionsgeschichte und nicht auf die Wirkungsgeschichte des ausgangssprachlichen Textes richtet.

Diesen theoretischen Erwägungen wird m.E. ein von Gideon Toury vorgeschlagenes Verfahren der Analyse gerecht, nach dem die Beziehung zwischen bestimmten ziel- und ausgangssprachlichen Textelementen als ein *coupled pair*, bestehend aus *problem + solution*, beschrieben wird.⁵⁸ Zu ihrer Etablierung gelangt man auf dem folgenden Weg: Als erster Schritt führt die Situierung der Übersetzung im Literatursystem der Zielsprache (die Frage nach ihrer »acceptability in their respective ›home‹ systems«) zur Erfassung ihrer *translational phenomena*, bestimmter Textmerkmale, die sie als Übersetzung konstituieren. Dieser Prozeß wird wesentlich erleichtert, wenn, wie im Falle der *Hrafnkels saga*, zu einer Vorlage verschiedene Übersetzungen existieren, deren Vergleich zur Auffindung solcher Textmerkmale beitragen kann. In

57 *The Saga-Mind*. Odense 1973, S. 13–14.

58 TOURY 1985 (591), S. 21ff.

einem nächsten Schritt wären sie in der kontrastiven Analyse als »Übersetzungslösungen« (*solutions*) zu rekonstruieren, indem sie den entsprechenden ausgangssprachlichen »Übersetzungsproblemen« (*problems*) zugeordnet werden. Das dabei entstehende *coupled pair* kann sodann auf erkennbare, sich wiederholende Strukturen hin untersucht werden. Das Verhältnis zwischen ausgangssprachlichem und Zielsprachlichem Text manifestiert sich in Verschiebungen (*shifts*) innerhalb der grammatischen, syntaktischen, lexikalischen und semantischen Mikrostruktur des *coupled pair*. Solche Verschiebungen können entweder auf sprachlich-kulturelle Systemunterschiede zurückzuführen sein, d.h. aus der Notwendigkeit entstehen, die grammatischen, syntaktischen etc. Erfordernisse der Zielsprache zu erfüllen oder aber aus dem individuellen Normensystem des Übersetzers resultieren. Van den Broek unterscheidet daher obligatorische von fakultativen Verschiebungen, und das Auftreten der letzteren in einer Übersetzung »as a rule [...] will be an indication of the translator's preoccupation with creating an ›acceptable‹ target text, i.e. a text conforming to the norms of the target system.⁵⁹

Wenn in der vorliegenden Arbeit der Versuch unternommen werden soll, Übersetzungen von Íslendingasögur mit diesem Verfahren zu analysieren, so ist dabei folgendes zu berücksichtigen: Die meisten Übersetzungen stammen, wie wir gesehen haben, von philologischen Fachleuten. Als diese haben sie vor allem metatextliche Äußerungen über die Íslendingasögur veröffentlicht. Auch diese lassen sich als Konkretisationen verstehen und auf die Rezeptionshaltung ihrer Verfasser befragen. Als Konkretisationen unterscheiden sie sich von Übersetzungen vor allem dadurch, daß sie ihrem Verhältnis zum ausgangssprachlichen Text unmittelbar Ausdruck geben, während dies in der Übersetzung immer nur über die Vermittlung von Sprache und Stil geschehen kann. Dies macht Übersetzungen nicht etwa weniger interessant für die Rezeptionsforschung, im Gegenteil: »Übersetzungen erschließen der Konkretisationsforschung [...] den Aspekt der Stil- und Formwahrnehmung«.⁶⁰ Freilich hat diese Beobachtung methodische Konsequenzen.

Sie fordert nämlich von der Analyse besondere Aufmerksamkeit für die Sprache der Übersetzung und ein geeignetes Instrumentarium zu ihrer Beschreibung. Dieses ist in einer linguistisch fundierten Stilistik zu

59 Raymond VAN DEN BROEK, *Second Thoughts on Translation Criticism. A model of its analytic function*. In: HERMANS 1985 (577), S. 57.

60 BRUNS 1977 (575), S. 25.

suchen; zunächst sei hier auf ein von Michael Riffaterre entwickeltes Verfahren hingewiesen. Das Untersuchungsgebiet der Stilistik beschreibt er folgendermaßen:

Die Stilistik studiert in der linguistischen Aussage diejenigen Elemente, die verwendet werden, um dem Entschlüsseler die Denkweise des Verschlüsselers aufzudrängen, d.h. sie studiert den Kommunikationsvorgang nicht als bloße Produktion einer verbalen Kette, sondern als Träger für den Ausdruck und die Persönlichkeit des Sprechers und als Gebot für die Aufmerksamkeit des Empfängers.⁶¹

Solche die Wahrnehmung des Rezipienten steuernden Elemente zeichnen sich aus als »kontextuelle Kontraste«: Sie wirken unvorhergesehen, aber nicht – wie im Falle der Deviationsstilistik – im Hinblick auf die literatursprachliche Norm einer bestimmten Epoche, sondern vor dem Hintergrund des vom Autor/Übersetzer etablierten stilistischen Kontextes, der zu verstehen ist als ein »linguistisches pattern, das von einem unvorhergesehenen Element durchbrochen wird; der sich aus dieser Interferenz ergebende Kontrast ist der stilistische Stimulus.«⁶² Riffaterres Verfahren kann dazu dienen, stilistisch relevante Stellen im Mikro- und Makrokontext der Übersetzung aufzufinden, d.h. die stilistische Ausprägung der Übersetzung zu beschreiben. Es vermag dabei jedoch nicht das ausgangssprachliche Referenzsystem einzubeziehen, da der von ihm als Analyseinstrument eingeführte »Archileser« ein zeitloses, unhistorisches Konstrukt ist.

Die Stilanalyse muß daher an dieser Stelle um eine Methode ergänzt werden, für die Rautenberg ein von Bernd Spillner beschriebenes Verfahren vorschlägt⁶³. Dieses macht »Stil« erfaßbar als Auswahl zwischen den »fakultativen sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten«, die durch verschiedene Momente gelenkt wird. Es ist ja keinesfalls so, daß dem Übersetzer stets das ganze Spektrum an Ausdrucksmöglichkeiten, wie sie die *langue* bereitstellt, präsent ist. Ihm steht vielmehr bereits eine Auswahl in Form einer »subjektiven Klasse«⁶⁴ sprachlicher Möglichkeiten auf der Ebene der *parole* zur Verfügung. Aus dieser wiederum wählt er schließlich die ihm für ein spezifisches Übersetzungsproblem

61 *Strukturelle Stilistik*. München 1973, S. 124.

62 Ebd., S. 53.

63 RAUTENBERG 1985 (363), S. 44f; Bernd SPILLNER, *Linguistik und Literaturwissenschaft. Stilforschung, Rhetorik, Textlinguistik*. Stuttgart 1974.

64 RAUTENBERG 1985 (363), S. 44.

eignet erscheinende ›Lösung‹. Die unbegrenzte oder jedenfalls kaum zu erfassende Menge fakultativer Möglichkeiten, die diesem Verfahren in der Praxis häufig Grenzen setzt⁶⁵, ist beim Übersetzen durch die Orientierung an der Vorlage eingeschränkt. Die Übersetzungsanalyse kann daher die möglichen ›Lösungen‹ eines ›Problems‹ und seine Realisierung im übersetzten Text auf ihr Verhältnis zur *langue* untersuchen. Diese muß hier sinnvollerweise eingeschränkt verstanden werden als der in der jeweiligen Entstehungszeit einer Übersetzung geltende Sprachstand. Theoretisch müßte sich dieser aus Wörterbüchern, Grammatiken etc. rekonstruieren lassen, in der Praxis stößt dies jedoch je nach Epoche an die Grenzen der Sprachgeschichtsschreibung.⁶⁶ Im übrigen gilt es dem Verdacht vorzubeugen, mit der Rekonstruktion der *langue* solle eine Norm zur Beurteilung der Übersetzung etabliert werden. Sie dient hier lediglich der Eingrenzung dessen, was dem Übersetzer in einem gegebenen historischen Moment an sprachlichen Möglichkeiten zur Verfügung stand.⁶⁷ Erst vor deren Hintergrund sind die Auswahlkriterien des Übersetzers zu rekonstruieren.

Die Kombination der beiden Methoden bietet der Übersetzungsanalyse den Vorteil, die Übersetzung in der Stilanalyse einerseits als gezielte Verarbeitung bestimmter stilistischer Signale des ausgangssprachlichen Textes und andererseits als bewußte Steuerung der Rezeption beschreibbar zu machen. In der Spannung zwischen diesen beiden Polen entsteht ein Bild des dem Übersetzer eigenen Verstehenshorizontes. Dieser wäre dann daraufhin zu untersuchen, inwieweit er dem Gegenwartshorizont seiner Zeit verpflichtet ist, ob er ihn perpetuiert, modifiziert oder durchbricht. Feststellen läßt sich dies durch die Konfrontation des individuellen Verstehenshorizontes, wie ihn die Übersetzungsanalyse ergab (und der sich gegebenenfalls durch die ergänzende Auswertung expliziter Formulierungen des Übersetzers überprüfen läßt), mit dem Erwartungshorizont der jeweiligen Epoche. Ihn hat Jauß beschrieben als das

65 SPILLNER 1974 (803), S. 48f.

66 Vgl. Rautenbergs Exkurs *Sprachgeschichtsschreibung und Stistik*, RAUTENBERG 1985 (363), S. 47ff.

67 Die Folgen, die die Mißachtung der historischen Dimension zeitigt, beeinträchtigen einmal mehr die Übersetzungskritik Winklers. So beanstandet sie beispielsweise eine Übersetzungsentscheidung aus dem Jahre 1910 mit der Begründung, sie »wirkt unfreiwillig komisch, zumindest auf den heutigen Leser.« WINKLER 1989 (644), S. 151. Wie soll ein Übersetzer darauf Rücksicht nehmen können?

objektivierbare[n] Bezugssystem der Erwartungen [. . .], das sich für jedes Werk im historischen Augenblick seines Erscheinens aus dem Vorverständnis der Gattung, aus der Form und Thematik zuvor bekannter Werke und aus dem Gegensatz von poetischer und praktischer Sprache ergibt.⁶⁸

Die Ergebnisse der Übersetzungsanalyse wären daher in einem abschließenden Untersuchungsschritt in den Kontext der Rezeptionsgeschichte der Íslendingasögur zu stellen, wie ihn das erste Kapitel beschrieben hat.

2. Die Übersetzungen

2.1 Beispielanalyse eines geschlossenen Textes: Gustav Neckels *Geschichte vom Freyspriester Hrafinkel* (1913)

2.1.1 Die Übersetzung im Kontext der Zielsprache

Um die kommunikative Funktion zu rekonstruieren, die eine Übersetzung in der rezipierenden Kultur wahrnimmt, sind mehrere Wege denkbar. Ihre Auswahl wird bestimmt durch die methodische Überlegung, daß ein Verfahren, mit dem Übertragungen als Konkretisationen untersucht werden sollen, sein Augenmerk besonders auf die Sprache richten muß (s.o., S. 121); die Erörterung der Frage, wie die Übersetzung im zielsprachlichen Kommunikationszusammenhang zu situieren ist, kann daher sinnvollerweise zunächst auf die Beschreibung ihrer sprachlich-stilistischen Ausprägung – vor dem Hintergrund der Sprachkonventionen ihrer Entstehungszeit – beschränkt werden. Unter Umständen kann hierbei die Auswertung von Rezensionen hilfreich sein; in jedem Fall bleibt als Methode der Vergleich der Übersetzung mit dem zuvor rekonstruierten Sprachstand ihrer Zeit. Das wird freilich durch die normative Ausrichtung der historischen Sprachwissenschaft erschwert, doch läßt sich diesen Schwierigkeiten begegnen, indem man die Übersetzung mit gleichzeitig erschienenen Übertragungen derselben Vorlage konfrontiert. Versteht man nämlich mit Spillner die Übersetzerentscheidung bzw. – in Tourys Terminologie – das *translational phenomenon* als das Ergebnis eines Auswahlprozesses aus verschiedenen sprachlichen Ausdrucks-

⁶⁸ JAUSS 1970 (718), S. 173–174.

möglichkeiten, dann ist es als solches nicht nur im Verhältnis zur sprachlichen Norm erkennbar, sondern auch im Vergleich mit zeitgenössischen Übersetzungen derselben Vorlage.

Gemessen an diesen methodischen Erfordernissen sind die Überlieferungsbedingungen der Neckelschen Übersetzung der *Hrafnkels saga* ausgesprochen günstig. Denn sie lassen es zu, alle drei Verfahren zu kombinieren. Zwar hat die Sprachgeschichtsforschung bisher nur wenige Erkenntnisse über den Entwicklungsstand des Deutschen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zusammengetragen. Doch lassen sich diese ergänzen durch die vergleichende Lektüre der im selben Jahr erschienenen *Saga vom Freygoden Hrafnkel*, die der Übersetzer Erich von Mendelssohn vorgelegt hat. Schließlich sind auch den beiden Rezensionen der Neckelschen Übertragung, Sammelbesprechungen mehrerer *Thule*-Bände¹, die freilich bestimmte Übersetzungslösungen oder den Stil einer einzelnen Übersetzung nur am Rande behandeln, einige Hinweise zu entnehmen, die für den Fortgang der Analyse von Bedeutung sind.

Exkurs: ›Sagastil‹ und Sprachkritik – zum Entwicklungsstand des Deutschen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Die historisch-pragmatische Erforschung des Deutschen ist über erste Anfänge noch nicht hinausgekommen.² Sie erfaßt die Sprachentwicklung bislang zu selektiv, als daß sie die Epoche verlässlich und umfassend genug charakterisieren könnte, vor allem im Hinblick auf ihre Stilvorstellungen. Gerade hier erweist es sich als nachteilig, daß die sprachgeschichtlichen Standardwerke der Germanistik, etwa die *Deutsche Wortgeschichte* von Maurer und Stroh, *langue* und *parole* nicht systematisch unterscheiden. So ist für den Leser kaum festzustellen, ob und wann ihre Beispiele auf die sprachliche Norm einer Epoche oder auf den individuellen Stilwillen eines Autors zu beziehen sind.³ Aufschlüsse über die Sprachverwendung sind daher aus ihnen kaum zu

1 NAUMANN 1913 (352); SCHNEIDER 1913 (359). Nur kurz findet der Band Erwähnung bei REUSCHEL 1916 (421), S. 135.

2 Vgl. Dieter CHERUBIM, *Zur bürgerlichen Sprache des 19. Jahrhunderts*. In: WW 6, 1983, S. 398–422.

3 Vgl. RAUTENBERG 1985 (636), S. 48; Friedrich MAURER, Friedrich STROH (Hrsgg.), *Deutsche Wortgeschichte*. Berlin 1959.

gewinnen, zumal von allen Sprachschichten bisher in erster Linie die Literatursprache Interesse gefunden hat.⁴ Eine mehr als allgemeine Beschreibung der Sprachkonventionen des frühen 20. Jahrhunderts, wie sie sich aus den Sprachgeschichten, historischen Grammatiken und Wörterbüchern rekonstruieren lassen, ist aus diesen Gründen zur Zeit noch nicht möglich.

Der Entstehungszeitpunkt von Neckels Übersetzung, das Jahr 1913, wird sprachhistorisch noch zum 19. Jahrhundert gerechnet⁵. Die umwälzenden gesellschaftlichen Erneuerungen, die diese Epoche prägten, hatten für die Sprachentwicklung zwei gegenläufige Tendenzen zur Folge: Während auf der einen Seite die mit der Urbanisierung einhergehenden Veränderungen der Kommunikationsverhältnisse sprachliche »Modernisierungsvorgänge« auslösten, sind auf der anderen Seite »restaurative Bewegungen«⁶ zu beobachten, die beispielsweise in den puristischen Bestrebungen einer konservativen Sprachkritik⁷ oder in einer archaisierenden Sprachgestaltung⁸ zum Ausdruck kamen.

Die Literatursprache der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fühlte sich im großen und ganzen ihren Wurzeln in den vergangenen Epochen des Sturm und Drang, der Klassik und der Romantik verpflichtet⁹; in der zweiten Jahrhunderthälfte wurde bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts hinein der poetische Realismus zu der dominierenden Stilrichtung. Daneben ist die Herausbildung »literarischer Sondersprachen«¹⁰ durch die »Darstellung des Historischen und des Volkstümlichen«¹¹ auszumachen. Unter dem Einfluß des Historismus entwickelte sich – vor allem im Rückgriff auf die mittelhochdeutsche Epik – eine archaisierende

4 Vgl. Manfred KAEMPFERT, *Die Entwicklung der neuhochdeutschen Literatursprache*. In: Werner BESCH u.a. (Hrsgg.), *Sprachgeschichte*. Berlin etc. 1985, Bd. 2, S. 1810–1837; Erwin LEIBFRIED, *Deutsche Literatursprache vom Jungen Deutschland bis zum Naturalismus*. In: Hans Peter ALTHAUS u.a. (Hrsgg.), *Lexikon der germanistischen Linguistik*. Tübingen 1980, Bd. 4, S. 740–745.

5 Vgl. Gerhart WOLFF, *Deutsche Sprachgeschichte*. Frankfurt 1986, S. 180ff; Kurt WAGNER, *Das 19. Jahrhundert*. In: MAURER, STROH 1959 (748), S. 409.

6 CHERUBIM 1983 (671), S. 404.

7 WOLFF 1986 (820), S. 191.

8 Vgl. Ingrid LEITNER, *Sprachliche Archaisierung. Historisch typologische Untersuchung zur deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt etc. 1978.

9 WAGNER 1959 (814), S. 437.

10 Fritz MARTINI, *Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus 1840–1898*. Stuttgart 1974, S. 111ff.

11 WAGNER 1959 (814), S. 438.

Erzählsprache, die u.a. die Erneuerung bereits veralteter oder ausgestorbener Wörter mit sich brachte. In der sprachwissenschaftlichen Literatur finden sich Beispiele wie *Fehde*, *Hüne* und *Gau*¹² oder *Recke*, *Kämpe*, *kosen* und *zag*¹³, die über die Vermittlung der Literatursprache im Verlauf der Epoche zum Teil auch in den Bestand der *langue* eingegangen sind. Für eine künstliche Patinierung des Sprachstils spielten sie eine nicht unerhebliche Rolle. Richard Wagner erhob sie (neben anderen veralteten Wörtern) als Archaismen zum bewußten Stilmittel und führte darüber hinaus auch einige altnordische Lehnwörter (z.B. *Neiding* aus altnordisch *nīðingr*) in das Deutsche ein. Er bemühte sich zudem, wie vor ihm schon Friedrich de La Motte Fouqué und Ludwig Ettmüller, um die Wiederbelebung des altgermanischen Stabreimverses¹⁴. Der Archaismus gewann im Zusammenhang der extensiven Mittelalterbegeisterung des 19. Jahrhunderts eine eigene stilistische Funktion, die aus nationalistischen Impulsen gespeist wurde. Fortan konnotierten Archaismen – ideologisch aufgeladen – neben Altertümlichkeit und Urwüchsigkeit auch den Kampf gegen die ›Überfremdung‹ der deutschen Sprache und gehörten damit zu den bevorzugten Stilmitteln der Sprachreinigung.

Die Erforschung der *Belebung mittelhochdeutschen Sprachguts im Neuhochdeutschen*¹⁵ erstreckt sich bislang vor allem auf den Wortschatz. Es ist aber damit zu rechnen, daß auch syntaktische und morphologische Eigenheiten des Mittelhochdeutschen Eingang in das Neuhochdeutsche gefunden haben. Siegfried Grosse vermutet diesen Einfluß beispielsweise hinter der Bildung des Dativ Singular maskulinum und neutrum auf -e, der Einfügung des -e- zwischen Stamm und Endung der zweiten Person Singular und Plural (*lebest*, *waret* etc.), der Auslassung des finiten Verbs im abhängigen Satz und der eigenständigen Bildung von Singular und Plural der starken Verben im Präteritum (z.B.: *ward*/ *wurden*).¹⁶ Noch kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden, ob es sich

12 Ebd., S. 438.

13 Werner KUHBERG, *Verschollenes Sprachgut und seine Wiederbelebung in neuhochdeutscher Zeit*. Frankfurt 1933, S. 6–7 und S. 64.

14 Vgl. Klaus VON SEE, *Germanische Verskunst*. Stuttgart 1967, S. 77, und August LANGEN, *Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart*. In: Wolfgang STAMMLER (Hrsg.), *Deutsche Philologie im Aufriß*. Bd. 1, Berlin 1957, Sp. 1313.

15 So der Titel eines Aufsatzes von Siegfried Grosse in: BESCH u.a. 1985 (657), Bd. 2, S. 1534–1538.

16 Ebd., S. 1537–1538.

bei diesen Erscheinungen um bewußte Rückgriffe handelt oder ob nicht möglicherweise eine ältere und eine jüngere Form über einen längeren Zeitraum nebeneinander existierten und mit je eigenen Stilwerten verwendet werden konnten.¹⁷

Die Besinnung auf eine einfache, unliterarische Alltags- und Umgangssprache ist in verschiedenen Strömungen zu beobachten. Sie kennzeichnet in einem gewissem Maß auch die literarische Sprache des poetischen Realismus, sofern sie in Opposition zur konventionellen Literatursprache stand. Diese wurde als formel- und klischeehaft, als pathetisch und rhetorisch überladen empfunden, und man suchte ihr durch die Einbeziehung umgangssprachlicher Elemente entgegenzuwirken. So verringerte sich, vor allem gegen Ende des Jahrhunderts, allmählich der Abstand zwischen literarischer Sprache und »Normal«sprache¹⁸; die Tendenz der gesprochenen Sprache zu »Einfachsätzen« beispielsweise schlug sich bei manchen Autoren des Realismus in der Bevorzugung der Parataxe vor längeren Satzperioden nieder.¹⁹ Zudem wurde der Dialekt als Stilmittel entdeckt. Seine Übernahme in die Literatur bestimmte mehrere sowohl literarisch wie politisch ganz unterschiedlich orientierte Richtungen: Während er dem poetischen Realismus vorrangig zur Charakterisierung des Volkstümlichen diente, wurde er in der Milieuschilderung des Naturalismus zum Soziolekt; eine reine Dialektliteratur entstand gegen Ende des Jahrhunderts mit der Heimatdichtung²⁰. Das Interesse an dialektalen Sprachformen war motiviert durch die Suche nach einer Literatursprache, die den radikal veränderten gesellschaftlichen Bedingungen gerecht werden konnte. Der Naturalismus entwickelte sie als ein Instrument zur Darstellung der sozialen Umwälzungen; andere Strömungen wie Mundart- und Heimatdichtung suchten (u.a.) nach sprachlich-stilistischen Mitteln zur Bewahrung überkommener Wertvorstellungen vor der als Bedrohung empfundenen »Modernisierung« der Gesellschaft. Ihnen eröffnete »der Rückgriff auf das landschaftlich, geschichtlich und sozial angestammte Sprachgut

17 Dies legt etwa die Darstellung Hermann Pauls (*Deutsche Grammatik*, Halle a.S. 1917, Bd. 2, S. 194ff) zur Ausstoßung des schwachen -e- in der Konjugation und das *Grimmsche Wörterbuch* (Bd. 14. I. 2., S. 221ff) für den eigenständigen Singular *ward* des Verbums *werden* nahe.

18 Vgl. WAGNER 1959 (814), Bd. 2, S. 473.

19 WOLFF 1986 (820), S. 188.

20 Vgl. KAEMPFERT 1985 (721), S. 1831.

[. . .] die Möglichkeit zur individuellen Sprachprägung aus dem Volklich-Gemeinsamen heraus«²¹.

Die Betonung des »Volklich-Gemeinsamen« bzw. einer ›völkischen Kontinuität‹ war auch der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zunehmend politisierten Sprachwissenschaft Anlaß zur Aufwertung der Mundart, die nun gegen das Fremdwort ins Feld geführt wurde²². Hier, in der Bewegung des Sprachpurismus, zeichnet sich der Einfluß der Volkstumsideologie in ihrer chauvinistisch-nationalistischen Zuspitzung in aller Deutlichkeit ab. Seine »Rechtfertigung« bezog dieser »letztlich aus dem Mythos der Unvermischttheit und aus der Identifizierung von Volk und Sprachgemeinschaft: Verunreinigung der Sprache durch Fremdgut gilt folgerichtigerweise als Verunreinigung der völkischen Substanz.«²³ Dabei bediente sich der Purismus der romantischen Idee von der »Sprachnation«²⁴, welche die Identität von Volk und Sprachgemeinschaft postulierte, und vermischte sie mit einem biologistischen ›Volks‹-Begriff, der schließlich in die Ideologie des Rassismus überging. Von der zivilisationskritischen Deutschtümelei des 1885 gegründeten *Allgemeinen Deutschen Sprachvereins* führte der Weg über die Gründung des *Deutschen Germanisten-Verbandes* 1912 zu dem Rassismus eines seiner Mitbegründer, Klaudius Bojunga. Dieser brachte 1926 »erstmals rassistische Argumente ins Spiel: Sprachmischung ist der erste Schritt zur Rassenschande.«²⁵ Höhepunkte erreichte der deutsche Sprachpurismus stets im Zusammenhang eines durch politische Ereignisse gestärkten Nationalgefühls. Das 19. Jahrhundert erlebte sie nach den »Befreiungskriegen« und nach der Reichsgründung 1871. Weitere Wellen sind beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges und nach 1933 zu beobachten.²⁶

Wie groß der Einfluß der sprachkritischen Strömungen auf die allgemeine Sprachentwicklung war, ist nur noch in Ansätzen zu rekonstruieren. Innerhalb der der Volkstumsideologie verhafteten Germanistik spielten sie eine große Rolle, und es verwundert nicht, daß sie sich auch in der Sagarezeption niederschlugen. Die auf diese einwirkenden

21 MARTINI 1974 (745), S. 111.

22 Vgl. Klaus VON SEE, *Politisch-soziale Interessen in der Sprachgeschichtsforschung des 19. und 20. Jahrhunderts*. In: BESCH u.a. 1985 (657), Bd. 1, S. 251.

23 VON SEE 1985 (794), S. 250.

24 Dazu ausführlicher EMMERICH 1968 (678), S. 51ff.

25 VON SEE 1985 (794), S. 251.

26 Vgl. Peter VON POLENZ, *Sprachpurismus und Nationalsozialismus*. In: LÄMMERT 1967 (734), S. 114.

Sprachvorstellungen, die gerade die Übersetzungen als Rezeptionsdokumente so interessant erscheinen lassen, sind, wie zu zeigen sein wird, deutlich von der Sprachkritik geprägt. Man erblickte in dem Stil der Íslendingasögur das Ideal einer in ihrer Ursprünglichkeit unverdorben erhaltenen Volkssprache, die in der Auseinandersetzung mit der altnordischen Literatur für das Deutsche zurückgewonnen werden sollte. Neckel beispielsweise galt in dieser Hinsicht die Prosa Snorri Sturlusons als vorbildlich. Er wollte »all den neueren Historikern, die von der rhetorischen Seuche angesteckt sind«, einen »Trunk aus Snorris klarer Quelle« verordnen²⁷. Zu dem erzieherischen Wert, der den Sagas gemeinhin vor allem in ethisch-sittlicher Hinsicht zugesprochen wurde²⁸, trat hier das Moment der Sprachpflege hinzu.

Leider lässt sich über den Sprachstand der Epoche kaum mehr als dieses allgemeine Bild gewinnen; genaueres über die Sprachverwendung ist nicht bekannt. Bei der Übersetzungsanalyse können zwar von Fall zu Fall die Wörterbücher der Zeit herangezogen werden. Doch ist dabei Vorsicht insofern geboten, als ihre Einträge oft normativen Kriterien unterliegen und weniger die sprachlichen Konventionen als ein abstraktes sprachpflegerisches Ideal erkennen lassen.

2.1.1.1 Die Stilisierung der *Geschichte vom Freyspriester Hrafnkel* zur mündlich erzählten Literatur

Das auffallendste Charakteristikum der Neckelschen Übersetzung ist ihr umgangssprachlich geprägter Stil. Er kennzeichnet nicht nur die Figurenrede, sondern auch den Erzählerbericht, der den Eindruck mündlichen Sprachgebrauchs evoziert. Die Frage, inwiefern dies auf die Vorgaben des ausgangssprachlichen Textes zurückzuführen ist, soll vorläufig ausgeklammert bleiben. Hier interessieren vielmehr zunächst die Stilmittel, mit denen Neckel den Eindruck gesprochener Sprache erzielt.

Typische Kennzeichen mündlichen Sprachgebrauchs sind Satzunterbrechungen, die es dem Sprecher ermöglichen, seinen Redeansatz zu

27 *Island und Hellas*. In: MIFr 9, 1922, S. 41, Anm. 1; außerdem ders., *Das Germanentum von Alt-Island*. In: *Die Tat* 5, 1913–1914, S. 104.

28 Vgl. z.B. A[dolfine] ERICHSEN, *Was geben uns die isländischen Sagas?* In: MIFr 7, 1919, S. 19; Gustav NECKEL, *Die altnordische Literatur*. Leipzig 1923, S. 6.

überdenken und gegebenenfalls zu modifizieren.²⁹ Neckel bedient sich ihrer häufig. Zu beobachten sind z.B. Prolepsen:³⁰

[10.28] *Und jener Aberglaube*, daß dem nie etwas Gutes blühe, der ein Gelübde bricht, *der machte*, daß er vom Pferd sprang, auf ihn zu, und ihm den Todesstreich versetzte.

[2.25] *Sobald* aber Hrafinkel in Adelfarm sich festgesetzt hatte, *da* fing er mächtig an zu opfern.

Ellipsen:

[16.9] *Die er mitnahm*, waren meist anhanglose Leute [. . .]

[18.17] *Der voranging*, war hochgewachsen, doch nicht der kräftigste an Wuchs; [. . .] (für: *diejenigen, die . . . ; derjenige, der . . .*)

Parenthesen:

[1.1] Es war in den Tagen des Königs Harald Schönhaar, daß ein Mann mit seinem Schiffe nach Island kam – *Halfred hieß er* –, ins Breite Tal, das ist unterhalb vom Fließtalbezirk.

Nachträge:

[5.7] Ein Sohn von ihm hieß Einar – *der älteste*; der war groß und kräftig.

[40.26] Sie wurden ihrer achtzehn, waffneten sich in Eile und ritten über den Fluß, *jenen nach*.

und Ausklammerungen:

[8.16] Einar hatte den Freyfaxi geritten *vom ersten Tageslicht bis gegen Abend*.

Zusammen mit den Satzunterbrechungen erinnert die insgesamt stark parataktische Syntax an die gesprochene Sprache, verstärkt dadurch, daß Relativsätze gelegentlich ohne Inversion – in Gestalt von Hauptsätzen – auftreten; z. B.:

[1.5] [. . .] ins Breite Tal, *das ist unterhalb vom Fließtalbezirk*.

29 Vgl. Bernhard SOWINSKI, *Deutsche Stilistik*. Frankfurt 1988, S. 135, und C.J. WELLS, *Deutsch: eine Sprachgeschichte bis 1945*. Tübingen 1990, S. 391.

30 Die Stilanalyse einer Übersetzung erfordert naturgemäß ausführliches Zitieren. Um dennoch eine gewisse Ökonomie der Darstellung zu wahren und um die Wiederholung bereits zitieter Passagen zu vermeiden, sind in dem beiliegenden Textheft die Übersetzungen von Neckel und Mendelsohn neben der Textausgabe von Jakob Jakobsen (*Aust-firðinga sögur*. Kopenhagen 1902–1903 (= STUAGNL XXIX), S. 93–137), die Neckel als Vorlage diente, abgedruckt. Die Angaben in eckigen Klammern beziehen sich auf das Beiheft. Sie führen zuerst die Seite, dann die Zeile auf, in der die betreffende Textstelle beginnt.

[1.7] [...] und sein Sohn, *der hieß Hrafinkel*.

[4.18] Hrafinkel hatte unter seinem Vieh ein kostbares Tier, *das war ihm mehr wert als andere Wertstücke*: [...]

Eine parallele Erscheinung ist übrigens auch in der Figurenrede zu beobachten. Hier meidet Neckel die Konjunktion *daß* in Finalsätzen und in der indirekten Rede. Dadurch entfällt die Inversion; Nebensätze erscheinen als Hauptsätze; z.B.:

[12.15] »Mich dünkt, *mancher wird sagen, ich lasse mir den Einar etwas kosten.*«

[31.6] »Wir haben gehört, *du bist gegen deine Feinde stets wenig gefällig gewesen.*«

Als weitere Attribute der gesprochenen Sprache verwendet Neckel in der Erzählerrede gelegentlich die deiktische Artikelsetzung vor Eigennamen ([8.16], [26.28]), bestimmte Wörter in ausschließlich umgangssprachlicher Bedeutung (z.B. *mächtig* und *tüchtig* als Adverbien im Sinne von *sehr, stark* [2.26], [40.12]) und zahlreiche Wortwiederholungen. Außerdem meidet er in vielen Fällen den Genitiv zugunsten analytischer Bildungen (v.a. mit der Präposition *von*):

[5.7] Ein Sohn *von ihm* hieß Einar [...]

[1.6] [...] *unterhalb vom Fließtalbezirk* [...]

Auch die gelegentlich zu beobachtenden Inkohärenzen in der Satzfügung sind nicht auf das sprachliche Unvermögen des Übersetzers zurückzuführen (also auch nicht als ›Fehler‹ zu klassifizieren), sondern zunächst im Zusammenhang des bewußt erzeugten Eindrucks mündlichen Erzählens zu betrachten, z.B.

[3.7] Er brachte die Leute vom Gletschertal unter sich, *daß* sie seine Thingmänner wurden [...]

[5.10] Eines Frühjahrs war es, *daß* Thorbjörn zu Einar sagte [...]

[27.18] Viele waren mit dem Ablauf der Sache wohl zufrieden, *daß* Hrafinkel einmal blamiert war; sie dachten daran, *wie manchem* er zu nahe getreten war.

Mit den gleichen Stilmitteln wie im Erzählerbericht verleiht der Übersetzer der Figurenrede den Charakter der gesprochenen Sprache. Hinzu kommen umgangssprachlich verkürzte Wortformen wie *hab* und *hab'* für *habe*, *hat's* für *hat es* etc. und die typographische Umsetzung von Sprechpausen in Gedankenstriche und -punkte. Einiges davon zeigen die folgenden Beispiele:

[12.7] »Und alles, was du in meinem Haushalt vorhanden weißt und selber brauchst fortan, *das* sollst du mir nennen, sollst fortan nichts mehr entbehren, was du nötig hast. Du sollst wirtschaften, solange es dir Vergnügen macht, aber zu mir ziehen, sobald du es satt hast, *da* will ich für dich sorgen bis zu deinem Ende. Damit wird alles zwischen uns ausgeglichen sein . . . Mich dünkt, mancher wird sagen, ich lasse mir den Einar etwas kosten.«

[6.2] »Jetzt *hab* ich aber schon alles Gesinde angestellt – ausgenommen eine Arbeit, die du gewiß nicht haben willst.«

[13.23] »Nichts Ungewöhnliches«, sagte Sam, »ein Totschlag von Hrafinkel.«

Das erste Beispiel enthält zwei Prolepsen (»Und alles, [. . .], *das* sollst du mir nennen«; »[. . .] sobald du es satt hast, *da* will ich für dich sorgen [. . .]«), das zweite einen Anakoluth, der dritte Satz ist elliptisch. Zudem wäre auf den Gebrauch des bestimmten Artikels vor dem Eigenenamen, auf Gedankenpunkte und die verkürzte Wortform *hab* hinzuweisen.

Somit ist festzuhalten, daß diejenigen Stilmittel, mit denen Neckel den Eindruck mündlichen Erzählens evoziert, so zahlreich sind, daß sie eines der von Riffaterre beschriebenen *linguistischen pattern* etablieren. Von diesem heben sich nun andere Elemente als *kontextuelle Kontraste* ab.

Als solche fallen einmal die nicht selten verwendeten Fremdwörter auf. Neben den Ausdrücken *Thing*, *Gode* (auch in *Godentum*, *Godenschaft*) und *Fjord*, die zur Bezeichnung kultureller und geographischer Spezifika aus dem Altländischen entlehnt sind (also als sogenannte *landeskonventionelle Elemente* fungieren³¹) und hier zunächst nicht interessieren, betrifft dies – abgesehen von einem einzelnen aus dem Englischen entlehnten Wort (*Adelfarm*), auf dessen Funktion an anderer Stelle einzugehen sein wird – vor allem eine Reihe von Fremdwörtern lateinisch-romanischer Herkunft. Dies sind *Baracke*, *blamieren*, *Exekution*, *extra*, *korrekt*, *Parteien*, *passieren*, *Prozeß* und *Rechtspraktikus*³². Sie lassen sich je nach Funktion zwei Gruppen zuweisen. Während sich die eine, zu der *Baracke*, *blamieren*, *extra* und *passieren* gehören, eindeutig Neckels Bemühen um einen alltagssprachlichen Stil unterordnen

31 Als *landeskonventionelle Elemente* bezeichnet die Übersetzungswissenschaft spezifische Ausdrücke für bestimmten Ländern eigene Realia. Vgl. KOLLER 1987 (581), S. 162.

32 Im Falle von *Rechtspraktikus* übernimmt das Fremdwort eine zusätzliche Funktion zur Markierung von Ironie (s.u., S. 197).

(vgl. das oben angeführte Beispiel »daß Hrafinkel einmal blamiert war«), dienen die übrigen (*Exekution, korrekt, Parteien, Prozeß* und *Rechtspraktikus*) als fachsprachliche Termini zur Beschreibung juristischer Vorgänge. Diese sind damit der Sphäre des Alltäglichen enthoben und erhalten besonderes Gewicht.

Einem ähnlichen Zweck dienen darüber hinaus offensichtlich auch, jedenfalls zu einem Teil, sprachliche Archaismen. Die archaisierende Wirkung bestimmter Wörter kann indes nicht in allen Fällen mit Bestimmtheit rekonstruiert werden. Zum einen verzeichnen die Wörterbücher veraltetes oder veraltetes Sprachgut offenbar nicht konsequent, zum anderen ist die Sprachgeschichtsforschung bislang über einen Überblick zur sprachlichen Archaisierung im 19. Jahrhundert³³ und zwei Arbeiten zur Wiederbelebung ausgestorbenen Sprachguts³⁴ nicht hinausgekommen. Es läßt sich daher nur mit einem gewissen Vorbehalt feststellen, daß Neckel mit archaisierenden Stilmitteln im Bereich der Lexik, aber auch in Morphologie und Syntax arbeitet. Als 1913 eindeutig archaisierend weisen die Wörterbücher die Pluralform *Mannen* (auch in *Thingmannen*)³⁵, das Substantiv *Sippe*³⁶ und das Verb *hausen* in der von Neckel intendierten Bedeutung *wohnen*³⁷ aus. Altertümliche Wirkung hatte vermutlich auch das Verb *dünken*³⁸; veraltet, doch im süddeutschen Raum noch gebräuchlich ist das Wort *Buße*³⁹. Nur noch der Schriftsprache gehört das offenbar ebenfalls altertümlich wirkende *Oheim*⁴⁰ an. Abgesehen von *dünken* setzt Neckel lexikalische Archaismen recht sparsam ein; *Sippe, hausen* (in der genannten Bedeutung) und *Oheim* verwendet er jeweils nur einmal ([14.25], [48.4], [13.19]).

33 LEITNER 1978 (738).

34 KUHBERG 1933 (733), GROSSE 1985 (695).

35 Z.B. NECKEL 1913 (39), S. 76 und 99. Vgl. Daniel SANDERS, *Handwörterbuch der deutschen Sprache*. Leipzig⁸1910, S. 434; Moritz HEYNE, *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig²1905, Bd. 2, Sp. 736; Albert HEINTZE, *Deutscher Sprachhort*. Leipzig 1900, S. 400.

36 NECKEL 1913 (39), S. 82; vgl. HEYNE 1905 (560), Bd. 3, Sp. 624; J. A. DITSCHERINER, J. E. WESSELY, *Deutscher Wortschatz*. Leipzig 1892, S. 612; HEINTZE 1900 (559), S. 548; Jakob und Wilhelm GRIMM, *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 10, Abt. 1 (1905), Sp. 1225.

37 HEYNE 1905 (560), Bd. 2, Sp. 79–80.

38 Die Wörterbücher verzeichnen das Wort nicht als veraltet. Ein Hinweis findet sich bei LANGEN 1957 (735), Sp. 1313, im Zusammenhang mit den Archaismen Richard Wagners.

39 Vgl. HEYNE 1905 (560), Bd. 1, Sp. 522: »rechtliche Buße [...] im Norden jetzt vielfach durch das Wort *Strafe* verdrängt, im Süden noch lebendig.«

40 Vgl. HEYNE 1905 (560), Bd. 2, Sp. 1057; Fr. L. K. WEIGAND, *Deutsches Wörterbuch*. Gießen⁵1909, Bd. 2, S. 334.

Mannen und *Buße* als landeskonventionelle Elemente kommen häufiger vor.

Archaisierende Stilwirkung beabsichtigt er wohl auch mit dem zweimal eingesetzten Singular *ward* des Verbums *werden* ([27.5], [29.14]) und der Auslassung des finiten Verbs im abhängigen Satz (ebenfalls zweimal: [12.27], [47.17]), die nach Grosse möglicherweise auf das Vorbild des Mittelhochdeutschen zurückzuführen sind⁴¹. Nicht mehr zu entscheiden ist die Frage, ob die Elision des Endungs -e in Formen wie *sehn*, *gehn*, *andern*, *unsern* und *wackern* etc., welche die Zahl der morphologisch ›vollständigen‹ Formen *sehen* usw. bei weitem überwiegen, archaisierend oder umgangssprachlich erscheinen sollte.⁴²

Wie stark die archaisierende Wirkung wiederbelebten Sprachguts in der Zeit um 1913 war, ist im einzelnen schwierig zu rekonstruieren. Belegt ist sie in den Fällen *Sippe* und *Mannen* (s.o.), nur noch zu vermuten ist sie beispielsweise für *Gefolgschaft* und *zag*, die beide erst im 19. Jahrhundert ›wiederaufgefrischt‹ wurden⁴³. Schon länger wieder gebräuchliche Wörter wie *Acht*, *ächten*, *Schar*, *fortan* etc. hatten ihren archaisierenden Charakter um diese Zeit wohl schon wieder verloren.⁴⁴

41 Vgl. GROSSE 1985 (695), S. 1537–1538.

42 NECKEL 1913 (39), *passim*. Als Gründe für solche Synkopierungen kommen gelegentlich auch rhythmische Gesichtspunkte in Betracht.

43 *Gefolgschaft* ist wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von der Geschichtswissenschaft von dem wiederaufgenommenen *Gefolge* abgeleitet worden zur Bezeichnung einer ›altgermanischen Einrichtung‹; vgl. *Grimsches Wörterbuch*, Bd. 4 (1878), Sp. 2150 und 2152, und WEIGAND 1909 (571), Bd. 1, Sp. 649. Auch *zag* ist vermutlich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder gebräuchlich geworden; vgl. KUHBERG 1933 (733), S. 64. Die Wörterbücher weisen es durchweg der Literatursprache zu; vgl. HEYNE 1905 (560), Bd. 3, Sp. 1417; WEIGAND 1909 (571), Bd. 2, S. 1297; *Grimsches Wörterbuch*, Bd. 15 (1956), S. 23.

44 Vgl. KUHBERG 1933 (733), S. 34 und S. 47. In diesem Zusammenhang sei wenigstens am Rande darauf hingewiesen, daß manche der wiederbelebten alt- und mittelhochdeutschen Wörter, die sich in der Sprache der Nationalsozialisten großer Beliebtheit erfreuten, nicht, wie gelegentlich behauptet wird, erst von diesen bewußt aktualisiert wurden. Ein Beispiel wäre das in den Sagaübersetzungen gern gebrauchte *Sippe*, das z.B. die Übersetzer der Hrafnkels saga mit Ausnahme von Lenk (1883: *Geschlecht*, S. 45), Wilken (1909: ebenfalls *Geschlecht*, S. 76), Meyn und Fricke (1926 bzw. 1938; beide übersetzen ebenfalls *Geschlecht*, S. 11 bzw. S. 31) gebrauchen. Seine Wiederbelebung datieren sowohl Victor Klemperer (*LTI. Notizbuch eines Philologen*. Dresden 1946 (hier zit. n. Köln 1987), S. 87) als auch das Wörterbuch des NS-Deutschen von Karl-Heinz Brackmann und Renate Birkenhauer (*NS-Deutsch. ›Selbstverständliche‹ Begriffe und Schlagwörter aus der Zeit des Nationalsozialismus*. Straelen 1988, S. 173) in die Zeit des ›Dritten Reiches‹. Die Übersetzungen der Íslendingasögr geben Hinweise darauf, daß die Nationalsozialisten hier wie in so vielen Bereichen auf längst populär gewordenes Material zurückgreifen konnten.

Die Funktion der sprachlichen Archaismen in der Übersetzung Neckels läßt sich zusammenfassend vorläufig folgendermaßen beschreiben: Während die syntaktischen und morphologischen Archaismen offenbar dazu dienen, der Übersetzung ein gewisses historisches Kolorit zu verleihen, sind die lexikalischen Archaismen wie schon einige Fremdwörter der Beschreibung bestimmter Lebensbereiche vorbehalten, der sie einen leicht feierlichen Beiklang verleihen. Von den drei möglichen Funktionen, die Tynjanov den Archaismen zuschreibt, erfüllen sie hier eindeutig diejenige des »gehobenen Wortgebrauchs«.⁴⁵ Dies betrifft einmal das Gebiet der verwandtschaftlichen Beziehungen (*Sippe, Oheim*), zum anderen das des sozialen Lebens, d.h. vor allem des ›Gefolgschaftswesens‹ (*Mannen, Thingmannen, Gefolge, Gefolgschaft*⁴⁶). Beide Aspekte werden auf diese Weise nachdrücklich in das Blickfeld der Rezipienten gehoben. Denn sprachliche Archaismen rufen stets eine besonders starke Kontrastwirkung innerhalb des stilistischen Kontextes hervor, weil sie sich auf einen vergangenen Sprachzustand beziehen und so den Aspekt der Diachronie verschlüsselt in den Kontext einbeziehen. Ihnen kommt daher in besonderem Maße rezeptionssteuernde Funktion zu.⁴⁷

Die im Theoriekapitel aufgeworfene Frage nach der Alterität der Übersetzung im Verhältnis zur Kommunikationssituation der Zielsprache kann nach diesen Beobachtungen eine erste – vorläufige – Antwort erhalten. Es lag offenbar im Interesse des Übersetzers, seinem Text eine sprachliche Gestalt zu verleihen, die auf das zeitgenössische Publikum nicht fremd wirkte. Er verwendete Stilmittel, die sich in die literatursprachlichen Tendenzen der Epoche einfügen, an deren Ende die Übersetzung 1913 erschien. Es ist damit zu rechnen, daß auch die sprachkritischen Strömungen zu diesem Zeitpunkt bereits soweit gefestigt und verbreitet waren, daß der Gebrauch ihrer typischen Elemente keine provozierende oder innovative Wirkung mehr ausübte. Auch der Versuch, die ganze Übersetzung (und nicht nur die Figurenrede) durch

45 Jurij TYNJANOV, *Über literarische Evolution*. In: ders., *Die literarischen Kunstmittel und die Evolution in der Literatur*. Frankfurt a. M. 1967, S. 42.

46 Hierher gehört auch der in der schweizerischen Form gebrauchte historiographische Terminus *Landsgemeinde* zur Bezeichnung der auf dem Thing Versammelten ([28.12]). Vgl. *Grimmsches Wörterbuch*, Bd. 6 (1885), Sp. 136, das den schweizerischen Terminus anführt. Als historiographische Bezeichnung bei Eugen HABERKERN, Joseph Friedrich WALLACH, *Hilfswoerterbuch für Historiker*. Tübingen 1964, Bd. 2, S. 370–371.

47 Vgl. RIFFATERRE 1973 (773), S. 38.

bewußte Stilisierung als einen mündlich erzählten Text erscheinen zu lassen, war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr vollkommen neu, sondern stellte den Text in den Zusammenhang der Volksdichtung, wie sie das ganze 19. Jahrhundert hindurch in Märchen-, Sagen- und Volksliedsammlungen zunehmend populär geworden war.

Besonders die Verwendung von Fremdwörtern spricht für Neckels Bemühen um eine stilistisch wenig auffallende Textgestaltung. Denn puristischen Bestrebungen vor allem auf institutioneller Seite zum Trotz haben ja die gesprochene Sprache wie auch einzelne Fachsprachen am Gebrauch bestimmter Fremdwörter festgehalten. (Worauf im übrigen schon die Vehemenz hindeutet, mit der manche Autoren die ›Entwelschung‹ glaubten durchsetzen zu müssen.⁴⁸) Einige davon nimmt Neckel in seine Übersetzung auf, und zwar keineswegs um ihrer selbst willen, sondern ganz eindeutig zum Zweck der Charakterisierung bestimmter Sprachschichten. Sie sind den dominierenden stilistischen Prinzipien untergeordnet.

Eine gewisse Ausgewogenheit der stilistischen Mittel kennzeichnet die gesamte Übersetzung. So erscheinen die beschriebenen kontextuellen Kontraste eher unauffällig, ebenso wie die zur Charakterisierung der mündlichen Erzählweise eingesetzten Stilmittel, die sich als solche erst der eingehenden Analyse erschließen. Der Schluß liegt nahe, daß es Neckel – zumindest auf der Ebene der Sprache – an der Vermittlung der Alterität der Übersetzung nicht so sehr gelegen war. Auf dieser Ebene kann sie dem zeitgenössischen Leser nur durch die wenigen altsländischen Lehnwörter (*Thing, Gode, Fjord*) sowie durch die zu einem (kleinen) Teil unübersetzten (aber den morphologischen Erfordernissen des Deutschen angepaßten) Eigen- und Ortsnamen bewußt geworden sein. In den folgenden Analyseschritten soll diese These präzisiert und differenziert, zugleich aber auch kritisch überprüft werden.

2.1.1.2 Neckels *Geschichte* und Mendelssohns *Saga*: ein Vergleich

Wie verschieden die beiden Übersetzer ihre Texte gestalten, manifestiert sich bereits in ihren Titeln: Während Neckel seine *Geschichte vom Freyspriester Hrafinkel* dem Publikum als einen weitgehend vertrauten

48 Vgl. VON SEE 1985 (794), S. 250–251. Zur »Entwelschung« s. z.B.: Eduard ENGEL, *Sprich deutsch! Ein Buch zur Entwelschung*. Leipzig 1916.

Text anbietet, enthält Mendelssohns *Saga vom Freysgoden Hrafnkel* zahlreiche Verstehenshindernisse, Textelemente, die einen unmittelbaren Zugang zum Text erschweren. Ein Vergleich der beiden Übersetzungen kann zur Differenzierung der oben aufgestellten These auch deshalb beitragen, weil die spezifischen Stilmittel Neckels vor dem Hintergrund des ganz anders konzipierten Textes Mendelssohns um so plastischer hervortreten.⁴⁹ Anhand zentraler Textbeispiele soll dies in diesem Abschnitt demonstriert werden. Anders als exemplarisch kann man dabei wie auch bei der sich anschließenden kontrastiven Analyse wegen der großen Menge von Belegen nicht verfahren.

Auch der Stil der Mendelssohnschen Übersetzung ist über große Strecken parataktisch, im Gegensatz zu Neckels Text aber weitgehend frei von Kunstgriffen, die mündliches Erzählen simulieren. Der Übersetzungsvergleich macht daher vollends deutlich, in wie starkem Maße Neckel eine mündliche Erzählweise stilisiert:

[5.1] **Neckel:** Es war ein Mann, namens Thorbjörn, *ein Bruder Bjarnis*. Er wohnte auf dem Hofe Hol im Hrafnkelstal, gegenüber Adelfarm auf der Ostseite. Thorbjörn hatte wenig Vermögen, dagegen eine Menge unversorger Kinder. *Ein Sohn von ihm hieß Einar – der älteste*; der war groß und kräftig.

Mendelssohn: Thorbjörn hieß ein Mann. *Er war Bjarnis Bruder* und wohnte im Hrafnkelstale auf dem Gehöfte, das Hügel heißt. *Es liegt Hauptgut östlich gegenüber.* Thorbjörn hatte wenig Geld, aber viele Kinder. *Sein ältester Sohn hieß Einar*, er war groß und stark.

oder:

[7.23] **Neckel:** Bald sah er vor sich am Ufer die Pferde weiden und wollte sich *eine Stute greifen zum Reiten, meinte, ein Reiter käme besser vorwärts als ein Wanderer*. Wie er an die Pferde herankam, machte er Jagd auf sie. Die Tiere aber, die nie einen Reiter getragen hatten, waren scheu. *Nur Freyfaxi nicht; der stand wie angewurzelt*.

Mendelssohn: Er sieht jetzt die Stuten an den Bachufern und beschließt, sich irgendein Pferd *zum Reiten zu fangen, denn er glaubt zu wissen,*

49 Einige wenige Unterschiede sind darauf zurückzuführen, daß den Übersetzungen verschiedene Vorlagen zugrundeliegen. Neckel übersetzt aus der Textausgabe von Jakobsen; Mendelssohn, der seine Quelle nicht angibt, hingegen vermutlich aus derjenigen von Valdimar ÁSMUNDARSON (*Hrafnkels saga Freysgoða*. Reykjavík 1893 (= Íslendinga sögur 8)). Dieser Umstand wäre in der kontrastiven Analyse zu berücksichtigen. Da diese aber auf die Übersetzung Mendelssohns nur noch am Rande eingehen wird, sei bereits hier darauf hingewiesen, daß die durch die verschiedenen Textausgaben hervorgerufenen Differenzen nur gering sind und in diesem Übersetzungsvergleich vernachlässigt werden können.

daß er schneller vorwärtskomme, wenn er reitet als wenn er geht. Und als er zu den Stuten kommt, jagt er ihnen nach. Sie sind jetzt scheu, denn sie sind nie gewöhnt worden, unter Menschen zu gehen, *außer Freymäher allein. Er ist so ruhig, als ob er eingegraben sei.*

Wo Neckel mit elliptischen Nachträgen arbeitet (»ein Bruder Bjarnis«, »gegenüber Adelfarm auf der Ostseite«) sind bei Mendelssohn vollständige Sätze anzutreffen (»Er war Bjarnis Bruder.« »Es liegt Hauptgut östlich gegenüber.«). Der bereits angeführte Satz Neckels »Ein Sohn von ihm hieß Einar – der älteste; [. . .]« mit seinen stilistischen Merkmalen ist bei Mendelssohn als ein schlichter Hauptsatz übersetzt (»Sein ältester Sohn hieß Einar [. . .]«). Das zweite Beispiel enthält eine Ausklammerung (»[. . .] und wollte sich eine Stute greifen *zum Reiten* [. . .]«), die sich bei Mendelssohn nicht findet (»[. . .] und beschließt, sich irgendein Pferd *zum Reiten* zu fangen«). Es zeigt außerdem, wie sehr sich Neckel um Kürze bemüht und Satzperioden meidet (die relevanten Stellen sind kursiviert). Einzelne Parataxen freilich faßt er häufiger als Mendelssohn in einem Satz zusammen. Dabei variiert er syndetische und asyndetische Reihung. Dies gibt ihm die Möglichkeit, das Erzähltempo zu erhöhen bzw. zu verlangsamen, während Mendelssohn eher in gleichmäßigem, etwas schwerfälligerem Tempo erzählt. Zwei Textbeispiele können dies illustrieren:

[15.12] **Neckel:** Er ließ sich ein Pferd satteln, ritt das Tal entlang auf einen Hof, meldete den Totschlag und warb Hilfsmannschaft gegen Hrafinkel.
Mendelssohn: Sam läßt sich jetzt ein Pferd bringen und reitet durch das Tal hinauf. Er reitet zu einem Gehöfte und gibt den Totschlag bekannt. Er sammelt Anhang gegen Hrafinkel.

[26.23] **Neckel:** Er gab sofort Folge, ließ seine Leute aufstehen und ging zu den Gerichten. Er wußte wohl, daß an Verteidigung kaum zu denken sei, gedachte aber den kleinen Leuten, die gegen ihn klagten, das Handwerk zu legen, wollte dem Sam das Gericht auseinanderjagen und den Prozeß zerschlagen.

Mendelssohn: Er stand schnell auf und rief seine Männer heran und ging zum Gerichte. Er glaubte, daß nur eine schwache Verteidigung dort sei. Er gedachte, den kleinen Leuten die Lust zu vertreiben, gegen ihn zu klagen. Er wollte das Gericht für Sam sprengen und ihn verjagen.

Wie nach diesen Beobachtungen zu erwarten, enthält auch die Figurenrede der Neckelschen Übersetzung sehr viel mehr Elemente der gesprochenen Sprache als Mendelssohns Text. Als Beispiel mag die schon einmal zitierte Stelle [5.29] dienen. Sie lautet bei Mendelssohn:

Hrafinkel erwiderte: »Weshalb kommst du so spät? Dich würde ich zu allererst genommen haben. Aber jetzt habe ich alle Arbeiten schon vergeben, und nur die eine ist noch übrig geblieben, die du gewiß nicht haben willst.«

Zum Vergleich noch einmal Neckel:

Der antwortete: »Warum kommst du erst jetzt damit? Dich hätte ich vor allen andern genommen! Jetzt *hab* ich aber schon alles Gesinde angestellt – ausgenommen eine Arbeit, die du gewiß nicht haben willst.«

Nicht nur mit Mitteln der Syntax erzeugt Neckel den Eindruck mündlichen Sprachgebrauchs, sondern – das ergibt der Übersetzungsvergleich – auch mit solchen der Semantik. Dies zeigt einmal eine ganze Reihe von Wörtern, Partikeln und Floskeln, die typische Kennzeichen der gesprochenen Sprache sind und keine Entsprechung in der Mendelssohnschen Übersetzung haben. Ein Beispiel wäre das *wie ist's?* im folgenden Satz:

[10.20] »[. . .] aber *wie ist's?* hast du nicht gestern ein wenig auf Freyfaxi geritten?«

Bei Mendelssohn hingegen lautet die Stelle:

»Aber hast du nicht gestern Freymähner geritten?«

Das gleiche gilt für das eingefügte *kurz* im folgenden Beispiel⁵⁰:

[11.28] Neckel: »[. . .] ; die Reue käme seltener, wenn man weniger sagte. *Kurz*, ich will sehen lassen [. . .]«

Mendelssohn: »[. . .] und selten haben wir zu bereuen, daß wir zu wenig sprachen. Ich werde jetzt beweisen, [. . .]«

Zum anderen ist seine Sprache sehr viel bildhafter als diejenige Mendelssohns, freilich ist die Metaphorik sehr konventionell und arbeitet fast ausschließlich mit allgemein üblichen bildhaften Redensarten und idiomatischen Wendungen. Sie sind neben anderen Formen von Phrasenologismen das vielleicht hervorstechendste Stilmerkmal der Übersetzung. Aus der Flut der Beispiele seien hier die prägnantesten angeführt:

[14.13] Neckel: »Schwer, *Hrafinkel die Stange zu halten.*«

Mendelssohn: »Schwer, glaube ich, wird es sein, gegen *Hrafinkel gerichtlich zu klagen.*«

[5.17] Neckel: »[. . .] ; die Sache ist vielmehr die, daß ich ja nichts habe und *ein armer Schlucker* bin.«

Mendelssohn: »Meine Armut und mein Elend sind der Grund.«

⁵⁰ Weitere Beispiele wären: *du sollst sehen* [14.8]; *ich will dir sagen* [14.15]; *ja wohl* [14.25], *wohlan* [29.6] und *natürlich* [5.26] usw.

[23.15] Neckel: »Mir scheint, *er schert alle*, die gegen ihn klagen, Sommer für Sommer *über denselben Kamm*: sie erreichen von ihm nichts oder wenig; [. . .]«

Mendelssohn: »Er scheint mir jeden Sommer die Leute so zu *behandeln*, die Klagen gegen ihn vorbringen, daß die meisten Männer wenig Ehre oder keine haben, wenn die Sache abgeschlossen ist.«

[28.27] Neckel: »Du bist ein tüchtiger Kerl«, sagte Thorgeir, »und mich dünkt, *mein Bruder Thorkel, nachdem er einmal A gesagt hat, wird auch B sagen*. Er wird dir zur Seite stehen, bis der Handel zwischen dir und Hrafinkel ganz ausgetragen ist, so daß du dann ruhig leben kannst.«

Mendelssohn: »Ein wackerer Mann bist du, und mir scheint, daß *mein Bruder Thorkel dich nicht in der Not verlassen wird*. Er will dich jetzt begleiten, bis der Streit zwischen Hrafinkel und dir zuende geführt ist, und du ruhig sein kannst.«

Auch sonst bemüht sich Neckel um bildhafte Anschaulichkeit:

[6.18] Neckel: »Auf ihn mußt du *ein Auge haben* Sommer und Winter.«

Mendelssohn: »Auf ihn mußt du Sommer und Winter *achten*.«

[25.20] Neckel: »Geht nun heim und seid fröhlich, denn wenn ihr mit Hrafinkel euch messen wollt, so müßt ihr eine Zeitlang den Kopf hoch tragen.«

Mendelssohn: »Geht jetzt heim und seid fröhlich, denn wenn ihr mit Hrafinkel streiten wollt, müßt ihr euch eine Weile kräftigen.«

[48.12] Neckel: »[. . .] falls du dir hier ein Leben *mit leichterem Herzen* versprichst als *unter Hrafnkels Augen*.«

Mendelssohn: »[. . .] wenn es dir hier *weniger schwer* zu sein scheint als *in Hrafnkels Nähe*.«

Mit den genannten Phraseologismen in engem Zusammenhang steht außerdem eine Reihe von Sprichwörtern, die bereits vom Kontext als solche ausgewiesen werden. Bei Neckel sind sie in der Regel allgemein gebräuchlich oder haben zumindest starke semantische oder formale Anklänge an übliche Sprichwörter⁵¹:

[24.1] »Denn das Sprichwort sagt: *mich kann treffen, was manchen trifft*; aber auch: *gewagt ist schon halb gewonnen*.«⁵²

[33.23] Man redete viel davon, wie sein Übermut so plötzlich ein Ende

51 Dies ließ sich feststellen anhand von Karl Friedrich Wilhelm WANDER, *Deutsches Sprichwörter-Lexikon*. Leipzig 1867–1880.

52 Bei Wander verzeichnet als *Was einen treffen kann, kann alle treffen*. Bd. 1, Sp. 1411, und *Frisch gewagt ist halb gewonnen* bzw. *Wer nicht wagt, gewinnt nicht*. Bd. 5, Sp. 1743.

genommen hatte, und manchem fiel das Sprichwort ein, daß *Hochmut vor dem Fall kommt*.«⁵³

[39.25] »Wahr ist, was die Väter sagen: *je älter, um so zager.*«⁵⁴

Offenbar nicht allgemein gebräuchlich waren:

[6.26] »Richte dich nun nach meinen Worten! Mit Warnen ist wenig getan, sagt das alte Sprichwort.«

[13.3] »Es bleibt dabei: *stark* ist, wer sich nicht *stärker* dünkt als er ist!«

[35.4] »Achte also wohl auf alles und sieh dich vor, den *schwer* ist's, den Schlechten auszuweichen.«

In diesen Fällen ist Neckel bemüht, Sprichwortwirkung durch die formale Gestalt (Alliteration bzw. Polyptoton) zu erzielen. Ganz anders Mendelssohn: seine Sprichwort-Übersetzungen sind unübliche – gesuchte – Wendungen, nur eine klingt an ein bekanntes Sprichwort an. Auch sie seien hier vollständig aufgezählt (Reihenfolge wie oben):

[24.3] »[...] , denn: *Ich erträuge, was über viele erging*, und: *Der gewinnt, der sich in Gefahr begibt.*«

[33.24] Es wurde viel darüber gesprochen, wie sein Hochmut niedergefallen sein, und mancher erinnerte sich des alten Spruches: *Kurz ist die Dauer vom Übermut.*

[39.25] »Wahr ist es zum größten Teile, was das alte Wort sagt: *Alter macht feige.*«

[6.26] »Handle nun so, wie ich es sage, denn es gibt einen alten Spruch: *Nicht schadet der, der andere warnt.*«

[13.3] »Ein wahres Wort sagt: *Der ist weise, der sich selbst zu beherrschen versteht.*«⁵⁵

[35.2] »Sei jetzt vorsichtig und hüte dich, denn: *Schwer hütet man sich vor Bösem.*«

Als Sprichwörter zu identifizieren sind sie bei ihm vor allem durch den Kontext, zudem sind sie durch Interpunktionszeichen markiert. Es ist zu vermuten, daß sie – im Gegensatz zu Neckels Sprichwörtern – als einer fremden Kultur entstammende Wendungen gelesen wurden. Auch die übrige – ausgesprochen sparsam eingesetzte – Metaphorik Mendelsohns ist, verglichen mit Neckels, ungewöhnlich und hatte im Kontext der Zielsprache wahrscheinlich unvertraute Wirkung; z.B.:

53 Bei Wander verzeichnet als *Hochmut kommt vor dem Fall*. Bd. 2, Sp. 692.

54 Wander führt eine ganze Reihe ähnlich aufgebauter Sprichwörter an; z.B.: *je älter, je dümmer oder Je älter, je kälter.* Bd. 1, S. 51.

55 Diese Wendung ist möglicherweise nach dem Vorbild des Sprichworts *Der ist weise, der sein Ende sieht und kennt* gebildet. Vgl. WANDER 1867–1880 (569), Bd. 5, Sp. 126.

[8.3] Er ist so ruhig, als ob er eingegraben sei.

Hingegen Neckel:

[. . .] der stand wie angewurzelt.

oder

[28.22] Neckel: »Aber seine *Schreckensherrschaft* wird andauern – wenn es dir nicht etwa noch extra schlimm ergeht.«

Mendelssohn: »Aber ich denke, daß er für andere Männer derselbe *Schreckhelm* wie früher sein wird, wenn es nur dir nicht noch schlecht ergeht.«

oder

[23.27] Neckel: »Dadurch würde ich – oder der betreffende Häuptling, der dem Hrafinkel eins versetze – im Ansehen steigen, [. . .]«

Mendelssohn: »Mir schien auch meine Ehre oder die eines Häuptlings sehr zu wachsen, wenn in Hrafkels Land eine Bucht gerudert werden könnte, [. . .]«

Der Vergleich bestätigt die Beobachtung, daß Neckel vertraute Wendungen allemal bevorzugt, selbst wenn sie, wie im Falle von *Schreckensherrschaft*, eine ganz andere Kultur konnotieren⁵⁶. So fällt auch ein weiteres Stilmittel Neckels ohne den Vergleich mit einer anderen Übersetzung kaum auf, weil es eine typische Erscheinung der Umgangssprache, aber übrigens auch der Volksdichtung ist: Gemeint sind sprachliche Unter- und Übertreibungen in Form von Litotes, Euphemismen, Hyperbeln usw.⁵⁷ Auch bei Mendelssohn treten sie gelegentlich auf, bei Neckel sind sie hingegen ausgesprochen zahlreich. So verwenden beide die Litotes im folgenden Beispiel:

[18.17] Neckel: Der voranging, war hochgewachsen, doch *nicht der kräftigste* an Wuchs.

Mendelssohn: Der war ein hochgewachsener und *nicht dicker* Mann, der als erster ging.

Parallele Litotes bei Neckel und Mendelssohn finden sich in ca. zehn Fällen. Etwa doppelt so viele weist die Übersetzung Neckels auf. Die beiden prägnantesten Beispiele seien hier genannt:

[14.10] Neckel: »[. . .] und dann gefällt mir die Sache jetzt *um nichts besser* als wie ich von ihm ritt.«

56 Nach Ausweis des *Grimmschen Wörterbuches* (Bd. 9 (1899), Sp. 1675) konnotiert das Wort die Herrschaft Robespierres (1793-94).

57 Vgl. SOWINSKI 1988 (801), S. 266.

Mendelssohn: »[. . .] ich will sein Angebot *ebensowenig* jetzt annehmen, wie damals, als ich von ihm ritt.«

[27.17] **Neckel:** Sam aber war noch auf dem Thing *und trug den Kopf nicht niedrig.*

Mendelssohn: Aber Sam blieb auf dem Thing zurück *und war sehr stolz.*

Neckel arbeitet zudem häufig mit Euphemismen (mehrmals benutzt er *Fall* für *Tod*, z. B.: [11.13]) und Abschwächungen (z.B. [4.11]: »[. . .] er war *recht* wohlhabend.« »Sam war *etwas wie* ein Händelsucher [. . .]«), aber auch mit Hyperbeln (z.B [9.3]: *todmüde* (Mendelssohn: *ganz erschöpft*) oder [14.22]: *so sonnenklar* (Mendelssohn: *so wichtig*)).

Ebenfalls in beiden Übersetzungen anzutreffen sind alliterierende Zwillingsformeln, aber auch sie sind bei Neckel bei weitem in der Überzahl. Nur dreimal treten sie in den Übersetzungen parallel auf:

Neckel:

- [17.16] Schande und Schmach
- [36.27] so sitzen und so stehn
- [3.16] steinig und schlammig

Mendelssohn:

- Scham und Schande
- sitzen und stehen
- steinig und sumpfig

Die übrigen sieben Zwillingsformeln der Neckelschen Übersetzung haben bei Mendelssohn keine Entsprechung:

Neckel:

- [7.16] Nebel und Niederschlag

Mendelssohn:

- als aller Südnebel verschwunden ist und der Sprühregen aufgehört hat.

- [10.27] hoch und heilig

- einen so heiligen Eid

- [19.30] Hilfsmannschaft und Häuptlingsstärke

- Hilfe und Unterstützung von Häuptlingen

- [32.17] Geld und Gut

- so viel Geld

- [32.19] Hof und Herrschaft

- dein Gehöft und deine ganze

- [45.28] den Hof und die Heimstatt

- Häuser und Ländereien

- [46.5] Herrschaft und Habe

- Macht und Geld

Abgesehen von *Nebel und Niederschlag* und *steinig und schlammig* sind sie thematisch alle dem Bereich des Rechtes zugeordnet. Die alliterationslose Formel *weder Acker noch Wiese* [31.26] (auch bei Mendelssohn) sowie die assonierende Formel *Kälber und Lämmer* [34.7] (bei Mendelssohn keine Formel: *Kälber und Ziegen*) müssen vermutlich ebenso dazugerechnet werden. Daneben verwendet Neckel eine geringe Anzahl nicht alliterierender Formeln außerhalb des juristischen Bereiches wie z.B. *Jahr für Jahr* [12.3] (Mendelssohn: *in einem jeden Halb-*

jahre), *Vater und Sohn* [3.17] (Mendelssohn: *Hrafinkel und Hallfred*) oder *Söhne und Töchter* [12.5] (ebenso Mendelssohn). Während die letztgenannten sich der Umgangssprachlichkeit des Textes einfügen und kaum auffallen, erhalten die ersten neun eine stärker herausgehobene Funktion: Sie sind (oder erinnern an) Rechtsformeln, denen man zur Zeit der Neckelschen Übersetzung gerade in der Germanistik erhöhte Aufmerksamkeit widmete.⁵⁸ Man hielt sie für Relikte eines aus heidnischer Zeit stammenden mündlich tradierten ‚Volksrechts‘, die sich als germanische Überlieferung neben dem römischen Recht gehalten hätten⁵⁹ und glaubte von ihnen auf hohes Alter, aber auch auf Volkstümlichkeit und Bodenständigkeit der sie bewahrenden Texte schließen zu können.⁶⁰ Insofern passen sie in das Bild der Neckelschen Stilvorstellung, wie es sich in diesem Stadium der Analyse abzeichnet: Sie suggerieren, wie die übrigen Phraseologismen, Volkstümlichkeit und verleihen gleichzeitig durch ihre leicht archaisierende Wirkung juristischen Vorgängen eine gewisse nicht alltägliche Wichtigkeit. Im Kontext des Deutschen, das bis heute eine ganze Anzahl solcher Zwillingsformeln bewahrt hat, wirken auch sie nicht ungewöhnlich. Freilich erscheinen sie in der Vermittlung der Übersetzung als eines der typischen Kennzeichen der altisländischen Saga.

Das gleiche gilt für die in der Neckelschen Übersetzung zu beobachtenden Alliterationen, von denen die meisten im Text Mendelssohns keine Entsprechung haben; z.B.:

[26.15] **Neckel:** Sam führte die Anklage bis zu dem Punkte, wo Hrafinkel aufgefordert wurde, sich zu verteidigen, wenn nicht etwa jemand da wäre, der für ihn die Verteidigung führen wolle *in richtigem Rechtsgange*.

Mendelssohn: Sam verfocht seine Klage, und Hrafinkel wurde aufgefordert, sich zu verteidigen, falls nicht der Mann anwesend wäre, der ihn *gesetzmäßig* verteidigen wollte.

58 Vgl. Klaus Dieter PILZ, *Phraseologie*. Bochum 1977, S. 753.

59 Vgl. Herman BAUSINGER, *Formen der »Volkspoesie«*. Berlin 1980, S. 106; Klaus VON SEE, *Altnordische Rechtswörter*. Tübingen 1964, S. 84.

60 Vgl. Harald EHRHARDT, *Der Stabreim in altnordischen Rechtstexten*. Heidelberg 1977, S. 13f. Ehrhardt weist nach, daß alliterierende Paarformeln in altnordischen Rechts- texten eine verhältnismäßig junge Erscheinung sind, zurückzuführen vor allem auf kirchlich-lateinischen Einfluß. Dies hatte schon 1964 von See, der die Dissertation Ehrhardts angeregt hat, vermutet, als er die Aufmerksamkeit, die dem Stabreim in Rechts- texten gewidmet wird, für übertrieben hielt: »[...] dort, wo er gehäuft auftritt, haben wir meist nicht altes ‚Urgestein‘ vor uns, sondern junges, buchmäßiges, oft kirchlich beeinflusstes ‚Geröll‘« (S. 87).

[36.25] **Neckel:** Hrafinkel saß auf Hrafinkelshausen und häufte seine Habe.
Mendelssohn: Hrafinkel wohnte auf Hrafnkelsstätte und sammelte sich viel Gut.

Im Anschluß an diese Beobachtungen stellt sich die Frage, welcher Stellenwert in Neckels Übersetzung den landeskonventionellen Elementen zukommt, die das Spezifische der ausgangssprachlichen Kultur und Geographie vermitteln. Auf die Bedeutung der drei in der Übersetzung enthaltenen altisländischen Lehnwörter sowie der Eigen- und Ortsnamen wurde bereits hingewiesen (s.o., S. 137). Der Vergleich mit der Mendelssohnschen Übersetzung bestätigt die in diesem Zusammenhang geäußerte Vermutung, daß Neckel offenbar bestrebt ist, möglichst wenige solcher Spezifika in seinem Text einzusetzen. So scheint seine Übersetzung sehr viel weniger landeskonventionelle Elemente zu enthalten als Mendelssohns, da er auch hier zugunsten der besseren Lesbarkeit der Zielsprachlichen Kultur fremde Realia (als die sie bei Mendelssohn zu erkennen sind) mit ganz geläufigen Wörtern bezeichnet, die für den Zielsprachlichen Rezipienten problemlos zu verstehen sind. So korrespondiert beispielsweise dem Neckelschen *Zaun* bei Mendelssohn *Hürdenwall*, Neckels *Hof* übersetzt er mit *umhegte Wiese, unbewohntes Tal* mit *Ödtal, bis gegen Abend* lautet bei Mendelssohn *bis zum Mittabende, Jahr für Jahr entspricht in jedem Halbjahre usw.*⁶¹

Zur leichteren Lesbarkeit des Neckelschen Textes trägt auch sein gleichmäßiger Tempusgebrauch bei, während Mendelssohn im Erzählerbericht häufig zwischen Präteritum und Präsens wechselt; z.B.:

[16.28] **Mendelssohn:** Er hört, daß Sam auf dem Thing ist. Ihm scheint das lächerlich zu sein. Dieses Thing war sehr zahlreich. Die meisten Hauptlinge waren dort, die es auf Island gab.

Aus der Übersetzung selbst ist eine dem Wechsel zugrundeliegende Gesetzmäßigkeit nicht ersichtlich. Der Leser ist hier auf Mendelssohns Nachwort angewiesen. Dort erklärt er sein Verfahren folgendermaßen: »Nur den häufigen Wechsel zwischen Vergangenheit und Gegenwart in der Erzählung konnte ich nicht beibehalten. Ich setzte jede Periode in die Zeitform, die im Original jeweils vorherrschend ist, und ließ einzelne Abweichungen unberücksichtigt.«⁶² Bei Neckel tritt hingegen ein Tempuswechsel vom Präteritum in das Präsens nur an zwei Stellen auf, die

61 Beispiele [10.11], [30.25], [2.14], [8.17], [12.3].

62 MENDELSSOHN 1913 (38), S. 54.

aber für den Fortgang der Handlung wichtige Funktion haben und durch den Tempuswechsel stark hervorgehoben werden. Im ersten Fall betont Neckel so das Einsetzen der Handlung nach der Warnung, die Hallfred im Traum erhält:

[1.20] **Neckel:** Und eines Nachts *träumte* ihm, wie jemand an ihn *herankam* und *sagte*: »Da liegst du, Hallfred, sorglos, wie du bist! Zieh weg, nach Westen über das Seefließ; da findest du dein Glück!« Danach *erwacht* er und *zieht* nun weg über die Rangach nach dem Werder, dahin, wo es seitdem Hallfredhausen heißt, und da *wohnte* er dann bis in sein hohes Alter.

Besonders auffallend aber ist das Präsens im zweiten Fall des Tempuswechsels, mit dem Neckel eben den Abschnitt der Handlung hervorhebt, der die Wendung in Hrafnkels Schicksal herbeiführt, die Erschlagung Eyvinds:

[42.26] Eyvind *antwortete*: »Ich fliehe nicht vor Leuten, denen ich nichts zu leide getan habe.« [Absatz] Sie *reiten* auf den Berggrücken hinauf. Oben *erheben* sich einzelne Anhöhen und vor der einen ein verwehter Strandhaferhügel, der rings steil *abfiel*. Zu diesem Hügel *reitet* Eyvind, *steigt* ab und *wartet*. »Jetzt wird sich gleich zeigen, was sie vorhaben«, *sagt* er. Sie *besteigen* den Hügel und *brechen* oben eine Anzahl Steine los. Inzwischen *biegt* Hrafinkel vom Wege ab und auf den Hügel zu. Ohne ein Wort zu sagen, *beginnt* er sogleich den Angriff. Eyvind *wehrt* sich gut und wacker. [Absatz] Sein Bursche *wußte* sich nicht kräftig genug zum Kämpfen, *nahm* sein Pferd, *ritt* über den Berggrücken nach Adelfarm und *melde*te Sam, was los war.

Auch hier also richtet sich Neckel, anders als Mendelssohn, nach den (literarischen) Konventionen der Zielsprache, in deren Rahmen der Wechsel vom Präteritum in das historische Präsens zur Hervorhebung »bestimmte[r] Geschehnisse in ihrer Ereignishäufigkeit und Spannung«⁶³ durchaus üblich ist. Sie bestimmen darüber hinaus auch die äußere Textgestalt: Das textsortenspezifische Merkmal der Genealogie am Anfang des Textes lässt Neckel im Gegensatz zu Mendelssohn aus ([1.2]); außerdem gliedert er seine *Geschichte* in zehn Kapitel, die jeweils einzelne Überschriften erhalten. Diese erleichtern dem Leser die Orientierung, auch wenn sie eher willkürlich zusammengestellt wirken und den Ablauf der Handlung nur bedingt erkennen lassen. Mendelssohn

63 SOWINSKI 1988 (801), S. 175, weist darauf hin, daß der Gebrauch des präsens historicum im Verlauf des 19. Jahrhunderts zwar zurückgeht, trotzdem aber bis ins 20. Jahrhundert hinein beobachtet werden kann.

dagegen unterteilt seine Übersetzung in zwanzig Abschnitte, welche er mit römischen Ziffern numeriert. Der Text wird dadurch allenfalls optisch aufgelockert, als Verstehenshilfe sind sie nicht gedacht. Eine solche würde auch seinen Übersetzungsprinzipien ganz offensichtlich widersprechen, denn es scheint ihm in vielen Punkten auf die Betonung der kulturellen Alterität seiner Übersetzung anzukommen. Er verzichtet daher auch auf Anmerkungen, ja verwendet sogar die dem deutschen Publikum fremden Lehnwörter *Saga* und *Gode* im Titel seiner Übersetzung und erklärt sie erst im Nachwort.⁶⁴ Neckel hingegen übersetzt im Titel die fraglichen Begriffe (*Geschichte*, *Priester*) und erläutert in der Übersetzung altisländische Lehnwörter durch Fußnoten bzw. zusätzlich im Text selbst:

[3.1] Hrafinkel nahm das ganze Tal in Besitz und schenkte neuen Ansiedlern Ländereien, aber er wollte ihr Häuptling sein und machte sich zu ihrem *Goden*. Daher bekam er einen Beinamen und hieß *Frey=Gode oder Freys=Priester*.

Zum Vergleich die Übersetzung Mendelssohns:

Hrafinkel bebaute das ganze Tal und gab Leuten Land, aber er wollte ihr Vorsteher sein und machte sich zu ihrem Goden. Damit wurde sein Name verlängert und man nannte ihn den Freysoden.

Zur Erläuterung des Wortes *Gode* verweist Neckel in einer Fußnote auf eine weiter oben in seinem Band angeführte Erklärung.⁶⁵ Er erläutert außerdem den Begriff *Thingmannen*, den Namen »Skallagrim von Borg« und das Wort *Waldmann*.⁶⁶

Zweierlei muß in der Zusammenfassung der bisherigen Analyseergebnisse auseinandergehalten werden. Sie zeigen zum einen, welche stilistischen Anstrengungen Neckel unternimmt, um seine Übersetzung als einen mündlich erzählten Text erscheinen zu lassen. Zum anderen bestätigen sie die Vermutung, daß Neckel die kulturelle Alterität seiner Übersetzung möglichst wenig zum Ausdruck kommen lassen will, sich vielmehr mit den charakteristischen Stilelementen des Textes an den

64 Offenbar fürchtete der Insel Verlag, der Mendelssohns Übersetzung herausbrachte, der Titel könnte allzu unverständlich sein. Er versah das Bändchen nämlich mit einer Banderole, die folgende zusätzliche Erklärung trägt: »Eine altisländische Bauerngeschichte, ein interessantes urgermanisches Kulturbild und eine hervorragende Prosanovelle.«

65 NECKEL 1913 (39), S. 3.

66 Ebd., S. 76, 85 und 90. (Mit »Skallagrim von Borg« ist der Vater des Egill Skallagrímssohn gemeint.)

Konventionen der Zielsprache orientiert. Das vielleicht deutlichste Beispiel hierfür sind die zahlreichen Redensarten und die genannten Sprichwörter, die dem Text einen volkstümlichen Charakter geben, der eindeutig einem bestimmten Kulturkreis, nämlich dem der Zielsprache, zugeordnet ist. Die Übersetzung wird so für den Leser leichter ›konsumierbar‹, weil sie auf ihn in dem Maße ›natürlich‹ wirkt, in dem sie Elemente seiner, der zielsprachlichen Kultur integriert. Damit wird die Tatsache überspielt, daß die Mündlichkeit des Erzählstils ›künstlich‹ erzeugt, d.h. stilisiert ist: Er wirkt ›natürlich‹ wie die gesprochene Sprache. Neckels Übersetzung hat folglich die Tendenz, die Distanz zwischen der räumlich und zeitlich entlegenen altisländischen Kultur, welche die Vorlage für die Übersetzung hervorgebracht hat, und der deutschen Kultur, die sie rezipiert, aufzuheben oder jedenfalls stark zu verringern. Denn das, was die Übersetzung dem intendierten Leser, der des Altisländischen unkundig ist,⁶⁷ als charakteristische Stilzüge dieser altisländischen Literaturgattung vermittelt, sind ja gerade die Textmerkmale, die der zielsprachlichen Kultur entstammen und dem Rezipienten den Zugang zu der (nun eigentlich nicht mehr) fremden Kultur erleichtern sollen.

Nun mag man einwenden, daß der ausgangssprachliche Text auf seine Rezipienten ja gerade nicht fremd gewirkt habe und daß die Übersetzung daher, wenn sie so etwas wie Wirkungsäquivalenz erreichen will, eine ihren Lesern vertraute Textgestaltung anstreben müsse. Es sei zunächst dahingestellt, ob das Erzielen von Wirkungsäquivalenz das Neckels Übersetzungsverfahren bestimmende Interesse ist. Klarheit hierüber kann ohnehin erst die kontrastive Analyse verschaffen. Vorher soll aber ein Beispiel demonstrieren, daß bereits in diesem Stadium der Analyse nicht nur die stilistischen Verfahren der Übersetzer transparent werden. Zusätzlich lassen sich daraus auch Aufschlüsse über das Textverständnis der Übersetzer gewinnen, die dann in der kontrastiven Analyse vertieft und überprüft werden können. Darauf deuten beispielsweise die gravierenden Unterschiede hin, welche die Übersetzungen Neckels und Mendelssohns in der Charakterisierung der Figur Hrafnkels aufweisen.

Diese Unterschiede bestehen insbesondere im Zusammenhang mit der Beschreibung der sozialen Stellung Hrafnkels. In beiden Texten hat

67 Daß Neckels Übersetzung einen Leser ohne viel Vorwissen intendiert, lassen die beschriebenen Verständnishilfen, vor allem Fußnoten etc. vermuten.

er als Gode eine herausragende Position inne. Dies wird jedoch von Neckel wesentlich deutlicher herausgearbeitet als von Mendelssohn. So lautet z.B. der folgende Satz bei Neckel »Alle grüßten den Herrn« [10.13], bei Mendelssohn hingegen »Einar und die Frauen begrüßten Hrafnkel«. Einen weniger auffälligen, aber im Vergleich mit dem Mendelssohnschen Text dennoch nicht zu übersehenden Hinweis enthält die Formulierung »Solange das Gehöft im Bau war, legte er [Hrafnkel] selbst mit Hand an« [34.6]. Mendelssohn übersetzt: »Er [Hrafnkel] arbeitete hart, während das Gehöft errichtet wurde«. Auch in den Äußerungen Hrafnkels lässt Neckel dessen überlegene Position nachdrücklicher zum Ausdruck kommen als Mendelssohn. Mit ihnen unterstreicht er als einen der wichtigsten Charakterzüge Hrafnkels seinen Zynismus. So lässt er Hrafnkel den Totschlag an Einar gegenüber dessen Vater Thorbjörn mit folgenden Bemerkungen kommentieren:

[11.21] »Und doch ist mir so, als hätte ich schon *an bessere Stellen getroffen als diesmal*. [...] Kurz, ich will sehen lassen, daß ich mit dieser meiner Tat *weniger zufrieden bin* als mit andern der Art: [...]«

Mendelssohn hingegen formuliert

»Aber doch *mißfällt mir diese meine Tat mehr, als irgendeiner der Totschläge, die ich sonst begangen habe*. [...] Ich werde jetzt beweisen, daß diese Tat mir schlimmer zu sein scheint, als jene, die ich sonst verübt habe.«

Der Eindruck des Zynismus entsteht, indem Neckel in der Rede Hrafnkels das eigentliche Thema, den Totschlag Einars, mit keinem Wort erwähnt, sondern es im Gegenteil sogar mit positiven Wendungen (*an bessere Stellen treffen, mit einer Tat zufrieden sein*) euphemistisch umschreibt. Hrafnkel kann es sich zudem, jedenfalls in Neckels Übersetzung, leisten, seine Reue *sehen zu lassen*, und zwar, indem er sich, wie Neckel ihn sein Vergleichsangebot an Thorbjörn abschließend formulieren lässt, »den Einar etwas kosten« lässt. Mit *etwas sehen lassen* und *sich eine Sache etwas kosten lassen* verwendet Neckel zwei Wendungen, die eine gewisse soziale Position, d.h. in diesem Fall: Überlegenheit und Reichtum, konnotieren. Auch bei Mendelssohn wirkt der entsprechende Satz Hrafnkels (»Ich erwarte, daß die meisten Leute sagen werden, dieser Mann sei recht teuer gewesen«) anmaßend, hebt aber nicht die gesellschaftliche Stellung Hrafnkels hervor.

Diese ist eine Machtstellung, wie Neckel in zahlreichen über die ganze Übersetzung verteilten (und oft impliziten) Hinweisen zu ver-

stehen gibt. So erscheint es Hrafnkel in Neckels Redaktion »lächerlich, daß *ein Mann wie Sam* sich auf einen Prozeß einließ gegen *einen Mann wie er*« [15.16], während er es bei Mendelssohn »lächerlich« findet, »daß *Sam* eine Klage gegen *ihn* übernommen habe«.

Die Konfrontation der Übersetzung mit den Sprachkonventionen ihrer Entstehungszeit und mit der Übersetzung Erich von Mendelssohns lässt Textmerkmale hervortreten, die als erste Hinweise auf die Stilvorstellungen und das Textverständnis des Übersetzers gedeutet werden können. Sie sind Ergebnisse eines Auswahlprozesses aus den Ausdrucksmöglichkeiten dieser sprachhistorischen Epoche und dienen – um es in den Worten Riffaterres zu formulieren – dazu, »dem Entschlüsseler die Denkweise des Verschlüsselers aufzudrängen«, d.h. dem Leser das Textverständnis des Übersetzers nahezubringen. Dieses nun ist geprägt durch das Zusammenwirken der stilistischen Signale des ausgangssprachlichen Textes mit den Stilvorstellungen des Übersetzers, der Sinnangebote der Vorlage mit seinen gesellschaftlichen und ideologischen Dispositionen. Beides muß die Übersetzungsanalyse berücksichtigen. Im Theoriekapitel dieser Arbeit ist das ausführlich begründet. Den nächsten Untersuchungsschritt stellt infolgedessen die kontrastive Analyse der Neckelschen Übersetzung und ihrer Vorlage dar. Dabei sollen die beobachteten Übersetzerentscheidungen, die sich bisher als ›Stilmittel‹ manifestierten, nun als ›Übersetzungslösungen‹ ihren ausgangssprachlichen Entsprechungen (›Übersetzungsproblemen‹) gegenübergestellt und interpretiert werden.

2.1.2 Kontrastive Analyse der Übersetzung und ihrer Vorlage

Erste Hinweise auf das Verhältnis zwischen Vorlage und Übersetzung können den beiden Rezensionen der Neckelschen Übertragung¹ entnommen werden. Sie beanstanden nämlich, daß sich die Übersetzung nicht eng genug an die Vorlage halte. So kritisiert Hans Naumann (1913) »N.s Übersetzung« als »unwörtlich« und fährt fort:

Wir haben auch nicht das Recht, die Übersetzung eleganter und knapper zu gestalten, als das Original ist, wie es N. öfters tut. – Einen im Nordischen ebenso schönen wie für den Schluß längerer Reden charakteristi-

¹ Vgl. o., S. 125, Anm. 1.

schen Nachsatz mit Inversion wie ›Und sind das nun die Bußen, die du von mir empfangen sollst‹ gibt N. wieder durch das nüchterne und charakterlose ›Das magst du als deine Entschädigung betrachten. Ich stoße mich auch an die [sic] burschikose oder rohere Nüance, die von manchen seiner Wendungen zu Unrecht hereingebracht wird [...]²

Seine Kritik bezieht Naumann auf alle Übersetzungen des zwölften *Thule*-Bandes. Schneider (1913), der dem Projekt *Thule* insgesamt sehr kritisch gegenübersteht, führt zwei Textbeispiele aus der Übersetzung der Hrafnkels saga zur Illustration seiner Einwände an:

Die übertragung der prosa [der rezensierten Thule-Bände] gibt in keinem fall zu so unbedingter anerkennung anlass. von den bis jetzt vorliegenden übersetzungen scheinen mir diejenigen Neckels am gelungensten, sie stellen fast durchaus eine glückliche nachbildung des gedrungenen berichts und des geschliffenen dialogs dar. und doch ist auch hier nach seite der logischen schärfe wie nach der absoluten treue in der wiedergabe [sic] noch mancher wunsch unerfüllt geblieben. so etwa im ersten kapitel der Hrafnkellssaga, wo von Hallfreds warnendem traum die rede ist [...] s. 77 heißt es in der Übertragung: ›Hrafnkell hatte unter seinem viel ein kostbares tier, das war ihm mehr wert als andere wertstücke. = *Atti hann grip i eigu sinni, er honum pótti betri en annar.* hier ist doch ohne not sehr frei übertragen; es ist ja gerade charakteristisch, dass die Isländer kostbare pferde auch unter den begriff des *grip*, des kleinods fassen.³

Auf die kritisierte Stelle wird im einzelnen noch einzugehen sein. Die Konfrontation der Übersetzung mit ihrer Vorlage zeigt allerdings, daß diese Urteile zu differenzieren sind. Es finden sich nämlich neben zahlreichen sehr ›freien‹ Übersetzerentscheidungen auch viele in enger Anlehnung an die Vorlage wiedergegebene Sätze. Diese beiden Fälle überschneiden sich aber insofern, als die Nähe zum ausgangssprachlichen Text auf der Ebene der Syntax stärker gewahrt wird, während Neckel im Bereich der Semantik oft sehr viel ›freier‹ verfährt. So kann gelegentlich in einem Satz seiner Übersetzung beides beobachtet werden: syntaktische Anlehnung an die Vorlage und semantische ›Verfremdung‹. Das folgende Beispiel kann dies illustrieren:

[33.23] Man redete viel davon, wie sein Übermut so plötzlich ein Ende genommen hatte, und manchem fiel das Sprichwort ein, daß Hochmut vor dem Fall kommt.

2 NAUMANN 1913 (352), Sp. 3113.

3 SCHNEIDER 1913 (359), S. 218–219. Unterstreichungen von mir (J.Z.), alle anderen Hervorhebungen vom Rezensenten.

Á þetta lögðu menn mikla umræðu, hversu hans ofsi hafði niðr fallit,
ok minniz nú margr á fornan örðskvið, at »skomm er óhófs æfi«.⁴

Die syntaktische Konstruktion des Satzes ahmt Neckel genau nach, verbindet die beiden Hauptsätze (*man redete viel davon; manchem fiel das Sprichwort ein*) mit *und* und läßt ihnen jeweils einen Nebensatz folgen. Auch das Funktionsverbgefüge im ersten Nebensatz (*ein Ende nehmen*), das an dieser Stelle in *falla niðr* keine unmittelbare Entsprechung hat, läßt sich als Versuch verstehen, syntaktisch möglichst nah an der Vorlage zu bleiben: Es kompensiert das altisländische Funktionsverbgefüge *leggja umræðu á e-t* des ersten Hauptsatzes, das sich im Deutschen schlecht durch eine ähnliche Konstruktion wiedergeben läßt. Daß Neckel sich auch hier des Übersetzungsverfahrens der Compensation bedient, machen die zahlreichen anderen Fälle wahrscheinlich, in denen er ebenso verfährt. Seine Übersetzung enthält zahlreiche Funktionsverbgefüge wie *ein Angebot machen* (für *anbieten*), *Antwort haben* (für *antworten*), *Folge geben* (für *reagieren*), *Fortgang nehmen* (für *vorankommen*), *Jagd machen* (für *jagen*), *im Schlaf liegen* (für *schlafen*), *den Todesstreich versetzen* (für *erschlagen*), *im Werke sein* (für *vor sich gehen*), *Zuzug leisten* (für *folgen*) u.v.a.m. Auch der altisländische Text weist solche Konstruktionen auf, vor allem in Verbindung mit *veita (gewähren)*: *veita umsjá (sich um etwas kümmern)*, *veita liðveizlu (jemandem beistehen)*, *veita liðsinni (jemanden unterstützen)*, *veita lið (folgen)*, aber auch z.B. *vera í svefn (schlafen)* u.a. Neckel ist bemüht, sie genau wiederzugeben, wenn das Deutsche es zuläßt, oder er kompensiert sie – wie gezeigt – an geeigneter Stelle. Insgesamt läßt sich in seiner Übersetzung eine leichte Verstärkung dieser Tendenz des altisländischen Textes zu nominalen Stilformen beobachten. Dies ist an anderer Stelle zu erörtern (s.u., S. 178). Die Wendung *ein Ende nehmen* weicht daher zwar semantisch von der Vorlage ab, dient aber gleichzeitig dazu, ihre syntaktische Konstruktion möglichst zu bewahren. Sie ist insofern als eine obligatorische Verschiebung gegenüber der Vorlage zu betrachten. Das Beispiel ist geeignet, die methodische Unschärfe solcher Beurteilungskategorien wie

⁴ In allen folgenden Übersetzungsanalysen werden stets die Textausgaben zitiert, die den Übersetzern als Vorlage gedient haben. Sie werden mit den Namen ihrer Herausgeber angeführt, um zu dokumentieren, daß es sich bei ihnen ebenso um individuelle Rezeptionszeugnisse handelt wie bei den Übersetzungen. Die Vorlage für Neckels Übersetzung (JAKOBSEN 1902–03 (324)) ist in dem beiliegenden Textheft wiedergegeben.

›wörtlich‹, ›treu‹ etc. versus ›unwörtlich‹, ›frei‹ usw. einmal mehr deutlich zu machen.⁵

Damit ist die Textstelle aber noch nicht erschöpfend interpretiert. Denn die andere deutliche semantische Veränderung, nämlich die Wiedergabe des altländischen Sprichworts *skømm er óhófs æfi* durch das deutsche *Hochmut kommt vor dem Fall*, ist mit einem Hinweis auf die Syntax nicht vollständig zu erklären. Freilich beachtet Neckel auch hier die Syntax der Vorlage genau, wenn er das Sprichwort, das im Deutschen in der erstarrten Form eines vollständigen Hauptsatzes üblich ist, in den Nebensatz einfügt: [...] , daß *Hochmut vor dem Fall kommt*. Die wörtliche Übersetzung des Sprichworts lautet *Kurz ist die Lebenszeit des Übermuts*. Die inhaltliche Verschiebung ist nicht obligatorisch. Damit ist sie als Hinweis auf die implizite Übersetzungsnorm zu werten. Diese besteht bei Neckel in der unbedingten Wahrung der zielsprachlichen Konventionen und äußert sich hier in der Privilegierung einer geläufigen deutschen Wendung vor der inhaltlichen Adaption. Damit verfolgt er ein Ziel, auf das seines Erachtens »jeder sagaübersetzer [...] ausgehn« sollte, nämlich »in dem leser die illusion zu nähren, dass er selbst einer von den bauern sei, unter deren vorfahren die geschichte spielt.«⁶

Zwei Prinzipien also bestimmen die Übersetzung dieser Textstelle: möglichst enge Anlehnung an die syntaktische Struktur des ausgangssprachlichen Textes (die u.a. durch die übersetzerische Methode der Kompensation erreicht wird) und Unterordnung unter die zielsprachlichen Lesegewohnheiten in semantischer Hinsicht. Die kontrastive Analyse wird sich im folgenden zunächst vor allem diesen beiden Textebenen widmen, zumal ja schon der Versuch, die sprachliche Gestalt der Neckelschen Übersetzung vor dem Hintergrund der Zielsprache zu beschreiben, charakteristische Stilmittel gerade auf diesen beiden Gebieten erkennen ließ.

2.1.2.1 Syntax

Dabei war die Syntax gekennzeichnet durch stilistische Eigenheiten der gesprochenen Sprache, und es wurden erste Überlegungen darüber

5 Vgl. Punkt II.1. der vorliegenden Arbeit.

6 NECKEL 1908 (355), S. 99.

angestellt, welche Funktion ihnen im Kontext der Übersetzung zukommen mag. Nun gilt aber die vielzitierte Mündlichkeit des Sagastils als sein typisches Merkmal, und der Einwand liegt nahe, daß das, was in der Analyse bisher als ‚Stilisierung einer mündlichen Erzählweise‘ beschrieben wurde, nichts weiter sei als ein Reflex der typischen Stilzüge des altisländischen Textes und also vom Übersetzer eben nicht so bewußt wie bisher behauptet um der stilistischen Wirkung willen eingesetzt wurde. Die gewählte Methode soll aber gerade vermeiden helfen, solcherart vorgefaßte Meinungen zum Maßstab der Analyse zu erklären. Das bedeutet, daß die spezifische stilistische Wirkung der Übersetzung als Ausdruck des Textverständnisses des Übersetzers gelesen und analysiert wird, was zur Folge hat, daß die ausgangssprachliche Vorlage aus der Perspektive der Übersetzung in den Blick gerät. Daher ist nun zu fragen, wie die ‚Stilisierung einer mündlichen Erzählweise‘ zwischen den übersetzungstheoretischen Antipoden der Aneignung bzw. Zurückweisung spezifischer stilistischer Signale des Ausgangstextes zu plazieren wäre. Nur so kann sich die Analyse der Frage nach der spezifischen Alterität der Übersetzung in ihrem Verhältnis zum ausgangssprachlichen Text nähern.

Formen der Satzunterbrechung

Wie verhält sich nun die ‚Mündlichkeit‘ der Neckelschen Übersetzung zu ihrer Vorlage? Festzuhalten ist zunächst, daß sich im altisländischen Text ähnliche Merkmale der gesprochenen Sprache beobachten lassen. Dies gilt vor allem für Formen der Satzunterbrechung, wie z.B. den Nachtrag. Sein Auftreten im folgenden Beispiel ist direkt auf das Vorbild des altisländischen Textes zurückzuführen:

[5.7] Ein Sohn von ihm hieß Einar – *der älteste*; der war groß und kräftig.
Sonr hans hét Einarr, hinn elzti; hann var mikill ok vel mannaðr.

Das gleiche gilt für die Nachträge der beiden folgenden Beispiele:

[4.3] Er war verheiratet und hatte mit seiner Frau zwei Söhne; der eine hieß Sam, der andere Eyvind, *beides wackere, tüchtige Männer.*
Hann var kvángaðr ok átti tvá sonu við konu sinni, ok hét annarr Sámr, en annarr Eyvindr, vænir menn ok efniligir.

[41.10] Westlich folgt eine nackte Felsplatte. Als sie diese erreichten, sah

der Bursche sich um und sagte zu Eyvind: »Es reiten Leute hinter uns her, nicht weniger als achtzehn.«

Pá er hraun stórt fyrir vestan, ok er þeir koma á hraunit, þá lítr sveinninn aprír ok mælti til Eyvindar: »Menn ríða þar eptir oss,« segir hann, « *eigi færí en átján; [...]»*

Auch die Prolepsis im folgenden Beispiel ist die direkte Entsprechung der Vorlage:

[9.1] Der Hengst *war* ganz naß von Schweiß, so daß jedes Haar ihm triefte, *war* stark mit Lehm bespritzt und todmüde.

Hestrinn *var* vátr allr af sveita, svá at draup ór hverju hári hans, *var* mjók leirstokkinn ok móðr mjók ákafliga.

Das gleiche gilt für die Anakolithe der beiden folgenden Textstellen:

[32.9] Sam gab da Bescheid: »Ich lasse dir die Wahl, Hrafinkel: *entweder* führen wir dich hinaus und mit dir die von deinen Leuten, die du willst, und schlagen dich tot. *Weil du aber* für viel hilfloses Pack zu sorgen hast, so will ich dir vergönnen, diese Fürsorge auszuüben.«

Sámr svarar þá: »Tvá kosti geri ek þér, Hrafnkell; *sá annarr*, at þik skal leiða ór garði brott ok þá menn, sem mér⁷ líkar, ok vera dreppinn; *en með því* at þú átt ómegð mikla fyrir at sjá, þá vil ek þess unna þér, at þú sjáir þar fyrir; [...]«

[45.14] »Ich lasse dir die Wahl: *entweder* du wirst totgeschlagen – *das andere ist*, daß ich allein zwischen uns das Urteil finde.«

»mun ek bjóða þér tvá kosti: at vera dreppinn – *hinn er annarr*, at ek skal einn skera ok skapa okkar í milli.«

Im altsländischen Text hat die syntaktische (und semantische) Parallelität der beiden Textstellen strukturelle Funktion, indem sie die beiden den Fortgang der Handlung entscheidend bestimmenden, parallel konstruierten Sequenzen – die Demütigung und Vertreibung Hrafinkels durch Sámr und die Wiederherstellung der Macht Hrafinkels durch das Verjagen Sáms aus Aðalból – auch sprachlich aufeinander bezieht. Diese Parallelität wird in der Übersetzung zwar aufrechterhalten, doch kann sie eine strukturelle Funktion hier nicht im gleichen Maße wie in der Vorlage erfüllen: Bereits die Untersuchung der Übersetzung im Kontext der Zielsprachlichen Konventionen konnte ja zeigen, daß Formen der

⁷ Zu der Wiedergabe von *mér* durch *du* vgl. u., S. 199, Anm. 2.

Satzunterbrechung, zu denen auch die hier vorliegenden Anakoluthe zählen, in der Übersetzung so häufig auftreten, daß sie ihr linguistisches *pattern* bestimmen. Die beiden parallelen Anakoluthe fügen sich ihm ein und durchbrechen es nicht, wirken mit anderen Worten nicht als kontextuelle Kontraste und heben die beiden Handlungsabschnitte stilistisch nicht eigens hervor. Dies ist im ausgangssprachlichen Text eher gegeben, da die typischen Formen der Satzunterbrechung hier – wie im Verlauf der kontrastiven Analyse zu zeigen sein wird – seltener eingesetzt werden⁸ und folglich als Stilmittel stärker in Erscheinung treten.

Syntaktische Interferenzen

So ist eine ganze Reihe von Satzunterbrechungen und damit verwandten Stilmitteln der Übersetzung häufiger als auf direkte syntaktische Vorbilder im ausgangssprachlichen Text darauf zurückzuführen, daß Neckel die Wortfolge der Vorlage so genau wie möglich einhält, wodurch Übersetzungslösungen zustandekommen, die im Deutschen eine stilistische Markierung tragen, nicht aber in der Vorlage. Dies gilt insbesondere für Zeitangaben, die die stilistische Wirkung von Ausklammerungen haben, tatsächlich aber Interferenzerscheinungen, d.h. Überlagerungen der altländischen und der deutschen Syntax sind; z.B.:

[8.16] Einar hatte den Freyfaxi geritten *vom ersten Tageslicht bis gegen Abend*.

Einarr reið Freyfaxa alt *frá eldingu ok til miðs aptans*.

Da Neckel den Satz im Plusquamperfekt wiedergibt, ist ihm die Beibehaltung der Satzstellung nur möglich, indem er die Zeitangabe aus der Verbklammer herausnimmt und an das Satzende stellt (statt: *Einar hatte den Freyfaxi vom ersten Tageslicht bis gegen Abend geritten*). Die Übersetzung erhält also in diesem Fall mit der Ausklammerung ein stilistisches Signal, das auf mündlichen Sprachgebrauch weist und in der Vorlage keine direkte Entsprechung hat. Dieser Fall ist in der gesamten Übertragung häufig zu beobachten, wie auch in folgenden Beispielen:

[6.18] »Auf ihn mußt du ein Auge haben *Sommer und Winter*.«

»Honum skaltu umsjá veita *vetr ok sumar*.«

8 Bzw. an ganz bestimmte Phänomene, wie z.B. die sogenannten Halbrepliken gebunden sind (s.u., S. 163).

[7.23] Bald sah er vor sich am Ufer die Pferde weiden und wollte sich eine Stute greifen *zum Reiten*, meinte, ein Reiter käme schneller vorwärts als ein Wanderer.

Hann sér nú stóðhrossin fram á eyrunum ok hugsar at hondla sér hross nökkut *til reiðar* ok þóttiz vita, at hann myndi fljótara yfir bera, ef hann riði heldr en gengi.

Ein paralleles Phänomen ist der Nachtrag des folgenden Satzes:

[18.25] Sam sagte: »Laß uns aufstehn und hinübergehn, *jenen Leuten entgegen*.«

Sámr mælti: »Stóndum upp ok gongum vestr yfir ána *til móts við pessa menn*.«

Der Nachtrag entsteht nicht nur durch die Beibehaltung der Wort- bzw. Satzteilfolge, sondern auch aus dem Bemühen, das Vorbild vor allem im Formalen zu erhalten, d.h. den Reim *stóndum ok gongum* in *aufstehn und hinübergehn* zu imitieren.

Das häufige Auftreten solcher Fälle könnte vermuten lassen, daß diejenigen Textmerkmale, die bislang als Charakteristika der gesprochenen Sprache interpretiert wurden, alles andere als bewußte Stilmittel, nämlich viel eher ›Nebenprodukte‹ anderer Übersetzungsprinzipien oder gar Interferenzen seien, die auf fehlende zielsprachliche Kompetenz des Übersetzers schließen ließen. Diese Annahme wird jedoch durch zwei Beobachtungen widerlegt:

Erstens ist die weitaus größere Anzahl der umgangssprachlichen Stilmittel der Übersetzung weder als Interferenzerscheinung zu erklären, noch auf eine direkte Entsprechung in der Vorlage zurückzuführen, sondern vielmehr als fakultative Verschiebung zu verstehen. Dies ist beispielsweise bei zahlreichen Ellipsen in der Figurenrede der Fall:

[13.23] »Nichts Ungewöhnliches«, sagte Sam, »ein Totschlag von Hrafinkel.«

»Þat eru eigi mikil tíðendi«, segir Sámr, »þótt Hrafnkell drepi menn.«

[36.21] Da sagte er: »Dummes Zeug der Glaube an die Götter!« und erklärte, von jetzt an nicht mehr auf Götter zu vertrauen.

Pá svárar Hrafnkell: »Ek hygg þat héggóma at trúá á goð,« ok sagðiz hann þaðan af aldri skyldu á goð trúá; [. . .]

[29.6] »Wohlan, wir wollen dir helfen, *dich auf eine Zeitlang in die Ostfjorde begleiten*.«

»[. . .] skulum vit nú fylgja þér um sinnsakir í Austfjörðu; [. . .]«

[19.30] »Hilfsmannschaft und Häuptlingsstärke«, war die Antwort, »denn wir haben zu tun mit dem Freyspriester Hrafnkel wegen des erschlagenen Einar, Thorbjörns Sohn, eine Sache, die wir wohl zu Ende bringen können mit deiner Hilfe.«

»Liðsinnis ok afla hófðingja«, segir Sámr, »því at vit eigum málum at skipta við Hrafnkel goða um vig Einars Þorbjarnarsonar, er vit meggum vel hlíta okkruum flutningi með þínu fulltingi.«

Aber auch in der Erzählerrede finden sich solche Signale für mündlichen Sprachgebrauch, die in der Vorlage keine Entsprechung haben. Die folgenden Beispiele weisen Parenthese, Ellipse und Nachtrag auf:

[1.1] Es war in den Tagen des Königs Harald Schönhaar, daß ein Mann mit seinem Schiffe nach Island kam – Halfred hieß er –, ins Breite Tal, das ist unterhalb vom Fließtalbezirk.

Þat var á ðögum Haralds konungs hins hárfagra, Hálfdanarsonar hins svarta, Guðrøðarsonar veiðikonungs, Hálfdanarsonar hins milda ok hins matarilla, Eysteinssonar frets, Óláfssonar trételgiu Svía konungs, at sá maðr kom skipi sínu til Íslands í Breiðdal, er Halfreðr hét. Þat er fyrir neðan Fljótsdalsherað.

[39.3] Es waren zwei Knechte Sams und drei Schiffssleute, alle in bunten Kleidern und mit blanken Schilden.

Váru þar húskarlar Sáms tveir, en þrír farmenn; váru þeir ok allir í litklæðum ok riðu við fagra skjoldu.

[40.26] Sie wurden ihrer achtzehn, waffneten sich in Eile und ritten über den Fluß, jenen nach.

Þeir urðu alls átján saman. Þeir vápnuðuz harðfengiliga; ríða þar yfir á, sem hinir fyrri.

Das gleiche gilt für die in der Übersetzung gelegentlich zu beobachtende redundante Verwendung von Pronomina, Demonstrativa (bzw. des bestimmten Artikels in deiktischer Funktion) und verweisender Adverbien, die in der gesprochenen Sprache weit verbreitet ist:

[6.22] »Denn das habe ich hoch und teuer geschworen, daß ich jeden totschlage, der auf ihm reitet.«

»því at ek hefi hér allmikit um mælt, at þeim manni skylda ek at bana verða, sem honum riði.«

[37.11] Mit seiner Sinnesart⁹ war eine Veränderung vorgegangen. Er war viel beliebter als früher. Was wirtschaftliches Streben und Gastfreiheit anging, so blieb er derselbe. Aber der Mann war in allen Stücken ruhiger, leutseliger und umgänglicher als zuvor.

Var nú skipan á komin á land hans. Maðrinn var miklu vinsælli en áðr; hafði hann hina sǫmu skapsmuni um gagnsemð ok risnu; en miklu var maðrinn nú vinsælli ok gæfari ok hægri en fyrr at qllu.

[6.29] Einar sagte, so etwas werde ihm nicht passieren, daß er ein Pferd ritte, das ihm verboten sei, wenn doch noch viele andere da wären.

Einarr kvað sér eigi mundu svá meingefit at ríða þeim hesti, er honum var bannat, ef þó væri morg qnnur til.

Weitere Stilmittel wie die deiktische Artikelsetzung vor Eigennamen, die verkürzten Wortformen oder die analytischen Bildungen mit *von* etc. erweisen sich, wenn sie als Übersetzungslösungen betrachtet werden, als fakultative Verschiebungen ohne direkte Entsprechung im Original. Auch die umgangssprachlichen Floskeln und Einschübe (*kurz*, *wohl* etc.) und viele der Modalpartikeln in der Figurenrede wären in diesem Zusammenhang als *optional shifts* zu erwähnen.

Zweitens fügen sich die Interferenzerscheinungen der Übersetzung dem vorherrschenden linguistischen *pattern* der Umgangssprachlichkeit und Mündlichkeit gut ein. Es ist also anzunehmen, daß der Übersetzer sie bewußt erhalten hat, da sie die intendierte Stilwirkung unterstützen:

[1.14] Hallfred baute sich an. Im ersten Winter starb eine ausländische Magd, die Arnthrud hieß, und darum heißt es dort seitdem Arnthrudhausen. Aber im Frühjahr zog Hallfred nach Norden über die Bergheide und baute sich neu an, da, wo es im Geißtal heißt.

Hallfreðr setti bú saman. Um vetrinn andaðiz útlend ambátt, er Arnþrúðr hét, ok því heitir þat síðan á Arnþrúðarstöðum. En um várit færði Hallfreðr bú sitt norðr yfir heiði ok gerði bú þar, sem heitir í Geitdal.

(Das Altländische kann mit dem Verb *heita* unpersönliche Konstruktionen nach dem Muster *þar heitir síðan* bilden¹⁰. Im Deutschen nimmt

⁹ Wie alle Übersetzer konjiziert Neckel hier stillschweigend á lund, wo die Handschriften (und die Edition von Jakobsen) á land geben. Die Deutung dieser Lesart, die Pierre HALLEUX, *Hrafnkels Character Reinterpreted*. In: SS 38, 1966, S. 42–43, befürwortet, ist aber schwierig. Daher liegt die Konjektur nahe.

¹⁰ Vgl. Walter BAETKE, *Wörterbuch zur altländischen Prosaliteratur*. Berlin ³1983, S. 245, und R. CLEASBY, G. VIGFUSSON, *An Icelandic-English Dictionary*. Oxford ²1962, S. 253.

heißen in Verbindung mit unpersönlichem *es* eine veränderte Bedeutung im Sinne von *man sagt* an. Zur Benennung von Orten ist eine unpersönliche Konstruktion wie im vorliegenden Fall nicht üblich. Alle übrigen Übersetzer (mit Ausnahme von Weber, der die Stelle auslässt) fügen darum im Deutschen *der Ort, die Stelle* etc. als Subjekt ein.¹¹ Neckel wahrt hingegen die altisländische Konstruktion¹², denn die entstehende Interferenz beeinträchtigt die beabsichtigte Stilwirkung nicht.)

Auch diejenigen Prolepsen, die im Zusammenhang der Nebensätze, insbesondere der Temporalsätze, auftreten, sind zu einem Teil Interferenzerscheinungen:

[2.25] *Sobald* aber Hrafnkel in Adelfarm sich festgesetzt hatte, *da* fing er mächtig an zu opfern. Er ließ einen großen Tempel bauen.

En þá er Hrafnkell hafði land numit á Aðalbóli, þá efldi hann blót mikil.

[12.7] »Und alles, was du in meinem Haushalt vorhanden weißt und selber brauchst fortan, *das* sollst du mir nennen, sollst fortan nichts mehr entbehren, was du nötig hast.«

»ok alt, er þú veizt í mínum hirzlum vera ok þú þarf at hafa heðan af, þá skaltu mér til segja ok eigi fyrir skart sitja heðan af um þá hluti, sem þú þarf at hafa; [...]«

[21.29] Der alte Thorbjörn ging voran und stolperte sehr, und *als* er an den Schlafsack kam, *da* fiel er auf das Fußbrett, ergriff die kranke Zehe und zog sie an sich.

Porb(ið)rn karl geck firi ok for mjog Rasandi en *er* hann kom at hufatinnu þa fell hann æ fo[ta] | fiolina ok þrifr j tana þa er uanmatta var ok hnyckir at ser.

Sie entstehen durch die Nachahmung der im Altisländischen sehr verbreiteten Form des Nachsatzes, dessen Verb durch das Adverb *þá* eingeleitet wird.¹³ Die Frage, ob der zeitgenössische Rezipient des ausgangssprachlichen Textes dies als Prolepse, als Wiederaufnahme der

11 Z.B. BAETKE 1938 (50), S. 15: »Hallfred ließ sich in Arnthrudstadir nieder; so heißt *der Ort* nach einer ausländischen Magd Arnthrud, die ihm im ersten Winter starb. Aber schon im Frühjahr zog er nach Norden über die Bergheide und baute sich in Geitdal an.« WITTKOWSKI 1982 (56), S. 103: »Im ersten Winter starb eine ausländische Magd, die Arnthrud hieß, und deshalb erhielt *das Gehöft* den Namen Arnthrudarstadir. Im Frühjahr jedoch zog Hallfred über das Hochland nach Norden und ließ sich in Geitdal nieder.«

12 Er ist dabei allerdings nicht ganz konsequent. So zeigt das Beispiel [2.2] die Einführung des Subjekts *der Ort*.

13 Vgl. Andreas HEUSLER, *Altisländisches Elementarbuch*. Heidelberg 1950, S. 170.

Satzkonstruktion, empfand, braucht hier nicht entschieden zu werden.¹⁴ Interessant ist vielmehr die Beobachtung, daß Neckel die altisländische Konstruktion als Prolepse und damit als Erscheinungsform der gesprochenen Sprache interpretiert. Die Regelmäßigkeit, mit der er sie einsetzt, läßt zudem vermuten, daß er sie als typisch für den Stil des ausgangssprachlichen Textes ansieht. So ist es nur konsequent, wenn er diese Form der Prolepse auch dann verwendet, wenn sie in der Vorlage keine unmittelbare Entsprechung hat:

[8.23] Und er ritt nach Osten über die Bergrücken. Als er aber zum Steinfeld hinab kam, da hörte er Schafe blöken, weiter vorne in der Kluft, da, wo er am Morgen entlang geritten war.

Reið hann þá austr yfir hálsa í Hrafnkelsdal, en er hann kemr ofan at Grjótteigi, heyrir hann sauðajarm fram með gilinu, þangat sem hann hafti fram riðit áðr.

Neben der stilistischen Funktion, die die Prolepsen zur Charakterisierung der mündlichen Erzählweise übernehmen, ist in einem Fall auch eine deutliche und – wie an anderer Stelle auszuführen sein wird – für Neckels Textverständnis sehr aufschlußreiche inhaltliche Verschiebung durch die Einführung dieser Form der Satzunterbrechung festzustellen, die als Interferenzerscheinung nicht befriedigend erklärt wäre:

[10.28] Und jener Aberglaube, daß dem nie etwas Gutes blühe, der ein Gelübde bricht, der macht, daß er vom Pferd sprang, auf ihn zu, und ihm den Todestreich versetzte.

En við þann átrúnað, at ekki verði at þeim mónum, er heitstrengingar fella á sik, þá hljóp hann af baki til hans ok hjó hann bana-hogg.

Die hier vorliegende Prolepse ist für Neckels Übersetzungsverfahren schon darum verhältnismäßig ungewöhnlich, weil sie ihn veranlaßt, einen Nebensatz einzuführen, wo das Original keinen aufweist (vgl. u., S. 164ff). Dieser wird nötig, weil Neckel das Subjekt des Hauptsatzes

14 M.E. handelt es sich hierbei um einen der von Springer (o., S. 119) genannten Fälle, in denen nicht mehr entschieden werden kann, inwieweit ein syntaktisches Phänomen überhaupt stilistisch markiert war. Solche Erscheinungen lassen dem Übersetzen naturgemäß großen Entscheidungsspielraum bei der stilistischen Ausgestaltung der Übertragung und sind daher von besonderem Interesse für die Übersetzungsanalyse. Möglicherweise könnten in diesem Fall das Neuisländische einen Anhaltspunkt für das Verständnis der altisländischen Konstruktion bieten; hier tragen ähnlich gebaute Sätze keine stilistische Markierung.

gegenüber der Vorlage verändert: Nicht mehr *hann* (Hrafnkell) ist das agierende Subjekt, sondern *jener Aberglaube*, wiederaufgenommen und dadurch hervorgehoben im deiktischen *der*. In der Übersetzung handelt Hrafnkel also nicht mehr aus freier Entscheidung, wenn auch in einem (möglicherweise falschen) Glauben (*við þann átrúnað*), sondern er wird in seiner Handlungsweise von einer quasi übernatürlichen Macht gelenkt. Es wird zu erörtern sein, in welchem Zusammenhang dies mit der in der Übersetzung so deutlich herausgearbeiteten sozialen Position Hrafnkels steht.

Indirekte und direkte Rede

Es ist indes bezeichnend für Neckels Übersetzungsverfahren, daß er eine für die altisländische Prosa typische Form der Satzunterbrechung, den anakoluthischen Übergang von der indirekten in die direkte Rede, die von Halvard Lie so genannte »halv-replikk«¹⁵, in der Übersetzung nicht wiedergibt. Er vermeidet den Anakoluth in diesen Fällen, indem er entweder die ganze Rede als indirekte übersetzt, den Übergang von der indirekten zur direkten Rede an eine andere Stelle verlegt oder kurz nach dem Einsetzen der direkten Rede die *inquit*-Formel einfügt:

[21.20] Thorkel erklärte, er werde nachkommen; *er warte auf seine Leute.*

Porkell kvazt mundu ganga sidar *því at ek bid manna minna* [. . .]

[9.14] Hrafnkel sagte zu einer Frau, die bei Tisch bediente, sie solle zur Tür gehn, denn ein Roß wiehere, *und es sei ihm so vorgekommen, als wäre es Freyfaxis Stimme.*

Hrafnkell mælti við eina konu, þá sem bjónaði fyrir borðinu, at hon skyldi fara til dyranna, því at hross hjneggjaði, »ok þótti mér líkt vera gnegg Freyfaxa.«

[10.17] Jener sagte, das rechne er nicht; *ob denn nichts Schlimmeres vor gefallen sei;* »daß Vieh gefehlt hat«, meinte er, »hätte leicht noch öfter vorkommen können; aber wie ist's? hast du nicht gestern ein wenig auf Freyfaxi geritten?«

Hann kvaz eigi at slíku telja; »eða hefir eigi verr at farit? hefir þat ok eigi svá opt til borit, sem ván hefir at verit, at fjárins hafi vant verit; en hefir þú ekki nökkut riðit Freyfaxa hinn fyrra dag?«

15 Hallvard LIE, *Studier i Heimskringlas stil. Dialogene og talene*. Oslo 1937, S. 79.

[45.18] Hrafinkel sagte, das könne er glauben, »aber«, *meinte er*, »wir sind es dir ja so schuldig; und ich würde dich doppelt so gut behandeln, wenn es der Mühe wert wäre.«

Hrafnkell kvað hann þat ætla mega: »því at vér eignum þér þat at launa; ok skylda ek hálfu betr við þík gera, ef þess væri vert.«

Lediglich an drei Stellen – von insgesamt siebzehn – behält er die »Halbreplik« unverändert bei:

[47.21] Diesmal führte hauptsächlich Thorgeir das Wort für die Brüder. Er erklärte, der Sache fernbleiben zu wollen – »es ist zu weit von uns zu euch. Wir meinten dich gut in Gang gebracht zu haben, ehe wir dich verließen, so daß es dir leicht wäre, dich zu halten.«

Porgeirr hafði meir svør fyrir þeim bræðrum í þat sinni; kvaz fjarri sitja: »er langt á milli vår. Þóttumz vér allvel í hendr þér búa, áðr vér gengum frá, svá at þér hefði hægt verit at halda.«

[42.23] Man bat Eyvind, davonzureiten: »die unwegsamen Strecken liegen alle hinter uns; du wirst Adelfarm erreichen, ehe sie über das Moor herüber sind.«

Peir báðu Eyvind þá undan at ríða: »eru nú af allar torfærur; muntu ná til Aðalbóls, meðan myrrin er á millum.«

[44.26] Er wollte ostwärts über die Heide – und »werde dann, was mag!«

[. . .] ætlar hann þá vestr yfir heiði: »Verðr ferð vár slík, sem má.«

Bezeichnend ist dies für Neckels Übersetzungsverfahren insofern, als er hier mit dem Anakoluth ein stilistisches Signal des ausgangssprachlichen Textes zurückweist, das er an anderen Textstellen in die Übersetzung übernimmt und darüber hinaus auch in Zusammenhängen einführt, in denen es keine ausgangssprachliche Entsprechung hat. Die Tatsache, daß es hier, in einem der Zielsprache unbekannten stilistischen Kontext, zurückgewiesen wird, läßt sich interpretieren als Auswirkung der impliziten Übersetzungsnorm, die in hohem Maße von den zielsprachlichen Konventionen bestimmt ist.

Nebensätze

Elliptische oder unterbrochene Satzformen dienen Neckel auch zur Vermeidung von Hypotaxen. Dies zeigen die Beispiele [1.5], [40.28], [20.4], [40.11] usw., in denen die Satzteile, die durch Parenthese bzw. Nachtrag oder Ausklammerung wiedergegeben sind, in der Vorlage als Nebensätze

erscheinen. Neckel findet verschiedene Verfahren, um die Zahl der Hypotaxen in seiner Übersetzung gegenüber der Vorlage zu verringern; neben den genannten sind die Auslassung, die Nominalisierung oder die Wiedergabe von Nebensätzen mit Hauptsatzstruktur zu beobachten; z.B.

— Auslassung:

[1.29] Und am selben Tage ging ein Bergrutsch nieder auf die Häuser, und die guten Tiere kamen dabei um; daher heißt der Ort seitdem Im Geißtal.

Ok hinn sama dag, sem *Hallfreðr var í brott*, hljóp skriða á húsin, ok týnduz þar þessir gripir; ok því heitir þat síðan í Geitdal.

— Nominalisierung:

[7.23] Bald sah er vor sich am Ufer die Pferde weiden und wollte sich eine Stute greifen zum Reiten, meinte, *ein Reiter käme besser vorwärts als ein Wanderer*.

Hann sér nú stóðhrossin fram á eyrunum ok hugsar at hondla sér hross nökkut til reiðar ok þóttiz vita, *at hann myndi fljótara yfir bera, ef hann riði heldr en gengi*.¹⁶

[12.18] Da sagte Thorbjörn: »Ich verlange Schiedsrichter!«

Pá segir Þorbjörn: »Ek vil, *at vit takim menn til gerðar með okkr.*«

— Nebensätze mit Hauptsatzstruktur:

a) Relativsätze

[4.18] Hrafnkel hatte unter seinem Vieh ein kostbares Tier, *das war ihm mehr wert als andere Wertstücke*: [. . .]

Hrafnkell átti þann grip í eigu sinni, *er honum pótti betri en annarr*.

[1.6] An Bord waren seine Frau und sein Sohn, *der hieß Hrafnkel*.

Par var á skipi kona hans ok son, *er Hrafnkell hét*.

b) Finalsätze

Im Deutschen ist es möglich, Konditional- und Finalsätze ohne Konjunktion zu bilden. Neckel macht davon – ohne Rücksicht auf die Satzstruktur der Vorlage – reichlich Gebrauch. Auch das Altländische kennt konjunktionslose Nebensätze, verwendet sie aber sehr viel seltener.

¹⁶ Die Nominalisierung erspart Neckel hier den Konditionalsatz, nicht aber den Final-satz.

ner als das Neuhochdeutsche.¹⁷ Den konjunktionslosen Nebensätzen in Neckels Übersetzung liegen meist altisländische Nebensätze mit Konjunktion zugrunde.

[12.15] »Mich dünkt, *mancher wird sagen, ich lasse mir den Einar etwas kosten.*«

»*vil ek þess vænta, at þat mæli fleiri, at sá maðr sé vel dýrr.*«

[31.6] »Wir haben gehört, *du bist gegen deine Feinde stets wenig gefällig gewesen.*«

Þorkell mælti: »*Þat hófum vér heyrta, at þú hafir lítt verit leiðitamr þínum óvinum, [...]*«

Nicht selten umgeht Neckel die Nachbildung von Nebensätzen der altisländischen Vorlage ganz; die Beziehung zwischen Haupt- und Nebensatz, die die Konjunktion herstellt, gibt er dann z.B. durch Satzzeichen wie Doppelpunkt oder Gedankenstrich wieder (wodurch die Subordinierung entfällt), oder er verzichtet ganz auf sie. In jedem dieser Fälle vermeidet er die Hypotaxe zugunsten parataktischer Reihung:

[5.15] »Das ist es nicht, daß ich dich nicht lieb hätte – *du stehst mir ja am nächsten von meinen Kindern;* die Sache ist vielmehr die, daß ich ja nichts habe und ein armer Schlucker bin. Meine anderen Kinder müssen sich auch dereinst selbst durchschlagen; du wirst leichter unterkommen als sie.«

»*Eigi veldr ástleysi þessarri brottkvaðning við þik, því at þú ert mér barfastr barna minna; meira veldr því efnaleysi mitt ok fátæk; en onnur börn míni gøraz verkmenn; mun pér þó verða betra til vista en þeim.*«

[13.3] »Es bleibt dabei: *stark ist, wer sich nicht stärker dünkt als er ist.*«

»*ok er þat satt, at sá er svinnr, er sik kann*«

[27.7] Indessen führte Sam die Anklage bis zu Ende: *bis die Acht heraus-sprang für Hrafinkel.*

En Sámr sótti málit til fullra laga, *til þess er Hrafkell var alsekr á þessu þingi.*

[5.30] »Warum kommst du erst jetzt damit? *Dich hätte ich vor allen anderen genommen!*«

»*Hví leitaðir þú þessa svá síð? því at ek munda við pér fyrstum tekit hafa.*«

17 HEUSLER 1950 (476), S. 165.

[20.7] »Warum hast du dich so beiseite schieben lassen? *Du bist doch ein Häuptlingssohn so gut wie dein Bruder!*«

»Hví ertu svá afskipta gorr, þar sem þú ert hofðingjason sem aðrir braðr þínir?«

Sehr viel seltener tritt der umgekehrte Fall auf, daß Neckel einen Nebensatz an Stellen einführt, an denen die Vorlage keinen aufweist¹⁸. Er ist also ganz offensichtlich bemüht, in seiner Übersetzung das Vorherrschen eines stark parataktischen Stils in der Saga zu vermitteln. Daher drängt er hypotaktische Fügungen der Vorlage zugunsten der parataktischen Reihung zurück und streicht so die Stilwirkung der Parataxe in der Übersetzung stärker heraus, als der ausgangssprachliche Text dies tut. Ähnlich verfährt er mit der Satzunterbrechung: Zwar haben alle diejenigen Formen, die Neckel verwendet, ihr Vorbild an irgendeiner Stelle des ausgangssprachlichen Textes. Sie treten hier jedoch seltener auf; in der Übersetzung hingegen arbeitet Neckel sie als vorherrschendes Stilmittel heraus. Dabei achtet er darauf, sie ausschließlich in solchen Zusammenhängen einzusetzen, die den literarischen Konventionen des Deutschen nicht widersprechen. Dies zeigte das Beispiel der »Halbrepliken«. Diese von der Vorlage oft gebildeten Anakoluthen beim Übergang von der indirekten in die direkte Rede, die das Deutsche in dieser Form nicht kennt, werden in die Übersetzung nicht übernommen.

Tempuswechsel

Ebenso wie die Halbrepliken ist auch der regellose und sehr häufige Tempuswechsel ein Charakteristikum des Sagastils, das im Kontext des Deutschen fremd wirken müßte. Die literarischen Konventionen der

18 Zudem erweisen sich die meisten dieser Fälle als obligatorische Verschiebungen, etwa die Übersetzung der Wendung *segja þessi tilðendi* bzw. *spyra tilðenda*, die ohne Nebensatz im Deutschen kaum wiederzugeben ist: *erzählte, was geschehen war* [11.3], [45.3] bzw. *fragte, was geschehen sei* [13.22]. Ein Beispiel für einen Nebensatz als fakultative Verschiebung wäre [3.7]: »Er brachte die Leute vom Gletschertal unter sich, *dass sie seine Thingmänner wurden*, [...]« für: »Hann bröngði undir sík Jökulsaldsmönnum til þingmanna hans, [...]« (vgl. auch [10.28]). — Ein etwas anders gelagertes Problem stellt die Wiedergabe der indirekten Rede dar. Der altländische Text bevorzugt hier den ACI, eine Konstruktion, die im Deutschen schwer nachzuahmen ist. Neckel bedient sich hier in der Regel konjunktionsloser Nebensatzkonstruktionen, die Hauptsatzstruktur aufweisen; z.B. [19.4]: »Er sagte, er stamme nach Geschlecht und Herkunft aus dem Westlande und sei am Dorschfjord daheim« für: »Hann kvaz vera vestfirzkr at kyni ok uppruna, en eiga heima í Þorskafirði.«

Zielsprache erlauben den Wechsel des Erzähltempus vom Präteritum zum Präsens historicum, um bestimmte Handlungsabschnitte in ihrer Ereignishaftigkeit und Spannung hervorzuheben. Schon im Vergleich mit der Mendelsohnschen Übersetzung war zu erkennen, daß Neckel den Tempuswechsel in der Übersetzung den zielsprachlichen Lesegewohnheiten unterwirft, indem er das Präteritum als vorherrschendes Erzähltempus einsetzt und den Wechsel zum Präsens auf zwei Textstellen beschränkt. So markiert er zwei Sequenzen, die ohnehin eine wichtige Funktion für den Verlauf der Handlung tragen, zusätzlich (s.o., S. 147f). In beiden Fällen richtet er sich nach dem in der Vorlage jeweils vorherrschenden Erzähltempus. Im ersten Beispiel [1.20] ist dies das Präsens, im zweiten Beispiel [42.25] wechselt das Tempus bei Neckel einen Satz später zurück zum Präteritum als in der Vorlage, nämlich erst dann, als ein Einschnitt in der Handlung dies sinnvoll erscheinen läßt. Den im Präsens erzählten Handlungsabschnitt hebt Neckel zusätzlich dadurch hervor, daß er ihm einen eigenen Absatz zuweist.

[1.20] Und eines Nachts *träumte* ihm, wie jemand an ihn *herankam* und *sagte*: »Da liegst du, Hallfred, sorglos, wie du bist! Zieh weg, nach Westen über das Seefließ; da findest du dein Glück!« Danach *erwacht* er und *zieht* nun weg über die Rangach nach dem Werder, dahin, wo es seitdem Hallfredhausen heißt, und da *wohnte* er dann bis in sein hohes Alter.

Ok eina nátt *dreymði* hann, at maðr *kom* at honum ok *mælti*: »Par liggr þú, Hallfreðr, ok heldr óvarliga. Fær þú á burt bú þitt ok vestr yfir Lagarfjórt; þar er heill þín oll.« Eptir þat *vaknar* hann ok *færir* bú sitt út yfir Rangá í Tungu, þar sem síðan heitir á Hallfreðarstöðum, ok *bjó* þar til elli.

[42.25] Eyvind *antwortete*: »Ich fliehe nicht vor Leuten, denen ich nichts zu leide getan habe.« [Absatz] Sie *reiten* auf den Bergrücken hinauf. Oben erheben sich einzelne Anhöhen und vor der einen ein verwehter Strandhaferhügel, der rings steil abfiel. Zu diesem Hügel *reitet* Eyvind, *steigt ab* und *wartet*. »Jetzt wird sich gleich zeigen, was sie vorhaben«, sagt er. Sie *besteigen* den Hügel und *brechen* oben eine Anzahl Steine los. Inzwischen *biegt* Hrafinkel vom Wege ab und auf den Hügel zu. Ohne ein Wort zu sagen, *beginnt* er sogleich den Angriff. Eyvind *wehrt* sich gut und wacker. [Absatz] Sein Bursche *wußte* sich nicht kräftig genug zum Kämpfen, *nahm* sein Pferd, *ritt* über den Bergrücken nach Adelfarm und *melde*te Sam, was los war.

Eyvindr *svarar*: »Eigi mun ek flýja undan þeim mónum, er ek hefi ekki til miska gjort.« Þeir *ríða* þá upp á hálsinn. Par standa fjöll lítil á hálsinum, utan í fjallinu er mæltorfa ein, blásin mjók; bakkar háfir váru umhverfis. Eyvindr *riðr* at torfunni; þar *stíg* hann af baki ok

bíðr þeira. Eyvindr *svarar:* »Nú munum vér skjótt vita þeira erendi.« Eptir þat *gengu* þeir upp á torfuna ok *brjóta* þar upp grjót nökkut. Hrafnkell *snýr* þá af gotunni ok suðr at torfunni. Hann *hafði* engi orð við Eyvind ok *veitti* þegar atgongu. Eyvindr *varðiz* vel ok drengiliga. Skósveinn Eyvindar þóttiz ekki kröptugr til orrustu ok tók hest sinn ok riðr vestr yfir háls til Aðalbóls ok segir Sámi, hvat leika er.

Dahinter lässt sich neben dem Bestreben, die Übersetzung dem Publikum in einer möglichst wenig fremd wirkenden Gestalt zu präsentieren, die Absicht vermuten, ihm den Text als Kunstwerk nahezubringen. Dies geschieht durch Verfahren, die auch im Rahmen der zielsprachlichen literarischen Konventionen als künstlerisch gelten, während die Textsortenkonventionen der Vorlage, die ihren Stellenwert im Gattungssystem der altisländischen Literatur haben, nur in geringem Maße in die Übersetzung übernommen werden. Dies deutete sich im Vergleich mit der Übersetzung Erich von Mendelssohns bereits an. Die kontrastive Analyse bestätigt nun diese Beobachtungen, und zwar nicht nur im Bereich des Tempuswechsels. Künstlerischen Formwillen suggeriert auch die genau berechnete Variation von syndetischer und asyndetischer Reihung der Parataxen, die sich gegenüber der Vorlage meist als fakultative Verschiebung manifestiert. So enthält die Übersetzung gerade so viele Verknüpfungen durch *und*, daß der Eindruck mündlichen Erzählens gewahrt bleibt, während sie sonst dominiert wird von asyndetischen Reihungen, die Spannungssteigerung und Erhöhung des Erzähltempo bewirken. Die Konjunktion *und* setzt Neckel gerne in herausgehobenen Positionen wie am Satzanfang ein:

[17.12] Sam ging heim zu seiner Bude. Ihm und Thorbjörn war traurig zu Mute. Sie fürchteten, ihre Sache würde im Sande verlaufen und ihnen nichts einbringen als Schande und Schmach. *Und* so sehr nahmen sie sich dies zu Herzen, daß sie weder schliefen noch aßen, weil alle Häuptlinge sie im Stich ließen, auch die, von denen sie Hilfe erwartet hatten.

Sámr gengr heim til búðar sinnar, *ok* var þeim fréndum þungt í skapi, *ok* ugðu, at þeir mál myndi svá niðr falla, at þeir myndi ekki fyrir hafa nema skómm ok svívirðing; *ok* svá mikla áhyggju hafa þeir frændr, at þeir njóta hvárki svefns né matar, því at allir hófðingarnir skáruz undan liðsinni við þá frændr, jafnvel þeir, sem þeir væntu, at þeim myndi lið veita.

[36.28] Damals kamen besonders viel [sic] Schiffe aus Norwegen nach Island, *und* viele neue Ansiedler ließen sich zu Hrafnkels Zeit gerade in jenem Bezirk nieder. Aber zur Selbständigkeit brachten es nur die, die

Hrafnkel um Erlaubnis baten. Alle mußten sich ihm zur Gefolgschaft verpflichten. Er versprach dagegen seinen Schutz. Das ganze Land östlich vom Seefließ unterwarf er sich. Und diese Thingmannschaft wurde bald weit größer und zahlreicher als seine frühere. Sie reichte hinauf ins Rutschental und das ganze Seefließ entlang.

Í þenna tíma kómu sem mest skip af Noregi til Íslands; námu menn þá sem mest land í heraðinu um Hrafnkels daga. Engi náði með frjálsu at sitja, nema Hrafnkel bæði orlofs. Þá urðu ok allir honum at heita sínu liðsinni. Hann hét ok sínu trausti. Lagði hann land undir sik alt fyrir austan Lagerfljót. Pessi þinghá varð brátt miklu meiri ok fjölmennar en sí, er hann hafði áðr haft; hon gekk upp í Skríðudal ok upp alt með Lagerfljóti.

Die asyndetische Reihung von Parataxen begegnet vor allem im Zusammenhang mit Verben der Bewegung:

[9.3] Er wälzte sich an die zwölftmal *herum*, ließ ein lautes Wiehern hören und setzte sich dann in schnellen Lauf den Weg hinab. Einar lief ihm *nach*, wollte ihm *zuvorkommen*, ihn ergreifen und zu den Stuten zurückführen, aber der Hengst war so störrisch, daß Einar nicht an ihn herankonnte. Er trabte das Tal hinab und machte erst halt, als er in Adelfarm ankam.¹⁹

Hann veltiz nökkurum tólf sinnum, ok eptir þat sett hann upp hnegg mikit. Síðan tekri hann á mikilli rás ofan eptir götunum. Einarr snýr eptir honum ok vil komaz fyrir hestinn ok vildi hondla hann ok færa hann aprí til hrossa, en hann var svá styggr, at Einarr komz hvergi í nándir honum. Hestrinn hleypr ofan eptir dalnum ok nemr eigi staðar, fyri en hann kemr á Aðalból.

[15.12] Er ließ sich ein Pferd *satteln*, ritt das Tal entlang auf einen *Hof*, meldete den Totschlag und warb Hilfsmannschaft gegen Hrafnkel.

Sámr lætr taka sér hest ok riðr upp eptir dal ok riðr á bæ einn ok lýsir víginu; fær sér menn á hendr Hrafnkeli.

Auch in der folgenden Aufzählung von Ortsangaben meidet Neckel konsequent die syndetische Reihung:

[15.27] An siebzig Thingmänner begleiteten ihn. Mit dieser Schar ritt er durch den *Fließtalbezirk*, um das Seende *herum*, über den Hals ins *Rut-*

¹⁹ Sehr viel ausgeprägter ist diese Tendenz indessen in der Übersetzung Leopolds Webers (1936), z.B. S. 14: »Als Einar abgestiegen war, wälzte sich das Roß wohl ein dutzend mal im Grase, danach sprang's auf, wieherte hell auf und raste den Hang hinab. Einar ihm nach! will ihn überholen, einfangen, zur Herde zurückführen! Aber der Hengst läßt ihn nicht an sich heran: abwärts saust er und macht nicht eher halt, als bis er Adelheim erreicht hat.«

schental, dieses hinauf, dann südwärts über die Axtheide zum Bärenfjord, endlich den großen Thingmannenweg an der Halde geradeaus.

Hann ferr með þingmönnum sínum, sjau tøgum manns. Með þenna flokk ríðr hann austr yfir Fljótsdalsherað ok svá fyrir vatnsbotninn ok um þveran háls til Skriðudals ok upp eptir Skriðdal ok suðr á øxarheiði til Berufjarðar ok rétta þingmanna leið á Síðu.

Es entsteht der Eindruck, der parataktische Stil der Übersetzung sei zwar ein mündlicher, verwandt mit dem der gesprochenen Sprache, aber dennoch nicht künstlos. Seine Kunstgriffe sind, wie die eben beschriebenen, von keiner besonderen Raffinesse und für den Rezipienten aufgrund seiner Leseerfahrungen leicht zu erkennen. Ihnen ist, wie gezeigt, die gesamte äußere Textgestalt angepaßt, die auf gattungstypische Merkmale wie die Genealogie verzichtet (vgl. Beispiel [1.2]), dafür aber eine eigene Gliederung mit Kapitelüberschriften einführt.

2.1.2.2 Semantik

Aus der Feststellung, daß die ›fremden‹ literarischen Spezifika der altisländischen Saga nicht in die Übersetzung übernommen, sondern hier durch ›vertraute‹ Kunstgriffe und Stilmittel aus der Zielsprachlichen Literatur ersetzt werden, ergibt sich die Frage nach der übersetzerischen Behandlung der landeskonventionellen Elemente, also derjenigen Textmerkmale, die auf der Ebene der Semantik die kulturelle, politische, geographische etc. ›Fremdheit‹ des ausgangssprachlichen Textes erkennen lassen.

Landeskonventionelle Elemente

Es sei zunächst daran erinnert, daß Neckels Übersetzung im Vergleich mit derjenigen Erich von Mendelssohns verhältnismäßig wenige landeskonventionelle Elemente aufzuweisen schien (s.o., S. 146). Aus den angeführten Belegen sei zunächst die Zeitangabe [8.17] *bis gegen Abend* herausgegriffen, die bei Mendelssohn *bis zum Mittabende* lautet. Beide geben damit das altisländische *til miðs aptans* wieder. Mendelssohn verwendet mit seiner Formulierung eine Zeitangabe, die im Deutschen nicht nur unvertraut klingt, sondern tatsächlich auch nicht genau zu

verstehen ist.¹ Auch Neckel verzichtet hier auf Genauigkeit in der Vermittlung des Sachverhalts, wählt aber im Gegensatz zu Mendelssohn eine vollkommen unauffällige, im Deutschen übliche Wendung. Anders als Mendelssohn kommt es ihm nicht darauf an, diese charakteristische Formulierung des ausgangssprachlichen Textes zu erhalten. Auch in einem zweiten Fall übersetzt er sie paraphrasierend, wodurch diesmal gleichzeitig der fremde Sachverhalt in einen dem deutschen Leser verständlichen Kontext gebracht wird, ohne daß eine allzu große Abweichung von der syntaktischen Vorlage notwendig würde:

[11.7] Das heißt die Einarswarte; sie liegt *westlich von der Sennhütte*.

Þetta er kólluð Einarsvarða, ok er þaðan haldinn *miðr aptann frá selinu*.

Die wörtliche Übersetzung der Stelle würde lauten:

Diese wird Einarswarte genannt, und nach ihr wird von der Alm aus der Mittabend bestimmt.

Die Entscheidung Neckels, an dieser Stelle die Zeit- in eine Ortsangabe zu verwandeln, beleuchtet einmal mehr die beiden Übersetzungsprinzipien, die sein Verfahren dominieren: Das eine wäre die weitgehende Beibehaltung der Syntax (in diesem Fall gilt das vor allem für die Satzlänge, aber auch für die Satzteilfolge), die er zwar graduell, nicht aber prinzipiell verändert, das andere das Vermeiden ›fremd‹ wirkender Textmerkmale, d.h. hier der Beschreibung eines im Zielsprachlichen Kontext unbekannten Sachverhaltes.² Letzteres bestimmt mit einer Ausnahme die übersetzerische Behandlung aller Zeitangaben der Vorlage. Lediglich die altisländische Weise der Altersangabe nach Wintern behält er an einer Stelle [1.8] bei. Die charakteristische Jahreszählung nach Wintern umgeht er hingegen ebenso wie die nach Halbjahren (*misseri*³):

1 Mit *miðr aptann* wird der Zeitpunkt 18 Uhr bezeichnet. Vgl. BAETKE 1983 (552), S. 418.

2 Wittkowski, der es in ihrer Übersetzung vor allem auf Genauigkeit in der Wiedergabe der Sachverhalte ankommt und nicht so sehr auf die Bewahrung der syntaktischen Strukturen, nimmt Abweichungen in diesem Bereich konsequenterweise in Kauf, wenn sie die Stelle folgendermaßen übersetzt: »Man nennt sie die Einarswarte. Nach dieser Warte kann man von der Hütte aus bestimmen, wann es sechs Uhr abends ist.« (S. 108) Ganz konsequent ist sie hierin freilich nicht, denn im ersten der beiden genannten Fälle übersetzt auch sie *til miðs aptans* mit *bis gegen Abend* (S. 107).

3 *misseri* bezeichnet das *Halbjahr* sowie (im Plural) das *Jahr*, nämlich *Sommer und Winter*; vgl. BAETKE 1983 (552), S. 424.

[37.20] So ging es sieben Jahre.

Leið svá fram sjau vetr.⁴

[6.7] Einar meinte es sei ihm gleich, was er zu tun bekäme, ob es nun dies oder etwas anderes wäre; er wolle nur *für ein Jahr* sein Unterkommen haben. »Du sollst gleich erfahren, woran du bist«, sagte Hrafinkel, »du hast fünfzig Schafe auf der Alm zu hüten und das ganze Sommerholz heranzuschaffen. Dafür bekommst du Unterhalt *auf ein Jahr*.«

Einarr kvaz eigi hirða, hvat hann ynni, hvárt sem þat væri þetta eða annat, en léz *tveggja missera* bjorg hafa vilja. »Ek geri þér skjótan kost«, sagði Hrafinkel; »þú skalt reka heim fimm tøgu ásauðar í seli ok viða heim ɔllum sumarviði. Þetta skaltu vinna *til tveggja missera* vistar.«⁵

Ortsangaben

In ähnlicher Weise behandelt er die geographischen Angaben, wenn er *eyðidalr* mit *ein unbewohntes Tal* (Mendelssohn: *Ödtal*) [2.14] oder *hraun* mit *eine nackte Felsplatte* [41.10] bzw. mit *Steinfeld* [42.9] übersetzt und so den Ausdruck *Lava* vermeidet. Auch die Übersetzung von *heiðr* mit *Heide* [2.10], *Bergheide* [1.18] weckt beim deutschen Leser die Assoziation einer vertrauten Landschaftsform, die freilich mit der altisländischen *heiðr* keine Gemeinsamkeit hat.⁶ Dies wird wohl der Grund dafür sein, daß Neckel das Wort in einem einzigen Fall mit *Hochebene* [30.7] wiedergibt.

Der größte Teil der geographischen Angaben ist jedoch in Orts- und Geländenamen enthalten. Sie werden von Neckel bis auf einige Ausnahmen übersetzt:

Álptanes	—	Schwanenkap
Bláfjöll	—	die Blauen Berge
Breiðdalr	—	das Breite Tal
Fljótsdalshérað	—	Fließtalbezirk
Grjótárgil	—	Steinfeldkluft
Herðibreiðstunga	—	Schulterbreitenwerder
etc.		

4 Weitere Beispiele: [38.5], [47.17], [46.5].

5 Weitere Beispiele: [12.3], [34.4].

6 Ein ähnliches Problem bergen übrigens auch die Ausdrücke *Alm* bzw. *Sennhütte* als Übersetzungen für *sel*, die im deutschen Sprachgebrauch kulturelle Spezifika des Alpenraumes bezeichnen. Vgl. HEYNE 1905 (560), Bd. 1, Sp. 65, und Bd. 3, Sp. 591.

Bei Zusammensetzungen mit Personennamen wird nur die Ortsbezeichnung des Namens übersetzt; z.B.:

Armþrúðarstaðir	—	Arnhrudhausen
Hrafnkelsstaðir	—	Hrafnkelshausen
Hallfreðargata	—	Hallfredgasse
etc.		

Die Lehnübersetzung der Ortsnamen trägt wesentlich dazu bei, den spezifischen Eindruck der fremden Kultur und Geographie in der Übertragung zurückzudrängen, denn viele der dabei entstehenden Namensformen wie etwa *Weitfelden*, *Seiten*, *Schafsberg* oder *Ochsenmoor* etc. wären wohl eher im deutschen Sprachgebiet zu erwarten als auf Island. Dem wirken die wenigen jedenfalls zum Teil in ihrer isländischen Gestalt belassenen (aber den deutschen phonetischen und orthographischen Gegebenheiten angepaßten) Namen *Borg*, *Gardar*, *Hol*, *Lokhilla*, *Bolungfeld*, *Lyngtalheide* und *Gilsach* nur geringfügig entgegen.

Ebenfalls nicht als Lehnübersetzung wiedergegeben ist *Mikligarðr*, das Neckel mit *Byzanz* übersetzt [19.11]. Die Wortglieder des Kompositums müßten mit *großer Hof* übersetzt werden⁷; diese Möglichkeit wählt aber, da es sich um einen Ortsnamen handelt, keiner der Übersetzer der Hrafnkels saga. Einzig Lenk läßt die altisländische Bezeichnung stehen und erläutert sie in einer Anmerkung (S. 36/90). Die übrigen übersetzen mit *Byzanz* (Mendelssohn, Baetke, Wenz, Weber, de Boor) oder *Konstantinopel* (Wilken, Wittkowski). Auch in dieser Entscheidung Neckels kommt sein Bestreben zum Ausdruck, die Übersetzung durch die Verwendung geläufiger Bezeichnungen leicht lesbar zu gestalten.

Zur Übernahme eines landeskonventionellen Elementes als Lehnwort entschließt er sich im Bereich der geographischen Bezeichnungen nur einmal, im Fall des altisländischen *fjörðr*. Hier steht ihm allerdings mit *Fjord* auch ein im Deutschen bereits fest eingebürgertes Lehnwort zur Bezeichnung einer für Norwegen und Island typischen Landschaftsform zur Verfügung. Trotzdem verwendet er auch das deutsche (etymo-

7 Die Übertragung des Namens müßte korrekt *große Stadt* lauten: Wie Gottfried Schramm nachgewiesen hat, hat *garðr*, das in Skandinavien in der Bedeutung *Gehöft*, *Hof* üblich ist, im osteuropäischen Verbreitungsgebiet der Normannen eine Zweitbedeutung im Sinne von *Stadt* angenommen, was u.a. die Ortsnamen *Kænugarðr* (*Kiev*), *Hólmgarðr* (*Novgorod*) und *Mikligarðr* (*Konstantinopel*) bezeugen. Auch der normannische Name für Rußland, *garðar*, ist schließlich nur dann sinnvoll, wenn er *die Städte* und nicht etwa *die Gehöfte* bedeutet. Vgl. Gottfried SCHRAMM, *Die normannischen Namen für Kiev und Novgorod*. In: *Russia Mediaevalis* 5, 1984, S. 76–102.

logisch verwandte) *Förde*, so daß sich in der Übersetzung *Dorschfjord* (*Porskafjørðr*), *Bärinnenfjord* (*Berufjørðr*) und *Ostfjorde* (*Austfirðir*) neben *Rotwalförde* (*Reyðarfjørðr*) finden.

Sowohl durch seine Lautgestalt, wie auch semantisch und stilistisch aus der großen Zahl der Orts- und Geländebezeichnungen hervorgehoben erscheint der Name von Hrafnkels Hof *Adelfarm*: Da das englische Fremdwort *farm* das einzige seiner Art im gesamten Text ist (s.o., S. 133), fällt es stilistisch stark ins Gewicht. Seine Verwendung ermöglicht zudem die a-Assonanz innerhalb des Kompositums und streicht so das semantisch bedeutsame Wortglied *Adel-* um so stärker heraus. Dieses gibt das erste Glied des altisländischen Kompositums *Aðalból* durch ein etymologisch verwandtes neuhochdeutsches Wort wieder, das gegenüber dem Altisländischen allerdings eine Bedeutungsveränderung erfahren hat. Während es sich nämlich im Deutschen ausschließlich auf den sozialen Stand des Adels oder – wie auch das Adjektiv *edel* – auf vornehme Herkunft bezieht, ist seine ursprüngliche Bedeutung in den germanischen Sprachen sehr viel weiter gefaßt.⁸ Diesem Problem hat Neckel 1916 einen eigenen Aufsatz mit dem Titel *Adel und Gefolgschaft* gewidmet. Zu seiner Übersetzung stehen diese Ausführungen im Widerspruch: Er stellt zunächst fest, daß die mit *adel-* und seinen Ableitungen zusammengesetzten Komposita in den germanischen Sprachen durch das Neuhochdeutsche *Adel* oder *edel* nicht immer adäquat wiederzugeben seien, da sie weniger die Bedeutung der vornehmen Abkunft als vielmehr die des Erbgutes bzw. der seßhaften Familie enthalten⁹. Dies erläutert er sodann u.a. anhand der »nordischen Komposita mit *aðal-*«, in denen dieses den Sinn von *Haupt-* annehme, was sich daraus erklären lasse, »daß bei Erweiterungen des Grundbesitzes durch Rodungen oder Kauf der ererbte Hof in der Regel der Haupthof blieb (*aðalból*)«.¹⁰ Gerade im Altisländischen also fehle die Bedeutung *vornehme*

8 Das Wort ist aus dem Mhd. (*adel*), dem Althd. (*adol, édili*), dem Altsächs. (*aðali, eðili*), dem Angelsächs. (*aðelu*) und dem Aisl. (*oðal*) bekannt. Vgl. Friedrich KLUGE, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Berlin 221989, S. 10.

9 *Adel und Gefolgschaft*. In: PBB 41, 1916, S. 385–436. Hier zitiert nach: W. HEYDENREICH, H.M. NECKEL (Hrsgg.), *Vom Germanentum. Ausgewählte Aufsätze und Vorträge von Gustav Neckel*. Leipzig 1944, S. 146.

10 Ebd., S. 147. Diese Etymologie wird von Quellen in anderen germanischen Sprachen bestätigt, etwa dem Jütschen Recht, das die Begriffe *athæl by* (z.B. I, 47; Übersetzung: *Hauptdorf* (S. 54f)), *athæl wægh* (*Hauptweg*), *athæl kunæ* (*Ehefrau*) verwendet. Vgl. *Das Jütsche Recht*. Aus dem Altdänischen übersetzt und erläutert von Klaus von SEE. Weimar 1960; s.a. S. 181. Diese Überlegung liegt wohl auch Mendelssohns Übersetzung

*Herkunft.*¹¹ Trotzdem komme nun in *aðal* bzw. *óðal* eben doch so etwas wie Adel, nun freilich in der Form des »Bauernadels«, zum Ausdruck, da es implizit auf die Bindung an »Stammgut« und »Familie« verweise:

Denn der Erbbauer ist einerseits »freier, legitimer« Gutsbesitzer, andererseits ein Mann von vornehmer Abkunft, dessen Stellung auf seinem »Geschlecht« beruht. [...] Das veranschaulichen wohl am besten die norwegischen Bauern, die sich von Harald Schönhaar nicht ihre alten *óðal*-Rechte nehmen lassen und daher lieber Grund und Boden aufgeben wollten, als des Königs »Pächtere« werden, in den neuen Siedlungen auf Island aber Familiensinn, Herrenstolz und Stammbäume weiter auf die Nachkommen vererbten. Man hat diese Geschlechter oft genug einen Adel genannt. Wir können diesen Ausdruck gelten lassen. Sie stellen den altgermanischen Bauernadel dar, waren »Edelinge«, nur daß sie infolge ihrer Entwurzelung sich nicht mehr so, und ihre Güter nicht *óðol* [sic], genannt haben.¹²

In der Übersetzung interpretiert Neckel *Aðalból* folglich – man könnte sagen: wider besseres Wissen – als einen sprechenden Namen, der die ›angeborene‹ Legitimation für Hrafnkels herausgehobene gesellschaftliche Position, seine adlige Abkunft, bezeuge. Dies korrespondiert der Beobachtung, daß Neckel auch an anderen Stellen Wert auf die Bedeutung der sozialen Position Hrafnkels legt. Die differenzierende Erörterung dieses Sachverhalts soll im Anschluß an die Untersuchung der semantischen Verfahren des Übersetzers die kontrastive Analyse zu Ende führen.

Zunächst ist aber in der Betrachtung der landeskonventionellen Elemente fortzufahren. Daß in diesem Zusammenhang Archaismen sowie Fremd- und Lehnwörter eine Rolle spielen, deutete bereits die Stilanalyse vor dem Hintergrund der zielsprachlichen Konventionen an. Diese begegnen, wie beschrieben, vor allem in den Bereichen des Rechts sowie der sozialen Beziehungen, d.h. zum einen der Familie und zum

durch *Hauptgut* zugrunde. Die naheliegende »etymologische« Übersetzung findet sich bei WENZ 1935 (51) (*Edelhausen*; ebenso FAHNEMANN 1937 (53)), FRICKE 1938 (48) (*Edelbüttel*), MEYN 1926 (47) (*Edelsitz*) und WEBER 1936 (52) (*Adelheim*) sowie bei SCHUBERT 1942 (55) (*Adelhof*), der sich ja ausdrücklich zum Vorbild der Neckelschen Übersetzung bekennt, in diesem Fall aber bezeichnenderweise davon abweicht und das Fremdwort *farm* durch *Hof* ersetzt. Außerdem führt er die Ortsbezeichnung *Adelalm* ein. Alle übrigen Übersetzer behalten *Adalbol* bei.

11 Dazu vgl. auch RGA 2¹⁹⁷² (567), Bd. 1, S. 59.

12 NECKEL 1916 (512), S. 147–148.

anderen des Gefolgschaftswesens, und haben stilistische Funktion als kontextuelle Kontraste, wodurch sie diese Bereiche der altisländischen Gesellschaft in den Vordergrund rücken.

Rechtswörter

Auch im altisländischen Text spielt die Rechtsthematik eine wichtige Rolle. Er weist juristische Termini wie *sjálfðæmi* [33.4], *dómar fara út* [26.4], *féránsdómr* [31.25], *alsekr* [27.7], *lögvarn* [26.16], *lögmal* [26.17], *málalyktir* [27.12], *til fullra laga* [27.6] usw. und Rechtsformeln, die auch aus Gesetzestexten bekannt sind, auf; z.B.: *skömm ok svívirðing* [17.13], *skera ok skapa* [45.13], *hvárki akr né eng* [31.26] etc.¹³ Auch bei ihrer Übertragung verfährt Neckel nach dem nun schon bekannten Prinzip, nach dem Phänomene, die der zielsprachlichen Kultur unbekannt sind, in der Übersetzung keinen Platz finden. So wäre beispielsweise die Lehnübersetzung von *sjálfðæmi* durch *Selbsturteil* durchaus möglich. Neckel vermeidet sie jedoch durch Paraphrasierung:

[33.3] Daraufhin wurde Hrafinkel losgebunden und überließ Sam, *die Bedingungen festzusetzen*.

Pá er Hrafnkell lestr, ok seldi hann Sámi *sjálfðæmi*.

Umgekehrt führt er an anderen Stellen Ausdrücke aus dem deutschen Rechtswesen ein, die im altisländischen Text nicht vorkommen:

[15.22] Dann kam er zurück und lud die Nachbarn *als Beisitzer* auf dem Thing. Eine Zeitlang blieb er still daheim, bis die Leute sich zum Thingritt rüsteten.

Eptir þat riðr Sámr ofan eptir dalnum ok kvaddi búa til þingreiðar, ok sitr hann um kyrt, þar til er menn búaz til þingreiðar.

(Die wörtliche Übersetzung der fraglichen Stelle müßte lauten: Danach reitet Sámr das Tal hinab und forderte die Nachbarn zum Thingritt auf.)

[12.18] Da sagte Thorbjörn: »Ich verlange *Schiedsrichter!*«

Pá segir Þorbjörn: »Ek vil, at vit takim menn til gerðar með okkr.«

¹³ Als Rechtsformeln nachgewiesen bei EHRHARDT 1977 (677), S. 201, 200 (*skapa ok skæra*), 175 (*akr ok eng*).

Das Beispiel [12.18] demonstriert zudem, daß die schon angesprochene Tendenz der Übersetzung zum Nominalstil zwar nicht ausschließlich, aber doch verstärkt im Zusammenhang mit der Rechtsthematik zu beobachten ist. Neckel greift damit ein typisches Merkmal der altnordischen Rechtssprache auf.¹⁴ So liegt beispielsweise seiner Kennzeichnung Sams als *Händelsucher* das altisländische *uppivqðslumaðr* zugrunde und derjenigen Hrafnkels als *Gewaltmensch* das altisländische *ójafnaðarmaðr*. Beide Übersetzungen wirken ausgesprochen gesucht: Für *Händelsucher* führt das *Grimmsche Wörterbuch* nur einen Beleg an.¹⁵ Das Wort *Gewaltmensch* in der hier vorliegenden Bedeutung findet sich zuerst bei Nietzsche.¹⁶ Daß Neckel diese Prägung Nietzsches zitiert, ist zwar nicht unwahrscheinlich, aber auch nicht nachzuweisen. Er verwendet sie auch in anderen Sagaübersetzungen.¹⁷ Aufschlußreich sind aber vor allem die Zusätze zu den beiden Komposita:

[3.4] Daher bekam er einen Beinamen und hieß Frey=Gode oder Freys=Priester. Er war *ein großer Gewaltmensch*, aber ein tüchtiger Kerl.

Við þetta var lengt nafn hans ok kallaðr Freysgoði ok var ójafnaðarmaðr *mikill*, en mentr vel.

[4.11] Sam war *etwas wie ein Händelsucher* und ein guter Gesetzeskennner.

Sámr var *uppivqðslumaðr mikill* ok lögkænn, [. . .]

Neckel hält sich nämlich, wie man sieht, im Falle des *ójafnaðarmaðr* genau an die Vorlage, indem er das Epitheton *mikill* mit groß übersetzt, und rückt dabei den Ausdruck – zusätzlich unterstrichen durch die Alliteration – auch im Deutschen in in Nähe eines Terminus. Er deutet die Kennzeichnung Hrafnkels als *ójafnaðarmaðr* also offensichtlich nicht als Kritik, jedenfalls umgeht er die Übernahme der Negationspartikel in seiner Wiedergabe des Wortes. Darin deutet sich eine Interpretation des altisländischen *ójafnaðarmaðr* an, die explizit Walter Gehl in seiner Arbeit über *Ruhm und Ehre bei den Nordgermanen* äußerte: »Der *hofðingi* und *mikilmenni* ist fast mit Notwendigkeit zugleich *ójafnaðar-*

14 Vgl. VON SEE 1964 (786), S. 7.

15 Bd. 4, 1877, Abt. 2, Sp. 384.

16 *Spruch des Gewaltmenschen*; zudem in der *Fröhlichen Wissenschaft* 48: »[. . .] einem Zeitalter der Furcht [. . .] wo der einzelne sich selber gegen Gewalt zu schützen hatte und um dieses Zieles willen selber Gewaltmensch sein mußte.«

17 *Thule* 12, S. 13 und S. 34.

maðr, d.h. er verfährt selbstherrlich und mit ›unbilliger‹ Härte gegen jeden, der seinem Herrschaftsanspruch im Wege steht. Es haftet kein sittlicher Vorwurf an diesem ójafnaðr.«¹⁸ Der ójafnaðarmaðr verkörpert in dieser Interpretation mit anderen Worten das Ideal des ›Herrenmenschen‹, und es kann kaum verwundern, daß dieses schließlich auch seinen Einfluß auf eine deutsche Übersetzung der Hrafnkels saga hatte. Gustaf Wenz übersetzt 1935: »Hrafinkel war in allen Stücken ein Herrenmensch, und er war in allem, was er anfing, sehr tüchtig.«¹⁹ Folgerichtig überträgt er dabei die Konjunktion *en* im Gegensatz zu Neckel nicht adversativ, da er ójafnaðarmaðr und *mentr vel* nicht als Gegensatz versteht, sondern wohl eher in einem Kausalverhältnis sieht. Baetke gibt ójafnaðarmaðr wie Neckel mit *Gewaltmensch* wieder, deutet dies indes im Vorwort im Sinne der ›Herrenethik‹: »Die das ganze beherrschende Gestalt ist der Gode Hrafinkel, kein eigentlich großer, auch nicht in allem sympathischer Mensch, und noch weniger eine tragische Erscheinung, aber der Typ des germanischen Adelsbauern und Herrenmenschen.«²⁰ Auch de Boor versteht ójafnaðarmaðr (*ein höchst rücksichtsloser Mann*) als positive Charakterisierung, wie aus seinem Nachwort hervorgeht:

Das Mannesideal der Saga ist ein Häuptlingsideal. [. . .] Häuptling sein bedeutet Geltung besitzen und sie unablässig neu bewahren und behaupten. Weichheit findet dabei selten Raum, um sich zu offenbaren; Härte, Anmaßung, Rücksichtslosigkeit brauchen kein Vorwurf zu sein, sofern die zwingende Kraft der Leistung und des Charakters dahinter stehen. Es mindert Hrafinkel in den Augen des Erzählers nicht, daß er niemandem sein Recht lassen will – solange er die Kraft dazu hat.²¹

Die Interpretation Neckels wird erst im Vergleich mit der in der Vorlage parallel konstruierten Textstelle, die Sámr charakterisiert, ganz deutlich. Hier umgeht er nämlich die Übersetzung des Epithetons *mikill* und schwächt im Gegenteil durch den Zusatz *etwas wie* die Kennzeichnung *Händelsucher* ab. Dies hat weitreichende Konsequenzen für die Charakterisierung der Gegenspieler Hrafinkel und Sam, die an anderer Stelle ausführlich zu erläutern sein werden (s.u., S. 196–203). Hier interessiert zunächst noch die Behandlung der Rechtsterminologie.

18 Berlin 1937, S. 18. Vgl. dazu VON SEE 1964 (786), S. 246f.

19 WENZ 1935 (51), S. 6.

20 BAETKE 1938 (50), S. 16 und S. 11.

21 DE BOOR 1938 (54), S. 5 und S. 49–50.

Die Beibehaltung der für die Rechtssprache typischen Merkmale des nominalen Stils und der Kompositabildung ist für Neckel ganz offensichtlich wichtiger als die semantisch genaue Wiedergabe der Rechtswörter. Denn nur zur Bezeichnung der beiden charakteristischen – der zielsprachlichen Kultur unbekannten – altsländischen Rechtsinstitute *Thing* und *Gode* greift er auf durch ältere Sagaübersetzungen bereits eingebürgerte Lehnwörter zurück, während er sonst, wie die Paraphrasierung von *sjálfðæmi* zeigte, geneigt ist, auf Verfahren wie z.B. die Lehnübersetzung zu verzichten und die Termini durch Ausdrücke wiederzugeben, die auch das deutsche Rechtswesen kennt und die den Sachverhalt ungefähr treffen, insgesamt also als fakultative Verschiebung zu beurteilen sind:

[2.17]	fjárskipti	—	Erbe
[31.25]	féránsdómr	—	Exekution
[27.12]	málalyktir	—	Urteil
[15.15], [29.26]	usw. mál	—	Prozeß
[25.10]	dómar fara út	—	die Gerichte treten zusammen
[25.8]	búa mál til sem réttligast	—	die Sache so korrekt wie möglich einleiten
[27.6]	til fullra laga	—	bis zu Ende

In gleicher Weise behandelt er auch die Formel *skera ok skapa*:

»Ich lasse dir die Wahl: entweder du wirst totgeschlagen – das andere ist, daß ich allein zwischen uns *das Urteil finde*.«

»mun ek bjóða þér tvá kosti: at vera dreppinn – hinn er annarr, at ek skal einn *skera ok skapa* okkar í milli.«

Diese Entscheidung ist freilich eine Ausnahme, da Neckel sonst auf die Übernahme der alliterierenden Zwillingssformeln großen Wert legt. Während die Vorlage sechs alliterierende Zwillingssformeln und je eine mit Endreim und Assonanz enthält, weist die Übersetzung zehn alliterierende Paarformeln (fett) und je eine mit Assonanz und ohne formale Bindung²² (kursiv) auf:

22 Die beiden nicht alliterierenden Paarformeln *Kälber und Lämmer* sowie *weder Acker noch Wiese* sind als solche erst im Kontext der übrigen Formeln zu erkennen. Auch das assonierende -ä- in *Kälber und Lämmer* unterstreicht die Formelhaftigkeit kaum, zumal für den zielsprachlichen Rezipienten Bedeutung und Funktion einer Rechtsformel im vorliegenden Zusammenhang nicht mehr zu verstehen sind. Wittkowski übersetzt daher sinngemäß *alles Jungvieh* (S. 122), während z.B. Weber auch hier den Stabreim einführt: *Kälber und Kitze, weder Acker noch Anger* (S. 30 u. 28).

[3.8]	striðr ok stirðlyndr	—	hart und unbeugsam
[17.13]	skomm ok svívirðing	—	Schande und Schmach
[31.26]	hvárki akr né eng	—	weder Acker noch Wiese
[34.6]	kálf ok kið	—	Kälber und Lämmer
[36.26]	sitja ok standa	—	so sitzen und so stehn
[45.14]	skera ok skapa	—	das Urteil finden
[3.7]	linr ok bliðr	—	lind und freundlich
[22.8]	bráðr né óðr	—	nicht so zornig
[10.26]	svá mikit	—	hoch und heilig
[7.16]	sunnanþokin ok úrit	—	Nebel und Niederschlag
[32.16]	fémunir	—	Geld und Gut
[20.1]	liðsinnis ok afla hofðingja	—	Hilfsmannschaft und Häuptlingsstärke
[32.17]	staðfestu þína ok mannaforráð	—	Hof und Herrschaft
[46.4]	ríki ok fé	—	Herrschaft und Habe
[45.28]	búi ok staðfestu	—	den Hof und die Heimstatt
[3.17]	grýtt mjók ok blautt	—	steinig und schlammig

(Keine Rechtsformeln sind *steinig und schlammig* sowie *Nebel und Niederschlag*; Neckel verwendet sie vermutlich, um die nicht wiedergegebenen Formeln *linr ok bliðr* und *striðr ok stirðlyndr* zu kompensieren.)

Anhand der Tatsache, daß die Zahl der alliterierenden Zwillingsformeln in der Übersetzung gegenüber der Vorlage erhöht ist, läßt sich das Zusammenwirken der stilistischen Signale des ausgangssprachlichen Textes mit den Stilvorstellungen und der ideologischen Disposition des Übersetzers exemplarisch beschreiben. An ihr zeigt sich, daß die Konkretisation eines stilistischen Signals der Vorlage auf außerhalb der Textstruktur selbst liegende Gründe zurückgehen kann. Mit den Zwillingsformeln hebt Neckel ein Textelement hervor, das die Germanistik seiner Zeit als Überlieferung aus dem heidnischen Germanentum deutete (s.o., S. 145) und das die deutsche Sprache als Relikt bis in die Neuzeit hinein bewahrt habe. Wenn sie nun in Neckels Übersetzung als Charakteristikum der übersetzten Textsorte erscheinen, dann weisen sie implizit auf eine vermeintliche Identität der ausgangssprachlichen und der Zielsprachlichen Kultur hin, die mit einem Wort als ›germanisch‹ zu bezeichnen wäre. Neckels Affinität zur Theorie der völkischen Kontinuität findet hier einen ersten Beleg. Denn da das Instrumentarium des Übersetzers, der sein Textverständnis in der Übersetzung mit stilistischen Mitteln zum Ausdruck bringt, außerordentlich subtil ist, ist die Übersetzungsanalyse auf die Interpretation vor allem impliziter, häufig auch geradezu versteckter oder jedenfalls nicht unmittelbar wahrnehmender Andeu-

tungen angewiesen. Insofern ist das Interesse Neckels an den alliterierenden Paarformeln als Hinweis auf sein Germanenbild ernstzunehmen. Überhaupt spricht dafür die stilistische Hervorhebung der Rechtsthematik, denn die seit der romantischen Volksgeistlehre »bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts immer wieder erhobene Forderung, echte Kultur könne sich nur aus den völkischen Ursprüngen und ohne Einfluß von außen entwickeln«²³, erstreckte sich ebenso wie auf Sprache und Dichtung auch auf das Recht. Die Volkstümlichkeit des germanischen Rechts, die gegen das Vorhandensein römischen Rechtsgutes im deutschen Recht ins Feld geführt werden konnte, schienen u.a. die häufigen Prozeßgeschichten in den Íslendingasögur zu verbürgen.

Soziale Realia

Ebenso wie die Rechtsvorgänge in der *Hrafnkels saga*, die in Neckels Übersetzung den Rang des typisch Germanischen erhalten, werden auch die bereits genannten Bereiche des sozialen Lebens als Charakteristika einer germanischen Vergangenheit präsentiert. Dies kommt in dem wiederbelebten *Gefolge* und seinen Ableitungen *Gefolgschaft* und *Gefolgsmann* zum Ausdruck, die von der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert eigens zur Bezeichnung »einer altgermanischen Einrichtung«²⁴ gebildet worden waren und die Zugehörigkeit zu dieser Fachsprache vermutlich noch konnotierten. Die Übersetzung der unterschiedlichen Formulierungen (*sveit manna (Gefolge)* [26.12], *lið (Gefolge, Trupp)* [29.18], *safna monnum at sér (Mannschaft sammeln, Gefolge)* [45.4], *fylgja (Gefolgschaft leisten)* [34.28], *heita liðsinni (zur Gefolgschaft verpflichten)* [37.1], *handgenginn (Gefolgsmann)* [19.13]) des ausgangssprachlichen Textes mit diesen Terminen kann als Hinweis darauf gedeutet werden, daß Neckel sie als Belege für ein institutionalisiertes Gefolgschaftswesen in der altländischen Gesellschaft interpretierte. Die altnordischen Formulierungen sind hingegen nicht unbedingt als Termini aufzufassen (und werden auch nicht von allen Übersetzern so verstanden), wie ein Blick auf die Begriffe *lið* und *liðsinni* zeigt: Diese verwendet der ausgangssprachliche Text nämlich auch im Zusammenhang mit Sáms Ersuchen um die Hilfe der Goden auf dem Thing. Dafür

23 VON SEE 1970 (788), S. 51–52.

24 *Grimmsches Wörterbuch* Bd. 4 (1878), Sp. 2152.

werden die Begriffe *traust ok liðsinni* [17.2], *skara undan liðsinni* [17.15], *veita liðsinnis* [19.29], *veita lið* [17.17] und *liðsinni ok afl hofðingja* [20.1] eingesetzt. Der Kontext schließt eine soziale oder institutionelle Bedeutung im Sinne von *Gefolge* aus, da Sámr sich hier an die ihm gesellschaftlich eindeutig übergeordneten *hofðingjar* wendet, die ihm kein *Gefolge*, wohl aber *Hilfe* leisten können. Neckel übersetzt daher die entsprechenden Stellen in diesem Sinne: *Schutz und Hilfe* [17.4], *im Stich lassen* [17.18], *helfen, Hilfe* [17.19], *Hilfsmannschaft und Häuptlingsstärke* [19.30]. Die Wiedergabe der entsprechenden Begriffe durch Termini aus dem Gefolgschaftswesen kann daher durchaus als fakultative Verschiebung gegenüber der Vorlage interpretiert werden. Dafür spricht auch der in diesem Zusammenhang gern eingesetzte Archaismus *Mannen für bingmenn* (*Thingmammen* [3.8]), *menn* (*Mannen* [34.28], [44.28], *Thingmammen* [15.27]), *bingmannaleið* (*Thingmannenweg* [16.2]), eine Form, die – im Gegensatz zum altländischen *menn* – ausschließlich die Bedeutung *Gefolgsleute* trägt.²⁵

Die verschiedenen sozialen Ränge innerhalb der Institution Gefolgschaft nehmen bei Neckel der *Gode*, der *Häuptling*, der *Vormann*, der *Untertan* und die *Thingmammen* (auch: *Thingleute, Thingmannschaft, Mannschaft, Schar*) ein. Dabei übersetzen *Gode* und *Häuptling* stets *goði* und *hofðingi*²⁶, *Untertan* steht für *undirmaðr*. Als besonders aufschlußreich erweisen sich die unterschiedlichen Übersetzungen des an zwei Stellen des altländischen Textes erscheinenden *yfirmaðr*. Bei

25 Vgl. SANDERS 1910 (568), S. 434.

26 Mit der (übrigens sehr verbreiteten) Wiedergabe von *hofðingi* durch *Häuptling* setzt sich auch WINKLER 1989 (644) am Rande auseinander, da sie sie für »verfehlt« hält: »Dieses Wort drängt sich zwar dem Übersetzer geradezu auf, aber seit dem Erscheinen von Coopers Indianererzählungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbindet sich im Deutschen damit vor allem die Vorstellung vom Oberhaupt eines (halb)wilden Stammes.« (S. 146). Leider geht sie auf die eigentlich interessante Frage, warum die Übersetzer in dieser Konnotation ganz offensichtlich kein Hindernis sehen, nicht ein. Vermutlich scheint ihnen das Vorhandensein des Wortes im Altländischen Grund genug, es durch das »etymologische« Übersetzen zu bewahren, zumal die ursprüngliche Bedeutung des aus dem Friesischen stammenden Wortes, nämlich »Mitglied des Adels« (vgl. WEIGAND 1909 (571), Bd. 1, Sp. 822), sich mit ihrem (oder jedenfalls mit Neckels) Verständnis des *hofðingi* deckt. »Etymologisches Übersetzen« ist in Neckels Text übrigens an einigen Stellen zu beobachten. Nur dadurch ist z.B. die Übersetzung von *beizl* (*Zaum*) durch *Gebiß* [8.6] zu erklären oder die Wiedergabe von *linr* durch *lind* [3.9], das semantisch nicht so recht in seinen Kontext paßt. Die etymologische Verwandtschaft der beiden Wörter ist allerdings umstritten, das *Grimmsche Wörterbuch* (Bd. 6, 1885, Sp. 1026) weist auf den anderen Stamm des altnordischen *linr* ausdrücklich hin, während z.B. HEYNE 1905 (560) (Bd. 2, Sp. 666) denselben Stamm annimmt.

seinem ersten Auftreten im Zusammenhang mit der Erklärung von Hrafnkels Beinamen *freysgoði* ist es mit *Häuptling* [3.3] übersetzt, beim zweiten Mal, diesmal im Bericht von Sams Übernahme der Machtstellung Hrafnkels, mit dem sehr gesucht wirkenden Ausdruck *Vormann* [34.24]²⁷. Dies wird bei der Untersuchung der Charakterisierung Hrafnkels und Sams zu berücksichtigen sein.

Auch der Bereich der Verwandtschaftsbeziehungen ist wie erwähnt durch zwei Archaismen gekennzeichnet, die jedoch jeweils nur einmal verwendet werden: *Sippe* und *Oheim*. *Sippe* ist die Entsprechung für *ætt* [14.25], *Oheim* gibt den Begriff *frændi* [13.19] wieder. Dieser ist im ausgangssprachlichen Text sehr häufig anzutreffen und bezeichnet jede Art von Verwandtschaftsbeziehung, könnte also auch beispielsweise durch *Verwandter* übersetzt werden. Neckel gibt jedoch, wie es im Deutschen üblich ist, jedesmal entweder die genaue Verwandtschaftsbezeichnung an oder den Eigennamen des oder der beschriebenen Personen (*Oheim*, *Bruder*, *ihm* und *Thorbjörn* [17.13], *sie* [17.14]). Nur einmal übersetzt er mit *Verwandtschaft*, wohl weil ihm dies eine Alliteration ermöglicht:

[14.14] Thorbjörn antwortete: »Ich will dir sagen, warum ihr Jungen nicht in die Höhe kommt: ihr seid zu leicht eingeschüchtert! Ich glaube, niemand hat eine so windige *Verwandtschaft* wie ich. Wenig anständig kommen mir solche Leute vor wie du, der du dich für einen Rechtspraktikus hältst und auf kleine Händel versessen bist, diese Sache aber nicht angreifen willst, die so sonnenklar ist.«

Porbjörn svarar: »Því verðr engi uppreist yðar ungra manna, at yðr vex alt í augu; hygg ek, at engi maðr muni eiga jafnmikil auðvirði *at frændum* sem ek; sýniz mér slíkum mónum illa farit sem þér, er þykkiz lögkænn vera ok ert gjarn á smásakir, en vilt eigi taka við þessu máli, er svá er brýnt; [...]«

Auch den Hinweis auf die Verwandtschaft durch das Wort *frændsemi* übernimmt Neckel nicht in die Übersetzung. Er paraphrasiert den Ausdruck einmal (*bví at gott var í frændsemi heira – denn sie kamen gut zusammen aus* [3.18]), beim zweiten Mal gibt er ihn durch *Freundschaft* [15.4] wieder. Es wäre m.E. ein vorschnelles Urteil, wollte man

²⁷ Laut HEINTZE 1900 (559), S. 645, selten vorkommend im Sinne von *Vordermann*; ebenso bei DITSCHEINER-WESSELY 1892 (556), S. 718. Nur HEYNE 1905 (560), Bd. 3, Sp. 1304, erwähnt die Bedeutung *Führer*, WEIGAND 1909 (571) führt den Ausdruck überhaupt nicht auf.

Neckel hier einen »falschen Freund« ankreiden.²⁸ Denn auch diese Übersetzungslösung fügt sich in den Kontext der übrigen fakultativen Verschiebungen ein, die zu einem großen Teil durch Neckels Übersetzungsprinzip erklärt werden können. Danach stellt er Phänomene der ausgangssprachlichen Kultur, welche die Zielsprachliche Kultur nicht oder in anderer Form kennt, so dar, wie es deren Konventionen entspricht.

Auf die gleiche Weise erklären sich die fakultativen Verschiebungen, die sich abzeichnen, wenn man die deutschen Begriffe, wie sie Neckel für die übrigen Realia der altisländischen Kultur verwendet, mit ihren Vorlagen vergleicht. Ein Beispiel²⁹ wäre die von Schneider in seiner Rezension kritisierte Wiedergabe von *grip* durch *ein kostbares Tier* [4.18], die er für eine zu »freie« Übersetzung hält, weil sie gerade das Charakteristische dieses Wortes im Kontext der altisländischen Kultur nicht erfasse (s.o., S. 152). Dabei übersieht er freilich, daß es Neckel auf die Wiedergabe solcher Charakteristika gar nicht so sehr ankommt. Um nämlich diejenigen Textelemente, die er als die typischen Kennzeichen der ›fremden‹ Kultur und Literatur vermitteln möchte (wie etwa die Rechtsthematik, das Gefolgschaftswesen, die mündliche Erzählweise, die Volkstümlichkeit usw.), um so stärker in den Vordergrund zu rücken, wählt er diese sehr genau ab gegen diejenigen, die dem Leser Vertrautheit mit dieser Kultur suggerieren sollen. D.h. er mutet ihm in allen anderen Bereichen möglichst wenig unvertraute Erscheinungen zu. Die Kritik Schneiders ist ein typisches Beispiel für das Problem der Normenkolission zwischen Übersetzer und Kritiker, das im Theoriekapitel diskutiert wurde. Hinweise auf die der Neckelschen Übersetzung implizite Norm hätte Schneider aber schon dadurch gewinnen können, daß er alle Übersetzungen, die Neckel in der *Geschichte vom Freyspriester Hrafnkel* für *grip* findet, in seine Kritik miteinbezogen hätte. Zum einen

28 Mindestens einen »falschen Freund« weist Neckels Übersetzung jedoch tatsächlich auf: So übersetzt er einmal *til reiðu* mit *zum Reiten* [6.25]. Dies legen ihm Lautgestalt und Kontext nahe. Grammatikalisch ist diese Übersetzung aber nicht zu rechtfertigen, denn der Genitiv *reiðu* geht nicht auf *reið* (f.) *das Reiten* zurück, sondern auf *reiða* (f.) *Versorgung, Bereitschaft* (vgl. BAETKE 1983 (552), S. 489f). Der Genitiv Singular von *reið* müßte *reiðar* lauten. Eine mögliche Übersetzung für *til reiðu* wäre daher etwa *zur Verfügung*. Das gleiche Problem liegt wohl seiner Übersetzung *Als bald war er reisefertig* für *Var þat begar til reiðu* [148.17] zugrunde.

29 Den im Vergleich mit der Mendelssohnschen Übersetzung (s.o., S. 146) genannten Begriffen *Zaun/Hürdenwall* [10.17], *Hof/umhegte Wiese* [30.25] und *unbewohntes Tal/Ödtal* [2.14] liegen im Altisländischen *kviagarðr*, *tún* und *eyðidalr* zugrunde.

übersetzt er nämlich den Ausdruck schon in dem von Schneider ange- sprochenen Satz zweimal

[4.18] Hrafnkell hatte unter seinem Vieh *ein kostbares Tier*, das war ihm mehr wert als andere Wertstücke: es war ein Hengst, mausgrau von Farbe, mit einem schwarzen Streifen auf dem Rücken. Er nannte ihn seinen Freyfaxi, denn er hatte auch von diesem Hengste seinem Freunde Frey die Hälfte geschenkt.

Hrafnkell átti bann *grip* í eigu sinni, er honum þótti betri *en annarr*. Þat var hestr brúnmóálóttr at lit, er hann kallaði Freyfaxa sinn. Hann gaf Frey, vin sínum, þann hest hálfan.

und erläutert so die von Schneider für charakteristisch gehaltene Bedeutung von *grip* innerhalb des Textes, ohne auf explizite Erklärungsverfahren wie Anmerkungen u.ä. zurückgreifen zu müssen. Zum anderen übersetzt er *grip* je nach Kontext unterschiedlich mit *das gute Tier/gute Tiere* [2.1], *Besitzstücke* [2.29] oder *Prachtstücke* [35.8], ordnet sie so in leicht verständlicher Weise der jeweiligen Satzaussage unter und führt an diesen Stellen keine landeskonventionellen Elemente in seine Übertragung ein. So dient ihm beispielsweise die Übersetzung durch die Hyperbel *Prachtstücke* zur Kennzeichnung der von ihm als ironisch-herablassend interpretierten Äußerungen der Thjostarsöhne über die Pferde Hrafnkels:

[35.7] Die Thjostarsöhne ließen auch Freyfaxi und seine Stuten holen und erklärten, diese *Prachtstücke* sehen zu wollen, von denen so viel erzählt wurde.

Pjóstarssynir létu senda eptir Freyfaxa ok liði hans ok kváðuz vilja sjá *gripi* þessa, er svá gengu miklar sögur af.

Die Untersuchung der landeskonventionellen Elemente soll mit dieser Betrachtung als abgeschlossen gelten, obwohl längst nicht alle ausgangssprachlichen Begriffe für kulturelle Spezifika berücksichtigt wurden. Doch dürfte Neckels Übersetzungsverfahren aus den bisher beobachteten fakultativen Verschiebungen ausreichend deutlich geworden sein. Die erschöpfende Darstellung der landeskonventionellen Elemente würde hier keine grundsätzlich neuen Aspekte mehr hinzufügen. Statt dessen sollen die im Vergleich mit der Übersetzung Mendelssohns so markant erscheinenden Stilzüge der Neckelschen Übersetzung, Litotes, Phraseologismen und Alliterationen, auf ihr Verhältnis zum ausgangssprachlichen Text befragt werden.

Litotes

Die Untersuchung der Litotes zeigt das gleiche Übersetzungsverfahren wie die Analyse der Syntax: Ein Stilzug der Vorlage wird in die Übersetzung übernommen, hier aber zur Unterstreichung seiner Wirkung zahlenmäßig verstärkt. Etwa fünfzehn zielsprachliche Litotes entsprechen Litotes im ausgangssprachlichen Text, mindestens vier werden von Neckel zusätzlich eingeführt. Dies sollen zwei Beispiele illustrieren:

[27.17] Sam aber war noch auf dem Thing und trug den Kopf *nicht niedrig*.

En Sámr var á þingi ok gekk *mjók uppstertr*.

[14.18] »*Wenig anständig* kommen mir solche Leute vor wie du, der du dich für einen Rechtspraktikus hältst und auf kleine Händel versessen bist, diese Sache aber nicht angreifen willst, die *so sonnenklar* ist.«

»sýniz mér slíkum mónum *illa farit* sem þér, er þykkiz lögkænn vera ok ert gjarn á smásakir, en vilt eigi taka við þessu máli, er *svá er brýnt*; [...]«³⁰

Keine ausgangssprachliche Entsprechung haben die Hyperbeln *so sonnenklar* in Beispiel [14.18] und *todmüde* in Beispiel [9.1]:

Der Hengst war ganz naß von Schweiß, so daß jedes Haar ihm triefte, war stark mit Lehm bespritzt und *todmüde*.

Hestrinn var vátr allr af sveita, svá at draup ór hverju hári hans, var *mjók leirstokkinn* ok *móðr mjók ákafliga*.

Dies gilt gleichermaßen für die genannten Abschwächungen [4.11] und Euphemismen [11.13] (s.o., S. 144), insgesamt also für alle diejenigen Stilmittel, die als typisch für den realistischen, zurückhaltenden Sagastil gelten. Und es verwundert nun kaum noch, daß Neckel auch mit ihnen ein Stilmittel hervorhebt, das er für »eine rein germanische und uralte Erscheinung« hält:

Wer von uns Fühlung hat mit ländlicher Gesittung, mit Bauernwesen, mit Bauernkultur, der wird wissen, daß die beliebte, bei mittelhochdeutschen

30 Die übrigen Litotes sind in den Beispielen [11.30], [23.20], [13.20] enthalten. Ein Beispiel für eine Litotes des ausgangssprachlichen Textes wäre [14.9]: »Erstens, versetzte Thorbjörn, ›wird Hrafinkel jetzt nicht mehr wollen; und dann gefällt mir die Sache jetzt um nichts besser als wie ich von ihm ritt.‹« – »Þat er bæði, segir Þorbjörn, ›at Hrafinkel mun nú eigi vilja; enda er mér þat nú *eigi heldr* í hug, en þá er ek reið þaðan.‹ Weitere sind in den Textstellen [18.18], [31.7], [45.12] ... zu finden.

Dichtern oft festgestellte Ausdrucksweise, für die es ein Beispiel ist, wenn man statt »nie« »selten« sagt und statt »nichts« »wenig«, daß diese eigen-tümliche Ausdrucksweise [...] heute noch bodenständig und volkstümlich überall in Deutschland auf dem Lande ist, und sie ist volkstümlich weit über Deutschlands Grenzen hinaus [...]. Auch die altnordische Literatur z.B., die einzige unter den altgermanischen Literaturen, die uns über derartiges wirklich aufklären kann, weist diese Erscheinung sehr häufig auf. Und mit ihr hängt ein anderes aufs engste zusammen. Man sagt statt »gut« »nicht schlecht«, man verneint das Gegenteil. Diese beiden eigen-tümlichen Ausdrucksweisen haben das gemeinsam, daß sie Äußerungen der Zurückhaltung sind, daß der Sprechende lieber zu wenig als zu viel sagt, und diese ganze Ausdrucksweise ist das Gegenteil von rhetorischer Ausdrucksweise.³¹

Phraseologismen

Den Phraseologismen soll hier darum verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet werden, weil ja schon die Stilanalyse und der Vergleich mit der Übersetzung Mendelssohns vermuten ließen, daß Sprichwörtern und Redensarten in der Übersetzung Neckels eine besondere Funktion zur Erzeugung von ›Vertrautheit‹ mit der ausgangssprachlichen Kultur zu kommt. Der kontrastiven Analyse stellt sich daher die Frage, inwiefern sie sich als fakultative Verschiebungen manifestieren, d.h. ob sie tatsächlich wie vermutet Rückschlüsse auf die implizite Norm des Übersetzers zulassen. Die Untersuchung der Phraseologismen wird zunächst dadurch kompliziert, daß sie nur schwierig gegeneinander, aber auch gegen andere Textelemente abzugrenzen sind. Sprichwörter und Redensarten werden in der Regel daran unterschieden, daß die einen in der erstarnten Form eines vollständigen Satzes überliefert werden, während die anderen stets vom Sprecher in einen Satz eingebunden werden müssen.³² An dem Beispiel *Hochmut kommt vor dem Fall* war aber bereits zu sehen, daß Neckel die überlieferte syntaktische Gestalt des Sprichwortes der Nachahmung der ausgangssprachlichen Syntax opfert, es also in diesem Fall eher in der Funktion einer Redensart verwendet. Zu den Redensarten muß in diesem Kontext zudem eine ganze Reihe idiomatischer Wendungen – d.h. Lexeme, die aus mehreren Wörtern bestehen, aber eine Bedeutung tragen³³ – gerechnet werden, weil sie von Neckel in

31 *Das Deutsche als germanische Sprache. Vortrag vor dem Deutschen Sprachverein* 1925. Hier zit. n. W. HEYDENREICH, H. M. NECKEL 1944, S. 460.

32 Vgl. BAUSINGER 1980 (651), S. 97f.

33 Theodor LEWANDOWSKI, *Linguistisches Wörterbuch*. Heidelberg '1985, Bd. 2, S. 785.

gleicher Weise behandelt werden. Dies illustriert das erwähnte Beispiel der Wendung *wie angewurzelt* [8.2], die im Vergleich mit der Mendelssohnschen Formulierung *als ob er eingegraben sei* ausgesprochen un-auffällig wirkt (s.o., S. 143), also offenbar keine stilistische Markierung trägt. Die kontrastive Analyse zeigt, daß Neckels Übersetzung im Gegensatz zu Mendelssohns eine semantische und syntaktische Verschiebung darstellt:

[8.2] Wie er an die Pferde herankam, machte er Jagd auf sie. Die Tiere aber, die nie einen Reiter getragen hatten, waren scheu. Nur Freyfaxi nicht; der stand *wie angewurzelt*.

Mendelssohn: Und als er zu den Stuten kommt, jagt er ihnen nach. Sie sind jetzt scheu, denn sie sind nie gewöhnt worden, unter Menschen zu gehen, außer Freymähner allein. Er ist so ruhig, *als ob er eingegraben sei*.

Ok er hann kom til hrossanna, þá elti hann þau, ok váru þau nú skjórr, er aldri váru von at ganga undan manni, nema Freyfaxi einn; hann var svá kyrr, sem *hann væri grafinn niðr*.

Die fakultative Verschiebung entsteht durch die Wiedergabe mit einer idiomatischen deutschen Wendung und bestätigt die These, daß den Phraseologismen eine wichtige Rolle für die Erzeugung einer volkstümlich vertrauten Stilwirkung zukommt. Diese wird durch zahllose weitere Verschiebungen dieser Art unterstützt:

[3.4] Daher bekam er einen Beinamen und hieß Frey=Gode oder Freys=Priester. Er war ein großer Gewaltmensch, aber ein tüchtiger Kerl.

Við þetta var lengt nafn hans ok kallaðr Freysgoði, ok var ójafnaðarmaðr mikill, en mentr vel.

[6.17] »Im Tale geht Freyfaxi mit seinen Stuten. Auf ihn mußt du *ein Auge haben*. Sommer und Winter.«

»Freyfaxi gengr í dalnum fram með liði sínu; honum skaltu *umsjá veita* vetr ok sumar.«

[48.10] »Aber wir wollen dich mit den Deinigen hierher einladen, daß du unter unserm Schutze lebst – falls du dir hier ein Leben *mit leichterem Herzen* versprichst als *unter Hrafnkels Augen*.«

»En bjóða viljum vit þér hingat með skuldalið þitt alt undir okkarn áraburð, ef þér þykkir hér *skapraunarminna* en í nánd *Hrafnkeli*.«

[9.12] Hrafinkel saß gerade *beim Essen*. Als der Hengst an die Tür kam, wieherte er laut. Hrafinkel sagte zu einer Frau, die bei Tisch bediente, sie solle zur Tür gehn, denn ein Roß wieherte, und es sei ihm so vorgekommen, als wäre es *Freyfaxis Stimme*.

Pá sat Hrafnkell *yfir borðum*. Ok er hestrinn kemr fyrir dyrr, hneggj-aði hann þá hátt. Hrafnkell mælti við eina konu, þá sem bjónaði fyrir borðinu, at hon skyldi fara til dyranna, því at hross hneggjaði, »ok þótti mér líkt vera gnegg Freyfaxa«.

[38.22] Sie waren ihrer fünf; dazu kam als sechster Eyvinds junger Diener. Der war Isländer von Geburt und mit Eyvind entfernt verwandt. Eyvind hatte den Jungen dem Elend entrissen, mit nach Norwegen genommen und *wie seinen eigenen Sohn* gehalten.

Þeir váru fimm saman; enn sétti var skósveinn Eyvindar. Sá var ís-lenzkr at kyni, skyldr honum. Penna sveinn hafði Eyvindr tekit af válaði ok flutt utan með sér ok haldit *sem sjálfan sik*.

[42.4] Eyvind erklärte, er werde sich nicht so eilig davonmachen; »ich weiß ja gar nicht, was das für Leute sind«, sagte er, »manchem würde es lächerlich vorkommen, wenn ich so *ins Blaue hinein* auskneife.«

Eyvindr sagðiz eigi mundu brátt undan ríða: »því at ek veit eigi, hverir þessir eru; myndi þat morgum manni hlægiligt þykkja, ef ek renn *at ollu óreyndu*.«³⁴

Wie wichtig für Neckels Methode die idiomatischen deutschen Wendungen sind, zeigt der folgende Fall, in dem für die fakultative Verschiebung in der Idiomatik ein Parallelismus des ausgangssprachlichen Textes geopfert wird. Hrafnkell antwortet Þorbjörn auf dessen Forderung nach einem gerichtlichen Vergleich mit den Worten: »Pá þykkiz þú *jafn-mentr* mér, ok munum vit ekki at því sættaz.« [12.16] Diese Formulierung wird in der ablehnenden Äußerung von Þorbjörns Bruder Bjarni einige Sätze später wieder aufgenommen: »Bjarni kvað eigi sitt *jafn-menni* við at eiga, þar er Hrafnkell er.« In Neckels Übersetzung ist dieser Bezug durch die Verschiebung im ersten Satz nicht erhalten:

Hrafnkel erwiderte: »Du stellst dich *auf gleichen Fuß* mit mir; so werden wir uns nie vergleichen.«

Bjarni meinte, mit so einem wie Hrafnkel könne er nicht anbinden; [...]]

In gleicher Weise verfährt Neckel bei der Übersetzung der Redensarten. Die oben (S. 140f) erwähnten Wendungen gehen auf folgende altisländische Textstellen zurück:

[14.13] »Schwer, Hrafnkel die Stange zu halten«, sagte Sam.

Sámr segir: »Þungt get ek *at deila kappi* við Hrafnkel um málaferli.«

³⁴ Weitere Beispiele enthalten die Textstellen [12.14], [5.15] usw.

[5.15] »Das ist es nicht, daß ich dich nicht lieb hätte – du stehst mir ja am nächsten von meinen Kindern; die Sache ist vielmehr die, daß ich ja nichts habe und *ein armer Schlucker* bin. Meine andern Kinder müssen sich auch dereinst selbst durchschlagen; du wirst leichter unterkommen als sie.«

»Eigi veldr ástleysi þessarri brottkvaðning við þik, því at þú ert mér þarfstr barna minna; meira veldr því efnaleysi mitt ok *fátækt*; en ónnur börn míni gøraz verkmenn; mun þér þó verða betra til vista en þeim.«

[23.15] »Mir scheint, *er schert alle*, die gegen ihn klagen, Sommer für Sommer über denselben Kamm: sie erreichen von ihm nichts oder wenig; allen ergeht es gleich, soweit ich sehe.«

»Þykkir mér hann *einn veg fara* hvert sumar við þa menn sem malvm eigu at skipta uid hann at flestir menn fá lítla virðing eða øngva adr lvki ok se ek þar fara einn veg óllum.«

[28.27] »Du bist ein tüchtiger Kerl«, sagte Thorgeir, »und mich dünkt, mein Bruder Thorkel, *nachdem er einmal A gesagt hat, wird auch B sagen*. Er wird dir zur Seite stehen, bis der Handel zwischen dir und Hrafinkel ganz ausgetragen ist, so daß du dann ruhig leben kannst.«

»Hraustr maðr ertu«, segir Þorgeirr, »ok þykkir mér, sem Þorkell frændi vili eigi *gera endamjótt við þik*. Hann vill nú fylgja þér, þar til er ór slítr með ykkur Hrafinkel, ok meigir þú þá sitja um kyrt.«

Wie zu erwarten, lassen sich auch in den Übersetzungslösungen der altisländischen Redensarten bei Neckel fakultative Verschiebungen feststellen. So versucht er z.B. gar nicht erst wie etwa Mendelssohn, die nicht ganz verständliche altisländische Wendung *róa vik á einhværn* in der Übersetzung zu deuten³⁵, sondern gibt sie sinngemäß wieder:

[23.23] »Aber ich sehe doch nicht so große Hindernisse wie du. Ich möchte mich gerade gerne mit so einem messen, dem bisher niemand hat standhalten können. Dadurch würde ich – oder der betreffende Häuptling, der dem Hrafinkel *eins versetzte* – im Ansehen steigen, und jedenfalls nicht sinken, auch wenn es mir so schlecht gehn sollte wie den andern.«

Mendelssohn: »Aber jetzt scheint es mir nicht so, denn es gefiele mir am besten, mich gegen den zu stellen, dem alle vorher unterlagen. Mir schien auch meine Ehre oder die eines Häuptlings sehr zu wachsen, *wenn in*

³⁵ BAETKE 1983 (552), S. 736, interpretiert *vik* in diesem Zusammenhang als »Wendung, Biegung, Drehung (?)« und erklärt die Redensart folgendermaßen: »(eig. stärker rudern als der Nebenmann, so daß sich das Boot um ihn dreht) jmd. e. Niederlage bereiten, jmd. hereinlegen«. Eine ähnliche Deutung findet sich bei R. J. McCLEAN, *Róa Vik: A Note on Hrafinkels Saga Freysgoða* IV. In: MLR 55, 1960, S. 91–92.

Hrafnkels Land eine Bucht gerudert werden könnte, und daß sie nicht vermindert würde, wenn es mir wie andern erginge, [. . .]«

»en eigi sýnizt mer svo firir þvi at mer þæti vid þann bezst | at eiga er allir hreckiazt firir adr ok þætti mer mikit uaxa min virding eda bess höldingja er *aa Hrafinkel gæti nökura vik roid* en minkazt ecki þo at mer færi sem ódrum [. . .]«

Ebenso verfährt er übrigens im Fall des erwähnten Ausdrucks *Schreckenksherrschaft* [28.22], dem in der Vorlage die Wendung *bera ægishjálm yfir einhveriom* entspricht. Die Metapher *ægishjálmr* (*Helmet des Schreckens*) gehört der poetischen Sprache an und wird von der Prosa in Wendungen wie der oben genannten³⁶ oder z.B. *hafa ægishjálm i augu* verwendet³⁷. Während Mendelssohn durch Lehnübersetzung (*Schreckhelm*) zwar nicht die ganze Wendung, aber immerhin ihre zentrale Metapher bewahrt (und so den freilich nur für den eingeweihten, d.h. wissenschaftlichen Leser zu verstehenden Bezug zur eddischen Dichtung erhält), wird diese in Neckels Übersetzung nach seinem üblichen Verfahren in einen im Deutschen eher geläufigen Ausdruck verwandelt. Es zeigt sich einmal mehr, daß ihn das Literatursystem der Ausgangssprache in seiner Übersetzung nicht interessiert und er vielmehr um die widerspruchsfreie Einordnung des Textes in das Literatursystem der Zielsprache bemüht ist.

Die folgende Textstelle, die ebenfalls eine nicht übersetzte Redensart enthält, lenkt den Blick auf die Funktion des Formalen innerhalb der Neckelschen Methode der Übersetzung. Er bewahrt nämlich den Stabreim der ausgangssprachlichen Redensart durch Kompensation in dem ihr folgenden Satz.

[14.15] Thorbjörn antwortete: »Ich will dir sagen, warum ihr Jungen nicht in die Höhe kommt: *ihr seid zu leicht eingeschüchtert!* Ich glaube, niemand hat eine so windige Verwandtschaft wie ich.«

Þorbjörn svarar: »Því verð engi uppreist yðar ungra manna, at yðr vex alt i augu; hygg ek, at engi maðr muni eiga jafnmíkil auðvirði at frændum sem ek; [. . .]«

Die Interpretation der formalen Gestalt solcher Wendungen als ihr wesentliches – in der Übersetzung zu bewahrendes – Merkmal ist vor allem in Verbindung mit der Alliteration immer wieder zu beobachten.

36 Vgl. CLEASBY-VIGFUSSON ²1962 (555), S. 267.

37 Vgl. BAETKE 1983 (552), S. 805.

Dies zeigen auch einige der Sprichwortübersetzungen, die zwar die formale Konstruktion (Alliteration, Parallelismus) beibehalten, semantisch aber abweichen:

[6.27] »Richte dich nun nach meinen Worten! *Mit Warnen ist wenig getan*, sagt das alte Sprichwort.«

»Ger nú sem ek mæli; því at þat er forn orðskviðr, at eigi veldr sá, er varar annan.«

(Wörtlich: Denn es ist ein altes Sprichwort, daß denjenigen keine Schuld trifft, der den anderen warnt.)

[35.2] »Wir raten dir dies deshalb, weil wir möchten, daß dir alles wohl gerät, denn du giltst uns als ein wackerer Mann. Achte also wohl auf alles und sieh dich vor, *denn schwer ist's, den Schlechten auszuweichen*.«

»en því raðum vit þér þetta, at vit vildim, at þér tækiz alt vel, því at bú virðiz okkr vaskr maðr; gætta nú vel til, ok vertu varr um þík, af því at *vant er við vándum at sjá*.«

(Wörtlich: Es ist schwierig, sich vor Schlechten zu hüten.)

[39.25] »Wahr ist, was die Väter sagen: je *älter*, um so *zager*.«

»Satt er flest þat, er fornkveðit er, at svá *ergiz* hverr, sem *eldiz*; [...]«

(Wörtlich: Wahr ist meist das, was das alte Sprichwort sagt, daß jeder feige (schwach, untüchtig) wird, der alt wird.)

Alliterierend ist auch das deutsche Sprichwort »gewagt ist schon halb gewonnen« [24.3] (»hefir sá ok jafnan er hættir«). Den Stabreim des Sprichwortes »at sá er svinnr er sik kann« [13.3] ersetzt im Deutschen ein Polyptoton (»*stark* ist, wer sich nicht *stärker* dünkt, als er ist«), das auch in »mich kann *treffen*, was manchen *trifft*« [24.2] zu beobachten ist (»má mér þat sem yfir margan gengr«). Neben dem erwähnten Aspekt der Geläufigkeit zeigt sich hier die Privilegierung des Formalen, die auch schon im Zusammenhang der alliterierenden Zwillingsformeln nachzuweisen war.

Alliterationen

Zu erwarten war dies insofern, als der Stabreim als das Charakteristikum der germanischen Versdichtung von der Germanistik lange Zeit gerne herangezogen wurde, um den (vermeintlich) vorchristlichen Ur-

sprung der ihn enthaltenden mittelalterlichen Texte zu belegen.³⁸ Er war seit Wagners *Ring*-Tetralogie in das Bewußtsein der gebildeten Schichten der wilhelminischen Gesellschaft gedrungen³⁹, so daß Neckel mit der Alliteration ein – als solches vermutlich leicht zu identifizierendes – Stilmittel zur Kennzeichnung der Saga als heidnisch-germanische Überlieferung zur Verfügung stand. Für die Íslendingasögur ist die Alliteration eher untypisch.⁴⁰ Auch in der Hrafnkels saga ist sie, abgesehen von den angeführten Sprichwörtern und Redensarten, selten, und nicht allen alliterierenden Übersetzungen Neckels liegen altisländische Stabreime in der Vorlage zugrunde. Er interpretiert freilich auch wohl eher zufällige Koinzidenzen von Konsonanten am Anfang aufeinanderfolgender Wörter als Alliterationen. So z.B. in der folgenden Textstelle, in der sich der wiederholte Konsonant -h- am Anfang so wenig aus dem Kontext herausgehobener Wörter (zwei Pronomina, ein Verb) findet, daß es sich vermutlich eher um eine zufällige Übereinstimmung handelt⁴¹:

[15.27] Er nahm seinen Gruß gut auf, ganz heiter.

Hann heilsar honum vel ok glaðlīga.

Auch die folgenden Stellen hält Neckel offensichtlich für Alliterationen:

[43.9] Eywind wehrt sich gut und wacker.

Eyvindr varðiz vel ok drengiliga.

[36.25] Hrafinkel saß auf Hrafinkelshausen und häufte seine Habe.

Hrafnkell sat á Hrafnkelsstöðum ok rakaði fé saman.

In den folgenden Beispielen führt Neckel Stabreime ein:

[26.15] Sam führte die Anklage bis zu dem Punkte, wo Hrafinkel aufgefordert wurde, sich zu verteidigen, wenn nicht etwa jemand da wäre, der für ihn die Verteidigung führen wolle in richtigem Rechtsgange.

S(amr) sotti malit j dom þangad til er Hrafnkeli var bodit *til* uarnar nellma sá maðr væri þar við staddir, er lögvarn vildi frammi hafa fyrir hann *at réttu lögmaði*.

³⁸ Vgl. VON SEE 1967 (787), S. 1–2, der diese Auffassung mit dem Hinweis widerlegt, daß gerade geistliche Texte des Hochmittelalters ein Vorliebe für alliterierende Formeln haben.

³⁹ Vgl. ebd., S. 78.

⁴⁰ Vgl. VON SEE 1964 (786), S. 86, und SPRINGER 1939 (804), S. 116f.

⁴¹ Von den übrigen Übersetzern interpretiert nur Mendelssohn die Stelle als Alliteration: »Er begrüßte Einar freundlich und froh.«

[34.26] Die Thjostarsöhne rieten ihm, freundlich, freigebig und hilfreich gegen seine Männer zu sein, eine kräftige Stütze für jeden, der seiner bedürfe: »Tust du das, so sind sie keine Männer, wenn sie dir nicht willig Gefolgschaft leisten bei allem, wozu du sie brauchst.«

Pjóstarssynir réðu honum þat, at hann skyldi vera blíðr ok góðr fárins ok gagnsamt sínum mænnum, styrktarmaðr hvers sem hans burfa við; »þá eru þeir eigi menn, ef þeir fylgja þér eigi vel, hvers sem þú þarfst við.«

[40.17] »Lauf, so schnell du kannst, nach Weitfelden zu den Söhnen des Hallstein, Sigvat und Snorri. Sag' ihnen, sie sollen sogleich zu mir kommen mit allen Waffenfähigkeiten, die bei ihnen sind.«

»far þú hart suðr á Víðuvöllu eptir Hallsteinssonum, Sigvati ok Snorra. Bið þá skjótt til mína koma með þá menn, sem þar eru vápnfærir.«

Daß das Vorbild der Textvorlage für die Einführung der Stabreime in die Übersetzung keine allzu große Bedeutung hat, illustriert ein Aufsatz Neckels, in dem er die Verdienste Leopold Webers um die »Erneuerungen[en] altgermanischer Stoffe« würdigt. Im Zusammenhang mit Webers Nachdichtung der Njáls saga heißt es dort:

Die kernige Sprache schmückt sich, unbekümmert – mit Recht – um die Stileigenheit des Urtextes, mit Stabreimen wie »das Meinen der Menschen«, »wandeln will sich die Welt«, »wenn je diese Wunde verwächst«; [...]⁴²

Die Alliterationen sind, wenn Neckels Auslassungen zutreffen, das wichtigste Stilmerkmal der Weberschen Bearbeitungen, und Neckel gibt zahlreiche von ihnen mit sichtlichem Vergnügen wieder:

Stabende Formeln, die in diesem Bande begegnen, sind: »Unser mit Haut und Haar seid ihr so!« [. . .]; »rettet Leute und Land« [. . .]; eine stabreimende Verbindung steht auch Seite 37: »aus Kammern, Küche, und Keller rennt das Gesinde«. [. . .] Ihr nach schwirre schimmernd ein Schild aus dem Schaum« ist eine mit Stabreim geschmückte Szene aus dem unmittelbar anschließenden, wie der kleine Hagen in den Besitz von Schild und Eisenhut kommt. [. . .] *Stabreimend und dadurch eindrucksvoll* ist auf Seite 14 von »Reden und Raunen« die Rede usw.⁴³

Wie abschließend nochmals hervorgehoben werden soll, treten im Vergleich der Übersetzung mit ihrer Vorlage diejenigen Textmerkmale her-

42 Leopold Webers Erneuerungen altgermanischer Stoffe. In: ZfdB 12, 1936, S. 103.

43 Ebd. S. 105; von Neckel sind die fett gedruckten Hervorhebungen, Kursivierungen stammen von mir (J.Z.).

vor, die das Interesse des Übersetzers an eben diesem Text begründen. Es sind dies einmal diejenigen ausgangssprachlichen Stilmittel, die – auf der Grundlage des germanistischen Forschungsstandes – als Hinweise auf eine vorchristlich-germanische Herkunft der Saga gedeutet werden konnten, wie Stabreime, alliterierende Zwillingsformeln und Rechtswörter. Zum anderen bewahrt (und verstärkt) die Übersetzung vor allem im Bereich der Syntax solche Stilzüge der Vorlage, die auf mündliches Erzählen schließen lassen. Ihre Nachahmung durch die Übersetzung wurde bisher als ein Mittel zur Evozierung eines bestimmten stilistischen Eindrucks interpretiert. Es stellt sich indessen darüber hinaus die Frage, inwiefern Neckel mit seinen stilistischen Mitteln in die Struktur des ausgangssprachlichen Textes eingreift, d.h. an welchen Stellen er dessen Aussage erkennbar modifiziert. Dies soll im folgenden anhand der Charakterisierung der Protagonisten Hrafinkel und Sam diskutiert werden.

2.1.2.3 Die Gegenspieler Hrafinkel/Hrafnkell und Sam/Sámr

Der altisländische Text charakterisiert die beiden Gegenspieler in zwei parallelen, stilistisch deutlich aufeinander bezogenen Sätzen:

[3.4] Við þetta var lengt nafn hans [Hrafnkels] ok kallaðr Freysgoði *ok var ójaþnaðarmaðr mikill en mentr vel.*

[4.10] Sámr var uppinqðoslumaðr mikill *ok lögkænn*, en Eyvindr gørðiz farmaðr ok fór utan til Nóregs ok var þar um vetrinn.

Diese Parallelen wird dadurch unterstrichen, daß beide, Hrafnkell und Sámr, je einmal als *yfirmaðr* bezeichnet werden:

[3.3] Hrafnkell bygði allan dalinn ok gaf mónum land, en vildi þó vera *yfirmaðr* þeira ok tók goðorð yfir þeim.

[34.23] Sámr býz til at vera *yfirmaðr* þeira í stað Hrafnkels.

Obwohl es durchaus möglich wäre, gibt die Übersetzung beide Parallelen nicht wieder. Als Entsprechung für das Epitheton *mikill* wählt Neckel einmal – zur Charakterisierung Hrafnkels – das Adjektiv *groß* mit seiner verstärkenden Bedeutung, im anderen Falle aber – zur Charakterisierung Sams – greift er auf die abschwächende und darüber hinaus umgangssprachlich wirkende Wendung *etwas wie* zurück (s.o., S. 179). Während das Epitheton *groß*, dessen verstärkende Funktion

sich eher auf den zweiten Teil des Kompositums, *-mensch*, bezieht als auf den ersten, dazu beträgt, eine mögliche kritische Konnotation des Wortglieds *Gewalt-* auszuschließen, verhilft die Situierung des Ausdrucks *Händelsucher* im linguistischen *pattern* der Umgangssprachlichkeit Neckel dazu, jegliche positive Konnotation dieser Charakterisierung Sams von vornherein auszublenden. Noch im gleichen Satz allerdings wendet Neckel auch auf ihn eine an einen Rechtsterminus erinnernde alliterierende Wendung an und bezeichnet ihn als *guten Gesetzeskenner*. Dies übersetzt das altländische Adjektiv *lögkænn*. Es wird in der Vorlage nur noch ein weiteres Mal verwendet und zwar in der Rede des Þorbjörn, als dieser Sámr dafür beschimpft, daß er die Klage gegen Hrafnkell so zögerlich übernimmt:

[14.15] Thorbjörn antwortete: »Ich will dir sagen, warum ihr Jungen nicht in die Höhe kommt: ihr seid zu leicht eingeschüchtert! Ich glaube, niemand hat eine so windige Verwandtschaft wie ich. Wenig anständig kommen mir solche Leute vor wie du, der du dich für einen *Rechtspraktikus* hältst und auf *kleine Händel* versessen bist, diese Sache aber nicht angefreien willst, die so sonnenklar ist.«

Þorbjörn svarar: »Því verðr engi uppreist yðar ungra manna, at yðr vex alt í augu; hygg ek, at engi maðr muni eiga jafnmikil auðvirdi at frændum sem ek; sýniz mér slíkum mónum illa farit sem þér, er þykkiz *lögkænn* vera ok ert gjarn á smásakir, en vilt eigi taka við þessu máli, er svá er brýnt; [. . .]«

Neckel interpretiert das zweimalige Auftreten von *lögkænn* als bewußt konstruierten Bezug der beiden Stellen aufeinander, denn er lässt Thorbjörn die Charakteristik Sams wiederholen, allerdings sehr kritisch und ironisch. Aus dem *guten Gesetzeskenner* wird bei ihm ein *Rechtspraktikus*, und der *Händelsucher* erscheint wieder in der ironischen Wendung *auf kleine Händel versessen sein*.

Auch Hrafnkels Charakterisierung durch den Ausdruck *ójafnaðr* erscheint an einer weiteren Stelle der Saga, und Neckel wählt hier ebenfalls eine andere Übersetzung als beim ersten Mal:

[27.18] Viele waren mit dem Ablauf der Sache wohl zufrieden, daß Hrafnkel einmal blamiert war; sie dachten daran, wie manchem er *zu nahe getreten* war.

Mórgum mónum þykkir vel, þó at þann veg hafi at boriz, at Hrafnkell hafi hneykju farit, ok minnáz nú, at hann hefir mórgum ójafnað sýnt.

Er übersetzt hier mit einem Euphemismus, der das Rechtswort *ójafnaðr* nicht als ein solches wiedergibt und nimmt die Übersetzung mit *Gewalt-* nicht wieder auf. Die Beobachtung, daß identische ausgangssprachliche Lexeme unterschiedlich übersetzt werden, ist darum aufschlußreich, weil sich in ihr andeutet, daß Neckels Charakterisierung der Figuren Hrafnkels und Sams gegenüber der Vorlage leicht verschoben ist, und zwar in gegenläufiger Richtung: Die Interpretation der Charakterisierung Hrafnkels ist euphemistisch, während diejenige Sams einen kritischen, leicht negativen Unterton erhält.

Die unterschiedlichen Übersetzungen des altisländischen *yfirmaðr* bestätigen diesen Verdacht (s.o., S. 183f):

[3.1] Hrafnkel nahm das ganze Tal in Besitz und schenkte neuen Ansiedlern Ländereien, aber er wollte ihr *Häuptling* sein und machte sich zu ihrem Goden.

Hrafnkell bygði allan dalinn ok gaf mōnum land, en vildi þó vera *yfirmaðr* þeira ok tók goðorð yfir þeim.

[34.20] Auf Adelfarm wurde Sam Hrafnkels Nachfolger. Bald richtete er ein stattliches Gastmahl aus und lud dazu alle, die des vorigen Goden Thingleute gewesen waren. Er erbat sich, an Hrafnkels Statt ihr *Vormann* zu sein. Die Leute sagten ja dazu, dachten aber doch noch verschieden darüber.

Sámr setti bú á Aðalbóli eptir Hrafnkel ok síðan efnir hann veizlu virðuliga ok býr til óllum þeim, sem verit hofðu þingmenn hans. Sámr býr til at vera *yfirmaðr* þeira í stað Hrafnkels. Menn játuðuz undir þat ok hugðu þó enn misjafnt til.

Dem im Falle Hrafnkels für *yfirmaðr* gewählten Ausdruck *Häuptling*, den die Übersetzung als (oft verwendeten) Terminus zur Bezeichnung einer bestimmten sozialen Position etabliert, steht im Falle Sams der gesuchte (und in der Übersetzung nur einmal verwendete) Begriff *Vormann* gegenüber. Dieser gibt zwar dem Machtanspruch Sams gegenüber den Thingleuten Ausdruck, deutet aber gleichzeitig an, daß für ihn – im Gegensatz zu demjenigen Hrafnkels – innerhalb der sozialen Hierarchie kein rechtmäßiger Platz existiert. Dies wird durch den Kontext um so mehr unterstrichen, als Neckel hier für das auf Hrafnkell bezogene Pronomen *hans* der Vorlage die Wendung *des vorigen Goden* einsetzt, so daß – anders als im altisländischen Text – in einem Satz die Machtstellung Sams als »Nachfolger« Hrafnkels mit der von Hrafnkel verlorenen Position konfrontiert wird: Es zeigt sich, daß Sam in der Inter-

pretation Neckels die Machtstellung Hrafnkels nicht erreicht. Während Neckel Hrafnkels Streben nach einer Stellung als *yfirmaðr* in der Übersetzung durch die Wiedergabe mit *Häuptling* quasi zu einem legitimen Begehren erklärt, bleibt Sams Angebot, die Vorherrschaft zu übernehmen, durch die unspezifische Bezeichnung *Vormann* von vornherein außerhalb der gesellschaftlichen Institutionen, denn deren führende Ämter bezeichnet die Übersetzung mit den Begriffen *Häuptling* und *Gode*¹. Es läßt sich also nachweisen, daß sie dazu tendiert, den Abstand zwischen den gesellschaftlichen Positionen Hrafnkels und Sams gegenüber der Vorlage zu vergrößern.² Das demonstriert vor allem der folgende, im Zusammenhang mit der Mendelssohnschen Übersetzung (s.o., S. 151) schon einmal zitierte Satz [15.15]:

Der [Hrafnkel] hörte davon und fand es lächerlich, daß *ein Mann wie Sam* sich auf einen Prozeß einließ gegen *einen Mann wie er*.

Hrafnkell spyrr þetta ok þótti hlægiligt, er Sámr hefir tekit mál á hendr honum.

Für die Einführung der Vergleiche *ein Mann wie/gegen einen Mann wie* bietet der altisländische Text keine Veranlassung. Erklärbar wird sie indes im Kontext der oben aufgestellten These als ein impliziter Hinweis auf die Machtstellung Hrafnkels. Diese unterstreicht Neckel darüber hinaus durch die von der Vorlage her nicht zu begründende Verwendung des Wortes *Herr* im folgenden Fall:

[10.13] Einar hatte gerade neues Vieh in die Hürden getrieben. Er lag über den Zaun und zählte die Schafe, und die Frauen saßen beim Melken. Alle grüßten *den Herrn*.

Pá hafði Einar nýrekit fé í kvíar. Hann lá á kvíagarðinum ok taldi fé, en konur váru at mjólka. Þau heilsuðu honum.

Ein dem neuhochdeutschen *Herr* entsprechendes altisländisches Wort (etwa *dróttinn* o.ä.) weist die Textvorlage an keiner Stelle auf, so daß die Übersetzungslösung eindeutig durch außerhalb des Textes selbst liegende Interessen motiviert sein muß. Dies bestätigen weitere, freilich nicht ganz so offensichtliche fakultative Verschiebungen, die im Zusammenhang mit der Machtstellung oder dem Charakter Hrafnkels stehen; z.B.:

1 Im Fall Hrafnkels außerdem mit *Freysgode* und *Freyspriester*.

2 In diesem Kontext erklärt sich auch die S. 156, Anm. 7, zit. Verschiebung in [32.9].

[34.5] Solange das Gehöft im Bau war, legte er [Hrafinkel] *selbst* mit Hand an.

Hrafnkell gekk mjók at verkum, meðan bær var í smíði.

Auch der Zynismus seiner Äußerungen, der – wie der Vergleich mit der Übersetzung Mendelssohns ergab – durch Euphemismen hervorgerufen wird (s.o., S. 150), findet in diesem Kontext seine Erklärung:

[11.21] »Und doch ist mir so, als hätte ich schon an bessere Stellen getroffen als diesmal. Kurz, ich will sehen lassen, daß ich mit dieser meiner Tat weniger zufrieden bin als mit andern der Art: ich will deinen Hof ausrüsten mit Milchvieh im Sommer und mit Fleisch im Herbst; und das will ich Jahr für Jahr tun, solange du wirtschaften magst.«

»en þó læt ek svá, sem mér þykki þetta verk mitt i verra lagi víga þeira, er ek hefi unnit; [...] mun ek þat nú sýna, at mér þykkir þetta verk mitt verra en ónnur þau, er ek hefi unnit; ek vil byrgja bú þitt með málnytu í sumar, en slátrum í haust; svá vil ek gera við þik hvert misseri, meðan þú vilt búa.«

Auch hier verzichtet der Übersetzer (wie oben, S. 190, an einem anderen Beispiel beschrieben) zugunsten einer idiomatischen deutschen Wendung (*an bessere Stellen treffen*) auf die Wiedergabe eines Parallelismus des altsländischen Textes. Zudem umgeht er mit dieser Wendung und der ebenfalls euphemistischen Formulierung *weniger zufrieden* das durch die Wiederholung hervorgehobene *verra* (*schlimmer*) der Vorlage. In der Übersetzung entsteht so der Eindruck, Hrafinkel verharmlose seine Tat. Daß darüber hinaus auch die Erzählerinstanz sein Verhalten billigt, bringt Neckel durch einen anderen Euphemismus zum Ausdruck, indem er *víg* (*Totschlag*) des öfteren mit *Fall* (z.B.: [11.13], [13.23]) übersetzt. Die Übersetzung von *ek mun sýna* und *at sá maðr sé vel dýrr* durch die Wendungen *ich will sehen lassen* [11.29] und *ich lasse mir den Einar etwas kosten* [12.16], die soziales Ansehen konnotieren (vgl. o., S. 150), fügen sich in diesen Zusammenhang ein, denn Neckel läßt Hrafinkel so sein Angebot an Thorbjörn indirekt weniger als Zeichen seiner Reue denn als Ausdruck seines Reichtums und seiner Macht begründen.

Der Kontext dieser in der gesamten Übersetzung nachzuweisenden Tendenz legt denn auch die Konnotation des zur Bezeichnung Hrafinkels eingeführten Wortes *Herr* fest: Schon für Neckel und nicht erst in den Übersetzungen der dreißiger Jahre verkörpert Hrafinkel das Ideal des ›Herrenmenschen‹, so daß in der Übersetzung selbst implizit zum Ausdruck kommt, was Neckel explizit im Vorwort formuliert:

Er [Hrafnkel] bleibt der ideelle Mittelpunkt, wird mit Achtung und Verständnis überall begleitet, darf Tüchtigkeit und Energie entwickeln und wird mindestens einmal auch unserm menschlichen Mitgefühl nahe gebracht: wie er nach der schadenfrohen Mißhandlung um der Söhne willen das Leben wählt. Diese Szene ist bezeichnend für das subjektive Ethos der Geschichte. Hrafnkels elementare Herrennatur wird uns nicht vergönnt zu schauen. Einar erschlägt er mit halbem Herzen; der Erzähler entschuldigt ihn und läßt ihn später sich selbst halb und halb entschuldigen. Und über den Angriff auf Eyvind wird kunstvoll ein Schleier gezogen. Es muß uns genügen, daß uns gesagt wird: er war ein großer Gewaltmensch.³

Das Zitat bestätigt, was die Wiedergabe von *Aðalból* durch *Adelfarm* vermuten ließ (s.o., S. 175f): Die Übersetzung legitimiert Hrafnkels Machtstellung mit seiner »Natur«, d.h. mit seiner »adligen« Abkunft. Als *optional shift*, als Auswirkung einer impliziten Übersetzungsnorm, ist dies m.E. nun nicht mehr ausreichend zu erklären. Vielmehr legt die Tatsache, daß Neckel die Übersetzungslösung *Adelfarm* nachweisbar wider besseres Wissen findet, die Vermutung nahe, daß er den altisländischen Text an dieser Stelle bewußt umdeutet, um eine bestimmte Textinterpretation wahrscheinlich zu machen. Nach dieser ist Hrafnkel Angehöriger des von Neckel postulierten altisländischen »Bauernadels«⁴ und damit von Natur aus der Stärkere, Überlegene, den ein Sam nicht besiegen kann. Nur eine übernatürliche Macht vermag Sam einen ephemeren Triumph zu verschaffen, wie der beschriebene Subjektwechsel bei der Übersetzung des folgenden Satzes suggeriert (s.o., S. 162f.):

[10.28] Und jener Aberglaube, daß dem nie etwas Gutes blühe, der ein Gelübde bricht, der machte, daß er vom Pferd sprang, auf ihn zu, und ihm den Todesstreich versetzte.

En við þann átrúnað, at ekki verði at þeim mónum, er heitstrengingar fella á sik, þá hljóp hann af baki til hans ok hijó hann bana-hogg.

Denn dadurch wird Hrafnkels Totschlag an Einar, der die Ursache für Sams vorübergehenden Aufstieg ist, von der Übersetzung nicht als eine von Hrafnkel in freier Entscheidung und Verantwortung begangene Tat, sondern als eine von einer übernatürlichen Macht gelenkte Handlung motiviert. Nur durch sie kann die ›biologische‹, sich aus der Abstammung begründende soziale Hierarchie vorübergehend außer Kraft ge-

3 NECKEL 1913 (39) (Vorwort), S. xxvii.

4 NECKEL 1916 (512), S. 147.

setzt werden. Dies kommt u.a. in den zweideutigen Worten zum Ausdruck, die Thorgeir an den gedemütigten Hrafnkel richtet. Sie beziehen sich zum einen auf die physische Situation Hrafnkels, der von seinen Gegnern mit dem Kopf nach unten aufgehängt wurde, und zum anderen auf den Verlust seiner Machtposition:

[31.16] Da sagte Thorgeir: »*Nun bist du endlich in der Stellung, Hrafnkel, die du schon längst hättest einnehmen sollen.* Du hättest wohl kaum geglaubt, daß je von irgend einer Seite eine solche Schmach über dich kommen würde, wie jetzt hier zu sehen ist.«

Pá mælti Porgeirr: »*Svá er komit nú kosti yðrum, Hrafnkell, sem makligt er, ok mundi þér þykkja þetta ólifkligt, at þú myndir slika skómm fá af nökkurum manni, sem nú er orðit.*«⁵

Indem Neckel nämlich *fá* durch *über jmd. kommen* und *af nökkurum manni* mit *von irgendeiner Seite übersetzt*, bringt er auch hier eine unpersönliche Macht – und nicht etwa Sam oder Thorgeir – als verantwortlich für die ›Stellung‹ Hrafnkels ins Spiel. Der individuellen Handlungs- und Entscheidungsfreiheit sind – wie Sams Schicksal zeigt – in der Perspektive der Übersetzung »biologische« Grenzen gesetzt, indem sie die soziale Hierarchie als durch Abstammung determiniert und damit als statisch begreift: »Die praktische Lebensphilosophie« des Wikingers, heißt es,

fließt nicht aus Denken oder Lehre, sie sitzt im Blut und in den Muskeln. Manche sprachen es offen aus, daß sie auf diese Muskeln und auf ihre eigene ›Macht‹ mehr vertrauten als auf die Götter. Auch diese ›Macht‹ des Menschen ist etwas Göttliches, ein Geheimnis. Der eine hat es, und er ist sicher und übermütig; der andere hat es nicht, und er fügt sich darein, daß er überall vor dem Glücklicheren weichen muß.⁶

Nun ist auch in jüngerer Zeit davon die Rede gewesen, daß das eigentliche Thema der Hrafnkels saga »der Gegensatz von *hofðingjar* und *smámann*« sei:

5 Der ausgangssprachliche Text konstruiert auch hier eine Parallelle, indem er Hrafnkell beim Überfall auf Sámr fast die gleichen Worte sprechen läßt [45.8]: »Hrafnkell mælti þá: ›Nú er svá komit kosti þínú, Sámr, at þér mundi ólifkligt þykkja fyrir standu, at ek á nú vald á lífi þínu.« Auch diese Parallelle wird in der Übersetzung zurückgedrängt: »Da sprach Hrafnkel: ›Jetzt bist du in eine Lage gekommen, Sam, die du noch vor kurzem für unwahrscheinlich gehalten hättest. Dein Leben steht in meiner Hand.« An dieser Stelle nämlich interpretiert Neckel die ausgangssprachliche Formulierung als eindeutig, ohne jede Anspielung auf die soziale Stellung Sams.

6 NECKEL 1913 (39) (Vorwort), S. VII.

Sie will zeigen, wie sich ein echter Repräsentant der Häuptlingsklasse und wie sich die »kleinen Leute« verhalten und wozu es führt, wenn die kleinen Leute sich etwas anmaßen, was ihnen nicht zukommt. Es geht nicht um individuelle Ethik, um Hochmut und Läuterung, sondern um die Beschreibung einer politisch-sozialen Realität.⁷

Dabei liege es im Interesse des Sagaverfassers, den status quo dieser in zwei Klassen geteilten Gesellschaft zu rechtfertigen, denn er lasse Sámr scheitern, obwohl er ihn ausdrücklich als guten Goden bezeichnet, da ihm »das Zeug zum Häuptling, die selbstgewisse Art, Macht zu üben« fehle. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte es scheinen, als stimmten die Interpretationen Neckels und von Sees in diesem Punkt überein, da beide als Perspektive des Textes diejenige der Häuptlinge und als seine Tendenz die Erhaltung des sozialen status quo herausarbeiten. Aus ihren Folgerungen ergeben sich aber Unterschiede, die weit gravierender sind als diese Koinzidenz. Denn von See führt die Tendenz des Textes auf die politischen Interessen seines Verfassers zurück: »Vielleicht will der Autor sagen, daß die Grundlage dessen, was die isländische Gesellschaft seiner eigenen Gegenwart prägt, schon im heroic age der Isländer, in der Landnahmezeit, gelegt wurde: Häuptlingsherrschaft als Gesetz der isländischen Geschichte.⁸ Neckel hingegen begründet sie aus einer überzeitlichen, ›biologischen‹ oder – wie es in seiner Terminologie heißt – »anthropologischen« Gesetzmäßigkeit.

2.1.3 Die Hrafnkels saga – ein anthropologisches Lehrstück?

Bisher wurden – um die Überprüfbarkeit der Analysemethode zu gewährleisten – für Neckels Interpretation der Hrafnkels saga so gut wie ausschließlich Belege aus seiner Übersetzung angeführt. Neckel hat sich aber auch explizit über den Text geäußert, und zwar im Jahr 1933 in einem Vortrag über den *Wert des altnordischen Schrifttums für die Erkenntnis germanischen Wesens*⁹. Seine Textdeutung, wie sie sich aus der Übersetzung rekonstruieren ließ, hat sich in den dazwischen liegenden zwei Jahrzehnten nicht verändert. Sie findet in den Ausführun-

7 Klaus von SEE, *Die Hrafnkelsaga als Kunstdichtung*. In: *skandinavistik* 9, 1979; hier zit. n. ders., *Edda, Saga, Skaldendichtung*. Heidelberg 1981, S. 488.

8 Ebd., S. 495.

9 Publiziert in: *ZfDB* 9, 1933, S. 352-364.

gen des Vortrags ihre Bestätigung, aber auch ihre geistesgeschichtliche Einordnung. Er sei darum im folgenden ausführlich zitiert. Die Hrafnkels saga dient Neckel hier zur Illustration einer »Betrachtung über die altgermanische Überzeugung von der natürlichen Ungleichheit der Menschen und dem Wert der überlegenen Persönlichkeit«¹⁰. Diese nimmt ihren Ausgangspunkt in der Überlegung, daß die Vorstellung von »der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt [...] eine Kirchenlehre« sei, »deren sich später die französische Revolution bemächtigte mit dem Ergebnis, daß Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die tönenden Schlagworte der neuen Zeit wurden und in ihrem Gefolge demokratische Ideale und diesen entsprechende Einrichtungen sich verbreiteten.« Den vorchristlichen Germanen, »unseren ungetauften Vorfahren«, sei diese verfehlte, seit dem 18. Jahrhundert angeblich widerlegte Vorstellung fremd gewesen:

Wie vor wenigen Jahren Wilhelm Hiß in einer Berliner Rektoratsrede überzeugend ausführte im Einklang mit den Lehren der Rassentheoretiker, verhält es sich in Wirklichkeit sehr anders: es verhält sich etwa so, wie schon den alten Freiluftmenschen, Bauern und Viehzüchtern, kraft unbefangener Beobachtung geläufig war.

Und eben dies scheint ihm die Hrafnkels saga anschaulich darzustellen:

Wiederum sind die Isländer unsere Hauptzeugen; die altisländische Literatur stellt einen ausgezeichneten Lehrgang in der Anthropologie dar – so vor anderen Denkmälern die Geschichte von Hrafnkel dem Freysgoden. Dieser Hrafnkel ist [...] von Natur und kraft Abkunft ein glücklicher Mensch, dem der Erfolg schicksalsmäßig gesichert ist, und der auch nach Fehlschlägen und Demütigungen zwangsläufig wieder nach oben kommt. Schon sein Vater Hallfred erfreute sich der Fürsorge der übernatürlichen Mächte (der *landvættir*), und ähnlich ergeht es Hrafnkel, auch nachdem er unter dem Eindruck einer Unheilsbotschaft den Göttern, denen er einst eifrig opferte, aufgesagt hat. Es ist im Grunde eben doch seine überlegene Persönlichkeit, die den Ausschlag gibt und ihn über die Widersacher triumphieren läßt, die angeborene Anlage, die bewirkt, daß alle so sitzen und so stehen wollten, wie Hrafnkel saß und stand.

Hier wird die Tendenz des Textes nicht als politische Stellungnahme seines Verfassers verstanden und so historisch relativiert, sondern sie wird absolut gesetzt als Beweis dafür, daß die Entwicklung der Menschheit aus ihren biologischen Wurzeln determiniert ist. Diese – unhistori-

10 Ebd., S. 363.

sche – Interpretation ist aber nur darum schlüssig, weil Neckel die Saga, wie die Übersetzungsanalyse zeigt, als Volksdichtung versteht. Als solche ist sie gefeit gegen politische, ›subjektive‹ Inanspruchnahme und gilt von vornherein als objektive Darstellung der Wirklichkeit. Die Übersetzung vermittelt dies durch die Stilisierung der mündlichen Erzählweise. Diese ist zwar nicht frei von künstlerischem Gestaltungswillen, da auch sie Kunst, Volkskunst, ist, leugnet aber den Einfluß eines Künstlerindividuums: Ihre Stilmittel sind einfach und volkstümlich gehalten und ordnen sich dem Handlungsgang unter. Wie Neckel sich die Entstehung einer solchen volkstümlichen Literatur vorstellt, beschreibt er im Vorwort zum zwölften Band der *Sammlung Thule*, der seine Übersetzungen enthält:

Wir fühlen es oft den Texten an, wie der Erzähler vor der lauschenden Menge in heiliges Feuer geraten ist, das die Zuhörer hinreißt und ihn selbst mitreißt. Aber *ganz von selbst* fügt sich seine Phantasie den Zügen eines strengen Wirklichkeitssinnes, den sein Amt als Historiker ihm auferlegt. Er ergänzt, malt aus, getrieben von *Formbedürfnissen*, von denen er nicht hätte Rechenschaft geben können, und ohne zu merken, wie sich der Stoff unter seinen Händen umfärbt und verschiebt.¹¹

Die »Formbedürfnisse« dieses naiven Erzählers sind angeborene Eigenschaften, die sich unabhängig vom Willen ihres Trägers artikulieren, so daß dieser unbewußt der biologisch determinierten künstlerischen Disposition seines Volkes zum Ausdruck verhilft.

Dem Leser seiner Übersetzung vermittelt Neckel diese Vorstellung, indem er in den Text möglichst viele volkstümliche Elemente der zielsprachlichen Kultur und Literatur integriert. Selbst einfache Strukturmerkmale des altisländischen Textes wie etwa seine Parallelismen drängt er zurück, vor allem aber diejenigen Gattungsmerkmale, die zwar im ausgangssprachlichen, nicht aber im zielsprachlichen Literatursystem eine Rolle spielen. Auf diesem Wege verleiht er den beiden involvierten Kulturen in seiner Übersetzung eine gemeinsame ›germanische‹ Identität, die er, wie sich bei näherer Betrachtung seiner Vorstellung vom Wesen der Sprache herausstellt, als eine ›rassische‹ begreift. Eben der Umstand nämlich, daß er das Erzielen größtmöglicher idiomatischer Geläufigkeit in der Zielsprache zu einem seiner wichtigsten Übersetzungsprinzipien erhebt und dem Leser so ›Vertrautheit‹ mit der geschil-

11 NECKEL 1913 (39) (Vorwort), S. xvi; Hervorhebungen von mir, J.Z.

derten Kultur suggeriert, ist auf sein der Rassenideologie verhaftetes Verständnis der Sprache zurückzuführen.¹² So erklärt er in seinem Bändchen *Germanen und Kelten* (1929) in einem Kapitel, das *Allgemeines zur menschlichen Rassenkunde* enthält, daß die Sprache ein »Umweltfaktor« sei, »der ursprünglich den Angehörigen einer Rasse eigen war«. Zwar sei sie »von den umweltbedingten Eigenschaften [...] die peripherischste, äußerlichste«, das aber gelte »nur von ihrer lautlichen oder physiologischen Seite, nicht von ihrer inhaltlichen oder psychologischen«. Diese bilde eine »innere Sprache«, hinter der »rassehafte Faktoren« zu suchen seien: »[...] ihr Wortschatz, ihr Satzbau, ihre idiomatischen Stilwerte (die am reichsten in den Mundarten blühen) sind unabtrennbar von der spezifischen Geistigkeit des Volkstums und somit auch der Rasse oder der Rassen« (S. 128–129).

Die Idealisierung des Sagastils zum Prototyp einer urwüchsigen Volkssprache findet in Neckels Übersetzung genau dort ihre Grenze, wo sie ihn der deutschen Kultur fremd erscheinen lassen müßte. So steht hinter dem Übersetzungsprinzip der größtmöglichen zielsprachlichen Geläufigkeit, das sich in zahlreichen idiomatischen Wendungen niederschlägt, wohl weniger ein Streben nach Wirkungsäquivalenz. Vielmehr vollzieht Neckel mit diesem Übersetzungsprinzip sprachlich die Identifikation der rezipierenden mit der rezipierten Kultur, denn geläufige deutsche Wendungen erscheinen in der Übersetzung als die »idiomatischen Stilwerte« der altisländischen Saga: Die »spezifische Geistigkeit des Volkstums und somit auch der Rasse« ist – das suggeriert die Übersetzung – in beiden Kulturen dieselbe. Rechtswörter, alliterierende Zwillingsformeln und andere Stabreime, Litotes sowie die Einführung der Institution des Gefolgschaftswesens will er als Hinweis darauf gewertet wissen, daß ihr Ursprung in der vorchristlich-germanischen Kultur zu suchen sei.

Indem Neckel die *Hrafnkels saga* implizit (1913) und explizit (1933) in diesen heidnisch-germanischen Zusammenhang stellt, erweist sich sein Textverständnis als ideologisch. Denn der Prozeß der Sinnkonstitution, wie er sich in der je spezifischen Alterität einer Übersetzung manifestiert, offenbart sich hier in erster Linie als Projektion seines Gegenwartshorizontes: In dem Maße, in dem Neckel die kulturelle Alterität

12 Zum Einfluß der Rassenideologie auf die Sprachwissenschaft vgl. RÖMER 1989 (776); zu Neckel bes. S. 141.

seiner Übersetzung im zielsprachlichen Kontext zu leugnen bemüht ist, nimmt ihre Alterität im Verhältnis zur Textvorlage zu. Deren ›Appellstruktur‹ erscheint nämlich aufgrund der enormen zeitlichen Distanz vor allem durch Unbestimmtheitsstellen gekennzeichnet, die sich als ›Projektionsfläche‹ geradezu anbieten. So ist es – wie zu sehen war – mit relativ wenig Bearbeitungsaufwand möglich, aus der mittelalterlichen isländischen Saga einen im zwanzigsten Jahrhundert zu erbringenden Beweis für die politische Verwerflichkeit demokratischer Ideale zu machen. Dazu erscheint sie geeignet, weil sich die typischen Elemente des Germanenkisches, wie etwa die Vorstellung, ›der Germane‹ sei in größere Gemeinschaften wie ›Sippe‹ und ›Gefolgschaft‹ eingebunden gewesen, in sie hineinlesen lassen. Dies veranschaulicht exemplarisch die Analyse der Übersetzung. Im Zusammenhang mit der expliziten Interpretation des Textes bestätigt sich dann am Beispiel des Germanophilen Gustav Neckel auch die ›Zielrichtung‹ dieses Klisches, wie sie von See beschrieben hat. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts manifestiert sich in ihm die Ablehnung des ›Welschen‹, wozu aus der Sicht Neckels alles das zählt, was französisch, kirchlich und demokratisch ist. Der antithetische Aufbau dieses Klisches kommt in seinem Vortrag sehr deutlich in dem Gegensatz zum Ausdruck, den er zwischen den demokratischen Idealen der Französischen Revolution zugrundeliegenden ›Kirchenlehre‹ auf der einen und dem ›kraft unbefangener Beobachtung‹ gewonnenen Weltbild ›der alten Freiluftmenschen‹ auf der anderen Seite konstruiert. Daraus spricht zum einen die Feindschaft gegenüber dem politischen Gegner Frankreich und zum anderen die Abwehr gegen liberalisierende Bestrebungen in der eigenen Gesellschaft, indem die Demokratie zu einer dem Germanen wesensfremden Gesellschaftsform erklärt wird. Mit der Hrafnkels saga lässt sich dies darum ›belegen‹, weil diese zuvor als literarisches Dokument für den die Menschheitsgeschichte prägenden ›Kampf ums Dasein‹ interpretiert wurde¹³ – dem Vortrag fehlt der Hinweis auf die eigene Übersetzung selbstverständlich nicht.

Ein Text wie Gustav Neckels Übersetzung der Hrafnkels saga übernimmt in dem Maß politische Funktion, in dem er zur Festigung des Germanenmythos beiträgt. Daß der *Sammlung Thule* diese Aufgabe

13 Dies erklärt im übrigen auch die Übersetzung des Sprichworts *sá er svinnr er sik kann mit stark ist, wer sich nicht stärker dünkt, als er ist*.

zugedacht war, mutmaßte schon einer ihrer ersten Kritiker, der bereits zitierte Herrmann Schneider:

die breite masse des lesepublikums soll hier gewonnen werden, und zu diesem zweck erscheint die isländische litteratur, vor allem die saga, als die kräftige, würzige bauernkost, durch deren genuss die erschlafften mägen des modernen publicums wider [sic] gesunden sollen. [. . .] Island erscheint dabei in hellster verklärung [. . .] als das nordische Hellas, und dem leser wird versprochen, er werde da die blonde bestie Nietzsches bei der arbeit sehen. [. . .] und so wird alles nach tunlichkeit popularisiert und geglättet.¹⁴

Die Übersetzung Neckels bestätigt Schneiders Verdacht, dieses Unternehmen diene weniger der philologisch genauen Übertragung der *Alt-nordischen Dichtung und Prosa*, wie es im Untertitel heißt, als vielmehr der Popularisierung des Germanenmythos. Daß dies politische Implikationen hatte, bemerkten und kritisierten bereits manche der zeitgenössischen Rezipienten. So z.B. Eugen Mogk, der in seiner Rezension des zweiten von Neckel (in Zusammenarbeit mit Felix Niedner) übersetzten *Thule*-Bandes, *Die jüngere Edda mit dem sogenannten ersten grammatischen Traktat*¹⁵, Neckels »phantastische[r] Auffassung von dem urgermanischen Wodan« widerspricht: »Das ist der Wodan der Hakenkreuzler, aber nicht der, den eine geschichtliche Auffassung der Quellen ergibt. Unter diesen wird wohl auch Neckels Übersetzung großen Anklang finden.«¹⁶ Dabei bezieht er sich allerdings ausdrücklich auf explizite Äußerungen in der Einleitung und in den Anmerkungen. Übersetzungen hingegen bringen die ideologische Disposition des Übersetzers mit viel subtileren Mitteln – in der Regel von den Rezessenten unbemerkt – zum Ausdruck. Dies läßt vermuten, daß ihre manipulierende Wirkung größer ist als diejenige auf einer Metaebene argumentierender Texte. So hat wohl auch Neckels *Geschichte vom Freyspriester Hrafinkel* zu den offen rassistischen Interpretationen der Saga in den dreißiger und vierziger Jahren nicht unerheblich beigetragen. Es ist ja bezeichnend, daß Neckel selbst seine Deutung von 1913 im Jahr 1933 offenbar ohne wesentliche Veränderungen beibehalten konnte, da sie den im Mittelpunkt des Interesses dieser Zeit stehenden rassenideologischen Aspekt implizit enthält. Die nachfolgenden Übersetzer Baetke

14 SCHNEIDER 1913 (359), S. 213.

15 Jena 1925 (= Thule 20).

16 ZfBfr N.F. 19, 1927, Sp. 81.

(1934), Wenz (1935), Weber (1936) und Schubert (1942) äußern sich dazu in ihren Vorworten dann auch in aller Offenheit. Hier ist von der »Auslese der stolzesten, kühnsten, hartnäckigsten und abenteuerlustigsten Gesellen«¹⁷ auf Island die Rede, von den Aufschlüssen, die die Saga »über die nordische Rassenseele«¹⁸ gebe, und vor allem immer wieder von ihrer »Herrenethik«¹⁹ und dem »Herrentum«²⁰ Hrafnkels. Auch Baetkes im Vorwort zur Übersetzung der Hrafnkels saga aufgestellte Behauptung, die »Isländersaga« sei »eine Dichtung, die nicht in einer literarischen Tradition, sondern wirklich in Blut und Boden verwurzelt ist«²¹, ist in Neckels Begriff von der »inneren Sprache« als dem Ausdruck des Wesens der »Rasse« vorgeprägt.

Angesichts dessen kann es nur als ein Zeichen der Ignoranz verstanden werden, daß Neckels Übersetzung in den Jahren 1958, 1964, 1978 und 1987 unveränderte Nachdrucke erfahren hat.²² Ihr Einfluß ist selbst noch in der Übersetzung Ingrid Wittkowskis zu spüren, vermittelt allerdings durch die Übersetzung Baetkes, dessen Orientierung an der Übersetzung Neckels im Übersetzungsvergleich deutlich wird. Insofern ist, was die Hrafnkels saga betrifft, Heiko Uecker zu korrigieren, der auf die Nähe von Wittkowskis Übersetzung der Austfiröinga sogur zu derjenigen Neckels im zwölften Thule-Band aufmerksam macht. Auch ihm entgeht im übrigen die ideologische Färbung der Neckelschen Übertragung, wenn er erklärt, daß man die (vermeintliche) Anlehnung Wittkowskis an Neckels Übersetzung »durch deren nun schon über sechzig Jahre währende Anziehungskraft gerechtfertigt finden mag«.²³

Es ist offensichtlich das statische Gesellschaftsbild der Saga, ihre Rechtfertigung des sozialen status quo, die sie für die Popularisierung einer regressiven, politisch reaktionären Ideologie geeignet erscheinen läßt. Dies ist aus heutiger Sicht insofern verwunderlich, als die Tot-

17 WEBER 1936 (52), S. 5.

18 WENZ 1935 (51), S. 4.

19 BAETKE 1938 (50), S. 9.

20 WENZ 1935 (51), S. 3.

21 BAETKE 1938 (50), S. 14.

22 WEISSKIRCHEN 1958 (43); *Thule*, Neuauflage 1964 (44); *Thule. Isländische Sagas* 1978 (45), Bd. 1, S. 345-74; DIEDERICHS 1987 (46).

23 Heiko UECKER (Rez.), *Die Leute aus den Ostfjorden. Altisländische Erzählungen. (Aus dem Altisländ. von Ingrid Pak. Hrg. von Ingrid Pak)*, Leipzig 1973. In: *Germanistik* 16, 1975, S. 849 (Die erste Auflage des Bandes veröffentlichte die Übersetzerin unter anderem Namen). Hervorhebung von mir, J.Z.

schläge an Unschuldigen und die Folterszene der Hrafnkels saga diesem Zweck entgegenzustehen scheinen. So erscheint es denn auch Baetke notwendig, »zur Ehre der heidnischen Isländer« in seinem Vorwort darauf hinzuweisen, »daß eine solche Grausamkeit« wie die Mißhandlung Hrafnkels »in den Sagas, die in der Heidenzeit spielen, eine seltene Ausnahme bildet«²⁴. Bei Wenz erscheint die Szene leicht gekürzt²⁵, und Neckel möchte Sam »von dieser Grausamkeit entlastet« wissen: »Hier ragt ein Stück Wirklichkeit wie eine scharfe Klippe in die Dichtung hinein.«²⁶ Ganz anders verhält es sich mit der in den Íslendingasögur so oft geschilderten Blutrache. Sie ist aus der Sicht der Germanophilen konstituierender Bestandteil der ›altgermanischen‹ Ethik und zählt so zu den wesensgemäßen Tugenden der ›germanischen Rasse‹. Unter diesem Aspekt konnte beispielsweise die Übersetzung der Hávarðar saga Ísfirðings 1938 für Baetke zum Anlaß für antisemitische Äußerungen werden. Er definiert im Vorwort die »germanische Rache« als Antithese der »jüdischen Wiedervergeltung«: »während die jüdische Rache der Ausfluß einer berechnenden Moral« sei, entspringe »die Rache des Germanen dem Gebot der Selbstbehauptung«²⁷.

Auch schon Neckel gilt die Blutrache, wie aus der Einleitung zu seinem Bändchen *Germanisches Heldenatum*²⁸ hervorgeht, als echt germanisch. Und als solche dient sie ihm in dieser 1915 als »Feldpost«-Exemplar herausgegebenen Textsammlung als Legitimation für den Weltkrieg und als Beweis für die kriegerische Überlegenheit der deutschen Soldaten. Die Einleitung enthält sämtliche Klischees des Germanenmythos in seiner üblichen antithetischen Gestalt. Er richtet sich gegen das Römisch-Romanisch-Französisch-Christliche²⁹, das in dem Maße abgewertet wird, wie es der Aufwertung der eigenen ethnischen Identität dient. Diese Aufwertung vollzieht sich in der Widerlegung des Barbaren-Vorwurfs gegen die Germanen (»Die Vandalen waren harmlose Leute, verglichen mit den Sansculotten!« (S.8)), dessen einzelne Bestandteile in positive Eigenschaften umgedeutet werden, um sodann den typisch

24 BAETKE 1938 (50), S. 10.

25 WENZ 1935 (51), S. 26–27.

26 NECKEL 1913 (39) (Vorwort), S. XXVIII.

27 *Havards Rache*. Hamburg 1938 (= Bauern und Helden. Schulausgabe 6), S. 5–6.

28 NECKEL 1915 (219); s.o., S. 32.

29 Insofern ist von See zu korrigieren, wenn er vermutet, erst das Ende des Ersten Weltkrieges habe Neckel »in Opposition zur romanisch-christlichen Kultur« gebracht. Vgl. VON SEE 1983 (792), S. 20.

germanischen Helden, identifiziert mit dem deutschen Soldaten, zu ziehen. Zu den Stereotypen des Barbaren-Klischees gehört der Vorwurf der Blutgier, der von Neckel unter Berufung auf die altisländische Literatur, die »klassischen Urkunden des alten Germanentums« (S. 20), umgedrängt wird in eine der hervorragendsten Eigenschaften des germanischen Helden: »Was man im Auge hat, wenn man von der ›Blutgier‹ der Germanen redet, das ist in Wirklichkeit das Edelste im freien Manne gewesen: das Bedürfnis und die Pflicht, seinen Ehrenschild rein zu halten und dabei jederzeit das Leben in die Schanze zu schlagen.« (S.10) Angesichts des Krieges nun ruft er zur Rückbesinnung auf diese germanische »Kriegermoral« auf, die neben dem verinnerlichten christlichen Verbot des Tötens noch lebendig sei, eine heidnische »Lebensstimmung, die meint, das Leben sei der Güter höchstes nicht, also auch nicht das Leben des andern«. Sie existiere vor allem noch in Familien mit »adelig-militärischer« Tradition, so daß eine »doppelte Ethik« das deutsche Volk präge: »Wir Deutsche wollen ein Volk sein. Erkenne also jeder von uns diese doppelte Ethik an, bejahe er sie aus vollem Herzen: seien wir im Frieden arbeitende, friedliche Bürger; verstehen wir aber im Krieg Krieger zu sein!« (S.14) Der Krieg erscheint hier im Gegensatz zum »faulen Frieden« (S. 16) als die wesensmäßige Bestimmung des Germanen, die, nach dem Zeugnis der altisländischen Quellen, geprägt sei von »reine[m] Heldenmut«. Dieser sei, anders als zu Neckels Zeit, »unabhängig von Erfolgen und Interessen«, so daß die meisten von den heidnischen Germanen verehrten Helden »einfach große Männer« gewesen seien. Deren »Lebensbeleuchtung« schilderten die »realistischen, geschichtlichen Erzählungen der Isländer«, die auch »den innersten Nerv des alten Seelenlebens« offenbarten: das »Ideal der Selbstbehauptung um jeden Preis, der Tapferkeit bis in den Tod« (S. 21–23).

Nun ist aber die politische Tragweite dieser Publikation erst dann vollständig zu ermessen, wenn auch ihr historischer Kontext genauer untersucht wird. Die vehemente Barbaren-Apologie Neckels hat ihren Grund nämlich in den politischen Ereignissen von 1914, als das Ausland wegen des (völkerrechtswidrigen) Überfalls auf das neutrale Belgien den »deutschen Militarismus« heftig attackierte. Er sei das Symptom einer Zweiteilung Deutschlands, das aus dem Land Goethes auf der einen und dem Bismarcks auf der anderen Seite bestehe. Eine zeitliche Scheidelinie glaubte man 1870 ausmachen zu können, eine geographische vermutete man zwischen dem liberaleren Süden und dem ver-

preußischen Rest Deutschlands. Gegen diese These nun wehrten sich mit aller Entschiedenheit die deutschen Professoren, indem sie mit mehreren Aufrufen an die Öffentlichkeit gingen.³⁰ Die am 16. Oktober 1914 veröffentlichte *Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches*, aus der das nachfolgende Zitat entnommen ist, wurde von fast allen Hochschullehrern des Reiches mit über 4000 Namen unterzeichnet³¹:

Wir Lehrer an Deutschlands Universitäten und Hochschulen dienen der Wissenschaft und treiben ein Werk des Friedens. Aber es erfüllt uns mit Entrüstung, daß die Feinde Deutschlands, England an der Spitze, angeblich zu unseren Gunsten einen Gegensatz machen wollen zwischen dem Geiste der deutschen Wissenschaft und dem, was sie den preußischen Militarismus nennen. In dem deutschen Heere ist kein anderer Geist als in dem deutschen Volke, denn beide sind eins und wir gehören auch dazu.³²

Der *Erklärung* vorausgegangen war am 4. Oktober 1914 der Aufruf *An die Kulturwelt!*, in dem sich 93 deutsche Hochschullehrer zum »Militarismus« bekannt hatten:

Es ist nicht wahr, daß der Kampf gegen unseren sogenannten Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur ist, wie unsere Feinde heuchlerisch vorgeben. Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Zu ihrem Schutz ist er aus ihr hervorgegangen in einem Lande, das jahrhundertelang von Raubzügen heimgesucht wurde wie kein zweites. *Deutsches Heer und deutsches Volk sind eins*. Dieses Bewußtsein verbrüdert heute 70 Millionen Deutsche ohne Unterschied der Bildung, des Standes und der Partei.³³

»Mit unserem Namen und mit unserer Ehre« standen die Unterzeichner für die Identifikation von Kriegsmoral und Kultur – und das heißt in diesem Zusammenhang letzten Endes von ‚Militarismus‘ und Wissenschaft – ein. So ist es kaum erstaunlich, daß der *Aufruf der 93* im Ausland, besonders in den USA, »von seinem Erscheinen an [...] als das Symbol des Mißbrauchs wissenschaftlicher Autorität zur Verteidigung politischen Unrechts, als Symbol des Abdankens der Wissenschaft vor

30 Ausführlich hierzu: VOM BROCKE 1985 (666), der Genese und Urheberschaft der Gelehrtenmanifeste rekonstruiert, ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung in Deutschland und auf den Ruf der deutschen Wissenschaft im Ausland untersucht.

31 VOM BROCKE 1985 (666), S. 651.

32 *Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches* (16.10.1914). Nachgedruckt in: BÖHME 1975 (446), S. 49. Dazu vgl. vor allem SCHWABE 1969 (783), S. 23f.

33 BÖHME 1975 (446), S. 48.

der politischen Macht schlechthin«³⁴ galt. Er ist nur ein Beispiel unter vielen, mit denen sich demonstrieren läßt, wie sehr die deutschen Hochschullehrer in die ›geistige Kriegsführung‹ eingespannt waren. Ein weiterer Beleg ist die »Feldpost«-Ausgabe des Germanisten Neckel, der als Professor wie die Unterzeichner der Gelehrtenmanifeste zu einer in besonderem Maße »staatstragenden und staatstreuen«³⁵ Schicht der wilhelminischen Gesellschaft gehörte. Wie sie ließ er sich verführen, seine Geltung als Wissenschaftler in den Dienst der Politik und der Kriegsführung zu stellen. Bis in Wortwahl und Formulierung hinein ist diese Parallele zu erkennen, wenn es in der *Erklärung* heißt:

Unser Glaube ist, daß für die ganze Kultur Europas das Heil an dem Siege hängt, den der deutsche ›Militarismus‹ erkämpfen wird, die Manneszucht, die Treue, der Opfermut des einträglichen freien Volkes.³⁶

Und Neckel schreibt:

Die Stunde gehört dem Heldensinn, dem Opfermut, der Treue – den altwärmlichen, den germanischen Tugenden. In ihrem Zeichen werden wir siegen.³⁷

Instruktiver als diese möglicherweise eher zufällige Übereinstimmung ist indessen die Beobachtung einer fast vollständigen Analogie im Aufbau der Argumentation in den *Aufrufen* und bei Neckel. In allen drei Texten geht es um die apologetische Umdeutung des durch die Repressalien gegen die belgische Bevölkerung provozierten Militarismus-Vorwurfs in eine heldische Gesinnung, die von vornherein die bessere Moral auf ihrer Seite habe. Nur Neckel freilich nimmt hierfür die Germanen in Anspruch, indem er beweisen will, daß die als »Barbaren« apostrophierten Vorfahren der Deutschen bei »richtiger« Betrachtung eigentlich »Helden« gewesen seien. In seiner an ein sehr gemischtes Publikum – Soldaten im Feld – gerichteten Schrift dient die Berufung auf die Geschichte der Legitimation der Kriegsführung, aber auch der Veranschaulichung seines Gedankengangs durch Episoden und Anekdoten aus den Germanenkriegen. Und schließlich mag Neckel auch auf die erbauliche Wirkung der Literatur vertraut haben, durch die der diskursive Charakter seines Vorwortes verdeckt und das Ziel der politischen Indoktrination verschleiert werden sollte.

34 VOM BROCKE 1985 (666), S. 681.

35 SCHWABE 1969 (783), S. 188.

36 BÖHME 1975 (446), S. 50.

37 NECKEL 1915 (219), S. 16.

Was Neckel hier zur Verharmlosung des Krieges und des Tötens politisch instrumentalisiert, deutet sich in der zwei Jahre früher erschienenen Übersetzung der Hrafnkels saga bereits an: ein biologistisch und sozialdarwinistisch interpretiertes Gesellschaftsbild, in dem politisch oder sozial motivierte Auseinandersetzungen auf »anthropologische« Gesetzmäßigkeiten zurückgeführt werden und somit von vornherein nach dem Recht des Stärkeren, des zum »Häuptling« geborenen Hrafnkel, entschieden sind. Von hier aus ist der Weg zu der ›Nordrasse‹, die ihren Gegnern per definitionem überlegen ist, nicht mehr weit. Das Interesse an der vergangenen Literatur entlarvt sich so als Projektion, die heidnisch-germanische Gesellschaft als Fluchtpunkt, und die Beliebtheit der Hrafnkels saga, die sich in der großen Zahl ihrer Übersetzungen spiegelt, ist nun nicht mehr ausschließlich aus ihrer Kürze und dem Fehlen von Skaldenstrophien zu erklären (s.o., S. 95). Die Ursache für diesen Zuspruch ist auch in der Perspektive der Saga, die offenbar eine sozialdarwinistische Deutung provoziert, und in ihrer Konzentration auf eine Hauptfigur zu sehen, die die Einordnung des Textes in die literarischen Konventionen der Zielsprache erleichtert. Gleichzeitig aber sind die Unbestimmtheitsstellen ihrer Appellstruktur aufgrund der großen zeitlichen Distanz so zahlreich, daß sich genügend Anknüpfungspunkte finden, um den Gegenwartshorizont scheinbar widerspruchsfrei in den Text integrieren zu können.

Durch die Übersetzungsanalyse läßt sich mithin detailliert belegen, wie die Hrafnkels saga durch Eingriffe in die Textstruktur für das Publikum des 20. Jahrhunderts rezipierbar gemacht wurde. In dem Maße, in dem sich dieses Verfahren an ihren Übersetzungen nachweisen läßt, ist sie als Einzeltext für die Geschichte der deutschen Sagaübersetzung repräsentativ. Ihrem Sujet und der Perspektive nach entspricht sie indessen fast ausschließlich den ideologischen Vorgaben der mittleren der drei beschriebenen Rezeptionsphasen, ebenso wie etwa die tragische Liebesgeschichte der Gunnlaugs saga vor allem der Rezeptionshaltung der ersten Phase, des 19. Jahrhunderts, entsprach. Gustav Neckels Übersetzung wurde an dieser Stelle auch darum in aller Ausführlichkeit analysiert, weil das aus theoretischen Erwägungen hergeleitete Untersuchungsverfahren der Überprüfung in der exemplarischen Applikation bedurfte. Das Ergebnis der Übersetzungsanalyse, so scheint es, rechtfertigt dieses Verfahren als einen geeigneten methodischen Ansatz, der sowohl dem oben formulierten Erkenntnisinteresse als auch dem An-

spruch auf Nachprüfbarkeit der Untersuchungsergebnisse gerecht wird. Insofern dürfte es legitim sein, im Interesse der Übersichtlichkeit der Beweisführung im folgenden auf die Explikation der einzelnen Untersuchungsschritte zu verzichten und anstelle dessen die Ergebnisse synthetisch gedrängt zu dokumentieren. Dabei ist ein repräsentativer Überblick über die Übersetzungen der mittleren Rezeptionsphase anzustreben. Er beginnt – wie es oben bei der Eingrenzung des Textkorpus ausführlich begründet wurde – bei den frühen Übertragungen von Arthur Bonus und wendet sich sodann den ›germanistischen‹ Übersetzungen zu: Dabei ist zunächst von den Übersetzungen der Hœnsa-Póris saga diejenige Heuslers in den Mittelpunkt zu stellen. Anschließend sind die deutschen Versionen von Laxdœla und Gísla saga zu betrachten.

2.2 Die Vorbereitung des Höhepunkts: Übersetzungen von Arthur Bonus

Zu dem Übersetzungsstil Gustav Neckels steht die altertümliche Diktion der ersten Übertragungen der mittleren Rezeptionsphase in deutlichem Kontrast. Das ist um so erstaunlicher, als kaum ein Jahrzehnt zwischen ihnen liegt: 1906, sieben Jahre vor dem Erscheinen von Neckels *Thule*-Band, begann Arthur Bonus die Popularisierung der Íslendingasögur in deutschen Übersetzungen systematisch vorzubereiten. Bei der enthusiastischen Rezeption der skandinavischen Naturalisten Ibsen und Björnson auf die altnordische Prosaüberlieferung aufmerksam geworden¹, wehrte sich Bonus gegen alle Versuche, die »Kunst« der »norwegischen Erzähler« auf den Einfluß des französischen Naturalismus zurückzuführen. Lieber wollte er sie als »die moderne Erfüllung oder Ausstrahlung des im altisländischen Schrifttum Angelegten«² erklären, auf das er fortan in mehreren Publikationen, vor allem aber mit seinem *Isländerbuch*, immer wieder aufmerksam machte. Diese Textsammlung sollte, so Bonus, »überhaupt etwas wie ein Fühler sein, um festzustellen, wie weit unsre Zeit reif für diese Geschichten sein möchte«, und er erwartete, »daß die neueste Zeit hierfür im besonderen Maße Sinn und Verständ-

1 Über seine erste Begegnung mit den Íslendingasögur berichtet Bonus 1931: *Persönliches zur Bedeutung der altisländischen Literatur*. In: *Rig* 6, 1931, S. 74–83 (hier bes. S. 74–75).

2 BONUS 1920 (133), S. 33f.

nis haben müßte [. . .] «³. Um dieses auszuloten, veröffentlichte er zunächst eine Reihe von Þættir-Übertragungen in verschiedenen Periodika, die er später in überarbeiteter Fassung in das *Isländerbuch* übernahm.⁴ Schon 1906 arbeitete er dabei mit Heusler zusammen, der ihm auch für das *Isländerbuch* eine *Beilage* zur Verfügung stellte.⁵

Bei den »Þættir«, die Bonus in Übertragungen publizierte, handelt es sich freilich nicht nur um Erzählungen, die unter dieser Bezeichnung überliefert sind, wie etwa den Þorsteins þátr skelks⁶, den Þórarins þátr Nefjólfssonar⁷ oder den Sneglu-Halla þátr⁸, sondern auch um Episoden aus den Íslendingasögur⁹ und der Heimskringla¹⁰. Denn – so begründet Bonus sein Auswahlverfahren – »wer diese Literatur zu wirklichem Aufleben erwecken will, muß meiner Meinung nach erbarmungslos die großen Erzählungskonglomerate auseinanderschlagen und in ihre Urbe-

3 Vorwort zur ersten Auflage. In: BONUS 1912 (131), S. XII.

4 Dabei ließ er einige Stücke von »ihm nahestehender rein künstlerischer Seite« (Bd. 1, S. X) überarbeiten. Damit meint er wohl seine Frau Beate, die Novellen und Romane nach altnordischen Stoffen verfaßte, z.B.: *Das Olafbuch* (1925); *Der Sohn des Heiligen* (1934); *Die Geschichte von Heming* (1924). Für die zweite Auflage der *Jugendauswahl* des *Isländerbuches* 1921 übersetzte sie den Hreiðars þátr heimska: *Die Geschichte vom einfältigen Hreidar*. Nach dem Isländischen erzählt von Beate BONUS. In: Arthur BONUS, *Isländerbuch. Jugendauswahl*. München 1921, S. 153–69.

5 In diesem Kontext publizierte Heusler die folgenden Übersetzungen: *Aus der ältesten germanischen Erzählprosa: Wie Snorri sein Vatererbe übernahm. – Wie der Gode Arnkel überfallen wurde. – Aus der Geschichte vom Hühnerthorir*. In: *Kunstwart* 19, 1906, S. 587–600; *Weiteres aus der ältesten germanischen Erzählprosa: Die Geschichte von Thorstein Stangennarbe. – Die kleine Geschichte von Gudmund und den Rauchläfern. – Die kleine Geschichte von Gudmund und der Brautwerbung*. In: ebd. 20, 1907, S. 197–210 (wieder: *Beilage von Andreas Heusler. Drei Geschichten*. In: BONUS 1920 (133), S. 293–340).

6 Auch einer der das Gruseln lernte. Eine Geschichte aus dem elften Jahrhundert. Niedergeschrieben ums Jahr 1275. In: *Jugend* 11 (6), 1906, S. 110.

7 Der häßliche Fuß. In: *Jugend* 11 (41), 1906, S. 874.

8 Die Macht der öffentlichen Meinung. Eine Geschichte aus der Zeit Haralds des Harten (1047–1066). Niedergeschrieben um 1250. In: *Jugend* 11 (31), 1906, S. 674.

9 Der Mann im Bettstroh. Episode aus der Geschichte des Skalden Gisli, der um 950 lebte. Niedergeschrieben um 1200. In: *Jugend* 11 (24), 1906, S. 504; *Kjartan. Eine Bekehrungsgeschichte aus alter Zeit*. In: *Die christliche Welt* 20, 1906, Sp. 433–37, 467–73 (Übersetzung einer Episode aus der Laxdoela saga); BONUS 1906 (124); *Die Njalssaga. Eine Novelle aus dem Jahre 1260*. In: *Aus fremden Zungen. Zeitschrift für die moderne Erzählungsliteratur des Auslandes* 16, 1906, S. 768–772; *Aus der Geschichte des Skalden Egil Skallagrimsson*. In: *Die Zukunft* 56, 1906, S. 334–339.

10 Die Geschichte der stolzen Sigrid und des Königs Olaf Tryggvason. In: Arthur BONUS, *Selma Lagerlöf und die Saga*. Zweites Stück. In: *Deutsche Monatsschrift* 10, 1906, S. 359–376.

standteile auflösen.«¹¹ In diesen lag für Bonus der eigentliche literarische Wert der Sagas, die mit »einer Schuttmasse künstlerisch unerlösten Stoffes«, etwa den Genealogien, belastet seien:

Die Geschichte des Goden Snorri zum Beispiel, die sogenannte »Eyrbyggja«, ist ebenso vorzüglich in den Einzelerzählungen als minderwertig, wenn sie ein einheitliches Gesamtkunstwerk sein soll. Der Niederschreiber sammelte, was ihm irgend an kleinen Erzählungen, sogenannten »Thaettir«, das heißt »Dochten«, zur Geschichte seines Helden zu gehören schien, und flocht es zusammen. Lange Kapitel hindurch schweift man weitab, um plötzlich und unvermutet wieder in das Leben Snorris einzumünden. Jede eigentliche Konzentration fehlt. Solche Geschichten müßte man in ihre mutmaßlichen Bestandteile zurückverwandeln, um sie künstlerisch wieder zum Sprechen zu bringen. Bei der Eyrbyggja fallen sie für den Leser fast von selbst heraus.¹²

Während die auf das *Isländerbuch* folgenden Übersetzungswerke, vor allem die *Sammlung Thule*, im Gegensatz zu Bonus ihre Vorlagen meist vollständig übertragen, ist gegen Ende der mittleren Rezeptionsphase eine Wiederaufnahme seines Verfahrens zu beobachten: In den dreißiger und vierziger Jahren erschienen zahlreiche Anthologien mit Saga-Episoden, etwa Schuberts *Nordland* oder Meyns vierbändiges Werk *Altgermanisches Leben*.¹³

Der stilistische Unterschied zwischen den Übertragungen Bonus' und Neckels ist auf divergierende Prinzipien der Übersetzung zurückzuführen. So scheint idiomatische Geläufigkeit in der Zielsprache für Bonus eine verhältnismäßig geringe Rolle zu spielen. Ein besonders markantes Beispiel hierfür ist seine *Geschichte der stolzen Sigrid und des Königs Olaf Tryggvason*, eine Übersetzung einzelner Kapitel der

11 BONUS 1906 (124), S. 67.

12 BONUS 1920 (133), S. 28. Auch SCHOENFELD, der 1910 einen ganzen Band mit übersetzten Pættir herausgegeben hat, begründet seine Textauswahl mit der Eigenständigkeit der Pættir, die sich »selber [...] in ihrer Eigenart aus dem Texte heraus[heben] wie sorgsam gepflegte Blumenbeete aus der Mitte schlichter Rasenflächen.« SCHOENFELD 1910 (243), S. 21. In dieser Ansicht Bonus' und Schoenfelds hat sich wohl eine der frühen Auffassungen von der Komposition der Islendingasögur niedergeschlagen: A[lfred] U[rich] BAAATH, *Studier öfver kompositionen in några isländska ättsgor*. Lund 1885. Bååth rechnete damit, daß die Islendingasögur aus kurzen, individuellen Episoden aufgebaut seien, die bereits in der mündlichen Tradition als Pættir existiert hätten. Diese seien später zu umfangreicheren Texten zusammengefügt worden. Von dem Grad der Verarbeitung der Pættir und von ihrer Anzahl innerhalb einer Saga glaubte Bååth auf das Alter der Überlieferung schließen zu dürfen.

13 SCHUBERT 1942 (244); MEYN 1938 (214).

Ólafs saga Tryggvasonar nach der Fassung der Heimskringla¹⁴, die zum ersten Mal 1906 in einem Aufsatz über *Selma Lagerlöf und die Saga* erschien und in überarbeiteter Fassung in das *Isländerbuch* aufgenommen wurde. Bonus' Stil kann eine kurze Passage anschaulich machen:

Thorberg Skafhögg – das ist: Hobelschlag – hieß der Stevenschmied, aber es waren viele, die außer ihm am Schiff arbeiteten, etliche hobelten es, etliche hatten es zuzuhauen, etliche die Balken herbei zu tragen. Alles und jedes war wohlbedacht, und das Schiff war beides, lang und breit, hoch im Bord und stark im Balkenwerk. Aber als sie bis zum Borde gekommen waren, da mußte Thorberg notwendig nach Hause reisen, und er verweilte sich dort sehr lange. Als er zurückkam, war das Schiff gebordet. Da machte sich der König alsbald auf, noch denselben Abend, und ging mit Thorberg hinunter, um das Schiff zu besehen, wie es geworden sei, und alle sagten, daß noch nie ein Langschiff sei gesehen worden so groß und so schön.¹⁵

Die Überarbeitung zeigt eine geringfügige Annäherung an die Konventionen der Zielsprache, indem sie etwa die Syntax des letzten Satzes ändert in *[. . .] und alle sagten, daß noch nie ein Langschiff gesehen worden sei, so groß und so schön*¹⁶. Die meisten der ungewohnt anmutenden Formulierungen, etwa der Satz *und das Schiff war beides, lang und breit, hoch im Bord und stark im Balkenwerk* bleiben freilich auch hier erhalten. Sie erweisen sich als Interferenzen der altisländischen Vorlage, die für dieses Beispiel folgendermaßen lautet: *var skipit bæði langt ok breitt ok borðmikit ok stórvíðat*¹⁷. Ihnen korrespondieren einige altnordische Lehnwörter, etwa *Wik* (für *vík*)¹⁸, *Einwaltungskönig*¹⁹ (wohl für *einvaldkonungr*); das freilich an dieser Stelle keine ausgangssprachliche Entsprechung hat, *Elf* (für *elfr*)²⁰ u.a.m.

Der bei weitem vorherrschende Eindruck ist freilich der eines archaisierenden Erzählstils, der sowohl syntaktisch, etwa durch die vielfältige Verwendung des Genetivs, als auch semantisch, durch eine großenteils

14 BONUS übersetzte die Kapitel 43f, 60f, 64, 88, 91ff und 97 bis 112 nach der Ausgabe von Finnur JÓNSSON, Kopenhagen 1893–1900.

15 BONUS 1906 (128), S. 362.

16 BONUS 1912 (131), S. 261.

17 JÓNSSON 1893–1900 (322), Bd. 1, S. 412.

18 BONUS 1906 (128), S. 361/JÓNSSON 1893–1900 (322), Bd. 1, S. 373.

19 BONUS 1906 (128), S. 360.

20 Ebd., S. 361/JÓNSSON 1893–1900 (322), Bd. 1, S. 371. Bonus' Rezensent Neckel kritisierte diese Lehnwortbildung als »namen, bei denen der gewöhnliche leser sich gar nichts vorstellt.« NECKEL 1908 (355), S. 99.

veralte Lexik, erzeugt wird. Dies kann die folgende Passage illustrieren:

Da sie nun unter heidnischem Volke war, da wollte sie weder Speise noch Trank anröhren und fuhr sieben Nächte so fort. Darnach in einer Nacht lief sie mit ihrem Pflegevater davon. Sie liefen in mondfinsterer Nacht in den Wald. Davon ist kurz zu sagen, daß sie bis nach Dänemark kamen, dort aber wollte Thyri *nimmermehr* bleiben, *um dessentwillen, daß* sie wußte, wenn ihr Bruder Svein, der Dänenkönig, davon hörte, würde er sie nach Wendenland zurückschicken. Da fuhren sie *verhüllten Hauptes*, bis daß sie nach Norwegen kamen. Thyri ließ nicht eher von der Fahrt, als bis sie zu König Olaf Tryggvason kamen. Der nahm sie wohl auf und ließ sie *der Gastfreundschaft und aller Freundlichkeit genießen*.²¹

Die archaisierende Stilwirkung wird gesteigert durch vereinzelte Anklänge an das Deutsch Martin Luthers. Das zeigt z.B. die Formulierung *Es begab sich um die Zeit, da diese Dinge geschahen*, die kein Vorbild im altisländischen Text hat²². Schon Neckel fühlt sich bei diesem Stil »an Luther, der aus dem hebräischen übersetzt« erinnert, und zwar besonders durch die Erklärungen von Orts- und Beinamen:²³

Seitdem wurde sie Sigrid in Storrada – das ist die Stolze – genannt.

Denselben Abend kam noch ein anderer König, Vissavald, östlich aus Gardarike – das ist Rußland –, der um sie freien wollte.²⁴

Früh im Lenz fuhr König Olaf ostwärts nach Konungahelle – das ist: Stein der Könige –, um dort mit der Königin Sigrid zusammenzutreffen.²⁵

usw.

Die stilistischen Verfahren der Archaisierung spielen für die Übersetzungsprinzipien Bonus' eine zentrale Rolle, denn ihnen kommt die Funktion zu, dem Rezipienten eben das zu vermitteln, was für Bonus den Reiz dieser Überlieferung ausmacht: »den Hauch des Altertums«²⁶. Und er kritisiert die Verarbeitung desselben Stoffes in Selma Lagerlöfs Novelle *Sigrid Storrada* – dies ist der eigentliche Zweck seines Aufsatzes – gerade darum, weil ihr diese »Vertiefung der Dinge in die Ver-

21 BONUS 1906 (128), S. 363.

22 Ebd., S. 363. Vgl. auch JÓNSSON 1893–1900 (322), Bd. 1, S. 419.

23 NECKEL 1908 (355), S. 99.

24 Beide Beispiele BONUS 1906 (128), S. 362.

25 Ebd., S. 361.

26 Ebd., S. 375.

gangenheit hinein« nicht gelungen sei und sie vielmehr eine »von Sentimentalität nicht ganz freie[n] Verkleidung eines sehr innigen modernen Christentums in alte Heldenrequisiten«²⁷ vorgelegt habe. Dies läuft indessen Bonus' Absicht, »den Hauch des Altertums« »lebendig und stark [zu] empfinden und zum Bewußtsein [zu] bringen«, zuwider:

Es ist etwas fast ganz Entgegengesetztes, ob man das Gefühl der Beziehung zur Gegenwart und der Ferne innerhalb dieses lebendigen Zusammenhangs hat, oder das Gefühl dafür, daß das einmal ebenso ausgesehen hat, wie selbst Gegenwart, hinter sich keine Tiefe mehr, vor sich und um sich nichts, dafür und darin es war. Es ist etwas Entgegengesetztes, ob ich die Fähigkeit habe, eine Ferne zu sehen und als Ferne zu empfinden mit allen Gefühlen des Trennenden und Verbindenden, der Luft, vielleicht der Sehnsucht, ja des Heimwehs, oder ob ich Geld, Zeit und Lust habe, um hineinzugreifen und es ohne das alles als Nähe und Gegenwart zu sehen.²⁸

Wenngleich diese Überlegungen zu der Bedeutung historischer Quellen für die Gegenwart eher irrational und die aufgespannten Gegensätze reichlich konstruiert erscheinen, geht Bonus doch bei der Reflexion seiner Rezeptionssituation einen entscheidenden Schritt weiter als Neckel. Denn er berücksichtigt ausdrücklich den großen zeitlichen Abstand von den Ausgangstexten und findet ein Verfahren, diesen Aspekt ihrer Alterität in stilistische Wirkung umzusetzen. Gleichwohl bleiben die Texte auch in seiner Lesart Zeugnisse einer ›eigenen‹, wenn auch historischen Kulturerüberlieferung: Die Einleitung zu seiner ersten Übersetzung einer Episode aus der Njáls saga²⁹ lässt erkennen, daß Bonus ›Fremdheit‹ ausschließlich in der historischen Distanz erblickt, mit einer kulturellen Alterität aber nicht rechnet. Die Polarisierung dieser beiden Momente manifestiert sich in den Gründen, mit denen Bonus seinen Versuch rechtfertigt, »modernen Lesern eine altnordische Novelle vorzusetzen«. Hier nennt er – einerseits – die Verwandtschaft der rezipierenden mit der rezipierten Kultur, die Tatsache, daß »in den Menschen dieser alten Geschichten [...] Blut von unserm Blut« sei und daß »ein Glied der großen germanischen Völkerfamilie, zu der auch wir gehören, [...] diese Geschichten gedichtet und niedergeschrieben« habe. Für den modernen Rezipienten sei diese Überlieferung aber – andererseits – auch durch ihre Andersartigkeit von Interesse, und »dieser

27 BONUS 1906 (81), Sp. 434.

28 BONUS 1906 (128), S. 375.

29 BONUS 1906 (130), S. 768–772.

zweite Grund hängt mit der Schwierigkeit eng zusammen, die eine so alte Literatur naturgemäß für Leser bieten muß, welche an neuere Schilderungsart gewohnt sind.« Erst in ihrer Alterität, die im Historischen und in der »Berichterstattermethode jener alten Erzählung« liege, habe die Saga auf den modernen Realismus Einfluß genommen, »vermittelt durch die neunorwegischen Erzähler und Dichter, vor allem durch Björnson und Ibsen«³⁰. Gleichzeitig mit diesem möchte Bonus die Íslendingasögur zum Vorbild einer modernen Erzählliteratur, aber auch einer neuen Lebensauffassung erklären. Dies setze voraus, so heißt es im *Isländerbuch*, »daß sie uns nicht wie literarische Kuriositäten berühren, sondern wie Verständigungen über den eigentlichen Geist unsrer Rasse, der als solcher auch in uns ist [. . .]«³¹. Diese Prämisse nun zwingt ihn dazu, kulturelle Distanz aus seinen Übersetzungen weitgehend auszublenden oder sie – wie unten (S. 281f) am Beispiel der *Gísla saga Súrssonar* zu zeigen ist – in historische Alterität zu verwandeln.

Der Vorbildcharakter der Íslendingasögur resultiert für Bonus aber bei näherem Hinsehen nicht in erster Linie aus ihrer Ästhetik. Es ist ihr Menschenbild, das seine Rezeption dominiert und den Theologen Bonus zum Überdenken seiner religiösen Anschauungen veranlaßt. »Die Stimmung der Saga«, erklärt er rückblickend, habe in ihm »eine völlige Umwandlung der Frömmigkeit hervorgebracht«³². Sie habe ihm nämlich zu der Erkenntnis verholfen, »daß die innerste Haltung der christlichen wie jeder wirklichen Religiosität Heroismus einerseits und innere Freiheit andererseits ist und sein muß«³³. Folglich verkündet Bonus, eine der Leitfiguren der sogenannten Deutschgläubigen³⁴, eine »Germanisierung des Christentums«³⁵ und die Rückbesinnung auf »das ursprüngliche germanische Element unserer Religion«³⁶. Eben dieses begegnet ihm in der Saga, in der er »Männer [fand], fast jenseits von Gut und Böse, aber gewaltig, herrisch und heroisch, opferbereit ohne Phrase – in alledem

30 Ebd., S. 768.

31 BONUS 1912 (131), S. x (das Buch gibt fälschlicherweise XI an!).

32 BONUS 1931 (449), S. 76.

33 Ebd., S. 77.

34 Dazu vgl. MOHLER 1972 (755), S. 375.

35 So der Titel eines mehrbändigen Werkes von Bonus, das 1911 bei Diederichs in Jena erschien. Die Formulierung des Titels bezeichnete er später als eine »völlig mißverständliche Lösung«, dem ihr zugrundeliegenden Gedanken blieb er aber treu (BONUS 1931 (449), S. 79).

36 BONUS 1931 (449), S. 79.

sittlicher berührend als die Tugendbolde, an deren Gestalten man im Dunstkreis des genuinen Christentums gewöhnt ist«³⁷. Dabei zeigt sich, daß paradoixerweise gerade die Hochschätzung der Ästhetik der *Íslendingasögur*, ihres ›Realismus‹, Bonus zu einem Textverständnis führt, das ihren spezifisch literarischen Charakter verkennt. Denn die vermeintlich objektive Erzählweise der Saga deutet er nicht als Verfahren der Fiktionalisierung, sondern als Ausfluß einer bestimmten Wesensart: »Der Isländer will Wirklichkeit«.³⁸ Und so kann er das Menschenbild der *Íslendingasögur* nur darum in den Mittelpunkt seiner religiösen Erneuerung stellen, weil ihm die literarische Stilisierung der Sagafiguren entgeht. Er hält sie, wie die folgende schon einmal zitierte, in diesem Kontext entlarvende Formulierung belegt, für Realität: »In den Menschen dieser alten Geschichten ist Blut von unserm Blut.«³⁹ Auf dieser Illusion beruht der hohe Stellenwert, den die Sagas in Bonus' Weltbild einnehmen. Wie unmittelbar ihre Rezeption mit seiner Auffassung vom Christentum zusammenhängt, läßt sich abschließend auch daran zeigen, daß er den Einwand, »daß so alte Quellen doch kaum irgendwelchen wirklich eingreifenden Einfluß auf einen heute lebenden Menschen gehabt haben können«, »gerade von denen am stärksten« erwartet, »welche ihr eigenes Innenleben einem noch um 1000 Jahre älteren Buch zu verdanken glauben.«⁴⁰ Vielleicht liegt für ihn eben darum die stilistische Anlehnung an die deutsche Übersetzung dieses Buches durch Martin Luther so nahe.

Bonus' Übersetzungsstil, der eng mit seiner theologischen Perspektive auf die Saga zusammenhängt, ist ohne Wirkung geblieben. Nicht so sein Textverständnis: dieses eröffnete den späteren Übersetzern, vor allen anderen Heusler, den Blick auf ›die Menschen‹ der *Íslendingasögur* (und auf die vermeintliche Ähnlichkeit dieses Menschenbildes mit dem Nietzsches⁴¹). Erst in dieser Lesart kamen die Sagas jenem zeittypi-

37 Ebd., S. 81.

38 BONUS 1920 (133), S. 24.

39 S.o., S. 220.

40 BONUS 1931 (449), S. 82.

41 Dies kommt im dritten Band des *Isländerbuches* vor allem durch zahlreiche Anspielungen auf Titel aus dem Werk Nietzsches zum Ausdruck. Vgl. z.B. die oben zitierte Formulierung, in den Sagas begegneten Männer »fast jenseits von Gut und Böse«. *Jenseits von Gut und Böse* enthält eine der wenigen Anspielungen Nietzsches auf die altnordische Literatur, nämlich auf die *Hálfssaga ok Hálfrekka* (Kap. 260). S. auch o., S. 33, Anm. 12 und 13.

schen Identifikationsbedürfnis entgegen, mit dem Bonus gerechnet hatte. Dieses befriedigten sie offenbar in einem Maße, das ihnen eine zwar begrenzte, aber zu keinem Zeitpunkt wieder erreichte Popularität sicher- te: Auf den Anstoß durch Bonus ging die Publikation der *Sammlung Thule* zurück, die seiner Sicht auf die Sagafiguren verpflichtet blieb.⁴² Von seinem Übersetzungsstil freilich hat sie sich vollständig gelöst. Die veränderte Auffassung vom ›Sagastil‹, die die *Thule*-Übertragungen prägt, zeichnet sich indessen schon im *Isländerbuch* ab, und zwar durch den Gegensatz, in dem der Stil von Heuslers *Beilage* zu den Texten Bonus' steht. Bei Heusler kann von einer künstlichen Patinie- rung des Erzählstils, sei es durch Archaismen oder die Anlehnung an die Diktion eines seinerseits bereits altertümlich wirkenden zielsprachlichen Textes, keine Rede sein. Seine Übertragungen weisen vielmehr einen charakteristischen eigenen Stil auf, der durch einen erheblichen um- gangssprachlichen Einschlag, eine gewisse stilisierte Alltäglichkeit, gekennzeichnet ist. Heuslers *Beilage* zeigt ihn noch nicht vollständig ausgebildet; für seine *Thule*-Übertragungen spitzt er ihn in seiner Wir- kung noch einmal zu. Das folgende Kapitel, in dem Heuslers Über- tragung der Hœnsa-Póris saga im Zentrum steht, fragt nach dieser Modifizierung der Methode und den dahinter stehenden Vorstellungen von der Bedeutung der Íslendingasögur für Heuslers eigene Zeit.

2.3 Die Übersetzungen der Hœnsa-Póris saga

Die Hœnsa-Póris saga ist für ihre Übersetzer ebenso wie die Hrafnkels saga eine verhältnismäßig leichte Aufgabe: Der Text ist kurz und enthält abgesehen von einem vereinzelten *kviðingr* keine Strophen. Dennoch ist sie nicht ganz so oft in das Deutsche übersetzt worden wie diese, nämlich nur achtmal¹. Dies mag damit zusammenhängen, daß ihr Auf- bau weniger geschlossen ist als der der Hrafnkels saga; mit Walter Baumgartner ließe sich der Standpunkt vertreten, daß sie ihrer Erzäh- l-

⁴² Dies spiegelt sich u.a. in den Werbeprospekten des Diederichs-Verlages, deren Formulierungen z.T. wörtlich aus dem Isländerbuch übernommen sind. Vgl. o., S. 41, Anm. 32.

¹ HEUSLER 1900 (58) und 1922 (60); WODE 1902 (67); REUSS 1910 (68); WENZ 1935 (71); SÜSKAND 1934 (69) (wieder in: SÜSKAND 1936 (70)); MEYN 1938 (73), Bd. 4, S. 31–34; LOHRMANN 1938 (72); SCHUBERT 1942 (74).

struktur nach eigentlich in zwei »Teilsagas« zerfalle.² Der Konflikt, der von der Titelfigur Hœnsa-Pórir ausgeht, dominiert den ersten dieser beiden Teile, der deutlich im Zentrum der Rezeptionsgeschichte dieses Textes steht. Vor allem belegen dies die ›freieren‹ Nacherzählungen, die die Handlung der Saga auf die Konfrontation zwischen Blundketill und Pórir reduzieren.³ Es wird zu zeigen sein, daß es in der Charakterisierung dieser beiden Gegenspieler in den deutschen Wiedergaben besonders gegen Ende der Rezeptionsphase eine starke Neigung zu einer biologistischen Lektüre der Saga gibt, die der Neckelschen Perspektive auf die Figuren der Hrafnkels saga an die Seite gestellt werden kann.

Zunächst ist das Interesse aber der ersten deutschen Übersetzung der Saga zuzuwenden, die Andreas Heusler 1900 unter dem Titel *Die Geschichte vom Hühner-Thorir* publiziert hat. Sie ist 1922 in einer stark überarbeiteten Fassung in den achten Band der *Sammlung Thule* eingegangen. Beide Versionen sind mehrfach nachgedruckt worden.⁴ Die große Resonanz der Heuslerschen Übertragung läßt es gerechtfertigt erscheinen, sie hier in den Mittelpunkt zu stellen, wenngleich auch die übrigen deutschen Wiedergaben der Saga zu berücksichtigen sind. Dabei soll die jüngere Übertragung von Gustaf Wenz dem Heuslerschen Text exemplarisch gegenübergestellt werden.

Der Nachwelt gilt der Philologe Heusler als »ein Meister der Sprache«⁵, und in diesem Zusammenhang wird er gelegentlich auch als Übersetzer gewürdigt.⁶ Als der einzige Altnordist seiner Zeit, der sich

2 Sozio-logisches Erzählen in der Hœnsa-Pórirs saga. In: Walter BAUMGARTNER (Hrsg.), *Applikationen*. Frankfurt a. M. etc. 1987, S. 17–93; hier bes. S. 46ff.

3 LOHRMANN 1938 (72); SCHUBERT 1942 (74). Diese Reduktion begegnet auch schon in dem auszugsweisen Nachdruck der Übersetzung in NECKEL 1924 (62) und in den Übertragungen von SÜSSKAND 1936 (70) und MEYN 1938 (73).

4 HEUSLER 1900 im Auszug wieder: *Aus der Geschichte vom Hühnerthorir*. In: *Kunstwart* 19, 1906, S. 592–600 (59). HEUSLER 1922 wieder: *Die Geschichte vom Hühnerthorir*. In: BAETKE² 1937 (61), S. 1–37 (1. Aufl. 1923); [Auszug:] *Blundketil*. In: NECKEL 1924 (62), S. 153–159; *Die Geschichte vom Hühnerthorir*. In: HABERMANN 1937 (63) (Bd. 3); *Hœnsa-Thóris saga. Die Geschichte vom Hühnerthorir*. In: *Thule. Isländische Sagas*. 1978, Bd. 1, S. 271–302; *Die Geschichte vom Hühnerthorir. Hœnsa-Thóris saga, übersetzt von Andreas Heusler*. In: DIEDERICHS 1987 (66), S. 271–302.

5 So Friedrich Rankes Formulierung im Titel seines Nachrufes: *Ein Meister der Sprache: Andreas Heusler*. In: *Sonntagsblatt der Basler Nachrichten* 34 (32), 11. August 1940, S. 125–128.

6 Am ausführlichsten bei Stefan SONDEREGGER, *Andreas Heusler und die Sprache*. Basel 1967, S. 23–57; außerdem Friedrich NEUMANN, *Studien zur Geschichte der deutschen Philologie*. Berlin 1971, S. 127.

– von Vorworten zu eigenen Übertragungen abgesehen – zur Frage des Übersetzens der altisländischen Erzählprosa äußerte⁷, hat er bisher wissenschaftliches Interesse erregt: Seine »Ansätze zu einer Theorie der Übersetzung« hat Stefan Sonderegger gesammelt und mit der Bemerkung zusammengefaßt, Heusler gehe »als einer der großen *Übersetzer* in die Wissenschafts-, ja Geistesgeschichte ein«. Zwar seien seine Übertragungen »nicht dem Umfang nach«, wohl »aber durch ihre packende Dichte, philologische Treue, rhythmische Ausformung [...] Meisterwerke geworden.«⁸ Es würde zu weit führen, im Rahmen dieser Untersuchung Heuslers Übersetzungswerk insgesamt zu betrachten, zumal auch eine Reihe von Versübertragungen dazuzählt.⁹ Hier soll es vielmehr um seine Auffassung von der altisländischen Prosa gehen, soweit sie im Übersetzen ihren Niederschlag gefunden hat. Gerade die Prosa hat ja auf Heusler große Faszination ausgeübt. Auch die Hœnsa-Póris saga wirkte stark auf ihn, was er »hauptsächlich auf de[n] Atem unbedingter *Aechtheit*« zurückführte, »der diese Werke durchzieht.«¹⁰ Eben diese Faszination, so ist anzunehmen, wollte Heusler einem breiteren Publikum vermitteln. Die Übertragung der Hœnsa-Póris saga war der erste Versuch in dieser Richtung, dem die Zusammenarbeit mit Bonus und die »Kunstwart-Säglein«¹¹ folgten. Vor der Bearbeitung der *Geschichte vom Hühner-Thorir* für die *Sammlung Thule* lag 1914 die Übersetzung der Njáls saga¹², aber auch die einzelner Saga-Stellen für die Monographien *Das Strafrecht der Isländersagas*¹³ und *Zum isländischen Fehdewesen in der Sturlungenzeit*¹⁴. Diese setzen ebenso wie beispielsweise der Band über *Die Anfänge der isländischen Saga*¹⁵ oder das Altislän-

7 HEUSLER 1920 (478) (s.o., S. 86).

8 SONDEREGGER 1967 (800), S. 55.

9 Vor allem die Übertragung der Völuspá 1887, Heuslers erste Übersetzung (170).

10 Brief an Ranisch vom 10. April 1897. In: DÜWEL u.a. 1989 (490), S. 111.

11 So bezeichnete Heusler am 4. Mai 1913 seine Pættir-Übertragungen, die er 1906 im *Kunstwart* publiziert hatte, gegenüber Ranisch. In: DÜWEL u.a. 1989 (490), S. 344.

12 HEUSLER 1914 (174).

13 Leipzig 1911 (473).

14 Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Berlin 1912 (374). Der Übertragung für die *Sammlung Thule* folgten ferner 1926 *Zwei altisländische Novellen* in der Zeitschrift *Die Lesestunde* (3, 1926, S. 297–304) und die Übersetzung der Grágás 1937 (*Isländisches Recht. Die Graugans. Schriften der Akademie für deutsches Recht. Gruppe Rechtsgeschichte*. Weimar 1937 (= Germanenrechte 9)).

15 Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Berlin 1913 (475).

*dische Elementarbuch*¹⁶ eine intensive Beschäftigung mit dem altisländischen Prosastil voraus¹⁷, so daß Heusler zum Zeitpunkt der Überarbeitung der Übersetzung wohl nicht mehr wie noch 1908 formuliert hätte: »Wir können vorläufig von dem sprachlichen Stile der isl. Sögur eigentlich nichts aussagen.«¹⁸ Der Frage, ob und wie dieses Urteil für Heuslers spätere Jahre modifiziert werden muß, ist nun in der Analyse seiner Übersetzungen nachzugehen.

Hierfür bietet sich ein Vergleich der beiden Versionen der Hœnsa-Póris saga an, die Heusler publiziert hat. Dabei fallen zunächst die Veränderungen ins Auge, die aus der Anpassung des Textes an die Gestaltung der *Sammlung Thule* resultieren, nämlich die Einführung von Kapitelüberschriften und die Ergänzung der 1900 noch ausgesparten Genealogien. Aufschlußreich für die rezeptionsästhetische Fragestellung sind aber vor allem die weit darüber hinausgehenden stilistischen Korrekturen, die Heusler 1922 angebracht hat. Auf der Ebene der Syntax manifestieren sie sich in einer deutlichen Tendenz zu Kürzungen, mit der die Stilisierung einer parataktischen, d.h. mündlichen Sprachverwendung einhergeht. Dies illustrieren die folgenden Beispiele:

1900: Der Mann ging heim und erzählte seinem Freund, *mit Blundketil könne es doch kein Zweiter aufnehmen, wo man's auch mit ihm zu thun habe, und sagte*, ihm habe er aus der Klemme geholfen. (S. 38)

1922: Der Mann ging heim und erzählte seinem Freund, *Blundketil sei doch ein Ausbund von Bauer bei allen Anlässen*; ihm habe er jetzt auch aus der Klemme geholfen. (S. 32)

1900: Blundketil sagte: »Ich habe nicht eigentlich Heumangel, *ich möchte für meine Pächter Heu kaufen: sie finden, sie hätten's nötig, dass man ihnen aus der Klemme helfe*; ich möchte ihnen gern etwas verschaffen, wenn es zu haben wäre.« (S. 42)

1922: Blundketil sagte: »Ich habe nicht eigentlich Heumangel, *ich will für meine Pächter kaufen, die hilfsbedürftig sind*. Ich möchte ihnen gern etwas verschaffen, wenn es zu haben wäre.« (S. 33)

Parataktische Stilwirkung rufen diese Kürzungen deshalb hervor, weil sie in der Regel mindestens eine Hypotaxe ersparen, etwa durch Nomi-

16 Heidelberg 1913 (= Germanische Bibliothek).

17 Diese hat ihren Niederschlag auch in einem Vortrag *Über den syntaktischen Stil der altisländischen Prosa* gefunden, den Heusler 1912 in der preußischen Akademie der Wissenschaften gehalten hat. Darüber unterrichten die *Sitzungsberichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften* 1912, S. 625.

18 Brief an Ranisch vom 22. November 1908. In: DÜWEL u.a. 1989 (490), S. 265.

nalisierung. Dadurch erzielt Heusler besonders in der wörtlichen Rede äußerste Knappheit:

1900: Thorir sagte: »Ich will dir mein halbes Vermögen geben unter der Bedingung, dass du mir zu meinem Recht verhilfst *und es durchsetzest, dass er entweder geächtet werde, oder wir die Strafe nach eigenem Ermessen verhängen können*, – damit meine Gegner nicht länger mit meinem Eigentum umspringen.« (S. 50)

1922: Thorir sagte: »Ich will dir mein halbes Vermögen schenken unter der Bedingung, daß du mir zu meinem Recht verhilfst *und entweder Ächtung oder Selbsturteil durchsetzest*, so daß meine Gegner nicht länger auf dem Meinen sitzen.« (S. 37)

Indessen dienen die syntaktischen Korrekturen offensichtlich nicht nur der Textstraffung, sondern sie vermehren darüber hinaus die Anzahl der Satzunterbrechungen in der Übersetzung. Beide Ziele gleichzeitig erreicht Heusler mithilfe der Ellipse, die sprachliche Prägnanz und Kürze erzeugt:

1900: »Ich möchte wissen, wie du dich verantworten willst, dafür dass du Thorirs Heu an dich nahmst.« Blundketil antwortete: »Was ich ihm sagte, soll auch für dich gelten: bestimme du selbst die Summe, wie es dir beliebt.« (S. 53)

1922: »Ich möchte wissen, was du antworten willst in der Sache, daß du Thorirs Heu an dich nahmst.« Blundketil antwortete: »Dasselbe dir wie ihm: verhänge selbst so viel, als dir beliebt.« (S. 59)

Nicht selten entstehen durch Modifizierungen auch anakoluthische Sätze, wo 1900 noch keine Satzunterbrechungen festzustellen sind; z.B.:

1900: Die Neuigkeiten kamen vor Odd, und die Leute redeten über das Vorgehen Blundketils und fanden, er habe sich widersetzt gegen Odd bewiesen. (S. 36)

1922: Diese Neuigkeiten kamen vor Odd, *wie Blundketil gehandelt habe*, und die Leute redeten darüber und fanden, er habe sich widersetzt gegen Odd bewiesen. (S. 31)

Die Überarbeitung der Syntax zeigt eine Intensivierung desjenigen stilistischen Eindrucks, den schon die Übersetzung von 1900 evoziert, nämlich den des mündlichen Sprachgebrauchs. Dabei arbeitet Heusler zwar keinen prinzipiellen, aber doch einen graduellen Stilunterschied zwischen Erzählerbericht und Figurenrede heraus, indem er besonderen Wert auf Prägnanz und Kürze der Repliken legt. Hinzu kommen die gerade im Vergleich zu Neckel sehr zahlreichen apokopierten und kontrahierten Wortformen in der direkten Rede. Insgesamt ähneln

Heuslers syntaktische Verfahren zur Kennzeichnung des mündlichen Sprachgebrauchs aber denjenigen Neckels: Dazu zählen etwa die weitgehende Vermeidung der Inversion in Neben-, besonders in Relativsätzen¹⁹ oder die Prolepsen nach Temporalsätzen mit den Konjunktionen *sobald* und *als*²⁰. Beide Übersetzer bedienen sich dabei u.a. der Stilisierung von typischen Regelverstößen der mündlichen Rede, indem sie den Satzverlauf auf die eine oder andere Weise unterbrechen oder stören. Diese Tendenz tritt bei Heusler schon in der Übersetzung von 1900 auf. Dennoch verstärkt er – wie das folgende Beispiel zeigt – den Eindruck der Regelwidrigkeit in der Überarbeitung erheblich:

1900: So wird berichtet, sobald es Nacht war, ritt Thorwald und seine Schar zum Hofe Oernolfsthal. (S. 56)

1922: So wird berichtet, daß, sobald es Nacht war, ritt Thorwald und seine Schar zum Hofe Örnolfstal. (S. 40)

Hier liegt schon 1900 eine anakoluthische Syntax vor, was freilich 1922 deutlicher herausgearbeitet wird: Zwar leitet Heusler 1922 den auf das Verb des Hauptsatzes *berichtet* folgenden Nebensatz anders als 1900 folgerichtig mit der Konjunktion *daß* ein, vermeidet dadurch den Anakoluth aber nicht, sondern verlagert ihn an eine andere Stelle. Denn der Nebensatz wird ohne Inversion fortgesetzt, was im Deutschen als grober Regelverstoß gilt. Dieser erscheint um so gravierender, als beide Versionen des Nebensatzes zudem eine Inkongruenz im Numerus von

19 Z.B.: »Die Knechte meinten, sie wüßten nichts anderes, als daß einer aus dem Westlande, von der Breitföhrde, gekommen sei, *der habe es verstanden*, dem Zungen-Odd zu antworten: [...]« (HEUSLER 1922 (60), S. 50–51) – »Þeir kóðosk enge segja kunna qnnur en þau, at sá maðr var einn komenn vestan ór Breiðafirðe, at suara kunne Tungo-Odde [...]« (*Hönsna-Póres Saga*. In: *Zwei Isländergeschichten, die Hönsna-Póres und die Bandamanna saga*, mit Einleitung und Glossar herausgegeben von Andreas HEUSLER. Berlin 1897, S. 20). »Er hatte eine Frau, die hieß Jorun« (HEUSLER 1922 (60), S. 27) – »Hann átte þá kono, er Jórunn hét.« (HEUSLER 1897 (329), S. 1).

20 S.o., S. 161f. Wie stark Heusler offensichtlich die satzunterbrechende Wirkung dieser Prolepsen empfand, zeigt das folgende Beispiel, in dem er die Unterbrechung zusätzlich durch einen Gedankenstrich kennzeichnet (als temporale Konjunktion verwendet er in diesem Fall *wie*): »Und nun, *wie* seine Freunde ihm zuredeten und er außerdem bedachte, daß sich Thord immer ehrenhaft bewiesen habe, – *da* war das Ende, daß Gunnar die Hand darreichte, und sie schlossen diesen Handel ab.« (HEUSLER 1922 (60), S. 57). Die Vorlage enthält keinen temporalen Nebensatz, gebraucht aber die Partikel *þá* zur Überbrückung des eingeschobenen Finalsatzes. Auch in diesem Fall kann die Frage, ob dies von den Zeitgenossen tatsächlich als Prolepsis empfunden wurde, heute nicht mehr entschieden werden: »Ok nú við umtqlor vina sinna ok þat annat, at honom þótté Pór-oddri íafnan vel faret hafa með sino mále, þá verðr þat af, at Gunnarr rétter fram hóndena, ok líka suá þesso mále.« (HEUSLER 1897 (1897), S. 25).

Subjekt und Prädikat enthalten. Das gleiche Phänomen begegnet im folgenden Satz: »Da ging Blundketil hinaus und seine Begleiter, und der Knabe mit ihnen.«²¹ Mit solchen in der vorliegenden Übersetzung jedoch nicht allzu häufig anzutreffenden Regelwidrigkeiten verursacht Heusler stilistische Störungen, die sich als kontextuelle Kontraste im Sinne Riffaterres lesen lassen. Stärker als die *Geschichte vom Hühnerthorir* sind dadurch manche Passagen der *Geschichte vom weisen Njal* gekennzeichnet. Hier finden sich beispielsweise kurz hintereinander die folgenden vier Formulierungen: »Njal kam vom Thing zurück und seine Söhne«, »Njal zog nach Thorolfsberg hinauf und seine Söhne«, »Njal kam nach Hause und seine Söhne«, »Im Sommer ritt Njal aufs Thing und seine Söhne«.²² Eine in gleichem Maße »fremde« Syntax ist bei Gustav Neckel an keiner Stelle zu beobachten. Seine Satzunterbrechungen tragen vielmehr eher zur zielsprachlichen Geläufigkeit bei, als daß sie diese – wie Heuslers Anakoluthe und Inkongruenzen – als Regelverstöße stören würden. Jedoch kann die Frage, ob die sich hierin andeutende Differenz in den Stilvorstellungen Heuslers und Neckels auf divergierende Methoden der Übersetzung zurückzuführen ist, erst in der kontrastiven Analyse eine Antwort finden. Diese setzt aber zunächst einen Blick auf die Semantik des zielsprachlichen Textes voraus.

Dabei ergibt der Vergleich der beiden Versionen auch auf dieser Ebene die Tendenz zu Kürzungen, indem zum Beispiel Komposita in der *Thule*-Fassung umgangen werden. So wird etwa *Rechtsklage* zu *Klage*, *Berghalde* zu *Halde*, *Hilfeleistung* zu *Hilfe*, *Weideplätze* zu *Plätze*²³ usw. Vor allem aber dient der Kürzung die Einführung einer umgangssprachlichen, d.h. konventionellen Metaphorik, die weitgehend auf idiomatischen Wendungen der Zielsprache beruht²⁴; z.B.:

1900: »Es ist schlimm, daß er in diese *Bedrägnis* geraten ist, und sein Vater würde gewiss *erwarten*, dass ich mich seiner ein wenig annähme [...] ich will's mir *ernstlich angelegen sein lassen*, ihm zu helfen [...]« (S. 34)

21 HEUSLER 1900 (58), S. 42 / 1922 (60), S. 33.

22 HEUSLER 1914 (174), S. 94–95.

23 HEUSLER 1900 (58), S. 51 / 1922 (60), S. 38; 1900, S. 52 / 1922, S. 38; 1900, S. 53 / 1922, S. 39; 1900, S. 61 / 1922, S. 43.

24 Heusler selbst hat beschrieben, wie er »zunächst [...] immer auf *breitere* Widergaben« gekommen sei und ihn »das Suchen nach dem kürzeren Ausdruck« »nicht selten« »auch lexikalisch, stilistisch auf die treffendere Wendung« geführt habe. Briefliche Mitteilung an Ranisch vom 4. Mai 1913. In: DÜWEL u.a. 1989 (490), S. 344.

1922: »Es ist schlimm, daß er in die *Klemme* geraten ist, und darauf würde sein Vater *zählen*, daß ich mich seiner ein wenig annähme [...] ich will *alles daran setzen*, ihm zu helfen [...]« (S. 30)

1900: »[...] wir haben schon genug *zu verantworten*, wenn wir nicht alle in einer Landschaft sind.« (S. 35)

1922: »[...] es steht schon genug *auf dem Spiel*, wenn wir nicht alle in einer Landschaft sind.« (S. 30)

1900: »Ich weiss, *was ich von deinen Redensarten zu halten habe*«, sagte Thorir, »und ich lass mich auf kein Geschäft mit dir ein.« (S. 44)

1922: »Ich *kenne dein Schönreden*«, sagte Thorir, »und ich will kein Geschäft mit dir.« (S. 34)

Heusler verwendet zudem umgangssprachliche Wörter wie etwa *schwanken*²⁵, *sich abrackern*²⁶ oder die Verstärkungspartikel *halt*²⁷, die außerdem mundartlich-oberdeutsche Färbung hat. Solche umgangssprachlichen Regionalismen mit dialektalem Kolorit sind nicht selten festzustellen; z.B.: *Jänner*²⁸, *Hornung*²⁹, *Zuzug*³⁰, *aper*³¹ u.a. Insgesamt ist also

25 HEUSLER 1900 (58), S. 55: »Da antwortete Arngrim: ›Jetzt ist's gekommen, wie mir *schwannte*, und wie es heißt: ›von bösen Leuten ernietet man Böses; ich sah voraus, dass man viel Böses von dir ernten werde, Thorir!‹« – HEUSLER 1922 (60), S. 40: »Da antwortete Arngrim: ›Jetzt kams, wie ich voraussah, nach dem Wort: ›von Bösen ernietet man Böses; mir *schwannte*, daß man viel Böses von dir ernten werde, Thorir!‹« Zu *schwanen* vgl. GRIMM, *Wörterbuch*, Bd. 15, 1899, Sp. 2209.

26 HEUSLER 1922, S. 34. (HEUSLER 1900, S. 44: *sich zu schaffen machen*). Zu *sich abrackern* vgl. HEYNE 1905 (560), Bd. 1, Sp. 28, der die Vokabel als ein »derbes Wort« bezeichnet.

27 HEUSLER 1922, S. 45 (HEUSLER 1900, S. 66: *denn wohl*). Zu der Verstärkungspartikel *halt* vgl. WEIGAND 1909 (571), Bd. 1, Sp. 801, und HEYNE 1905 (560), Bd. 2, Sp. 26.

28 HEUSLER 1922, S. 31 (1900, S. 38). Vgl. HEYNE 1905 (560), Bd. 2, Sp. 248, und GRIMM, Bd. 4. 2, 1877, Sp. 2263–2264.

29 HEUSLER 1922, S. 32 (1900, S. 38). Vgl. GRIMM, *Wörterbuch*, Bd. 4. 2, 1877, Sp. 1832. Außerdem vgl. für *Jänner* und *Hornung* Paul KRETSCHMER, *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache*. Göttingen 1969, S. 241. Im übrigen vermeiden bis auf WODE 1902 (67) und MEYN 1938 (73) alle Übersetzer der Hønsa-Póris saga die lateinischen Monatsnamen. WODE und MEYN geben *borre* (HEUSLER 1897 (329), S. 4) mit *Januar* wieder (WODE S. 28, MEYN S. 31; HEUSLER 1900/1922: *Jänner*; REUSS 1910 (68), S. 50: *im vierten Wintermonat*; WENZ 1935 (71), S. 10: *Hartung*; SÜSKAND 1936 (70), S. 32: *der vierte Wintermonat*; LOHRMANN 1938 (72), S. 4: *Hartung*; SCHUBERT 1942 (74), S. 125: *Eismond*). Für *góe* (HEUSLER 1897 (329), S. 5) finden sich die Übersetzungen *Februar* (MEYN 1938 (73), S. 31), *der fünfte Wintermonat* (WODE 1902 (67), S. 28, REUSS 1910 (68), S. 50) und *Hornung* (HEUSLER 1900/1922, WENZ 1935, S. 11, und LOHRMANN 1938, S. 4), für *einmónoðr* (HEUSLER 1897, S. 5) *der letzte Wintermonat* (WODE 1902, S. 29, und REUSS 1910, S. 51), *März* (HEUSLER 1900/1922, S. 39/32, MEYN 1938, S. 32), *Lenzing* (WENZ 1935, S. 11) und *Lenzmond* (SCHUBERT 1942, S. 125). Manche Übersetzer nutzen auch die Zeitangabe *til alþinges* (HEUSLER 1897, S. 7), um einen deutschen Monatsnamen unterzubringen: *bis zum Allthing im Heumond* (WENZ 1935, S. 13) und

auf der semantischen Ebene – anders als auf der der Syntax – in der Bearbeitung der Übertragung eine Annäherung an die Konventionen der Zielsprache zu beobachten. Diesem Ziel dient wohl auch die Übersetzung derjenigen Ortsnamen, die 1900 noch in einer den morphologischen Gesetzen des Deutschen angepaßten isländischen Form belassen sind. Dabei wird etwa *Borgarfjördland* zu *Borgföhrdeland*, *Breidalbolstad* zu *Breitfarm*, *Gunnarstadir* zu *Gunnarsstätten*, *Hwamm* zu *Kessel*, *Nordtunga* zu *Norderzunge* usw. Stellt man außerdem die Vereinheitlichung des Tempus, das 1900 noch zwischen Präsens und Präteritum wechselt, in der *Thule*-Übertragung in Rechnung, so bestätigt die Situierung der Übersetzung im Kontext der Zielsprache den Verdacht, der sich bereits bei der Lektüre des Vorworts zur *Geschichte vom weisen Njal* aufdrängte (s.o., S. 85): Rezeptionshindernisse auf der Ebene der Syntax sind durchaus intendiert, dagegen werden sie in der Semantik weitgehend vermieden. Eine ähnliche Trennung dieser beiden Aspekte kennzeichnet auch das Übersetzungsverfahren Neckels (s.o., S. 154), der dabei indes anders als Heusler stets den Rahmen der ziel-sprachlichen Geläufigkeit wahrt. Vermutlich stört sich Heusler gerade daran, wenn er kritisiert, daß Neckel ihm »etwas zu frei« vorkomme »in seinem Eindeutschen, aber er liest sich ausgezeichnet, wenn man den Urtext nicht daneben hält.«³² Es fragt sich aber, ob die prinzipielle Konvergenz, die in der ungleichen Behandlung von Syntax und Semantik

bis zum Allthing (im Brachet) (LOHRMANN 1938, S. 6). Lohrmann führt überdies auch noch den Monatsnamen *Gilbhart* ein (S. 4). Die sich hier abzeichnende Tendenz korrespondiert der vor allem in den dreißiger Jahren allgemein stark zunehmenden Beliebtheit germanischer Monatsnamen. Man hielt sie – wie Otto Behaghel in einer kritischen Stellungnahme (*Von deutschen Monatsnamen*. In: *Zeitschrift für deutsche Bildung* 10, 1934, S. 75–78) ausführt – für »ein uraltes, heiliges Erzeugnis deutschen Gemütes«, das sich im »Unterbewußtsein unvergänglich von Geschlecht zu Geschlecht erhalten habe (W. SCHUBERT, *Deutsche Zeitung* 25.10.1933, hier zit. nach BEHAGHEL, S. 76; ähnlich z.B. Ernst SCHNEIDER, *Für deutsche Monatsnamen*. In: *Die völkische Schule* 12, 1934, S. 7–10). Tatsächlich sind aber die meisten dieser Namensbildungen in das 19. oder gar das 20. Jahrhundert zu datieren, etwa *Hartung*, *Lenzing* und *Gilbhart*. Behaghel macht zudem darauf aufmerksam, daß diese Bildungen »schlechte Erfindungen« (S. 76) und damit »sprachwidrig« (S. 77) seien.

30 HEUSLER 1922 (60), S. 40 / 1900 (58), S. 56.

31 HEUSLER 1922, S. 42–43. *Aper* hat in der Übersetzung von 1900 keine Entsprechung (S. 61). Es ist ein (schweizerdeutsches) Dialektwort für *schneefrei*. Vgl. WEIGAND 1909 (571), Bd. 1, Sp. 6 (Lemma: *aber*). Heuslers Übersetzung von 1922 weist zudem einige wenige Archaismen auf, z.B.: *abstehn* (S. 32; 1900: *zugrundegehen*, S. 40). Vgl. WEIGAND 1909, Bd. 1, Sp. 16.

32 Brief an Ranisch vom 4. Mai 1913. In: DÜWEL u.a. 1989 (490), S. 344.

durch beide Übersetzer liegt, und ihre graduell unterschiedliche Ausprägung in den Übertragungen tatsächlich auf stilistische Signale der Vorlagen zurückzuführen ist. Hierüber und über die Einwirkungen des Gegenwartshorizontes der Übersetzer kann die kontrastive Analyse Klarheit verschaffen.

Ohne Heuslers Prosaübersetzungen einem eingehenden Vergleich mit ihren ausgangssprachlichen Entsprechungen zu unterziehen, röhmt Sonderegger sie für ihre Nähe zu den altisländischen Vorlagen:

Heusler kommt dem Grundtext näher als andere Übersetzer, er versteht es, Prägnanz, Trockenheit, ja selbst Satzbau und Rhythmus der Saga- oder Rechtssprache, der Erzählung oder des Gesprächs genau nachzubilden. Seine Übersetzungen vermitteln am ehesten die Patina des Originals. Meist übersetzt er fast interlinear – d.h. mit allen Spiegel- oder Spitzenstellungen des Originals, dessen Wortfolge er nach Möglichkeit wahrt.³³

Der Vergleich der *Geschichte vom Hühnerthorir* mit ihrer Vorlage zeigt aber, daß Heusler bei aller Aufmerksamkeit für die Syntax der Saga den Eindruck des parataktischen mündlichen Stils durch fakultative Verschiebungen zu verstärken weiß. So sind beispielsweise nicht alle Kürzungen der Bearbeitung von 1922 aus der Intention nach genauerer Nachahmung der Vorlage zu erklären, sondern sie überbieten deren Kürze noch, indem sie etwa vollständige Hauptsätze als Ellipsen wiedergeben:

1900/1922: Auf Seiten Odds war einer gefallen und *drei schwer verwundet*. (S. 75, S. 50)

Einn maðr fell af Odde, en *þrír urðo mjók sárer*. (S. 20)

Gerade dieses Verfahren hat Heusler selbst wiederholt kritisiert, etwa in der schon angeführten Äußerung zu den Übersetzungen Neckels. Hier bezeichnet er es als »unratsam, gewissermaßen übervirtuos, daß man die Knappeit der Sagasprache noch überbiete«³⁴. Diese Tendenz weisen Neckels Übersetzungen gerade im Gegensatz zu Heuslers frühen Übertragungen auf, wie es etwa ein Vergleich ihrer beiden Versionen des Þorsteins *bátr stangarhöggs* zeigt³⁵. Heusler versteht unter »Knappeit«

33 SONDEREGGER 1967 (800), S. 27.

34 Heusler an Ranisch am 4. Mai 1913. In: DÜWEL u.a. 1989 (490), S. 344. Dies kritisiert auch NAUMANN 1913 (352), Sp. 3113, an Neckels Übersetzung. S.o., S. 151f.

35 *Die Geschichte von Thorstein Stangennarbe*. In: HEUSLER 1907 (173), S. 198–204; *Die Erzählung von Thorstein Stangenheib*. In: NECKEL 1913 (220).

vor allem den sprachlichen Rhythmus, der ihm selbst erst im Fortgang der Übersetzungstätigkeit wichtig wird. Dies geht nicht nur aus einer brieflichen Äußerung hervor³⁶, sondern es zeigt sich auch in der Verfeinerung seines Übersetzungsverfahrens: Schon bei der Übertragung der Njáls saga hat er nach eigener Aussage »fortwährend die Finger der linken Hand in Bewegung zum Silbenzählen«³⁷. Denn eben durch die Beibehaltung der Silbenzahl glaubt er dem Rhythmus der Vorlage am ehesten nahezukommen. Diese Modifizierung seiner Methode wirkt sich auch auf die Überarbeitung der *Geschichte vom Hühner-Thorir* aus. Der oben zitierte Satz belegt aber, daß er dabei im Zweifelsfall eher zu einer Unterschreitung der Silbenzahl bereit ist. Überdies lässt das Beispiel vermuten, daß er die Beibehaltung des Rhythmus, d.h. der Silbenzahl, der Nachahmung der Syntax überordnet. Dies gilt insbesondere für die Dialoge. Hier kann das Streben nach rhythmischer »Kürze und Markigkeit«³⁸ etwa mit der Vermeidung von Hypotaxen, also mit fakultativen syntaktischen Verschiebungen, einhergehen:

Er antwortete: »Das kann ich tun *und mit euch gehen*; es ist nur billig, daß die verkaufen, die Vorrat haben.« (1922, S. 32)

Hann suarar: »Þat má ek gøra, at fara með yðr; en þat er sannlegt, at þeir sele, sem til hafa.« (S. 5–6)

»So liegt die Sache«, sagte Blundketil, »wir möchten Heu bei dir kaufen, Thorir!« (1922, S. 33)

»Suá er við vaxet«, seger Blundketell, »at vér viliom kaupa hey at bér, Pórer!« (S. 6)

Da fing Blundketil an: »Wie ist's? hat dein Pflegevater kein Heu zum Verkauf, oder will er nicht verkaufen?« (1922, S. 33)

Þá tekri Blundketell til orða: »huárt er heldr, at fóstre þinn hefer enge hey til sqolo, eða vill hann eige selia?« (S. 6)

Thorir sagte: »Du mußt bedenken, Thorwald: mein Vermögen wird sich in gutem Stande finden, und die anderen können's bezeugen, daß mein

36 Heusler an Ranisch am 4. Mai 1913: »Wichtig scheint mir (und ich habe in meinen früheren Versuchen noch nicht bewußt darauf geachtet), daß man auch den Rhythmus, d.h. hier die Silbenzahl, des Originals einigermaßen nachbilde.« (In: DÜWEL u.a. 1989 (490), S. 344).

37 HEUSLER 1920 (478), S. 48. Ähnlich äußert sich Heusler gegenüber Ranisch am 26. November 1914. In: DÜWEL u.a. 1989 (490), S. 383. An anderer Stelle spricht er sogar vom »Gehörbild des Urtextes« (*Einleitung* zur Grágás-Übertragung 1937 (176), S. xxviii).

38 HEUSLER 1920 (478), S. 48.

Eigentum nicht weit herum verschuldet ist!« Arngrim sagte: »Ich will dir noch einmal abraten, Thorwald: übernimm den Handel nicht. Aber du wirst tun, wie dir beliebt. Mir bangt, daß dies große Folgen haben wird.« (1922, S. 37–38)

Pórer málte: »suá er at hyggia, Þorvaldr, at fé mitt mon reynask frítt, ok aðrer menn vito, at mér er eige fé goldet viða fyrer mína eign.« Arrígrímur málte: »letia vil ek þik enn, Þorvaldr, at þú taker við málé pessö; en þú mont gøra, sem þér líkar. Ugger mik, at miket hliótesk af.« (S. 10)

Aber auch im Erzählerbericht wird rhythmische Kürze bisweilen durch die Einführung von Satzunterbrechungen erreicht. In folgendem Beispiel etwa durch eine Ellipse³⁹, die sich weder in der Vorlage noch in der ersten Übersetzung von 1900 findet:

1900: Er hatte eine Frau, die hieß Jorun; *sie war eine verständige und hochgeachtete Frau.* (S. 29)

1922: Er hatte eine Frau, die hieß Jorun; *ein kluges und hochgeachtetes Weib.* (S. 27)

Hann átte þá kono, er Jórunn hét; *hon var vitr kona ok vel láten.* (S. 1)

Die Beispiele zeigen, daß es Heusler in Fällen, in denen die Syntax der Vorlage nicht unbedingt die mündliche Sprachverwendung spiegelt, etwa bei der Bildung von Hypotaxen, auf ihre genaue Nachahmung nicht so sehr ankommt. Ganz anders verhält er sich beim Übersetzen von typisch ›mündlichen‹ Stilistika der Vorlage: In der kontrastiven Analyse lassen sich die meisten seiner Anakoluthe auf solche Sätze in der Vorlage zurückführen⁴⁰; z.B.:

Da stand Gunnar auf und trat auf den Hofplatz hinaus: *er war in Hemd und Leinenhosen, den Mantel übergeworfen und schwarze Schuhe an den Füßen, das Schwert in der Hand.* (1900, S. 64; 1922, S. 44)

Gunnarr reis þá upp ok gekk út í túnet. *Hann var í skyrto ok lín-brókom, móttol yfer sér ok suarta skó á fótom, suerð i hende.* (S. 15)

³⁹ Hier ließen sich auch einige Prolepsen anführen, die keine Entsprechung in der Vorlage haben, z.B.: HEUSLER 1922 (60), S. 50: »[...] und seine Stimme, die klang so, wie wenn ein Stier brüllte.« – HEUSLER 1897 (329), S. 20: »ok van hans hliómr ok rödd, sem gríður gellde.« Die Vorlage weist aber eine Inkongruenz im Numerus auf, die Heusler zu der Einführung einer Satzunterbrechung angeregt haben könnte.

⁴⁰ Parallele Phänomene sind Heuslers »Halbrepliken« (passim) und die Verdoppelung der inquit-Formel (z.B.: 1900, S. 73 / 1922, S. 48 / 1897, S. 18).

1900: So wird berichtet, sobald es Nacht war, *ritt Thorwald und seine Schar* zum Hofe Oernolfsthal. (S. 56)

1922: So wird berichtet, daß, sobald es Nacht war, *ritt Thorwald und seine Schar* zum Hofe Ornolfstal. (S. 40)

Suá er sagt, at þegar er náttaðe, *riða þeir Porvaldr* at bónom í Qrnolfsdal. (S. 12)

Freilich läßt gerade das letzte Beispiel erkennen, daß Heusler hier einen – als Regelverstoß – stilistisch markierten Satz in die Übersetzung einführt, wo die Vorlage vermutlich keinerlei stilistische Markierung trägt. Dies legt jedenfalls seine eigene Beobachtung in dem *Altisländischen Elementarbuch* nahe: Hier befaßt er sich mit Anakoluthen, die – wie im vorliegenden Beispiel – von eingeschalteten Nebensätzen (*þegar er náttaðe*) ausgehen. Dabei kommt er zu der Ansicht, daß »das Stück nach dem Schaltsatz *normalerweise* die Wortfolge des Nachsatzes«⁴¹ annahme, wenn »das *at* nicht wiederholt« wird. Eben dies ist im vorliegenden Satz der Fall: Die anakoluthisch anmutende Wortfolge *riða þeir Porvaldr* (statt: *þeir Porvaldr riða*) resultiert aus dem eingeschobenen Temporalsatz (*þegar er náttaðe*), im Anschluß an den die Konjunktion des finalen Nebensatzes nicht wiederholt wird (das zweite *at* ist in diesem Fall eine Präposition). Wir haben es dabei infolgedessen nach Heusler mit einer »normalen« Wortfolge zu tun, die im stilistischen Kontext der Vorlage keine Kontrastwirkung hervorruft. Der Umstand, daß Heusler dieser Satzkonstruktion dennoch in der Übersetzung so großes Gewicht beimißt, daß er sie zur Trägerin einer stilistischen Markierung macht, findet seine Erklärung in einem seiner Beobachtung in dem *Altisländischen Elementarbuch* in Klammern beigefügten Kommentar. Hier vergleicht er die beschriebene Wortfolge des Nachsatzes mit dem »unpapierenen Deutsch«: Es ist das Bestreben nach einer Stilisierung des mündlichen Erzählstils, »der Schlichtheit der lebenden Rede«⁴², das ihn eine in der Vorlage so unauffällige Konstruktion in auffälliger Weise in die Übersetzung übernehmen läßt. Diese Intention wird um so deutlicher, als Heusler andere Stilistika des Altisländischen, die er ebenfalls für »Gewohnheitsform[en]« hält, welche nicht mehr »emphatisch« seien⁴³, in der Übersetzung nicht nachahmt. Denn diese

41 HEUSLER 1950 (476), S. 187. (Hervorhebung von mir, J.Z.)

42 HEUSLER 1920 (478), S. 50.

43 HEUSLER 1950 (476), S. 181.

lassen sich im Deutschen ganz offensichtlich nicht als Regelverstöße der mündlichen Sprachverwendung stilisieren. Dazu zählt vor allen Dingen die Spitzenstellung der Negation⁴⁴, die in manchen Passagen der Hœnsa-Póris saga ausgesprochen häufig ist; z.B.:

Blundketil antwortete: »So ist's nicht gemeint. Du weißt, Silber deckt alle Schulden hier zu Land; damit bezahl ich dich.« Thorir antwortete: »Ich begehre dein Silber nicht.« »So nimm an Ware, was Odd und Arngrim dir zu Handen berechnen.« »Es sind hier wenig Arbeiter«, sagte Thorir, »und ich selbst habe keine Lust zum Hin- und Herziehen und will mich mit so etwas nicht abrackern.« Blundketil erwiederte: »So will ich dir's heimbringen lassen.« Thorir sagte: »Ich habe nicht die Räume dazu, daß man sicher sein könnte, daß es nicht verdorben geht. Blundketil antwortete: Ich will Häute dazugeben und die Ware so einschlagen, daß nichts geschieht.« Thorir antwortete: »Ich will nicht das Getrampel von anderen Leuten in meiner Wohnung haben.« (1922, S. 34–35)

Blundketell suarar: »eige er þannveg upp at taka. þat veiztu, at silfr gengr í allar skulder hér á lande; ok gef ek þér þat við.« Pórer suarar: »eige vil ek silfr bitt.« »þá tak þú builíka voro, sem þeir göra til handa þér, Oddr ok Arngrímr.« »Fátt er hér verkmanns«, seger Pórer, »en ek nenne lítt ferðom, ok vil ek eige vasask í slíko.« Blundketell suarar: »þá skal ek láta fóra þér heim.« Pórer mælde: »eige hefe ek húsakost til þess, at ørvænt sé, at eige spillesk.« Blundketell suarar: »ek skal fá til húðer ok búa um suá at vel sé.« Pórer suarar: »eige vil ek spark annarra manna í húsom mínom.« (S. 7)

Die zitierte Passage gibt zu bedenken, daß Sondereggers Behauptung, Heusler übersetze »fast interlinear – d.h. mit allen Spreiz- oder Spitzenstellungen des Originals«⁴⁵, so nicht aufrechtzuerhalten ist. Vielmehr wählt der Übersetzer sorgfältig aus, welche Stilistika der Vorlage er nachahmen will. Dies lässt sich auch mit der Spitzenstellung des Verbs demonstrieren, die er im Deutschen gern durch die von ihm so bezeichnete »gedeckte Anfangsstellung«⁴⁶ wiedergibt; z.B.:

[...] man machte sich reisefertig, und es trieb Herstein hundertundzwanzig Pferde zu den Kaufleuten hin, ohne daß man ein einziges von auswärts zu erbitten brauchte. (1900, S. 34; 1922, S. 30)

44 Daß es sich hierbei um eine bewußte Entscheidung Heuslers handelt und nicht um eine obligatorische Verschiebung, zeigt die Nachahmung der Spitzenstellung der Negation beispielsweise bei Ludwig Meyn oder bei Rudolf Meißner. S.u., S. 258.

45 S.o., S. 232 (Hervorhebung von mir, J.Z.).

46 HEUSLER 1950 (476), S. 171.

[. . .] ok er þá búen ferðen, ok *rekr Hersteinn* hundrað hrossa í móte kaupmønnum, ok þurfti einskes á búe at biðia. (S. 4)

Der Herbst verstrich, und *es kam der Winter* und war früh schon bitterlich streng dort am Nordabhang, und man war wenig auf ihn gerüstet. (1900, S. 36; 1922, S. 31)

Nú líðr sumar af hende, ok *kømr vetr* ok er snemma nauðamikell norðr um Hlíðena, en viðbúnings lítell. (S. 4)

Die Zeit ging hin, und *es kam der Hornung*. (1900, S. 38; 1922, S. 32)

Líðr stund ok *kømr góe*. (S. 5)

Von den Höfen aus sah man die Schar daherziehen, und *es sprengte ein Jeder* von seinem Hof. (1900, S. 53; 1922, S. 38)

Mannferðen var sén af bóiom, ok *hleyper huerr* af sínom bó. (S. 10)

Aber auch diese Wortfolge beobachtet Heusler in der altnordischen Prosa »so häufig«, daß er »darin die a[lt]isl[ändische] Normalstellung des Verbums« sieht und mithin nicht »an Emphase des Verbums« denken will.⁴⁷ Dies betreffe insbesondere die Stellung des Verbs nach *ok*, das »das Verbum« zwar »nicht hinter sich« zwinge, »es aber so oft an diese Stelle« ziehe, »daß ein *ok gekk* [. . .] als Ruhestellung gelten muß«.⁴⁸ Anders verhält es sich freilich im Deutschen, wo eine Konstruktion wie *man machte sich reisefertig, und es trieb Herstein hundertundzwanzig Pferde zu den Kaufleuten hin* gerade nicht als »Normalstellung« wirkt. Diese Wortfolge erweckt eher den Eindruck eines ungelenken, wenig eleganten Sprachgebrauchs und eignet sich daher ebenfalls, um den Stil eines mündlichen Erzählers zu charakterisieren.

Es ist also das Interesse für die Spuren einer mündlichen Syntax in der Saga, welches das Verfahren des Übersetzers lenkt: Er konkretisiert weniger diejenigen stilistischen Signale der Vorlage, die sie als einen individuellen Text kennzeichnen, also kontextuelle Kontraste im Sinne Riffaterres. Vielmehr wendet er seine Aufmerksamkeit syntaktischen Merkmalen zu, die er in einer mündlich erzählten Saga für charakteristisch hält, auch wenn sie innerhalb des Textes keine stilistische Funktion übernehmen. Dabei entschließt er sich zu ihrer Wiedergabe im Deutschen nur dann, wenn sie sich hier zur Charakterisierung mündlichen Sprachgebrauchs verwenden lassen. Er geht freilich noch darüber

47 Ebd., S. 173.

48 Ebd., S. 175.

hinaus, indem er nicht selten auch dann die Wortstellung beibehält, wenn sie im Deutschen zu einer Satzunterbrechung führt, die das Altisländische nicht aufweist. Neben den schon genannten Ellipsen gilt dies für manche Anakoluthe, besonders aber für die große Zahl von Ausklammerungen, die hier ähnlich wie bei Neckel (s.o., S. 157) als Interferenzerscheinungen aufgefaßt werden können; z.B.:

Sie langten spät am Tage an und saßen ab *oberhalb der Gebäude*. (1900, S. 63; 1922, S. 44)

Þeir koma þar síð dags, ok stíga af bake fyrer ofan hús. (S. 14)

Er warf sich darauf, daß er des Sommers mit seiner Ware von Landschaft zu Landschaft zog und in der einen verkaufte, was er in der anderen gekauft hatte, und bald wuchs ihm ein Vermögen an *von diesem Handel*. (1922, S. 28)

*Hann lagðe þatt í vanða sinn, at hann fór með sumarkaup sitt her-
aða í mille ok selde þat í qōro, er hann keypte í qōro, ok gróddesk
honom brátt fé af kaupom sínom.* (S. 2)

Gerade hier ließen sich unzählige Beispiele finden. Heusler nimmt jedesmal eine präpositionale Bestimmung aus der Verklammer heraus, um die Wortfolge der Vorlage beibehalten zu können. Dadurch kommen Ausklammerungen zustande, die im Kontext der Zielsprache mündlichen Sprachgebrauch suggerieren, weil sie die Verkammerungsregel des Deutschen ignorieren⁴⁹. Das Isländische kennt diese Regel nicht, so daß die Vorlage Ausklammerungen gar nicht aufweisen kann. Sie sind also als Interferenzen der »normalen« altisländischen Wortfolge in der Syntax der Übertragung zu betrachten. Dies gilt in gleicher Weise für die Verlagerung der Zeitangabe an das Ende des Satzes:

»Ich glaubte es so zu berechnen *im Herbst*, daß ich annahm, es würde sich gut schicken.« Der andere bemerkte, es sei weniger geschlachtet worden, als er vorgeschrrieben habe. Blundketil sagte: »Wir wollen einen Handel schließen: ich befreie dich aus der Notlage *für diesmal*, aber du darfst es niemand sagen.« (1900, S. 38; 1922, S. 31)

»ek þóttomk suá til ætla á hauste, at ek hugða, at vel mundu hlýða.« Siá suarar, at fērra var slátrat, en hann sagðe fyrer. Blundketell mælte: »vit skolom eiga kaup saman: ek mon leysa pik ór vandræðe þessu um sinn, en þú seg þetta engom manne, [. . .]« (S. 5)

49 Zur Ausklammerung als Spezifikum der gesprochenen Sprache im Deutschen vgl. SOWINSKI 1988 (801), S. 104, und WELLS 1990 (817), S. 391.

Außerdem ist auch eine Spreizstellung wie im folgenden Beispiel ein Interferenzphänomen:

»Ich meine auch, es liegt viel daran, daß diese Werbung samt meiner Fürsprache nicht geringschätzig behandelt werde, und dass die Antwort nicht lange auf sich warten lasse.« (1900, S. 65)

»Ich meine auch, es liegt viel daran, daß man dieser Werbung die Ehre gönne *und meiner Fürsprache* und mit der Antwort nicht zögere.« (1922, S. 45).

»Pykke mér ok miklo varða, at eige sé óvirt þetta mál *ok míni tillög*
eða seint suarat.« (S. 15)

Das häufige Auftreten solcher Interferenzen macht einmal mehr deutlich, daß die »Nähe zum Grundtext«, mit der Sonderegger sein Lob der Heuslerschen Übersetzungen begründet, keine Kategorie einer methodisch reflektierten Übersetzungsanalyse sein kann. Denn die genaue Beibehaltung der ausgangssprachlichen Wortfolge mag zwar eine solche »Nähe« suggerieren. Sie lässt aber gleichzeitig die ausgangssprachliche Syntax in die Übersetzung eingreifen, so daß diese eben dort stilistische Signale erhält, wo die Vorlage keine Entsprechungen aufweist.⁵⁰ Damit ›entfernt‹ sie sich gerade in stilistischer Hinsicht von dem ›Original‹, und es ist nicht mehr zu entscheiden, ob die betreffende Übersetzungslösung ›nahe an der Vorlage‹ oder ›fern vom Original‹ gefunden wurde: Interferenzerscheinungen können mit solchen Kategorien nicht erfaßt werden. Für die Rezeptionsforschung müssen aber gerade sie von Interesse sein, wie sich am Übersetzungsverfahren Heuslers demonstrieren läßt. Denn dieser behält die Wortfolge der ausgangssprachlichen Sätze ja bei weitem nicht immer bei, sondern lässt nur solche Interferenzen bestehen, die sich zu Regelverstößen im mündlichen Sprachgebrauch stilisieren lassen. In anderen Fällen modifiziert er die ausgangssprachliche Wortfolge in der Übersetzung erheblich, etwa bei der Spitzenstellung der Negation. Darin spiegelt sich sein Interesse für die Stilistika einer mündlichen Satzstellung ebenso wie in der Nachahmung syntaktischer Phänomene, die ihm auf mündliche Sprachverwendung hinzudeu-

50 Dies gab bereits ein Rezensent Heuslers (*Literarisches Centralblatt* 1901, Sp. 370 (356)) zu bedenken, der dieses Übersetzungsverfahren mit den folgenden Worten kritisiert hat: »Wir spüren so wohl die Eigenart des alten sögur-Stiles, aber die Wirkung ist naturgemäß bei uns eine ganz andere als bei den Isländern alter und neuer Zeit, da uns Anknüpfungen fehlen, die jene hatten und haben, und so ist die Frage wohl berechtigt, ob nicht ein wahrerer Eindruck durch größere Freiheit gewonnen wird.«

ten scheinen, selbst wenn er sie nicht für stilistisch markiert hält. Der Vergleich seiner beiden Versionen der *Geschichte vom Hühnerthorir* mit ihrer Vorlage bestätigt mithin die Vermutung, daß die genauere Einhaltung der ausgangssprachlichen Wortfolge in der überarbeiteten Fassung aus dem Jahr 1922, zu der die große Zahl der Kürzungen erheblich beträgt⁵¹, mit der Stilisierung einer – in der Formulierung Eugen Diederichs – »wortkarge[n], eherne[n] Sprache«⁵² einhergeht. Kürze, so hat Heusler es selbst gesagt, verscheuche »den Tintengeruch [. . .], klingt freilufig und volkstümlich«⁵³.

Diesem Bemühen um Kürze ordnet sich auch die Semantik weitgehend unter. So zeigt der Vergleich mit der altsländischen Vorlage, daß Heusler auch durch semantische Korrekturen in der Überarbeitung der Silbenzahl des ausgangssprachlichen Satzes näherzukommen versucht; z.B.:

1900: *Er lebte in kümmerlichen Verhältnissen* und war nicht *besonders* beliebt bei den Leuten insgemein. (S. 30)

1922: *Er war arm an Habe* und nicht *sehr* beliebt bei den Leuten insgemein. (S. 31)

Hann var *snaðr at fé* ok eige *miðk vinsáll* af alþýðo manna. (S. 2)

1900: »Aber wir haben's hier mit einem Manne zu thun, *der bei den Leuten in Gunst steht, und der sich auch selber nicht zu nahe treten läßt*: ich will es für diesmal noch so lassen, wie es steht.« (S. 36)

1922: »Aber wir haben's hier mit einem Manne zu tun, *der beliebt ist und auch auf seine Ehre hält*: ich will es für diesmal noch so lassen wie es steht.« (S. 31)

»en þar er sá maðr, *er bæðe er vinsáll ok kappsamr*, ok vil ek enn vera láta suá búet.« (S. 4)

51 Es soll nicht verschwiegen werden, daß die strengere Einhaltung der ausgangssprachlichen Wortfolge in der Überarbeitung der Übersetzung ganz vereinzelt auch zur Aufhebung von Satzunterbrechungen der ersten Version und damit zu ‚Satzverlängerungen‘ führt. Ein Beispiel dafür findet sich am Anfang des Textes: HEUSLER 1900 (58), S. 29: »Er wohnte in Oernolfsthal, *etwas weiter oben* als heute das Gehöft steht: es gab damals noch manche Höfe oberhalb.« HEUSLER 1922 (60), S. 27: »Blundketil hatte seine Wirtschaft in Örnolfsdal; *das war etwas weiter oben*, als heute das Gehöft steht; es gab dort noch viele Höfe oberhalb.« HEUSLER 1897 (329), S. 1: »Hann bió í Ornlfsdal; *þat var nökkoro ofarr*, en nú stendr bórenn; var þar mart bóia upp í frá.«

52 So charakterisiert Diederichs den Stil der beiden Übersetzer des achten *Thule*-Bandes in: DIEDERICHS 1922 (453), S. 426.

53 HEUSLER 1920 (478), S. 48.

Solche Korrekturen dienen aber nicht ausschließlich der Kürzung, sondern vor allem der Einführung einer volkstümlichen Metaphorik. Nur so ist beispielsweise die Korrektur in der folgenden bereits angeführten Passage zu erklären:

1900: »Es ist schlimm, daß er in diese *Bedrägnis* geraten ist, und sein Vater würde gewiss *erwarten*, dass ich mich seiner ein wenig annähme, wo er's nötig hat. [...] ich will's mir *ernstlich angelegen sein lassen*, ihm zu helfen, soweit es in meinen Kräften steht.« (S. 34)

1922: »Es ist schlimm, daß er in die *Klemme* geraten ist, und *darauf* würde sein Vater *zählen*, daß ich mich seiner ein wenig annähme, wo er's nötig hat. [...] ich will *alles daran setzen*, ihm zu helfen, soweit es in meinen Kräften steht.« (S. 30)

»ok er þat illa, at hans koste er þrøngt, ok þat munde faðer hans ætla, at ek munda nökkot líta á hans mál, ef hann þyrfti þess við. [...] ok skal ek leggia á allan hug, sem ek hefe fong á, honom við at hialpa [...]« (S. 3)

Die altisländische Formulierung *at hans koste er þrøngt* legt Heusler 1900 wie übrigens allen anderen Übersetzern der Hœnsa-Póris saga eine etymologische Übersetzung durch *Bedrägnis* nahe⁵⁴. Diese verändert er 1922 durch die Einführung des etymologisch nicht verwandten Wortes *Klemme*, das zudem anders als die ausgangssprachliche Entsprechung bildhaft ist. Ganz ähnlich verfährt er bei der Wiedergabe von *ætla*, für das er zwar kein etymologisches Pendant findet. Aber auch hier korrigiert er eine der Vorlage entsprechende, nicht metaphorische Formulierung der ersten Übersetzung (*erwarten*⁵⁵) 1922 durch das bildhafte *auf etwas zählen*. Mit diesem Verfahren erhöht er die Anzahl solcher bildhaften Wendungen, die alle der umgangssprachlichen Stilebene zuzurechnen sind, gegenüber der Vorlage. Er geht dabei mit der Integration zielsprachlicher Elemente in die Übersetzung freilich kaum so weit wie Neckel, wie es am Beispiel der Sprichwörter deutlich wird. Denn hier setzt er nicht einmal einen in der Zielsprache geläufigen Phraseologismus ein, sondern bemüht sich um eine sinngemäße Wiedergabe der ausgangssprachlichen Wendung mit ihrer Metaphorik⁵⁶. In der Über-

54 WODE 1902 (67), S. 23: Es ist das schlimm, daß seine Lage so *bedrängt* ist. – REUSS 1910 (68), S. 48: »Es ist schlimm, daß Orn in *Bedrägnis* geraten ist!« – WENZ 1935 (71), S. 8: »Es ist schlimm, daß er in eine so *bedrängte* Lage gekommen ist.«

55 So auch WODE 1902 (67), S. 23 und REUSS 1910 (68), S. 48. WENZ 1935 (71) übersetzt *ætla* mit *bestimmt annehmen* (S. 8).

56 In diesem Punkt berührt sich das Übersetzungsverfahren Heuslers mit dem Erich von

arbeitung des Textes ist ferner das Bestreben erkennbar, den sentenzhaften Charakter der Wendungen deutlicher herauszuarbeiten, etwa durch Einführung des Endreims, so daß die Sprichwörter nicht erst durch den Kontext als solche erkennbar werden:

1900: »Es ist wahr, wie es im Sprichwort heißt: ›Je weiter weg von schlechten Gesellen, um so besser‹ und ›Das wahre Unglück kommt nicht vom Feinde.‹« (S. 47)⁵⁷

1922: »Es ist wahr, wie es im Sprichwort heißt: ›Je weiter weg von schlechten Gesellen, um so besser‹ und ›Der üble Gefährt kommt vom eignen Herd.‹« (S. 36)⁵⁸

»satt er þat er mælt er, at ›spyria er bezt til válegra þegna‹ ok ›án er illt um genge, nema heiman hafe.‹« (S. 8)

1900: »Jetzt ist's gekommen, wie mir schwante, und wie es heisst: ›von bösen Leuten erntet man Böses; [...]« (S. 55)⁵⁹

1922: »Jetzt kams wie ich voraussah, nach dem Wort: ›von Bösen erntet man Böses; [...]« (S. 40)

»nú fór sem mik varðe, at ›opt hlýtr illt af illom, [...]« (S. 11–12)

Heuslers Metaphorik zeigt folglich deutlichere Spuren der ausgangssprachlichen Semantik als diejenige Neckels. Denn immer dann, wenn seine Vorlage bildhafte Wendungen gebraucht, bemüht er sich spätestens in der Überarbeitung um ihre Nachahmung. Dabei geht er jedoch an keiner Stelle so weit, altisländische Lehnwörter in seinen Text zu übernehmen. Selbst das bei anderen Übersetzern so beliebte *Neidingswerk* (für altisländisch *níðingsverk*) vermeidet er⁶⁰. Der Unterschied zwischen den semantischen Verfahren der beiden Altnordisten wird be-

Mendelsohns (s.o., S. 137ff), dessen Übersetzungskompetenz Heusler jedoch anzweifelte: Brief an Ranisch vom 13. Januar 1913. In: DÜWEL u.a. 1989 (490), S. 330.

57 Wanders *Sprichwörter-Lexikon* führt keine entsprechenden deutschen Sprichwörter an. Allenfalls dem ersten der beiden Phraseologismen entspräche singgemäß *Vor böser Gesellschaft soll sich jeder hüten*. (Bd. 1, Sp. 1611). Ein dem zweiten Phraseologismus entsprechendes geläufiges deutsches Sprichwort nennt Heusler im Glossar seiner Ausgabe der Hœnsa-Póris saga, S. 89: *Gott behüte mich vor meinen Freunden!* Daß er es in der Übersetzung nicht verwendet, zeigt, daß es ihm darauf ankommt, das Bild der ausgangssprachlichen Wendung wenigstens teilweise zu erhalten.

58 Bei WANDER 1867 (570) nicht aufgeführt.

59 Ähnlich die deutschen Sprichwörter *Bei Bösen wird man böse* und *Wer mit Bösen umgeht, wird böse*. Vgl. WANDER 1867 (570), Bd. 1, Sp. 439.

60 HEUSLER 1900 (58), S. 62 / 1922, S. 43: *Schurkenrat*. WODE 1902 (67), S. 51: *Neidingswerk*; REUSS 1910 (68), S. 63: *Schurkenstück*; WENZ 1935 (71), S. 23: *Neidingswerk*.

sonders deutlich in ihrer Behandlung von Einsprengseln aus der poetischen Sprache, von denen sowohl die Hrafnkels saga als auch die Hœnsa-Póris saga je eines enthält. Neckel findet – wie oben zu beobachten war – für die Metapher *ægishjálmr*, die mit der Konnotation einer ganz anderen Kultur behaftete, im Deutschen aber geläufige Übersetzung *Schreckensherrschaft* (s.o., S. 143 und 192), während Heusler bei der Wiedergabe der Wendung *at griðkonor mínar mune stunget hafa nökkrora þína félaga suefnþorne*⁶¹ um die Erhaltung der Metaphorik bemüht ist: *meine Mägde [werden] ein paar von deinen Begleitern mit dem Schlafdorn gestochen haben*⁶². Die verwendeten Bilder sind freilich im Deutschen so fremd, daß die Übersetzung einer erklärenden Anmerkung bedarf. Damit stellen sie im Textzusammenhang eine Ausnahme dar.

Insgesamt legen diese Feststellungen die Vermutung nahe, daß Heusler Bildhaftigkeit an sich – und nicht erst in der Form einer zielsprachlich geläufigen Metaphorik – als ein Charakteristikum der gesprochenen Sprache gilt. Dies kann eine kurze Textpassage anschaulich machen, die in gleichsam komprimierter Form die wichtigsten Verfahren des Überarbeitungsprozesses mit seiner Tendenz zur Stilisierung der Mündlichkeit erkennen läßt:

1900: »Die Sache geht dich auch an, denn du bist der Vorsteher hier im Kreise *und hast nach dem Rechten zu sehen, wenn es irgendwo fehlt.*« (S. 47)

1922: »Die Sache geht dich auch an, da du der Vorsteher hier im Kreise bist *und hast das Krumme gerad zu machen.*« (S. 36)

»en þetta mál kómr ok til þín, þar sem þú ert forrázmaðr herazens, *at rétta þat sem rangt er gort.*« (S. 8)

Hier geht mit der Wiedergabe der ausgangssprachlichen Metaphorik, die zu einer Verringerung der Silbenzahl führt, die Einführung eines Anakoluths (ohne Entsprechung in der Vorlage) einher; die konventionelle Bildhaftigkeit wirkt zusammen mit der Syntax bei der Charakterisierung des »mündlichen Erzähltons«⁶³ und verleiht dem Stil der Übersetzung eine gewisse Volkstümlichkeit. Heusler denkt bei diesem Verfahren »an

61 HEUSLER 1897 (329), S. 25.

62 HEUSLER 1922 (60), S. 57 (1900 (58), S. 88: »meine Dienerinnen [werden] den einen und andern von deinen Begleitern mit dem Schlafdorn gestochen haben«).

63 HEUSLER 1934 (486), S. 138.

das Luthersche ›den Leuten aufs Maul sehen‹⁶⁴ und hat dabei die Umgangssprache einer ganz bestimmten Gesellschaftsschicht seiner eigenen Gegenwart im Auge. Er sieht nämlich einen grundsätzlichen »Zwiespalt« in der Tatsache, daß die Sprache der Íslendingasögur »offenbar [...] eine ländliche, großbäuerliche Sprache« sei, »und wir sind Städter, Buchbildungsmenschen!«⁶⁵ Er postuliert daher für Sagaübersetzungen ein »ländliche[s] Gepräge« und identifiziert so den »Atem unbedingter *Aechtheit*«⁶⁶, den er in der Hœnsa-Póris saga verspürt, mit dem Bäuerlichen⁶⁷. Indem er dieses in Gegensatz zum Städtischen setzt, bringt Heusler seine in zeittypischer Weise zivilisationskritisch motivierte Abneigung gegen die Stadt zum Ausdruck. Gegen diese führt er – höchst unhistorisch – die Íslendingasögur, »diese[n] ältesten Bauerngeschichten der Weltliteratur«⁶⁸, ins Feld. Sie werden so zu Repräsentanten eines Bauerntums, das im 20. Jahrhundert doch – ganz anders als in der von den Sagas literarisch verarbeiteten archaischen Kultur – vor allem eine soziale Erscheinung ist.⁶⁹ Ihm stellt er die in jeder Hinsicht abwertend gemeinte Identifikation der Stadt mit dem Romanischen gegenüber:

Der Germane war Landmann, Freilutmensch. Von der römisch-gallischen Stadt hat sich der deutsche Anwänder lange nicht unterkriegen lassen. Eine der folgenreichen Zweiheiten im Menschenwesen: Land- und Stadtbewohner! So sehr sich der Abgrund später gefüllt hat: vieles bis auf den heutigen Tag verstehen wir daraus, daß der Romane Städter, der Germane letzten Endes Bauer ist.⁷⁰

Der kulturkritische Impetus, der aus der Polarisierung von »Land« und »Stadt« und ihrer Verschmelzung mit dem Gegensatz von »ursprünglich« und »modern« spricht, schlägt denn auch in Heuslers Übersetzungsverfahren durch, indem er ihn ungleiche Maßstäbe an die Wie-

64 HEUSLER 1920 (478), S. 49.

65 Ebd., S. 50.

66 S.o., Anm. 10.

67 Ganz ähnlich auch im Vorwort zur Übertragung der Hœnsa-Póris saga von 1900: »Von archaisierenden Wendungen darf nur ein leiser Anflug vorhanden sein, eben ausreichend, um den Eindruck einer bäuerlichen, nicht städtisch-modernen Luft hervorzubringen.« (S. 25–26).

68 *Die Isländersags als Zeugnisse germanischer Volksart*. In: *Deutsche Rundschau* 43, 6, 1917, S. 378.

69 Zur Ideologisierung des Bauerntums s.u., S. 354ff.

70 HEUSLER 1926 (481), S. 176–177.

dergabe von Syntax und Semantik anlegen läßt: Syntaktische Rezeptionshindernisse sollen die Wahrnehmung des Lesers auf die Vorbildlichkeit von Heuslers ›Sagastil‹ für die Erneuerung der deutschen Schriftsprache lenken. Sie möchte er in seiner Ursprünglichkeit begründet sehen: Diesen Zusammenhang von ›Sagastil‹ und geschriebenem Deutsch, der sich aus seinen Übersetzungen herauslesen läßt, stellt Heusler explizit 1934 in dem Aufsatz *Die altisländische Saga und unser deutscher Prosastil*⁷¹ her. Er belegt, daß Heusler in der Saga das Ideal einer unverdorbenen ›urwüchsigen‹ Volkssprache gefunden zu haben glaubt, das er zum Ausgangspunkt seiner Sprachkritik nimmt. Eine solche schlichte Prosa sei nämlich den Deutschen – sowohl in der schönen wie in der wissenschaftlichen Literatur – aus dem Blick geraten, könne aber wiedergewonnen werden durch die Besinnung auf die »gesprochene Sprache«, die »überall das uralte völkische Formgefühl festgehalten«⁷² habe:

Unsre geschriebene Prosa überhaupt, nicht nur die erzählende, hat sich seit elfhundert Jahren geschult an der lateinischen. Es steckt viel römisches Sprachgefühl in unsrer Schriftprosa. Auch dies rückt sie ab von der Alltagssprache. Unsre Alltagssprache ist wenig verrömert. Das Gehobene, Bereicherte, das man von einer anständigen Prosa verlangt, beruht zum Teil auf römischem Periodenbau. Es gibt bei uns viele Schriftsteller und Deutschlehrer, die denken bei »gutem Stil« sofort an die »schöne Periode«, den reichen Faltenwurf.⁷³

Das »römische Sprachgefühl«, der romanische Einfluß, scheint ihm – verstärkt nach dem Versailler Vertrag⁷⁴ – die Sprache unlebendig zu machen, gilt ihm als »Tintenstil«⁷⁵, die »Fremdwörterei« als »buchhafter Pfauentritt«⁷⁶. Deutsch sei aber, als Reflex der Alltagssprache, die rhythmisch belebte Parataxe, wie sie für die Saga typisch sei. Deren Vorbild hat denn auch einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf Heuslers

71 In: HEUSLER 1934, S. 131–143 (486).

72 Zit. n. Theodor SALFINGER, *Zur Sprachkunst des Germanisten Andreas Heusler*. In: *Festschrift für Karl Schwarber*. Basel 1949, S. 199.

73 HEUSLER 1934 (486), S. 140.

74 Vgl. SALFINGER 1949 (779), S. 203.

75 HEUSLER 1934 (486), S. 141.

76 Ebd., S. 140. Heuslers Purismus schlägt sich vor allen Dingen in den späteren Übersetzungen nieder. Im Vorwort der Grágás-Übertragung weist er sogar eigens darauf hin, daß »die Verdeutschung [...] fremdwortfrei« sei (HEUSLER 1937 (176), S. xxviii).

eigenen Stil.⁷⁷ In seinen Übersetzungen macht es sich ebenfalls deutlich bemerkbar, und zwar – wie gezeigt – vor allem in der Syntax. Die konventionelle, volkstümliche Semantik hingegen erhält die Aufgabe der stilistischen Integration der Übersetzung in die zielsprachliche Literatur und Kultur, um das Ideal des ›Sagastils‹ hier volkserzieherisch um so stärker wirksam werden zu lassen. So gewinnt auch die zunächst vielleicht ›fremd‹ anmutende Syntax Bedeutung für die Stilisierung der Saga zur ›eigenen‹ Kulturüberlieferung. Daß er so nicht nur die Appellstruktur der altisländischen Saga aktualisiert, sondern in fast gleichem Maße seine eigene ideologische Disposition, entgeht Heusler. Jedenfalls äußert er die Ansicht, daß »genaues Übersetzen« vor dem Bearbeiten »dén Vorteil« habe, »daß man das Werk dann, sittengeschichtlich und *stilistisch*, als Quelle behandeln kann: man braucht nicht zu befürchten, daß man sich mit Einwirkungen des Heutigen herumschlägt.«⁷⁸

Heuslers Wertschätzung der *Íslendingasögur* als »Bauernchroniken«⁷⁹ schlägt sich aber auch noch an anderen Stellen der Semantik seiner Übersetzung der *Hönsa-Póris saga* nieder. So begegnet in der Version von 1922 sogar einmal eine fakultative Verschiebung, in der die Bezeichnung *Bauer* geradezu normativen Charakter anzunehmen scheint:

1900: Der Mann ging heim und erzählte seinem Freund, mit Blundketil könne es doch kein zweiter aufnehmen, wo man's auch mit ihm zu thun habe, und sagte, ihm habe er aus der Klemme geholfen. (S. 38)

1922: Der Mann ging heim und erzählte seinem Freund, Blundketil sei doch *ein Ausbund von Bauer* bei allen Anlässen; ihm habe er jetzt auch aus der Klemme geholfen. (S. 31–32)

Sá fór heim ok sagðe sínom vin, at Blundketell sé *afbragð annarra manna* í ollom viðskiptom, ok kuað hann sik ór vandræðe leyst hafa. (S. 5)⁸⁰

Daneben findet sich das Wort *Bauer* als Wiedergabe des altisländischen

77 Vgl. SALFINGER 1949 (779) und SONDEREGGER 1967 (800).

78 Briefliche Äußerung gegenüber Thalbitzer vom 19. Dezember 1926. In: HEUSLER 1953 (488), S. 137 (Hervorhebung von mir, J.Z.).

79 HEUSLER 1926 (481), S. 177.

80 Heuslers Lösung übernimmt SCHUBERT 1942 (74), S. 125, der sonst von Heusler (und der Vorlage) erheblich abweicht: »Was soll man denn auch zu einem solchen *Ausbund von Bauern* sagen, der eines Tages hundertsechzig Pferde zu Hof treiben und vierzig der schlechtesten davon schlachten ließ, nur um das Heu, das für diese bestimmt war, den Bauern geben zu können.«

Personalpronomens *hann*⁸¹ sowie in der Anrede. Hier hat die Vorlage *bóni*; dieses übersetzt Heusler 1900 mit *Meister*, 1922 mit *Bauer*.⁸²

»Ländliches Gepräge« erzeugt er nicht zuletzt durch die schon erwähnten ober- bzw. schweizerdeutschen Regionalismen. Zwar weist er dieses Verfahren in seinem Aufsatz zum Übertragen der Íslendingasögur zurück, »denn so sennentraulich darf die Saga nicht anmuten«⁸³, räumt aber ein, daß der Übersetzer seine sprachliche Herkunft nicht immer verleugnen könne. Daß er dennoch ein gewisses Lokalkolorit offensichtlich der stilistischen Wirkung der Übersetzung nicht für abträglich hält, läßt eine Bemerkung vermuten, in der er die Sagas mit der »Heimatkunst« in Zusammenhang bringt⁸⁴, die bekanntlich durch dialektale Stilzüge gekennzeichnet ist.⁸⁵ Für die Rezeption der *Thule*-Übertragungen hat dies – wie zu zeigen sein wird – beträchtliche Konsequenzen gehabt.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, daß Heuslers wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Íslendingasögur und ihre Übersetzung ihn zu einer recht präzisen Vorstellung von ihrem Stil führen, die zu einem nicht geringen Teil durch Einwirkungen seines Kulturreessimismus geprägt ist. Dies ergibt die Analyse seiner Übertragungen ebenso wie die Lektüre seiner Bemerkungen zum Übersetzen, in denen

81 Z.B.: »Es war im März, da kamen zwei Pächter Blundketils: sie hatten noch am ehesten über einige Habe zu verfügen, und doch war ihnen jetzt das Heu ausgegangen. Sie baten, man möge sie aus der Klemme ziehen. *Der Bauer* [Blundketil] antwortete, er habe nichts vorrätig und erklärte, noch mehr Vieh wolle er nicht schlachten.« – »Es war im März, da kamen zwei Pächter Blundketils: sie waren noch am leidlichsten gestellt in Geldsachen, und doch war ihnen jetzt das Heu ausgegangen, und sie baten um Hilfe. *Der Bauer* antwortete, er habe nichts vorrätig, und noch mehr Vieh wolle er nicht schlachten.« – »Nú kómr einmónoðr, ok koma tueir landsetar Blundketels, – þeir óttó hóte helzt sér nökkora koste í fémunom, en þó vþró þeir nú í heybrote, – ok biðia hann órlausna. *Hann* suarar þá ok kuezk eige til hafa, enda lézk hann eige vilia drepa fleira fé.« HEUSLER 1900 (58), S. 40 / 1922 (60), S. 32 / 1897 (329), S. 5.

82 Z.B. HEUSLER 1900, S. 40 / 1922, S. 32 / 1897, S. 6; 1900, S. 54 / 1922, S. 39 / 1897, S. 11. Die erhöhte Aufmerksamkeit für das Bauerntum bewegt HEUSLER 1922 vermutlich auch zu der Korrektur seiner Übersetzung des altsländischen Verbums *búa*: 1900 gibt er es stets mit *wohnen* wieder, 1922 ändert er in *seine Wirtschaft haben* bzw. *wirtschaften*, obwohl dies dem Prinzip der Kürze widerspricht (vgl. z.B. 1900, S. 29 / 1922, S. 27 / 1897, S. 1).

83 HEUSLER 1920 (478), S. 50.

84 HEUSLER 1917 (477), S. 378: »Das Wort Heimatkunst, das sonst auf die mittelalterlichen Schöpfungen selten anwendbar ist, trifft auf unsere Sagas vollkommen zu. Sie verewigen großbäuerliche Familien der eigenen Landschaft; Taten, die in nicht zu ferner Vergangenheit geschehen sind.«

85 Vgl. KAEMPFERT 1985 (721), S. 1831.

die »freiluftige Unbuchmäßigkeit«⁸⁶ des »Sagastils« dem Übersetzer wieder und wieder ans Herz gelegt wird. Er habe dabei besonders den Satzbau zu beachten, weil eben dieser »so unrömisch«⁸⁷ sei. Und dem Leser seiner eigenen Übertragungen, dem möglicherweise gerade die Syntax fremd vorkomme, gilt die Empfehlung, sich »im Geist in einen erzählenden Bauer [sic]«⁸⁸ zu verwandeln. Er soll so empfänglich werden für die »tief innerliche[n] und heilkraftige[n] Wirkungen« dieser Sprache, die verspüre, »wer ein paar Jahre mit den Sagas gelebt« habe. Und von diesen »erzieherischen Wirkungen« müsse »eine Verdeutschung, wie sie sein soll, [...] etwas [...] ausstrahlen«⁸⁹.

Die späteren Übersetzungen der Hoensa-Póris saga zeigen deutlich den Einfluß der Heuslerschen Übertragung. Dabei spielt besonders für Gustaf Wenz, aber nicht nur für ihn, die Betonung des Bauerntums eine wichtige Rolle. Auch Peter Süsskand zum Beispiel illustriert 1934 in einer dem Thema *Vor- und Frühgeschichte* gewidmeten Nummer der *Pädagogischen Warte* anhand der Hoensa-Póris saga *Altnordisches Bauernleben*.⁹⁰ Beide mögen durch Heusler dazu angeregt worden sein, doch ließe sich einwenden, daß das ›Bauernthema‹ gerade in den dreißiger Jahren so sehr in der Luft liegt (s.u., S. 355), daß sich diese Sicht auf die Saga zwangsläufig aus dem Gegenwartshorizont der Übersetzer ergeben habe. Die Übertragung von Wenz, die hier exemplarisch betrachtet werden soll, zeigt aber auch in ihrer sprachlichen Gestalt Anklänge an Heuslers Übersetzung, so daß man Wenz mit einem Recht als Rezipienten Heuslers ansehen kann. Vor allem im Bereich der Semantik orientiert er sich an der älteren Übersetzung und gibt zum Beispiel das altisländische *jafnaðarmaðr* ebenso wie Heusler mit *ein Mann*

86 HEUSLER 1914 (174), S. 15 (Vorwort).

87 Ebd., S. 16. Übrigens erkennt Heusler auch noch in der Grágás mit ihrer großen Zahl an Hypotaxen »das vorrömische Sprachgefühl«, »bäuerliche Rede«. Daher müsse der Übersetzer vor allen Dingen ihren »Erdgeruch« bewahren, und so stellt sich Heusler die Aufgabe: »Die freiluftige Rede des alten Rechtsprechers wollen wir nicht verwandeln in heutige Buchsprache.« HEUSLER 1937 (176), S. xxviii und S. xxx.

88 HEUSLER 1914 (174), S. 15. Ein anderes Mal denkt er sich seinen »Zermatter Bergführer [...] als Hörer« und versucht, »den Ausdruck so lange zu modelln, bis er ihn verstände.« Andreas HEUSLER (Rez.), Arthur Bonus, *Isländerbuch Sammlung I und II*. In: ZfV 19, 1909, S. 465.

89 HEUSLER 1920 (478), S. 51.

90 *Pädagogische Warte* 41, 1934, S. 796–799. Auch MEYN 1938 (73) rezipiert, wie schon der Titel *Bauernnot* zeigt, die Saga fast ausschließlich unter diesem Aspekt.

*von Recht und Billigkeit*⁹¹ wieder. In der Syntax freilich folgt Wenz meist anderen Prinzipien als Heusler: Der Satzbau trägt bei ihm fast keine stilistischen Markierungen, und Satzunterbrechungen kommen kaum vor. So gibt er etwa einen vollständigen Satz, wo Heusler in Anlehnung an die Vorlage einen Anakoluth bildete:

Wenz: Gunnar stand jetzt auf und ging auf den Hof hinaus; er hatte Hemd und Leinenhosen an, schwarze Schuhe an den Füßen und den Mantel übergeworfen; das Schwert hielt er in der Hand. (S. 25)

Heusler: Da stand Gunnar auf und trat auf den Hofplatz hinaus: er war in Hemd und Leinenhosen, den Mantel übergeworfen und schwarze Schuhe an den Füßen, das Schwert in der Hand. (1900, S. 64; 1922, S. 44)

Gunnarr reis þá upp ok gekk út í túnet. Hann var í skyrto ok línbrókom, móttol yfer sér ok suarta skó á fótum, suerð í hende. (S. 15)

Die Syntax erscheint bei Wenz stark »geglättet« und vermittelt sehr viel weniger als diejenige Heuslers den Eindruck der gesprochenen Sprache. Die Konnotation des Bäuerlichen, die Heusler ja gerade mithilfe der Syntax evozieren möchte, lässt Wenz auf dieser Textebene nicht entstehen. Er bedient sich dazu semantischer Verfahren, wobei er sehr viel »derbere«, d.h. einer unteren Stilebene angehörige Phraseologismen verwendet, beispielsweise die Wendung *das Maul halten*⁹². Solche »Saftigkeiten« hatte Heusler hingegen noch mit dem Hinweis auf die »Eleganz des Landmanns, in Tracht, Benehmen und Sprache!«⁹³ abgelehnt. Vor allem aber greift Wenz ganz direkt mit Einfügungen und Auslassungen in den Wortlaut der Saga ein, um seine Auffassung von dem »altisländischen Bauerntum« im Text zu etablieren. So führt er im ersten Kapitel alle Figuren (bis auf den Hühnerthorir) als »Bauern« ein:

Der Bauer Odd wirtschaftete auf dem Breithof [. . .] Nach der Lage seines Hofes [. . .] wurde der Bauer Zungen-Odd genannt. [. . .] Auf dem Gehöft Nordzunge saß der Bauer Arngrim. [. . .] Der Bauer Blundketil wohnte [. . .] (S. 5)

Im Anschluß daran fügt er folgenden Satz hinzu, der in der Vorlage keine Entsprechung hat:

91 HEUSLER 1900 (58), S. 29: *ein Mann von Recht und Billigkeit*; HEUSLER 1922 (60), S. 27: *Freund von Recht und Billigkeit*; WENZ 1935 (71), S. 5: *ein Mann, der Recht und Billigkeit achtete*.

92 Für altisländisch *leyna*; WENZ 1935 (71), S. 34.

93 HEUSLER 1920 (478), S. 50.

Alle diese Bauern gehörten zu den alteingesessenen Geschlechtern, deren Vorfahren von Norwegen gekommen waren, um das Land zu besiedeln. (S. 5–6)

Davon hebt sich die unmittelbar folgende Einführung des Thorir stark ab:

Thorir dagegen war anfangs ein armer Schlucker und ganz allgemein unter den Leuten nicht sehr beliebt.

Die Saga führt im Gegensatz zu Wenz alle Figuren mit der typischen Formel *Oddr hét maðr, Torfe hét maðr, Blundketell hét maðr, Pórer hét maðr usw.* ein. Sie behandelt sie damit anders als Wenz erzählerisch gleich, obgleich sie sie als nach Reputation und Wohlstand verschieden charakterisiert. Man vergleiche etwa die Einführung des Tungu-Oddr, des Blundketill und des Pórir:

Oddr hét maðr, Qnundar son breiðskeggs, Ulfarssonar, Ulfssonar á Fitiom, Skeggjasonar, Póres sonar hlammunda. Hann bió á Breiðabólstað í Reykardal í Borgarfirðe. Hann átte þá kono, er Jórunn hét; hon var vitr kona ok vel láten. Pau ótto fiogor börn, sono tuá vel mannaða ok dótr tuær. [...] Hann var kallaðr Tungo-Oddr. Enge var hann kallaðr iafnaðarmaðr.

Blundketell hét maðr, son Geirs ens auðga ór Geirshlíð, Ketels sonar blunz, er Blunzvatn er við kennt. Hann bió í Qrnolfsdal; [...] Blundketell var manna auðgastr ok bezt at sér í fornوم sið. Hann átte priá tigo leigolandia. Hann var enn vinsælaste maðr í heraðeno.

Pórer hét maðr. Hann var snauðr at fé ok eige mið vinsæll af alþýðo manna. Hann lagðe þat í vanda sinn, at hann fór með sumarkaup sitt heraða í mille ok selde þat í qðro, er hann keypte í qðro, ok gróddesk honom brátt fé af kaupom sínom [...] (S. 1–2)

Von den übrigen Figuren wird Pórir hier aber auch dadurch unterschieden, daß seine Herkunft nicht angegeben ist. Eben dieses Signal der Saga aktualisiert Wenz, wenn er die Einführung der Bauern mit dem Hinweis auf ihre Abstammung zusammenfaßt (und die Genealogien in einer Fußnote anfügt) und davon die Charakterisierung des Hühner-Thorir adversativ (*dagegen*, das in der Saga ohne Entsprechung ist) abhebt. Dabei kommt es ihm freilich nicht darauf an, eine soziale Differenzierung der Sagagesellschaft herauszuarbeiten. Dies beabsichtigen vermutlich die Übersetzer Wode und Reuss, die bei der Übersetzung des altisländischen *bóni* die Wörter *Bauer* und *Bonde* variieren, um den

sozialen Unterschied von Klein- und Großbauern kenntlich zu machen.⁹⁴ Für Wenz verbinden sich aber ganz andere Konnotationen mit dem Wort *Bauer*, wie es Titel und Untertitel seiner Übersetzung belegen: *Vom edeln Blundketil und vom Hühnerthorir. Eine isländische Saga vom Bauertum und Händlergeist*. In seiner Interpretation nämlich stehen sich der »edle« Blundketil als Bauer und der Hühnerthorir als Händler gegenüber, womit letztendlich eine biologische Differenzierung getroffen wird: »Wie bezeichnend ist es, daß die Bauern von echtem Schrot und Korn dem Thorir ihre Hilfe versagen«, diesem »Emporkömmling und Geschäftemacher, ohne Herkunft und darum sicher rassisch minderwertig«⁹⁵. Heusler kann wohl kaum eine biologistische Interpretation der Saga unterstellt werden, wenn er Blundketil 1922 als »edel« charakterisiert. Jedenfalls finden sich für eine solche Sichtweise Heuslers keine weiteren Anhaltspunkte. Aber sein Bestreben, Blundketils Integrität so besonders hervorzuheben, konnte in den dreißiger Jahren, wie die Rezeption der Übersetzung durch Wenz zeigt, umstandslos biologistisch ausgelegt werden:

Heusler 1900: Blundketil war *einer der reichsten Männer* und *einer der ehrenhaftesten* in der Heidenzeit. Er hatte dreißig Pachtgüter. Er war der beliebteste Mann in der ganzen Landschaft. (S. 29)

Heusler 1922: Blundketil war *ein steinreicher Mann* und *einer der edelsten* in der Heidenzeit. Er besaß dreißig Pachtgüter. Er war der beliebteste Mann in der Landschaft. (S. 27)

Wenz: Blundketil war *der reichste Mann* unter den Leuten dort, in der alten heidnischen Zeit *der edelste* und der beliebteste Mann im ganzen Gau. (S. 5)

Blundketell var *manna auðgastastr* ök *bezt at sér í fornوم sið*. Hann átte þriá tigo leigolanda. Hann var enn vinsælaste maðr í heraðeno. (S. 1)⁹⁶

94 Z.B. WODE 1902 (67), S. 28 (*Bonde*) und S. 65 (*Bauer*); REUSS 1910 (68), S. 51 (*Bonde*) und S. 73 (*Bauer*). In die gleiche Richtung gehen die Überlegungen Bonus' zur Übersetzung des altisländischen *bóndi*: »Der ›Bonde‹, d.h. der Bauende, also dasselbe Wort wie unser ›Bauer‹, läßt sich dennoch nicht so wiedergeben. Was für Verwirrung eine solche Übersetzung anstiftet, haben wir während des Burenkrieges gesehen, wo reiche und vornehme Magnaten in der Presse wie arme Schlucker behandelt wurden, weil sie ›Bauern‹ hießen. Der ›Bonde‹ ist der Grundeigentümer, der freie Herr seines Bodens. Sein Besitz kann klein, kann auch groß wie ein Fürstentum sein. Etwa: Freisaß.« BONUS 1906 (124), S. 68 (Vorwort).

95 WENZ 1935 (71), S. 3 (Vorwort).

96 Auch SÜSKAND 1936 (70), S. 31, folgt hier der Vorgabe Heuslers und macht so den Konflikt zwischen Blundketill und Hœnsa-Pórír, die doch zwei Figuren der Saga unter anderen sind, nicht nur zum zentralen, sondern zum einzigen Thema seines Textes.

Dabei bedient sich Wenz der spätestens seit Werner Sombarts Buch *Händler und Helden* (1915) geläufigen diffamierenden Konnotationen des Wortes »Händler«⁹⁷, das immer auch das ›Fremde‹ meint, um die Konfrontation zwischen dem alteingesessenen aristokratischen Bauern-
tum und dem Emporkömmling zum eigentlichen Thema der Saga zu machen:

Es ist [. . .] eine Wende im Bauernleben und Bauernschicksal, die sich in dieser Geschichte anzeigt, und die sich überall da wiederholt, wo Bauern-
tum und Händlergeist aufeinanderstoßen. Der Bauer kann über schwere Zeiten durch Gemeinschaftshilfe hinwegkommen; der Händler nutzt die Notzeit zu seinem eigenen Vorteil aus.⁹⁸

Vollständig auf diese Konfrontation reduziert finden wir den Stoff der Saga bei Lohrmann. Dieser stellt in seiner Nacherzählung nicht nur den »Bauer[n] Blundketil«⁹⁹ dem »Händler Thorir«¹⁰⁰ gegenüber. Er macht darüber hinaus Blundketil zur Titelfigur, aus deren Perspektive er den Gegenspieler Thorir charakterisiert:

»Nichts kommt einem alten Manne überraschend, Sohn«, sagte der Bauer [Blundketil], »aber es ist so etwas darin in der Neuigkeit, das mir nicht nach Wunsch geht. Wenn es nicht gerade der Thorir wäre. Du kennst ihn ja noch, wie er bettelarm und frech mit einer Hühnerkiepe auf dem Rücken auf den Handel ging. Dann hatte er erst ein Pferd, dann eine Koppel, dann eine ganze Herde Packpferde. So wurde er reich, nicht immer auf männliche Art. Oft brachte er Unheil durch sein Geschwätz und durch sein hinterhältiges Wesen. Er ist nicht von unserer Art.«¹⁰¹

Und auch Schubert konfrontiert in den beiden Protagonisten den »Adel-
bauer[n]«, die »nordische Prachtgestalt des Großbauern Blundketil« mit dem »Krämer«, dem »unleidliche[n] Hühnerthorir«¹⁰².

97 Dazu vgl. VON SEE 1970 (788), S. 68f.

98 WENZ 1935 (71), S. 3 (Vorwort).

99 LOHRMANN 1938 (72) passim.

100 Ebd., S. 5.

101 Ebd., S. 3.

102 Alle Zitate SCHUBERT 1942 (74), S. 126 und 128. *Krämer* als diffamierendes Attribut mit deutlichem Zeitbezug weisen auch andere Sagaübersetzungen auf, ohne daß der Begriff so im Zentrum steht wie in den Übertragungen der *Hœnsa-Póris saga*. Ein Beispiel aus einer Übersetzung der *Laxdœla saga* (RÜTTGERS 1938 (105), S. 123): »Der König sagte ihm: ›Ich will dir hierin die Wahl stellen: entweder fährst du den Sommer aus nach Island, und bringst das Volk dort mit Gewalt zum Christentum, oder wenn du meinst, das sei eine zu schwere Aufgabe für dich, werde ich dich auf keine Art abreisen lassen, denn ich denke, es ist eine würdigere Aufgabe für dich, adligen Männern zu dienen als (in England) zu einem Krämer zu werden.‹« An der Stelle der Klammer hat die Vorlage *hér!*

»Bauerntum« und »Händlergeist« sind für diese Übersetzer ganz offensichtlich überzeitliche – eigentlich: biologische – Instanzen, deren Konfrontation »überall« den gleichen Verlauf nehme. Die Parallele zu Neckels Perspektive auf die Hrafnkels saga ist deutlich: Das Postulat anthropologischer Konstanz verhilft den Übersetzern zur Ausschaltung der historischen Dimension ihrer Vorlagen. In den dreißiger und vierziger Jahren äußert sich dies in einem offenen Rassismus; etwa bei Ott, der in der Saga »eine Gegensätzlichkeit des Wesens« erkennen zu können meint, »bei der man nicht nur von einer anderen Art, sondern geradezu von einer anderen Rasse sprechen möchte.«¹⁰³

Heuslers Geschichte vom Hühnerthorir ist eine biologistische oder gar rassistische Sichtweise gewiß nicht vorzuwerfen. Die Neigung, die Historizität der Überlieferung zu ignorieren, begegnet freilich auch bei ihm. Sie korrespondiert der Tendenz, das eigentliche Thema der Íslendingasögur in der Gegensätzlichkeit ihrer Figuren und ihrer »aristokratische[n] Menschenwertung« zu suchen, wobei »die Sympathien der Erzähler und ihres Volkes [. . .] bei dem Mächtigen« seien, »der groß und geachtet sein will. Den Blick der Mißgunst und Schadenfreude« habe man »nur auf den Emporkömmling, dem man das angestammte Recht zur Macht, die innere Herrenart nicht zutraut; der als ein schlechter Nachahmer der Häuptlingstugenden erscheint«.¹⁰⁴ Und so erhebt sich letztlich die Frage, ob die Manipulation des Textes nicht schon hier ihren Ausgangspunkt nimmt. Jedenfalls muß einer solchen ganz auf die Figuren konzentrierten Interpretation fast zwangsläufig der sozialhistorische Kontext entgehen, in dem die Íslendingasögur die Handlung verankern. Seine Rekonstruktion ist aber erst in jüngster Zeit zum Thema der Sagaforschung geworden.¹⁰⁵ Für die Interpretation der Hœnsa-Póris saga hat Baumgartner diese Dimension zurückgewonnen und in deren

(*Laxdæla saga*. Herausgegeben von Kr. KÅLUND. Halle 1896 (= Altnordische Sagabibliothek 4), S. 129).

103 OTT 1940 (414), S. 51–52.

104 HEUSLER 1917 (477), S. 386–387. In diese Richtung zielt auch die Interpretation der Figurenkonstellation der Saga durch Ferdinand Avenarius, den Herausgeber des *Kunstwart*, in seinem Vorwort zu Auszügen aus Heuslers Übersetzung: »Wo ist in unsrer Geschichte vom Hühnerthorir bei irgendeinem Charakter der kleinste Bruch? Wie sind die einzelnen geschildert, der edle Blundkeil, dann Thorir, in allem der erbärmliche Parvenü, dann der herrische aber edelrassige Odd, der schließlich seinen Grabhügel hoch droben will, wo er weit übers Land sieht [. . .]« AVENARIUS 1906 (443), S. 587.

105 Vgl. z.B. für die Njáls saga: William Ian MILLER, *Justifying Skarpheðinn*. In: SS 55, 1983, S. 316–344.

Textintentionalität eine sozialkritische Tendenz ausgemacht, mit der die Saga sich an der Debatte um das 1281 eingeführte neue Gesetz der Jónsbók beteiligt haben könnte.¹⁰⁶ Eine solche Deutung freilich setzt eine vollkommen andere Auffassung von der Entstehung der Íslendingasögur voraus, als sie Heusler als Exponent der Freiprosatheorie haben konnte. Für ihn war es ebenso unvorstellbar, daß sich ein Verfasser im 13. Jahrhundert des historischen Stoffes bediente, um die Situation seiner eigenen Zeit in der Fiktion zu verarbeiten, wie es für Neckel undenkbar war, daß das statische Gesellschaftsbild der Hrafnkels saga der Intention ihres Verfassers entsprungen und damit letzten Endes historisch begründet sein könnte.

Bereits in der voranstehenden Analyse der Übersetzungen Bonus' wurde auf die Gegensätzlichkeit in den stilistischen Verfahren Heuslers und Bonus' hingewiesen. Die Behauptung, Heusler habe anders als Bonus einen charakteristischen eigenen Stil ausgebildet, kann nun präzisiert werden. Denn es hat sich gezeigt, daß Heuslers Rezeption von stilistischen Details der altnordischen Erzählprosa bestimmt wird, die zwar ihm als Fachwissenschaftler, nicht aber dem philologischen Laien Bonus¹⁰⁷ zugänglich sind. Diesem freilich kommt es auf eine solche, von ihm als »wissenschaftlich« apostrophierte Lektüre auch gar nicht an. Er möchte vielmehr eine »künstlerische Übersetzung« geben, »eine Übertragung also des eigentlichen Hauchs der Geschichten«, und entscheidet sich für ein Verfahren, bei dem er sich »nicht mit Theorien und Prinzipien abgäbe, sondern [...] so stark wie möglich mit dem Geist der Originale fülle, und es dann eine Tatsache sein ließe, ob, oder wie weit es gelänge, den Hauch des Originals zu übermitteln.«¹⁰⁸ Heusler geht hingegen in mehreren Schritten vor:

[...] zuerst übersetzt man *verhältnismäßig* genau, natürlich schon mit dem Umschmelzen in die wahrhaft deutschen Wendungen, worin die eigentliche Geistesarbeit liegt, aber doch jeder Satz noch an dem Original gemodelt. Wochen oder Monate später nimmt man sein Manuskript vor *ohne* Urtext; dann stoßen einem eine Menge halbdeutsche, nach der Uebersetzung riechende Wendungen auf: die ersetzt man durch flüssigere, deutschere Ausdrücke. Als letztes mag man noch einmal den Urtext

106 BAUMGARTNER 1987 (650), S. 74ff.

107 Bonus war nach eigener Auskunft Autodidakt. Vgl. BONUS 1931 (449), S. 77–78.

108 BONUS 1912 (131), S. XI–XII.

zuziehen, um zu sehen, ob man sich nicht mehr als nötig von ihm entfernt hat.¹⁰⁹

Er kann so den Einfluß des Altländischen auf die sprachliche Gestalt seiner Übertragung genau kontrollieren, und Interferenzphänomene sind daher ohne Frage intendiert und in ihrer Wirkung wohl berechnet. Die Verarbeitung der stilistischen Signale des ausgangssprachlichen Textes wird mithin von dem fachwissenschaftlichen Übersetzer wesentlich stärker reflektiert, wie überhaupt die Frage des ›Sagastils‹ in seiner Rezeption den höheren Stellenwert hat: Heuslers Verfahren ließe sich, die oben zitierte Äußerung Bonus' aufnehmend, als »philologische Übersetzung« klassifizieren. In dieser Verwendung impliziert der Begriff nicht, wie es sein üblicher Gebrauch nahelegen könnte, eine ›Treue‹ zum ›Original‹, die die Einwirkungen ideologischer Momente ausschließe.¹¹⁰ Er charakterisiert lediglich ein Übersetzungsverfahren, das anderen als philologisch ausgebildeten Übersetzern kaum offenstehen kann, weil es die wissenschaftliche Vertrautheit mit der Ausgangssprache voraussetzt. Daß diese von ideologischen Implikationen keineswegs frei ist, macht das Beispiel Gustav Neckels ebenso deutlich wie das Heuslers.

Von den beiden so verschiedenen Stilvorstellungen, die im *Isländerbuch* zum Ausdruck kommen, hat sich die philologisch geprägte durchgesetzt: Sie dominiert die Übersetzungen der *Sammlung Thule* und hat darüber hinaus – wie in den folgenden Kapiteln darzulegen ist – offensichtlich in der deutschen Literatur vorübergehend zu der Etablierung eines eigenen ›Sagastils‹ geführt. Das zeigen z.B. Bearbeitungen altländischer Stoffe, die sich von ihren Textvorlagen fast vollständig lösen und unabhängig von ihnen Stilistika verwenden, die die philologischen

¹⁰⁹ Brief an Ranisch vom 4. Mai 1913. In: DÜWEL u.a. 1989 (490), S. 343–344.

¹¹⁰ So vor allem bei WINKLER 1989 (644), die sich durch die unreflektierte Übernahme dieses Begriffes den Zugang zu den Quellen verstellt (s.o., S. 5). Wie wenig er in dieser Verwendung zur Charakterisierung der *Thule*-Übertragungen geeignet ist, die Winkler mit dem Hinweis auf die »philologische Übersetzung« aus ihrem Textkorpus ausklammert, macht u.a. die von ihr selbst angeführte Bemerkung Fritz Güttingers deutlich, die i.E. »einiges für sich« habe, »wenn man die Übersetzer von Íslendingasögur auf ihren Beruf hin überprüft«: »Der Gelehrte«, so Güttinger, »sieht in der Übersetzung eine Quelle des Wissens, nicht des Erlebens; ihm liegt vor allem daran, den Gedankengehalt des fremden Werkes vermittelt zu sehen.« (zit. n. WINKLER 1989, S. 41). Auch in Sondereggers Überlegungen mischt sich bisweilen die Vorstellung von der »philologischen Treue«. Vgl. SONDEREGGER 1967 (800), S. 55 und passim, außerdem o., S. 225. Daß hinter »philologischen« Übertragungen höchst unterschiedliche Übersetzungskonzeptionen stehen können, ist unten, S. 316ff, zu behandeln.

Übertragungen als charakteristische Elemente des Sagastils bekannt gemacht haben. Aber auch die von einem Zeitgenossen sogenannte »moderne Sagakunst«¹¹¹, die nicht mehr notwendigerweise altisländische Stoffe aufnimmt, greift auf diese sprachlichen Mittel zurück. Im folgenden gilt das Interesse der *Laxdœla saga* und der *Gísla saga Súrssonar*, deren Rezeption sich von der der bisher behandelten *Íslendingasögur* u.a. dadurch unterscheidet, daß sie zu solchen freien Bearbeitungen geführt hat. Dabei ist auch der Frage nach dem Einfluß der *Thule*-Übertragungen und ihres Stils nachzugehen.

2.4 Die Übersetzungen der *Laxdœla saga*

In kaum einer der bisher untersuchten Übersetzungen ist die Konzentration auf die Figuren so unmittelbar zu erkennen wie in den Übertragungen der *Laxdœla saga*. Bereits an der Auswahl der Textpassagen, die in deutscher Sprache erscheinen, läßt sich diese Blickrichtung ablesen: Weil nämlich die *Laxdœla saga* wesentlich umfangreicher ist als alle übrigen hier behandelten *Íslendingasögur*, ist sie nur selten vollständig übertragen worden.¹ Weit häufiger begegnet die – übersetzende oder nacherzählende – Wiedergabe einzelner Episoden. Und in deren Mittelpunkt stellen die Übersetzer gern eine der weiblichen Figuren des Textes, der – noch heute – als die Saga der großen Frauengestalten gilt.²

111 Erwin ACKERNKNECHT, *Moderne Sagakunst*. In: *ZfDk* 50, 1936, S. 41–49 und 105–116; ausführlicher dazu s.u., S. 317ff.

1 Vollständige Übersetzungen (ohne Wiedergabe des *Bolla bátr*) haben in der mittleren Rezeptionsphase RÜTTGERS 1907 (83) (leichte Kürzungen bei den Genealogien) und MEISSNER 1913 (86) vorgelegt, nach 1945 SIEG 1959 (109) und HELLEN 1982 (110).

2 Vgl. z.B. die Einleitung ihres Herausgebers KÅLUND 1896 (325), S. ix–x. Auch für Berta S. PHILLPOTTS etwa ist die Saga »the only biography of a woman« (*Edda and Saga*. London 1931, S. 205). Heute erregen die weiblichen Figuren der Saga vor allem das Interesse der feministischen Literaturwissenschaft, die in dem Text eine weibliche Perspektive erkennen und ihn daher auf eine Verfasserin zurückführen möchte. Vgl. in erster Linie Helga KRESS, *Meget samstavet må det tykkes deg. Om kvinneopprør og genretvang i Sagaen om Laksdølene*. In: (*Svensk*) *Historisk Tidskrift* 100, 1980, S. 266–280; hier bes. S. 278–279. In eine ähnliche Richtung weist eine Bemerkung von H. M. Heinrichs, in der er den Stil der Saga für »lyrischer« befindet, »als man es sonst von Isländergeschichten gewohnt ist, so daß man sogar gesagt hat, der Dichter habe etwas Frauliches an sich.« Nachwort zur Neuausgabe des 6. *Thule*-Bandes 1963, S. 234. Auch Heusler fragt sich, ob der Verfasser der *Laxdœla saga*, wenn es ihn denn gegeben habe, »ein Mann von gleichsam weiblicher Begabung« gewesen sein müßte. (Andreas HEUSLER (Rez.), *J. van Ham, Beschouwingen over de literaire betekenis der Laxdœla saga. Proefschrift*

Besonderer Beliebtheit erfreut sich neben der Hauptperson Guðrún die Figur der Unnr in djúpúðga³, die manchen deutschen Versionen der Laxdœla saga den Titel gibt.⁴

Auch die Aufmerksamkeit Rudolf Meißners, der die Laxdœla saga für die *Sammlung Thule* vollständig übertragen hat, ruht auf den Frauengestalten. Dies geht aus der Übersetzung selbst, aber ebenso aus seinem Vorwort hervor, in dem er die Figur der Gudrun in den Vordergrund stellt und darüber hinaus betont, daß »auch die andern Frauen [...] in unsrer Saga besonders gut charakterisiert« seien:

die harmlose Hrefna, die stolze und wilde Egilstochter Thorgerd, die trotz des Widerspruchs ihrer Söhne mitreitet gegen Bolli, um sie »scharf zu machen«, die mutige Aud (Kap. 35), im ersten Teil die hochmütige und eifersüchtige Jorunn, Höskulds Frau, die wackere Vigdis (Kap. 15) und die königliche Gestalt der Ahnmutter am Anfang der Erzählung.⁵

Seine Übertragung ist »beinahe« als »das Ideal einer Übersetzung aus dem Nordischen« aufgenommen worden, da sie »große Wörtlichkeit mit gutem Deutsch« verbinde⁶. Darin ist sie den Übertragungen Heuslers an die Seite gestellt worden⁷. Dem steht der Befund der Textanalyse entgegen, in der sich sehr viel mehr Unterschiede als Parallelen in den Verfahren der beiden Übersetzer abzeichnen. Wollte man die Position der Meißnerschen Übertragung unter den bisher betrachteten Texten bestimmen, so wäre sie sicherlich eher in die Nähe der Übersetzung Neckels zu rücken.

Von der seinen wie von Heuslers Übertragung unterscheidet sie sich allerdings in einem zentralen Aspekt: Meißner beläßt die Ortsnamen von wenigen Ausnahmen abgesehen in der altisländischen Form, sogar

³ Amsterdam 1932. In: DLZ 53, 1932, Sp. 2467–2472; hier zit. n. ders., *Kleine Schriften*. Bd. 1. Herausgegeben von Helga REUSCHEL, Berlin 1943, S. 363). S. außerdem die m.E. berechtigte Kritik an der These Kress': Judith JESCH, *Frauen in der altnordischen Literatur*. In: Julia ZERNACK u.a. (Hrsg.), *Auf-Brüche*. Leverkusen 1989, S. 159.

⁴ Die Gestalt der Unnr ist auch aus anderen Quellen bekannt, vor allem aus der Landnámaþók; hier trägt sie, wie auch in den jüngeren Handschriften der Laxdœla saga, den Namen Auðr, eine lautliche Variante zu Unnr.

⁵ KATH 1936 (100); RÜTTGERS 1938 (105); ROGGE-BÖRNER 1935 (98), S. 33–48; WENZHARTMANN 1937 (101), S. 22–36; MEYN 1938 (104), Bd. 1, S. 53–56 (o., S. 22, Anm. 46).

⁶ MEISSNER 1913 (86), S. 15, S. 22–23.

⁷ Hans NAUMANN (Rez.), *Die Leute aus dem Lachswässertal. Übertragen von Rudolf Meißner*. Jena 1913 (= Thule 6). In: DLZ 35, 1914, Sp. 1831.

⁷ Vgl. Hermann SCHNEIDER (Rez.), *Thule, altnordische Dichtung und Prosa*. hg. von Prof. Felix Niedner, Jena, Diederichs. In: AfDA 40, 1921, S. 106.

das von Neckel mit *Byzanz* wiedergegebene *Miklagarðr* (*Miklagard*)⁸. Daß die Behandlung der Ortsnamen in Sagaübersetzungen ein heftig umstrittenes Problem war, ist bereits erwähnt worden (s.o., S. 86f). Herausgeber und Verlag der *Sammlung Thule* stellten die Entscheidung in dieser Frage den Übersetzern anheim. Ortsnamen in der altländischen oder einer ihr angenäherten Form haben, wie Walter Reusse gezeigt hat, eine wichtige Funktion für die Vermittlung der ausgangssprachlichen Kultur in der Übersetzung; bei Meißner stehen sie daher in einem gewissen Gegensatz zu seinen übrigen Verfahren, die nicht in erster Linie von der Aufmerksamkeit für die Alterität der altnordischen Literatur bestimmt sind. Insofern ist es aufschlußreich, daß die signifikanteste Veränderung, die Konstantin Reichardt bei einer Überarbeitung des Meißnerschen Textes angebracht hat, die Übertragung aller Ortsnamen in das Deutsche ist.⁹ Aus *Hol* wird bei ihm *Bühl*, aus *Thykjavaskog* *Dichtwald*, aus *Saurbö Kotsiedlung*, aus *Sälingstal* *Reichmannstal*, aus *Laugar Quellen*, aus *Hjardarholt Herdenhöh*¹⁰ usw.

In einen Gegensatz zu Heuslers Übertragung gerät die Übersetzung Meißners vor allem durch die große Zahl der an die Satzspitze gestellten Negationsadverbien, wie sie etwa die folgenden Sätze aufweisen:

»So wirst du einen dritten Mann haben; *nicht wird er dir mehr wert sein*, wie dir auch das seltnere und teurere Metall nicht mehr galt.« (S. 103)

»*Nicht will ich dich hinaus geleiten*«, sagte Ingibjörg, »fahr wohl und sei glücklich.« (S. 140)

Den Umstand, daß »sogar ein Meißner« auf diese Weise die altnordische Spitzenstellung der Negation nachbilde, kritisiert Heusler als »gradezu abscheulich«¹¹. Und im Kontext der Meißnerschen Übertra-

8 Freilich fügt er hier eine erklärende Anmerkung an. MEISSNER 1913 (86), S. 219, KÄLUND 1896 (325), S. 218. Zu NECKEL vgl. o., S. 174.

9 In: REICHARDT 1936 (90), S. 201–377. Wieder in: DIEDERICHS 1987 (95), S. 73–269. Außerdem vereinheitlicht Reichardt das Tempus, das bei Meißner hin und wieder vom Präteritum in das Präsens wechselt, tilgt doppelte inquit-Formeln und verringert die Zahl der an die Satzspitze gestellten Negationen. Insgesamt ist die Syntax bei ihm »glatter«, was vor allem auf geringfügige Veränderungen der Meißnerschen Wortfolge zurückzuführen ist. Dabei verstärkt Reichardt gelegentlich die parataktische Stilwirkung der Übersetzung. Im übrigen faßt er Meißners Kapitel zu etwas größeren Abschnitten zusammen.

10 MEISSNER 1913 (86), S. 101 (*Hol*, *Thykjavaskog*, *Saurbö*, *Sälingstal*), passim (*Laugar*, *Hjardarholt*)/REICHARDT 1936 (90), S. 263 (*Bühl*, *Dichtwald*, *Kotsiedlung*, *Reichmannstal*), passim (*Quellen*, *Herdenhöh*).

11 Briefliche Mitteilung an Ranisch vom 26. November 1914. In: DÜWEL u.a. 1989 (490), S. 383.

gung verwundert dieses syntaktische Phänomen in der Tat, denn es scheint beinahe das einzige zu sein, das auf seine Leser die Wirkung des »Fremden« ausüben konnte: »Gute[s] Deutsch«, Zielsprachliche Geläufigkeit also, kennzeichnet Meißners Übersetzungsprinzipien. Die »große Wörtlichkeit« der Übertragung findet hingegen genau dort ihre – im Vergleich zu Heusler verhältnismäßig enge – Grenze, wo der flüssige Stil im Deutschen in Gefahr gerät. Die Spitzenstellung der Negation ahmt Meißner denn auch keineswegs immer nach, sondern bloß in einer kleinen Zahl der Fälle. In der Regel imitiert er sie dann, wenn ein Satz der wörtlichen Rede für den Fortgang der Handlung besonders wichtig ist. So signalisiert ihr Gebrauch in den beiden folgenden Fällen je eine verhängnisvolle Fehleinschätzung der Situation durch die Sprecher: Im ersten Beispiel weist Gudrun die Werbung Bollis zurück, den sie gleichwohl bald darauf heiratet; im anderen Fall fühlt sich Kjartan irrtümlicherweise sicher vor seinem Mörder Bolli:

Da sprach Gudrun hastig: »*Nicht sollst du so etwas reden*, Bolli; keinem Manne werde ich mich vermählen, solange ich Kjartan am Leben weiß.« (S. 137)

Pá segir Guðrún skjótt: »ekki þarftu slikt at ræða, Bolli; engum manni mun ek giptaz, meðan ek sprýr Kjartan á lífi.« (S. 133)¹²

Da sprach Kjartan: »*Nicht wird mein Vetter Bolli einen Anschlag auf mein Leben unternehmen*; [...]« (S. 158–159)

Pá mælti Kjartan: »eigi mun Bolli frændi minn slá banaráðum við mik; [...]« (S. 155)

Steht aber eine an die Satzspitze gestellte Negation im Erzählerbericht, ändert Meißner die Wortfolge im Deutschen mit wenigen Ausnahmen¹³ auch dann, wenn ein Tatbestand für den Fortgang der Handlung entscheidend ist, wie etwa im folgenden Fall:

Gudrun wurde bei dieser ganzen Sache nicht gefragt, doch verhehlte sie ihr Mißfallen nicht, es blieb aber ruhig. (S. 106)

Ekki var Guðrún at þessu spurð, ok heldr gerði hon sér at þessu ógetit, ok var þó kyrт. (S. 97–98)

12 Meißner übersetzt nach der Ausgabe von KÅLUND 1896 (325).

13 Eine solche Ausnahme ist das folgende Beispiel aus dem 19. Kapitel: »Nicht freute sich Höskuld über diese Neuigkeit, und nicht machte er sich auf, ihn zu begrüßen.« – »Ekki fagnar Höskuldr þessum tíðendum, ok eigi fór hann á fund hans.« (MEISSNER 1913, S. 62; KÅLUND 1896, S. 46).

Ebensowenig aktualisiert Meißner dieses syntaktische Phänomen, wenn es in der wörtlichen Rede erscheint, er den betreffenden Satz in der Übersetzung aber nicht hervorheben möchte; z.B.:

Einmal redete Olaf mit Kjartan: »Ich weiß nicht, warum mir immer das Herz schwer wird, wenn du nach Laugar gehst und mit Gudrun dich unterhältst. Es ist nicht deshalb, als stellte ich nicht Gudrun höher als alle andern Frauen, und als erscheine sie mir nicht als die einzige, die ich deiner für ganz würdig hielt: aber es ist meine Ahnung, doch soll es keine Weissagung sein, daß unsere Familie und die von Laugar nicht bis zum Ende glückliche Beziehungen miteinander haben werden.« (S. 123)

Eitt sinn röddi Óláfr við Kjartan: »eigi veit ek«, segir hann, »hví mér er jafnan svá hugstött, er þú ferr til Lauga ok talar við Guðrún; en eigi er þat fyrir því, at eigi þætti mér Guðrún fyrir öllum konum þórum, ok hon ein er svá kvenna, at mér þykki þér fullkosta. Nú er þat hugbóð mitt, en eigi vil ek þess spá, at vér frændr ok Laugamenn berim eigi allsendis gæfu til um vár skipti.« (S. 117)

Durch dieses selektive Vorgehen erhebt Meißner die Spitzenstellung der Negation zu einem Stilmittel, mit dem sich die Wahrnehmung des Rezipienten auf – in den Augen des Übersetzers – wichtige Passagen lenken lässt. Deshalb ist diese Übersetzungslösung insgesamt als fakultative Verschiebung gegenüber der Vorlage zu interpretieren. Von Heusler unterscheidet sich Meißner – trotz seiner an die Satzspitze gestellten Negationsadverbien – also eben dadurch, daß er vergleichsweise wenig Wert auf die genaue Nachahmung der altisländischen Wortfolge legt. Interferenzen wie beispielsweise Ausklammerungen begegnen in seiner Übersetzung daher seltener, z.B.:

Darauf ging Gudrun heim, aber Gest ritt weiter und traf *an der Einhegung der Hauswiese von Laugar* einen Mann von Olafs Hofe. Er lud Gest *im Auftrage Olafs* nach Hjardarholz ein. Gest sagte, er wolle Olaf *am Tage* besuchen, aber übernachten in Thykkvaskog. Der Knecht kehrte gleich um und sagte Olaf, was er ausgerichtet hatte. Olaf ließ Pferde holen und ritt *mit einigen Leuten* Gest entgegen. (S. 104)

Síðan fór Guðrún heim, en Gestr reið í brott ok móetti heimamanni Óláfs *við túngarð*. Hann bauð Gesti í Hjarðarholz at *orðsending Óláfs*. Gestr kvaz vilja finna Óláf *um daginn*, en gista í Pykkvaskógi. Snýr húskarl þegar heim ok segir Óláfi svá skapat. Óláfr lét taka hesta, ok reið hann í móti Gesti *við nokkura menn*. (S. 95–96)

Damit ist nicht behauptet, daß Meißner Interferenzen vollständig vermeidet. Ausklammerungen lässt er beispielsweise dann stehen, wenn nur

so die Übersetzung des Vatersnamens dem Personennamen direkt folgen kann:

Und am Abend, als das Spiel geschlossen war, da stand auf *Hall, Guðmunds Sohn*, und sprach: [...] (S. 145)

Ok um kveldit, er leik var lokit, þá stendr upp *Hallr Guðmundarson* ok mælti: [...] (S. 141)

Auf diese Weise vermittelt die ungewohnte zielsprachliche Syntax dem Leser ein ihm unbekanntes kulturelles Phänomen. Dies ist bei rein syntaktischen Erscheinungen, etwa der Spitzenstellung des Verbs, nicht der Fall, und wir finden sie daher von Meißner auch seltener nachgebildet.¹⁴ Vielmehr nimmt er anders als Heusler manchmal sogar erhebliche Veränderungen der ausgangssprachlichen Syntax in Kauf, um eine geläufige Ausdrucksweise und gute Lesbarkeit zu erreichen:

»Das war mein vierter Traum, daß es mir schien, als hätte ich *einen goldenen Helm* auf dem Haupte, *der reich mit Edelsteinen besetzt war*. *Der kostbare Helm war mein Eigentum, und es quälte mich*, daß er mir zu schwer war, denn ich konnte ihn kaum ertragen und trug den Kopf gebeugt, aber ich gab doch dem Helme deshalb keine Schuld und dachte nicht daran, mich von ihm zu trennen; [...]« (S. 102)

»sá var enn fjórði draumr minn, at ek þóttumz hafa *hjálm* á hófði af *gulli* ok var settr mjök *gimsteinum*. *Ek þóttumz eiga þá gersemi, en þat þótti mér helzt at*, at hann var nøkkurs til pungr, því at ek fekk varla valdit, ok bar ek halt *höfuðit*, ok gaf ek þó *hjálminum enga sok* á því ok ætlaða ekki at lóga honum; [...]« (S. 94)

Und gerade solche Stilistika der Vorlage, die Heusler als Regelverstöße in so auffälliger Weise in das Deutsche übernimmt, gleicht Meißner oftmals vorsichtig aus, so daß sie in der Übersetzung nicht als Rezeptionshindernisse stehenbleiben. Dies gilt besonders für Inkongruenzen im Numerus, wie sie die folgenden Sätze aufweisen:

Und als er mit allem fertig war, ging er an Bord *mit* seiner Frau und seinem ganzen Hausgesinde. (S. 122)

En er hann var búinn með qllu, sté hann á skip út *ok* kona hans ok annat skuldalið. (S. 116)

14 Hin und wieder gibt er sie wie Heusler durch die »verdeckte Anfangsstellung« wieder; z.B.: »Es kamen von Norden Asgeir und Kalf zur verabredeten Zeit [...] – »Koma þeir norðan Ásgeirr ok Kálfir [...]« MEISSNER 1913, S. 147; KÅLUND 1896, S. 142.

Osvífr begrüßte sie herzlich und *ebenso* seine Söhne. (S. 138)

Ósvífr fagnar þeim vel ok synir hans. (S. 134)

Bolli ging Olaf und seinen Leuten entgegen *mit* den Söhnen des Osvífr und bewillkommnete sie freundlich. (S. 144)

Bolli gekk í móti þeim Óláfi *ok* synir Ósvífrs ok fagna þeim vel. (S. 139)

Gleichwohl sind in seiner Übersetzung Satzunterbrechungen anzutreffen, vor allem Anakoluthe, seltener Ellipsen und Nachträge. Sie sind zumeist auf Satzunterbrechungen im Text der Saga zurückzuführen. Dies gilt für die »Halbrepliken«, die Meißner ebenso nachahmt¹⁵ wie z.B. für doppelte *inquit*-Formeln¹⁶, aber auch für zahlreiche andere Satzkonstruktionen, etwa die folgende:

Eines Tages hielt der König ein Thing ab in der Stadt, auf dem Sande an der Flußmündung, und sprach über den Glauben zu den Männern, eine lange und lebhafte Rede. (S. 128)

Einn hvern dag átti konungr þing í bænum út á eyrum ok talaði trú fyrir mónum, langt erendi ok snjalt. (S. 124)¹⁷

Hier hält Meißner die Wortfolge genau ein, nimmt eine Ausklammerung (»[...] in der Stadt [...]«) in Kauf und ahmt die anakoluthische Syntax nach (»[...] eine lange und lebhafte Rede [...]«). Ähnlich verfährt er bei der Übersetzung eines weiteren Anakoluths, den schon der Herausgeber der Textvorlage typographisch markieren lässt:

Und als Snorri bemerkte, daß sie das alles vor ihm verheimlichen wollten, was ihnen im Sinne lag, und er hatte doch den Verdacht, daß sie gerade über etwas redeten, das zu großen Verwicklungen führen konnte, wenn es ins Werk gesetzt würde – Snorri sprach da zu ihnen: [...] (S. 213)

15 Z.B.: »Kjartan sagte Thorstein heimlich, bei seiner Reise nach dem Süden habe er hauptsächlich den Zweck gehabt, das halbe Schiff von Kalf zu kaufen; *ich habe Lust auszureisen*; – und er fragte Thorstein, wie er über Kalf denke.« – »Kjartan segir Þorsteini í hljóði, at þat var mest erendi hans suðr þangat, at hann vildi kaupa skip hálfat af Kálfi; *er mér á því hugr at fara utan*; – ok spyrr Þorstein, hversu honum virðiz Kálfr.« (MEISSNER 1913, S. 124; KÄLUND 1896, S. 119) und passim.

16 Z.B.: »Da rief Hrapp seine Frau Vigdis zu sich und sprach: Ich bin nie kränklich gewesen«, sagte er, »daher ist es wahrscheinlich, daß diese Krankheit unserm Zusammenleben ein Ende machen wird.« – »Þá kallaði Hrappr til sín Vigdísí konu sína ok mælti: *ekki hefi ek verit kvellisjúkr*, segir hann, *er ok þat líkast at pessi sótt skili várar samvistur*.« (MEISSNER 1913, S. 57; KÄLUND 1896, S. 39).

17 Eine parallele Stelle findet sich bei MEISSNER 1913, S. 131; KÄLUND 1896, S. 127.

Ok er Snorri fann, at þeir vildu leyna hann því öllu, er þeim var í skapi, en hann grunaði þó, at þeir mundu um þat mest tala, er stór vandræði mundu af geraz, ef fram gengi, – Snorri mælti til þeira: [...] (S. 212)

Eine Form der Satzunterbrechung setzt Meißner selten ein: die Prolepse. Die von Heusler und Neckel als Prolepse aufgefaßte altisländische Satzkonstruktion, daß temporalen Hypotaxen folgende Nachsätze mit *þá* eingeleitet werden¹⁸, ahmt er nur ausnahmsweise nach. In der überwiegenden Zahl der Fälle realisiert er die Partikel *þá* in der Übersetzung nicht:

[...] als er aber näher kam, war es Schleifsteinauge und nicht die Kuh (S. 121)

[...] ok er hann kemr at, *þá* var þat Slfkisteinsauga, en eigi kýr. (S. 115)

Und als Olaf von diesem neuen Vorhaben erfuhr, meinte er, daß Kjartan sich schnell dazu entschlossen habe, sagte aber, er wolle ihn nicht hindern. (S. 125)

En er Óláfr frétti þessa ráðabreytni, *þá* þótti honum Kjartan þessu hafa skjótt ráðit, ok kvað þó eigi bregða mundu. (S. 120)

Bei allen diesen Divergenzen bleibt jedoch der stilististische Eindruck des Meißnerschen Textes insgesamt der einer typischen *Thule*-Übertragung. Durch einen Vergleich mit anderen Übersetzungen lässt sich nachweisen, daß dies in allererster Linie mit der Beachtung der ausgangssprachlichen Syntax zusammenhängt. Denn die meisten anderen Übersetzer der Laxdœla saga bringen ihr überhaupt kein Interesse entgegen. So weist beispielsweise die Übertragung von Ludwig Meyn (1938) abgesehen von einigen Parenthesen keine Satzunterbrechungen auf, auch nicht an Stellen, an denen die Vorlage anakoluthisch oder elliptisch gebaut ist. Dies veranschaulicht der Kontrast, in dem die folgende Passage zu der schon einmal zitierten Stelle aus der Meißnerschen Übertragung steht:

Meyn: Eines Tages hielt der König bei der Stadt, draußen am Strand, eine Versammlung ab und verkündete den Leuten den neuen Glauben. Er sprach lange und beredt. (S. 17)¹⁹

18 S.o., S. 228, Anm. 20.

19 MEYN 1938 (102).

Meißner: Eines Tages hielt der König ein Thing ab in der Stadt, auf dem Sande an der Flußmündung, und sprach über den Glauben zu den Männern, eine lange und lebhafte Rede. (S. 128)

Einn hvern dag átti konungr þing í bönum út á eyrum ok talaði trú fyrir mönnum, langt erendi ok snjalt. (S. 124)

Bei Meyn finden sich keine Spuren der ausgangssprachlichen Syntax, weder als Interferenz noch als bewußte Übersetzerentscheidung. Ebensowenig beachtet Severin Rüttgers die altisländische Satzkonstruktion:

Es war an einem Tage, daß der König ein Thing hielt am Eyrarstrand, und er verkündigte ihnen den neuen Glauben, es war eine lange, eindringliche Rede.²⁰

Obgleich weder Neckel noch Meißner der Syntax des Altisländischen dieselbe übersetzerische Aufmerksamkeit schenken wie Heusler, lässt sich bereits in diesem Stadium der Untersuchung mit aller Vorsicht von einem charakteristischen Sagastil der *Sammlung Thule* sprechen, dessen Wirkung auf syntaktischen Stilistika beruht. Innerhalb dieses Rahmens bleiben aber graduelle Abweichungen in einem zum Teil erheblichen Ausmaß möglich, wie wir es im Vergleich der drei Übertragungen Neckels, Heuslers und Meißners gesehen haben. Auf die Semantik der *Thule*-Übertragungen trifft diese Beobachtung in einem noch höheren Grad zu. Nicht nur verschiedene Schreibweisen ein und desselben Wortes – etwa *Ding* (Heusler) und *Thing* (Neckel, Meißner) – sind hier anzutreffen, sondern auch ganz unterschiedliche Übersetzungen für Termini und Phraseologismen, die in der altisländischen Erzählprosa mit Vorliebe gebraucht werden.²¹

Um so instruktiver sind die grundsätzlichen Übereinstimmungen, die sich in der Behandlung der Semantik durch Meißner und Neckel nachweisen lassen. Beide bemühen sich in ähnlicher Weise um die Substitution ausgangssprachlicher Metaphern durch in der Zielsprache geläufige Wendungen, auch wenn sie auf anderen Bildern beruhen. So gibt Meißner etwa das altisländische *spáný* mit *nagelneu* wieder, die Wendung *liggja á hálsi* mit *in den Ohren liegen*, die Formulierungen *keyra um hófuð* mit *um die Ohren schlagen*, *vera ekki á hóndum* mit *nichts auf dem Kerbholz haben*, *hafa hurðit verit loknar* mit *hinter Schloß und Riegel* oder den Satz *verör hverr fyrir sér at sjá, er menn*

20 RÜTTGERS 1907 (83), S. 82.

21 S.u., S. 324.

*koma í slíkt qngbveiti mit jeder ist sich selbst der Nächste, wenn man in solche Klemme gerät*²². Wie Neckel findet er für die Wendung *vaxa í augu* eine im Deutschen gebräuchliche Entsprechung:

Meißner: »wenn ich deine Zustimmung zur Heirat bekomme, *da wird es mir keine Kopfschmerzen machen*, einen von ihnen wegzustechen [...]« (S. 186)

»ef ek nái ráðahag við þik, þá vex mér ekki í augu at stinga af einnhvern þeira [...]« (S. 183)

Neckel: »Ich will dir sagen, warum ihr Jungen nicht in die Höhe kommt: *ihr seid zu leicht eingeschüchtert!*«

»Því verðr engi uppreist yðar ungra manna, *at yðr vex alt í augu*; [...]«²³

Darüber hinaus drängt er viele landeskonventionelle Elemente zurück, indem er sich etwa bei den Zeitangaben fast vollständig nach den ziel-sprachlichen Konventionen richtet: Die altisländische Jahresrechnung nach Wintern (*vetr*) und Halbjahren (*missari*) vereinheitlicht er (nicht ganz konsequent), indem er meist die *Jahre* zählt; für Monatsangaben gibt er eine ungefähre zeitliche Entsprechung, z.B. für *at tvímánuði Ende des Sommers*, die Tage bezeichnet er mit den deutschen Namen, etwa *Donnerstag* für *fimtadaginn*²⁴.

Zwar geht Meißner bei der Integration der Saga in den kulturellen Kontext der Zielsprache nicht ganz so weit wie Neckel, wenn dieser wie beschrieben für *bera ægishjálm yfir einhveriom* die Metapher *Schreckensherrschaft* findet²⁵, sondern bewahrt das Bild durch die Übersetzung *den Schreckenshelm weisen*²⁶ wenigstens partiell. Dennoch finden sich auch bei ihm Fälle, in denen er – wohl der Verständlichkeit halber – semantisch erheblich von der Vorlage abweicht. So lässt er beispielsweise Olaf Tryggvason Kjartan folgendermaßen nach seiner Identität fragen: *Wer bist du, Fremder? – hverr er pessi maðr?*²⁷

Nun soll hier aber nicht behauptet werden, daß die Übersetzungsverfahren Neckels und Meißners vollständig übereinstimmen. Dies wäre

22 MEISSNER 1913, S. 113 u. S. 182 / KÅLUND 1896, S. 107 u. S. 179; S. 177, 178 / S. 174; S. 48 / S. 29; S. 51 / S. 32; S. 51 / S. 32.

23 S.o., S. 192.

24 MEISSNER 1913, S. 106 / KÅLUND 1896, S. 98; S. 155 / S. 151.

25 S.o., S. 143 und S. 192.

26 MEISSNER 1913, S. 104 / KÅLUND 1896, S. 95.

27 MEISSNER 1913, S. 127 / KÅLUND 1896, S. 123.

schon deshalb abwegig, weil man bei der vergleichenden Analyse von Übertragungen, die auf verschiedene Vorlagen zurückgehen, im besten Fall stilistische Tendenzen einander gegenüberstellen kann. Und diese entziehen sich gerade im Fall Meißners oftmals der Beschreibung: Keines seiner Verfahren hält der Übersetzer – vermutlich wegen der Unübersichtlichkeit seiner umfangreichen Textvorlage – konsequent durch, so daß sich wohl für jeden Beleg auch ein Gegenbeispiel anführen ließe. Die Argumentation stützt sich daher auf Stilistika, die so oft zu beobachten sind, daß es gerechtfertigt erscheint, in ihrer Häufung trotz einzelner Gegenbeispiele eine stilistische Tendenz auszumachen. Und so ließe sich Meißners Übersetzung ihrer Tendenz nach eher dem Text Neckels an die Seite stellen als demjenigen Heuslers.

Dies gilt ganz besonders für ein ›negatives‹ Übersetzungsverfahren, das für das Textverständnis Neckels und Meißners sehr aufschlußreich ist: In noch stärkerem Maße als die Hrafnkels saga wird die Laxdœla saga erzähltechnisch von Parallelismen strukturiert, und eben diese werden von Meißner in der überwiegenden Zahl der Fälle in der Übersetzung nicht realisiert. Auch in Neckels Übertragung war dies zu beobachten (s.o., S. 190 und 200). Rolf Heller hat die wichtigsten dieser Parallelismen zusammengestellt und gefolgert, daß die Wiederholung zu den zentralen Strukturmerkmalen der Laxdœla saga gehört.²⁸ Ihr Aufbau ist dadurch gekennzeichnet, daß inhaltlichen Analogien, etwa Motivdoppelungen, formale Übereinstimmungen entsprechen. Und eben dadurch wird diese Beobachtung für die Übersetzungsanalyse interessant. Denn in der Regel sind es identische oder ähnliche Formulierungen und Wortwiederholungen, die den Rezipienten der Saga strukturelle Parallelen – von Motiven, Handlungselementen u.ä., aber auch in der Figurenzeichnung – signalisieren. So wird mit dieser Technik zum Beispiel die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Funktion der beiden mit übernatürlichen Kräften ausgestatteten Schwerter *konungsnautr* und *fótbítr* gelenkt. Beide werden ihren Besitzern, Kjartan bzw. Geirmund, gestohlen und ziehen dabei Unglück nach sich.²⁹ Auf *fótbítr* liegt seitdem der Fluch, daß durch ihn der hervorragendste Mann aus der Familie des Óláfr pá erschlagen werden soll, und er erfüllt sich in dem Mord Bollis

²⁸ Vgl. Rolf HELLER, *Studien zu Aufbau und Stil der Laxdœla saga*. In: ANF 75, 1960, S. 113–167. S. dazu auch die Strukturanalyse von A. Margaret ARENT MADELUNG, *The Laxdœla saga: Its Structural Pattern*. Chapel Hill 1972.

²⁹ Vgl. auch HELLER 1960 (705), S. 141, und MADELUNG 1972 (743), S. 15, 19 und 69.

an Kjartan. Das andere Schwert ist ein Geschenk des norwegischen Königs an Kjartan, mit dem die Prophezeiung verbunden ist, daß sein Träger unverwundbar sei, solange er die Waffe bei sich trage. Durch zwei nahezu identische Formulierungen deutet der Verfasser der Saga an, daß Kjartan das Schwert im entscheidenden Kampf, dessen Ausgang ja ebenfalls prophezeit ist, nicht tragen wird: Von Geirmund, dem rechtmäßigen Besitzer des *fótbitr*, wird berichtet:

Þetta sverð kallaði hann Fótbit ok lét þat aldregi hendi fírr ganga. (S. 84)
von Kjartan hingegen:

Ekki hafði Kjartan haft sverðit konungsaut í hendi, þá er hann hafði at bessu gengit, en þó var hann sjaldan vanr at láta þat hendi fírr ganga. (S. 144)

Durch diese Unaufmerksamkeit kommt es zum Diebstahl des Schwertes und damit zum offenen Konflikt zwischen Kjartan und Bolli mit ihren Parteien. Dieser Ablauf des Geschehens wird auch aus der Übersetzung deutlich, aber auf die parallelisierende Wirkung der Wortwiederholung verzichtet Meißner:

Dies Schwert nannte er Fußbeißer und ließ es nie aus der Hand. (S. 94)

Kjartan hatte sein Schwert Königsgabe nicht bei sich gehabt, während er sich so zu schaffen machte, obgleich er nicht gewohnt war, es von seiner Seite zu lassen. (S. 149)

Auf ganz ähnliche Weise wird in der Saga die Erklärung für das Nachgeben Guðrúns gegenüber Bollis Werbung, das in Meißners Übersetzung zwar nicht völlig unmotiviert, aber auch nicht ganz verständlich erscheint, erst durch eine Wortwiederholung wirklich anschaulich: Hier nämlich verspricht der Vater Guðrúns, Ósvífr, Unterstützung für Bollis Antrag mit den Worten *en fýsa mun ek bessa* und wenige Zeilen darauf berichtet der Erzähler, daß auch die Brüder Guðrúns seiner Ansicht sind: *Synir Ósvífrs fýsa bessa mjök* (S. 134). Meißner weist die Wortwiederholung, das stilistische Signal für den starken Druck von Seiten der Familie, dem Guðrún sich ausgesetzt sieht, zurück und überträgt: aber empfehlen will ich deinen Antrag und die Söhne Osvifrs redeten ihr sehr zu (S. 138–139). Daß es sich hierbei nicht bloß um eine Unaufmerksamkeit des Übersetzers handelt, läßt sich mit Hilfe einer weiteren Stelle aus dem gleichen Kontext belegen: Bevor Bolli bei Gudrun's Vater Osvífr um Gudrun wirbt, berichtet er seinem Ziehvater Olaf von dieser

Absicht. Olaf ist gegen Bollis Vorhaben und begründet dies mit der Liebe zwischen Gudrun und Kjartan. Er erklärt aber – in der Formulierung Meiñners – er wolle ihm »»keine Hindernisse entgegenstellen, vorausgesetzt, daß ihr untereinander einig werdet«« (S. 138). Aus dem Zusammenhang geht unmißverständlich hervor, daß mit *ihr untereinander* niemand anders als Bolli und Gudrun gemeint sind. Hier ›korrigiert‹ der Übersetzer die Vorlage, in der Óláfr sagt: »»[...] þá mun ek leggja engan meinleika til, ef þetta semz með yðr Ósvífri«« (S. 133). Bolli selbst sieht es geradezu voraus, daß Ósvífr (und nicht Guðrún) über seinen Antrag entscheiden wird: »»vænti ek þó, at Ósvífr muni mestu um ráða þetta mál«« (S. 134). Ósvífr weist ihn aber darauf hin, daß Guðrún als Witwe selbst über eine Neuverheiratung zu bestimmen habe: »»svá er, sem þú veizt, Bolli, at Guðrún er ekkja, ok á hon sjálf svor fyrir sér [...]«« (S. 134). Diese Ansicht, die im übrigen der Rechtsauffassung der Gesetze widerspricht, aber auch in anderen Sagas vertreten wird³⁰, äußert der Erzähler schon einmal zu Anfang des Textes, als Porgerör Þorsteinsdóttir in Norwegen Herjólfr heiratet: »Ok er at þessum málum var setit, átti Porgerör svor at veita, er hon var ekkja [...]« (S. 16). Ósvífr jedenfalls scheut sich nicht, seine Tochter unter Druck zu setzen und ihr das von der Saga behauptete Recht zu nehmen (»»áttu nú svor þessa máls; mun ek hér um skjótt birta min vilja, at Bolla mun eigi fra hnekt, ef ek skal ráða«« [...] »En meðan ek em uppi, þá skal ek hafa forsjá fyrir yðr, börnum mínum [...]«). Ja, es scheint sogar, als erwähne er es nur, um Bolli gleich darauf zu signalisieren, daß er sich darüber hinwegsetzen gedenke (»»en fýsa mun ek þessa««), und er verhält sich auch Guðrún gegenüber eindeutig: »Ok er Ósvífr tók þetta mál svá þvert, þá fyrirtók Guðrún eigi fyrir sína hond ok var bó en tregasta í qllu« (S. 134). So kommt es zu der Heirat zwischen Guðrún und Bolli, die der eigentliche Auslöser der Fehde ist. Der Erzähler betont an einer weiteren Stelle, daß diese Ehe gegen den Willen Guðrúns ist: »Ekki var mart í samförum þeira Bolla af Guðrúnar hendi« (S. 135). Und Guðrún

30 Zwar räumt die Grágás Witwen größere Eigenständigkeit bei der Neuverheiratung ein als ledigen oder geschiedenen Frauen, behält die letzte Entscheidung aber dem Vater vor: »Par er eckia er fastnoð manne þa scal hennar rað fylgia nema fáþir fastne þa scal hann ráða.« (Festa þáttu 144). Zit. n.: *Grágás. Isländernes Lovbog i Fristatens Tid*, udgivet efter det kongelige Bibliotheks Haandskrift og oversat af Vilhjálmur FINSEN. Anden Del. Kopenhagen 1852, Bd. 1, S. 29. Vgl. auch KÄLUND 1896, S. 46, Anm. zu Zeile 15, außerdem Olaf KLOSE, *Die Familienverhältnisse auf Island vor der Bekehrung zum Christentum auf Grund der Íslendingasögur*. Braunschweig 1929, bes. S. 53f.

selbst hatte er ja von vornherein ihre Ablehnung erklären lassen: »engum manni mun ek giptaz, meðan ek spryrt Kjartan á lífi« (S. 133).

Der Wortlaut der Saga lässt es also zu, die Wiederholung des Wortes *fýsa*, bei der die Analyse ansetzte, als ein stilistisches Signal zu interpretieren: Der Verfasser der Saga möchte darauf aufmerksam machen, wie (von ihm behauptetes) Recht durch familiären Druck und mit gravierenden Konsequenzen für die involvierten Familien umgangen werden kann und außer Kraft gesetzt wird. Die Übersetzung indessen schließt diese Interpretation von vornherein aus: Ihre Fassung der Passage suggeriert, Gudrun selbst könne entscheiden, wen sie heirate, oder habe doch zum mindesten ein Mitspracherecht. Daß Bolli mit Gudrun einig werden müsse (»[...] vorausgesetzt, daß ihr untereinander einig werdet [...]«), wird in der Saga indessen an keiner Stelle verlangt. Hier signalisiert im Gegenteil das wiederholte *fýsa*, daß Guðrún von Anfang an keine Chance hat, ihr Recht wahrzunehmen.

Diese Zurückweisung der Wiederholung ist mit einem Desinteresse des Übersetzers an den literarischen Verfahren, die dem Erzähler zur Perspektivierung der Darstellung dienen, m.E. nicht ausreichend erklärt. Vielmehr kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß auch bei Meißner die Einwirkung des Gegenwartshorizontes deutlich über die Weigerung, einen literarischen Text in seiner Fiktionalität zur Kenntnis zu nehmen, hinausgeht. Denn seine Auffassung von der Figur Guðrúns ist spürbar geprägt durch das Bild der altgermanischen Frau, das die zeitgenössische Sagarezeption von Bonus³¹ über Heusler³² und Klose³³ bis hin zu Kummer³⁴, Neckel³⁵ und der Nationalsozialistin Kath³⁶ wie ein roter Faden durchzieht: Es beruht auf dem Axiom der angesehenen gesellschaftlichen Stellung der ›Germanin‹, durch die ihre rechtliche Unterordnung unter den Mann kompensiert werde. Exemplarisch sei Heuslers Auffassung zitiert: »Mag das Gesetz die Frau noch stark bevatern: die Sitte hat dies überholt. In Tat und Wahrheit steht das Weib

31 BONUS 1920 (133), S. 65–76.

32 HEUSLER 1926 (481), S. 166f.

33 KLOSE 1929 (497).

34 KUMMER 1927 (502). Der *Die Sünde* betitelte 20. Abschnitt (Anhang) des Buches gilt nur der »Stellung und Geltung der Frau« (S. 230–252). Außerdem KUMMER 1934 (394).

35 *Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen*. Leipzig 1932.

36 *Die Frau im altnordischen Volksleben*. München 1934 (= Schulungshefte der N.S.-Frauenschaft. Hrsg. v. d. Obersten Leitung der Parteiorganisation der N.S.-Frauenschaft). Wieder: 1937 (= Bagels Bücherei für deutsche Mädel 1).

geachtet, selbständig, ja eigenmächtig da.«³⁷ Nur durch die Manipulation des Textes läßt sich diese Meinung angesichts der untersuchten Passage der *Laxdœla saga*, die gerade entgegengesetzte Verhältnisse erkennen läßt, aufrechterhalten.

Der Blick auf den Aufsatz Hellers und die Untersuchung Madelungs lehrt, daß eine erhebliche Menge ähnlich gebauter Analogien in der Saga auf ihre Behandlung in der Übersetzung zu untersuchen wäre, doch nur ein Bruchteil von ihnen begegnet hier wieder.³⁸ An dieser Stelle soll nur noch ein Beleg angeführt werden, weil er die Aufmerksamkeit auf eine weitere Eigentümlichkeit in Meißners Übersetzungsverfahren lenkt, die man als ›Emotionalisierung‹ bezeichnen könnte. Sie steht wiederum in Zusammenhang mit der Figur Gudruns.

Die Saga verwendet an mehreren Stellen den Ausdruck *fjándskapr*. Ihn übersetzt Meißner in der Regel mit *Feindseligkeit* bzw. *feindselig*³⁹. Zwei dieser Sagastellen sind inhaltlich und durch ihren Wortlaut deutlich aufeinander bezogen⁴⁰ und können daher als Struktur analogie interpretiert werden: Guðrúns Aufhetzen Bollis gegen Kjartan auf der einen und ihr Gespräch mit Snorri, in dem sie auf Rache für die Erschlagung Bollis drängt, auf der anderen Seite. In der ersten dieser Textpassagen heißt es von Bolli: »Ok við fortölur Guðrúnar miklaði Bolli fyrir sér fjándskap allan á hendr Kjartani« (S. 154), und in der zweiten sagt Guðrún über sich selbst: »»eigi má ek vita, at þessir menn siti um kyrt allir, er ek hefi áðr þenna fjándskap miklat á hendr«« (S. 181). Der Übersetzer interpretiert *fjándskapr* im Fall Bollis als *Groll und Feindschaft* (S. 158), im Fall Gudruns als *Haß* (S. 183). Er findet damit Übersetzungslösungen, die unterschiedlich starke Emotionen konnotieren. Auf ähnliche Weise werden der weiblichen Figur der Gudrun in der Übersetzung auch noch in anderen Zusammenhängen Emotionen in

37 HEUSLER 1926 (481), S. 166. Vgl. auch u., S. 350ff.

38 Meißner übernimmt analoge Formulierungen dann, wenn sie unmittelbar aufeinander folgen, z.B.: »Und als Olaf von diesem neuen Vorhaben erfuhr, meinte er, daß Kjartan sich schnell dazu entschlossen habe, sagte aber, er wolle ihn nicht hindern. Einige Zeit darauf ritt Kjartan nach Laugar und sagte Gudrun, daß er ausreisen wolle: Gudrun sprach: ›Schnell hast du dich dazu entschlossen, Kjartan.‹ – »En er Óláfr frétti þessa ráðabreytni, þá þótti honum Kjartan þessu hafa skjótt ráðit, ok kvaz þó eigi bregða mundu. Lítlu síðar riðr Kjartan til Lauga ok segir Guðrúnur utanferð sína. Guðrún mælti: ›skjótt hefir þú þetta ráðit, Kjartan.‹« (MEISSNER 1913 (86), S. 125; KÅLUND 1896 (325), S. 120). Ein weiteres Beispiel findet sich in MEISSNER 1913, S. 150; KÅLUND 1896, S. 145.

39 Z.B. MEISSNER 1913, S. 55 und 106; KÅLUND 1896, S. 37 und 98.

40 Dies stellte schon HELLER 1960 (705), S. 135, fest.

einer Eindeutigkeit zugeordnet, in der sie in der Vorlage nicht auszumachen sind. So läßt Meißner Gudruns Bruder Ospak, von ihr zum Mord an Kjartan aufgestachelt, ihr Verhalten als *leidenschaftlich* charakterisieren, wo der altisländische Text von *mikit* spricht.⁴¹ Und auch an einer weiteren Stelle wird das eher vieldeutige *mikit* vereindeutigend wiedergegeben, nämlich in der Übersetzung *Gudrun war sehr ergriffen* (S. 112) für *mikit þótti Guðrúnu at* (S. 105). Die gleiche Tendenz zeigt das folgende *coupled pair* aus einer Rede Gudruns: *dieser Verlust schien mich tiefer zu schmerzen* (S. 102) – *þótti mér sjá skaði miklu meiri* (S. 93) und das Pathos der Metapher *jemanden am liebsten auf der Welt haben* (S. 122), die Meißner für *unna einhveriom mest manna* (S. 116) einsetzt.

Nach diesen Beobachtungen überrascht es kaum noch, daß Meißner auch den berühmten Satz ›emotionalisiert‹, »zu dem sich der greisen Gudrun allmählich die Betrachtung ihres Lebens verdichtet hat«⁴² und mit dem der Erzähler sie die Haupthandlung noch einmal zusammenfassen läßt:

Da sprach Gudrun: »Dem schuf ich die bitterste Stunde, den ich liebte aus Herzensgrunde.« (S. 231)

Þá mælti Guðrún: »Þeim var ek verst, er ek unna mest.« (S. 232)

Meißners Wiedergabe läßt erkennen, daß der altisländische Satz in zweifacher Hinsicht ein Übersetzungsproblem darstellt: Erstens weist er zwar keinen eindeutigen Endreim auf, kann aber als reimende Sentenz interpretiert werden. Ebenfalls doppeldeutig ist – zweitens – die Pronominalform *þeim*, die sowohl als Singular wie als Plural gelesen werden kann. Im Deutschen ist dies nicht nachzuahmen, so daß die vereindeutigende Übertragung mit dem Singular, die sich bei allen Übersetzern findet, als obligatorische Verschiebung anzusehen ist: In der Interpretation der deutschen Texte spricht Gudrun (verschlüsselt) über Kjartan.⁴³ Entscheidungsfreiheit hat der Übersetzer hingegen in der Frage des Reims, zu dem sich denn auch außer Meißner nur zwei weitere Über-

41 MEISSNER 1913, S. 157; KÅLUND 1896, S. 154: »Ospak sagte, sie nehme es so leidenschaftlich« – »Óspakr kvað hana mikti af taka.«

42 NAUMANN 1914 (353), Sp. 1831.

43 Aber auch KÅLUND 1896 vereindeutigt die Stelle mit Hilfe einer Fußnote, in der er das Pronomen auf Kjartan bezieht (S. 232).

setzer entschließen.⁴⁴ Wie sehr diese Form der Wiedergabe in Meißners Konzept paßt, ist an der Metaphorik der Textstelle abzulesen: Zusammen mit dem Reim lenkt sie die Wahrnehmung des Rezipienten auf das Emotionale, indem sie den Satz Gudruns ins Pathetische steigert. Dabei spielt das Bild des Herzens eine besondere Rolle, das in der – metaphernlosen – altländischen Wendung kein Vorbild hat: Im Kontext des Kompositums *Herzensgrund* symbolisiert es die Tiefe von Gudruns Gefühlen, die die Vorlage zwar aus dem Handlungsablauf erahnen läßt, aber nirgends thematisiert.⁴⁵ Meißner nimmt diese Metapher in der auf Gudruns Satz folgenden Antwort ihres Sohnes durch ein ähnliches Bild gleich noch einmal auf, und wieder ist es ohne Entsprechung im Text der Saga:

»Nun glaube ich«, erwiderte Bolli, »daß du ganz aus der Seele gesprochen hast«, [. . .]

»Þat hyggjum vér«, svarar Bolli, »at nú sé sagt alleinarðliga.«

In beiden Fällen arbeitet Meißner mit konventionellen Bildern, die zum Repertoire der deutschen Alltagssprache gehören. Das Herz als Metapher für Gefühl, Gemüt, aber auch für Mut und Tapferkeit kann in unzähligen Wendungen mit verschiedenen Stilwerten, etwa parodistischen oder pathetischen, gebraucht werden.⁴⁶ Die emotionalen Konnotationen des Wortes macht sich Meißner im gesamten Hauptteil der Saga⁴⁷, der die Dreiecksgeschichte um Gudrun, Kjartan und Bolli zum Gegenstand

44 Meißners Übersetzung wird von Naumann als zu frei kritisiert. Dieser schlägt seinerseits eine reimende Übertragung vor: »Den hab ich am meisten betrübt, den ich am meisten geliebt.« (NAUMANN 1914 (353), Sp. 1831) In dieser Gestalt begegnet der Satz denn auch bei Ida NAUMANN 1925 (218), S. 51. Die zweite reimende Übertragung bei SCHUBERT 1942 (107), S. 231: »Dem ich gab die Todeswunde, den liebte ich aus Herzensgrunde.«

45 Die übrigen Übersetzer sind daher auch zurückhaltender mit der Verwendung von Metaphern. Der Einfluß der Meißnerschen Übertragung ist nur bei Schubert (s.o., Anm. 44) eindeutig auszumachen. In der Fassung Meyns zeigt er sich erst in dem auf die Textstelle folgenden Satz: »Sprach Gudrun: »Dem tat ich das Schlimmste an, den ich am tiefsten liebte.« »Nun glaube ich«, sagte Bolli, »daß du aus *Herzensgrund* gesprochen hast, Mutter.« (MEYN 1938 (102), S. 54). Alle anderen Übersetzer verzichten auf Metaphern. BONUS 1912 (131) S. 246: »»Dem war ich am schlimmsten, den ich am meisten liebte.«« RÜTTGERS 1907 (83), S. 170: »»Dem war ich am ärgersten, den ich am meisten liebte.«« RÜTTGERS 1938 (105), S. 221: »»Dem tat ich am ärgsten, den ich am meisten liebte.«« KATH 1936 (100), S. 41: »»Den habe ich am meisten geliebt in meinem Leben, den ich am meisten betrübe.««

46 Diese sammelt das *Grimmsche Wörterbuch*, Bd. 4. 2, Lemma *Herz*, Bedeutungen 4 und 6 (Sp. 1211ff und 1218ff).

47 Kap. 32 bis 78.

hat, zunutze. Hier erscheint das Wort immer wieder in unterschiedlichen idiomatischen Verbindungen, z.B. in dem Kompositum *Herzensliebe* für *ástriki*, in der Wendung *das Herz wird einem schwer* für *hugstætt*, in dem Funktionsverbgefüge *am Herzen liegen* für das altisländische *einhveriom bykkir allmiklu máli skipta*, in den Wendungen *jemandem bricht das Herz vor Leid* für *springa af stríði* und – wiederum auf Gudrun bezogen – *etwas fällt einem schwer aufs Herz* für *bregða einhveriom í brún*⁴⁸. Im voranstehenden ersten Teil erscheint das Wort nur einmal, und hier konnotiert es »Mut«: *jemandem sinkt das Herz* steht für *einhveriom skýr skelk í bringu*.⁴⁹

Das gehäufte Vorkommen der Metapher lässt auf das Interesse schließen, das Meißner den emotionalen Vorgängen entgegenbringt, die die Handlung im Hauptteil der Saga vorantreiben. Sie sind zugleich Zeugnisse seiner gesteigerten Aufmerksamkeit für die Figur der Gudrun: Ihre »Leidenschaftlichkeit«, in der Saga höchstensfalls indirekt geschildert, wird in seiner Übersetzung zum Thema. Schon durch die Häufigkeit ihres Auftretens die herausragende Frauengestalt in der Vorlage, wird Gudrun in der Übertragung auf diese Weise zusätzlich hervorgehoben. So beispielsweise auch im Kontrast mit den anderen weiblichen Figuren, indem die Bezeichnung *kona*, wenn sie auf Gudrun bezogen sind, stets mit *Frau* oder *Weib* wiedergegeben wird, während sie etwa im Fall ihrer in der Saga recht blaß gezeichneten Rivalin Hrefna oder der Jorunn meist die verniedlichende Übersetzung *Mädchen* erhält; z.B.:

Osvifrs Tochter hieß Gudrun; *sie war von allen Frauen*, die in Island aufgewachsen waren, *die erste an Schönheit und Verstand*; [...] (S. 99)

Guðrún hét dóttir beira; *hon var kvenna vænst*, er upp óxu á Íslandi, bæði at ásjánu ok vitsmunum. (S. 90)

Die zweite Tochter des Asgeir hieß Hrefna; *sie war das schönste Mädchen* der ganzen Gegend dort im Norden und allgemein verehrt, [...] (S. 124)

Onnur dóttir Ásgeirs hét Hrefna; *hon var vænst kvenna norðr þar í sveitum ok vel vinsæl*. (S. 119)⁵⁰

48 MEISSNER 1913, S.105; KÅLUND 1896, S. 96; S. 123 / S. 117; S. 137 / S. 133; S. 165 / S. 161; S. 227 / S. 226.

49 MEISSNER 1913, S.72; KÅLUND 1896, S. 57. Die gleiche Wendung erscheint auch im Hauptteil einmal und übersetzt ebenfalls *einhveriom skýr skelk í bringu* (MEISSNER 1913, S. 129; KÅLUND 1896, S. 124).

50 Auch Thorgerd wird von Meißner einmal als *Mädchen* bezeichnet, wo sie in der

Ihre Tochter war Jorunn, *ein schönes Mädchen* und sehr stolz; ungewöhnlich hervorragend durch ihren Verstand. Sie galt für die beste Partie im ganzen Westlande. Von diesem Mädchen hatte Höskuld Kunde bekommen [. . .] (S. 39)

Þeira dóttir var Jórunn; *hon var væn kona* ok ofláti mikill; hon var ok skorungr mikill í vitsmunum. Sá þótti þá kostr beztr í ollum Vestfjörðum. *Af þessi konu* hefir Höskuldr frétt [. . .] (S. 17)

Und weil Meißner zugunsten der Konzentration auf diese Figur ein signifikantes literarisches Verfahren der Saga zurückdrängt, bleibt es zweifelhaft, ob man den von ihm selbst beobachteten Umstand, daß »gerade hier« – im Hauptteil des Textes – »der Erzähler durch die Kraft der Anschauung sich als echten [sic] Künstler erweist«, »ohne weiteres auch in der Übersetzung erkennen« kann. Läßt sich dieser doch viel eher entnehmen, daß es nicht »der Glanz isländischer Erzählungskunst«⁵¹ ist, für den Meißner die Saga besonders schätzt, sondern die Gestalt der Gudrun, »um deretwillen« er »unsere Saga zu den ewigen Meisterwerken der Weltliteratur«⁵² zählen möchte. Ganz in diesem Sinne bietet ein Prospekt des Diederichs Verlages »die Lachstalsaga« als »die Tragödie der dämonischen Frau« auf dem deutschen Buchmarkt an.⁵³ Auch die Skizze des Inhalts, die Jan de Vries in seiner *Altnordischen Literaturgeschichte* von der Laxdoela saga gibt, wird von der Figur der Guðrún beherrscht. Ihr Bild »überschattet« in seiner Interpretation »fast die ganze Saga [. . .]«:

[. . .] sie hat in ihren vielen Heiraten nicht das echte Liebesglück gefunden, weil sie Kjartan hat entbehren müssen. Sie ist aber eine Frau mit einem leidenschaftlichen Temperament; in ihrer Seele kämpfen versäumte Liebe und verletzter Stolz; sie kann den Mann, den sie liebt, nicht in den Armen eines anderen Weibes dulden, und sie ruht nicht, bis sie ihn in den Tod gehetzt hat. In ihrem Wüten gegen den Geliebten und gegen sich selbst spüren wir die heiße Glut der Heldenrage [. . .]⁵⁴

Wie sehr diese Figur die Phantasie der Wissenschaftler beschäftigt, verraten die stereotypen Metaphern, zu denen sie für ihre Charakterisie-

Vorlage *kona* genannt wird (S. 78 / S. 64). Zu den stereotypen Wendungen *væn kona*, *kvenna vænst* etc. vgl. HELLER 1960 (705), S. 115f. und Wolfgang KRAUSE, *Die Frau in der Sprache der altnordischen Familiengeschichten*. Göttingen 1926, S. 78f.

51 MEISSNER 1913 (86), S. 15 (Vorwort).

52 Ebd., S. 22.

53 *Thule*. Verlagsprospekt aus dem Jahr 1922. Die Formulierung ist wohl angeregt durch NIEDNER 1913 (522), S. 99.

54 Jan de VRIES, *Altnordische Literaturgeschichte*, Bd. II. Berlin 1942, S. 383–384.

rung greifen. Weil dies keine Besonderheit der deutschen Forschung ist, sei hier Einar Ólafur Sveinsson stellvertretend zitiert: »Í engu brjósti geisa slíkir storma sem í hennar«.⁵⁵ Solche Feststellungen stehen in scharfem Kontrast zu der zurückhaltenden Charakterisierung der Figur in der Saga. Von »Leidenschaftlichkeit« (etwa *ákafi*, das sonst in den Sagas gern gebraucht wird) ist hier an keiner Stelle die Rede, und auch als »gefühlvoll« wird Guðrún nirgends beschrieben. Die Eigenschaften, die ihr zugesprochen werden, sind Schönheit und Klugheit⁵⁶, Redegewandtheit⁵⁷, Großzügigkeit⁵⁸, Vornehmheit⁵⁹, Vorliebe für Schmuck⁶⁰ sowie »skörungskapr«⁶¹. Auf ihre Gefühle lassen allenfalls ihre Handlungen oder Veränderungen in ihrem Äußeren schließen. Diese gattungstypische Figurenzeichnung begegnet erwartungsgemäß auch bei anderen Figuren der Laxdœla saga.⁶² Dennoch wird sie im Fall der

55 *Laxdœla saga*. Hrsg. von Einar Ól[afur] SVEINSSON. Reykjavík 1934 (= Íslensk fornrit 5), S. XV.

56 KÁLUND 1896 (325), S. 90: »hon var kvenna vænst, er upp óxu á Íslandi, bæði at ásjánu ok vitsmunum«.

57 KÁLUND 1896, S. 90: »allra kvenna var hon kœnst ok bezt orði farin«, S. 92: »vitri ok orðig«.

58 Ebd., S. 90: »hon var ɔrlynd kona«.

59 Ebd.: »kurteis kona«.

60 Ebd., S. 98: »erfið í gripa kaupum«.

61 KÁLUND 1896 (325), S. 172: »Er þat ok ekki ofmælt, at Guðrún er mjök fyrir qðrum konum um allan skörungskap.« – S. 205: »Opt sýnir þú þat Guðrún, segir Snorri, at þú ert enn mesti kvennskörungr.« – S. 207: »Máttu sjá, hversu mikill skörungr Guðrún er [...]«. *Skörungr* und die davon abgeleiteten Bildungen sind im Deutschen nur schwierig wiederzugeben. Sie sind in jedem Fall »ehrende Prädikate« (KRAUSE 1926 (498), S. 60) für männliche wie auch für weibliche Charaktere. Nach der Zählung Krauses werden sie jedoch »weitaus häufiger« auf Frauenfiguren angewandt. (Dies trifft auch auf die Laxdœla saga zu, in der das Wort bzw. eine seiner Ableitungen nur einmal einen Mann, Óláfr pá (KÁLUND 1896, S. 60), aber insgesamt achtmal weibliche Gestalten charakterisiert (S. 16, 17, 31, 68, 87, 172, 205 und 207).) Diese Verbindung spricht vor allem aus dem Kompositum *kvenniskörungr*. Die Übersetzer entscheiden sich in der Regel für je nach Kontext verschiedene Wiedergaben dieser Wörter. Dabei fällt auf, daß sie – trotz der Beobachtung Krauses – mit *skörungr* offenbar »männlich« assoziieren. Dies zeigt eine Übersetzung Meißners, in der er *mikill skörungr* (bezogen auf Gudrun) mit *Herrenweib* wiedergibt (S. 208). (Sonst übersetzt er die Wendung mit *ungezwöhnlich hervorragend* (S. 39), *vom großartigem Wesen* (S. 82), *vom überragendem Wesen* (S. 97). *Enn mesti skörungr* wird bei ihm zu *ungewöhnlich tüchtig* (S. 37), *meiri skörungr* zu *willenstärker* (S. 51). Ein unverstärktes *skörungr* charakterisiert Óláfr pá, dafür findet Meißner *heldenmäßig* (S. 75)!). Noch Walter Baetke gibt in seinem Wörterbuch für *skörungskapr* u.a. die Bedeutung *Mannhaftigkeit* an (BAETKE 1983 (552), S. 572).

62 Z.B. bei Gestr Oddleifsson in Kap. 33: »Síðan keyrði Gestr hestinn ok reið í brott. En nökkuru síðar riðr Þórðr enn lági, son hans, hjá honum ok mælti: ›hvati berr nú þess við, faðir minn, er þér hrynta tár?« (KÁLUND 1896 (325), S. 96).

Guðrún bedenkenlos mit ihrem Wesen gleichgesetzt, so noch 1963 von Heinrich Matthias Heinrichs: »Und dann Gudrun Osvifstochter, die einen Vulkan der Leidenschaft in ihrer Brust trägt, aber nie die Gewalt über sich verliert, stets würdevoll bleibt, und nur durch das Wechseln ihrer Farbe verrät, was in ihr vorgeht.«⁶³ Dabei hatte Heusler solche kurzschlüssigen Interpretationsverfahren schon 1932 zurückgewiesen und gefordert, daß wir »anstatt ewig zu fragen: ›Wie denkt X und wie fühlt Y?‹; anstatt ihr (für uns nicht vorhandenes) Innenleben zu durchwühlen« zu überlegen und »nüchtern zu prüfen« hätten: »Wie mußte die Geschichte laufen, und wie hat sie der Erzähler auf seine Figuren verteilt? [. . .] Wieweit [zaubern] die rollenhaften Äußerungen dem kritischen Betrachter einen ›Charakter‹ vor [. . .]?«⁶⁴ Nur wenige Jahre darauf bewies Sophie Rogge-Börner mit ihrer Nacherzählung der Episode um Guðrún und Kjartan, daß diese von Heusler kritisierte, fiktionalen Texten völlig unangemessene Identifikation literarischer Konventionen mit dem Wesen der Figuren geradezu gefährlich werden kann. Denn sie erklärte die Besonderheit der literarischen Gattung kurzerhand zum germanischen »Rasse«merkmal: »Die Nordländer sprachen selten von ihren Gefühlen, am wenigsten dann, wenn es ein tiefgehendes und echtes Gefühl war [. . .]«⁶⁵. Infolgedessen betrachtete sie Gudrun als »Typus der selbständigen Frauenpersönlichkeit der nordischen Rasse«⁶⁶.

Die »Verhaltenheit des Gefühls«⁶⁷ gehörte für das »Rasse«denken als »nordische Haltung«⁶⁸ zu den Haupteigenschaften der Germanen. Auch für Lydia Kath's Auslassungen zu dieser Frage, in denen Gudrun als »die großartigste Frauengestalt im alten Island«⁶⁹ gefeiert wird, mußte die Laxdoela saga als Quelle herhalten:

Nach Kjartans Rückkehr erwachen in Gudruns Herzen Haß und Liebe zugleich, und als er ihr den Hochsitz verweigert und ihn seiner eigenen Frau zuweist, treibt sie ihren Mann und ihre Brüder zur Ermordung Kjart-

63 HEINRICHS 1963 (93), S. 234. Ebenso Einar Ólafur Sveinsson, der im zitierten Zusammenhang (s.o., Anm. 55) ausführt, Guðrún »missir þó aldrei vald yfir sér«.

64 HEUSLER 1932 (482), S. 363.

65 ROGGE-BÖRNER 1935 (98), S. 119–120.

66 Ebd., S. 113.

67 KATH 1934 (496), S. 22.

68 Vgl. STEINGRÄBER 1935 (431), S. 426; DEHN 1933 (372), S. 466. S. außerdem Ludwig Ferdinand CLAUSS, *Die nordische Seele*. München 1932, S. 33ff; bes. S. 34: »nordische Ausdrucksscheu«.

69 KATH 1934 (496), S. 19.

ans an. Aber trotzdem sie tödlichen Haß erregt und trägt, ist der tiefste Grund ihrer Kämpfe dennoch nichts als Liebe. [...] Es lag nicht im Wesen dieser starken, heldischen Frauen, Güte und Weichheit offensichtlich zu zeigen. Man machte nicht viel Worte um Dinge, die einem am Herzen lagen, vielleicht aus der sicheren Ahnung heraus, daß auch Worte zerstören können.⁷⁰

Ebenso weist sie in ihren Sagabearbeitungen wiederholt auf diese Eigenschaft hin, z.B. in *Die Träume der Gudrun*: »Gudrun Osvifrstochter ging schon in jungen Jahren ihren eigenen Weg, sie lebte schon früh ihr eigenes Leben, wie sie auch ihr eigenes schweres Schicksal einst tragen würde ohne Laut.«⁷¹ Die Schriften Lydia Kath's weisen nahezu alle Stereotypen der nationalsozialistischen Inanspruchnahme der altnordischen Literatur auf. An ihnen zeigt sich besonders drastisch die Umdeutung literarischer Stilmittel zu »Rasse«merkmalen:

Es gab [für die altnordischen Frauen] kein Sichverlieren im Schmerz. Es gab auch kein lautes Jammern und Klagen. So rundet sich uns das Bild dieser bewußt handelnden Frauen zum *Vorbild*. Gerade in dieser großen Zeit des Aufbruchs gewinnt ein so heldisches Menschentum besondere Bedeutung, weil es Wege zu artrechtem Handeln zeigt. Auch in unseren Adern kreist ja immer noch der Strom des Blutes, den die germanische Ahnherrin auf uns übertrug. Es wäre gut, wenn auch der *Geist* wieder lebendig würde, der in den Männern und Frauen der nordischen Frühzeit lebte und sie zu hohen und höchsten Taten befähigte [...].⁷²

Das Einwirken der biologistischen Sichtweise auf die Aufnahme der Sagas in Deutschland offenbart sich hier als ein Phänomen, das durchaus nicht unvermittelt auftrat. An den Deutungen der Laxdœla saga und dem ihnen zäh anhaftenden Gudrun-Bild erweist sich dies womöglich noch deutlicher als an Neckels ›anthropologischer‹ Auslegung der Hrafnkels saga. Diese Lesarten legen es nahe, die biologistische Perspektive als eine Stufe in der Entwicklung der deutschen Sagarezeption zu betrachten, die ohne die Vorbereitung durch die Philologen kaum denkbar gewesen wäre. Erst nachdem diese – im Anschluß an Bonus – literarische Rolle und Menschenbild unkritisch gleichgesetzt und funktionale Elemente der Figurenzeichnung zu überzeitlichen Konstanten verklärt hatten, boten die Íslendingasögur rassenideologischen Interpretationsversuchen überhaupt einen Anknüpfungspunkt: Zu ihren

70 Ebd., S. 22.

71 KATH 1936 (100), S. 26 (Hervorhebung von mir, J.Z.).

72 KATH 1934 (496), S. 25–26 (Hervorhebungen im Original).

Voraussetzungen gehört – ganz allgemein gesprochen – ein Literaturbegriff, der die Gesetze der Fiktion mißachtet. Ein solcher liegt auch dem Textverständnis Meiñners zugrunde, wenn dieser nicht einmal literarische Tradition anerkennen mag, sondern strukturelle oder motivische Konvergenzen verschiedener Überlieferungen lieber mit der Kategorie des »Urphänomens« erklären möchte:

In dem ›Krieg der Geschlechter‹ z.B. müssen sich gewisse Erscheinungen immer wiederholen, so lange er währt. Daß ein liebendes Weib in ihrer Hoffnung auf den Besitz des Geliebten betrogen, dessen Untergang herbeiführt, ist sozusagen ein Urphänomen. Wenn Gudrun auf diese Weise Ähnlichkeit mit Brynhild hat, so ist damit nicht bewiesen, daß ihre und Kjartans Geschichte nach den Eddagedichten umgebildet ist.⁷³

Es ist charakteristisch für Meiñners Argumentation, daß er die Gestalten Gudrun und Brynhild vergleicht und nicht etwa die Figurenkonstellationen oder die Fabeln von Nibelungenüberlieferung und *Laxdœla saga*.⁷⁴ Das tertium comparationis kann so nur das ›Wesen‹ dieser beiden Frauen sein, und eben dieses ließ sich – anders als eine literarische Rolle – später auch aus biologischen Determinanten herleiten.

Nach diesen Beobachtungen überrascht es nicht, daß auch die anderen Übersetzungen des fraglichen Zeitraums die künstlerischen Verfahren, durch welche die *Laxdœla saga* erst zu einem kohärenten, in sich geschlossenen Text wird, nicht wahrnehmen. Bis auf Rüttgers (1907) kürzen sie den Text erheblich, so daß zahlreiche Parallelismen verlorengehen. Sie entbehren daher wichtiger Momente der Differenzierung und Perspektivierung der Darstellung und rücken einseitig den Handlungsablauf in den Vordergrund.⁷⁵ Diesem Ziel dient auch Rüttgers Überarbeitung seiner Übersetzung im Jahr 1938, in der er die Kapitel-

73 MEISSNER 1913 (86), S. 12.

74 Auf die Parallelen dieser Überlieferungen wurde immer wieder hingewiesen. Schon Meiñners Äußerung war möglicherweise als Zurückweisung dieser These bei Eugen MOGK, *Geschichte der norwegisch-isländischen Literatur*. Straßburg 1904, S. 753, gedacht. Ausführliche Analysen bieten z.B.: Günter ZIMMERMANN, *Isländersaga und Heldenrage. Untersuchungen zur Struktur der Gísla saga und Laxdœla saga*. Wien 1982 und Anne HEINRICHS, *Annat er vårt eðli: the type of the prepatrarchal woman in Old Norse literature*. In: John Lindow u.a. (Hrsgg.), *Structure and Meaning in Old Norse Literature*. Odense 1986, S. 110–140. Vgl. außerdem Rolf HELLER, *Die Laxdœla saga. Die literarische Schöpfung eines Isländers des 13. Jahrhunderts*. Berlin 1976, S. 13 und 113–118.

75 So übrigens noch 1954 *Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswässertal*. In: SELTER 1954 (92), S. 19–47.

einteilung gegenüber der Saga (und seiner ersten Übertragung) so verändert, daß die einzelnen Handlungsabschnitte um die sie dominierenden Figuren gruppiert werden. Dabei gliedert er den Text in sechs Abschnitte, die *Un der Weisen, Höskuld Dalakolssohn, Olaf Pfau, Kjartan Olafsssohn und Gudrun Osvifstochter* und der *späteren[n] Geschichte der Gudrun und ihrer Söhne* gewidmet sind. Das letzte Kapitel bringt unter dem Titel *Das Ende* u.a. Gudruns Bekenntnis: »Dem tat ich am ärgsten, den ich am meisten liebte.«⁷⁶

Noch stärker löst Kath die Saga in ›Kurzbiographien‹ ihrer Frauenfiguren auf, die voneinander vollkommen unabhängig sind. Ihr Buch *Urmutter Unn* (1936) versammelt neben Episoden aus der Laxdœla saga (*Urmutter Unn, Thorgerd Egilstochter, Die Träume der Gudrun*) Geschichten aus der Viga-Glúms saga (*Die Ärztin*), der Grettis saga (*Mutter Asdis*) und der Hólmverja saga (*Helga Haraldstochter*). Sehr viel mehr als das Handlungsgerüst haben diese Nacherzählungen mit den Textvorlagen nicht mehr gemein. Sie enthalten aber vereinzelt Stilistika der *Thule*-Übertragung, etwa die Spitzenstellung der Negation⁷⁷.

Aber auch in einer so ›textnahen‹ Übertragung wie der von Meyn gehen durch die Kürzungen Nuancierungen, beispielsweise in der Figurenzeichnung, verloren. An dieser Stelle soll es genügen, einen Beleg anzuführen. Es wurde bereits erwähnt, daß die Rivalinnen Guðrún und Hrefna in der Saga mit ähnlichen formelhaften Wendungen charakterisiert werden. Beide werden in diesem Zusammenhang als *kvenna vænst* beschrieben, allerdings mit einer wesentlichen Unterscheidung: Guðrún gilt als die schönste Frau auf Island (»hon var kvenna vænst, er upp óxu á Íslandi«), Hrefna hingegen als die Schönste im ganzen Nordland (»hon var vænst kvenna norðr þar í sveitum«). Da Guðrún aus dem Westland kommt, ist damit eine Hierarchie eindeutig festgelegt. Meyn beginnt seine Wiedergabe der Saga erst nach der Charakterisierung der Guðrún mit dem 33. Kapitel, so daß der Satz *Hrefna war das schönste Mädchen in der ganzen Gegend und sehr beliebt*⁷⁸ ohne sein Gegenstück seine Funktion einbüßt und nicht mehr dazu dient, die Rangfolge dieser beiden Frauengestalten festzulegen. Der Satz verliert so eine seiner Bedeutungsebenen und läßt darin die Tendenz zu einer

76 RÜTTGERS 1938 (105), S. 221.

77 Z.B. KATH 1936 (100), S. 26.

78 MEYN 1938 (102), S. 13.

Monosemierung beobachten. Diese ist für Meyns Übertragung insgesamt kennzeichnend. Kohärenz entsteht für ihn aus ineinandergreifenden Handlungssegmenten, und er streicht darum alle Elemente, die ihre Abfolge verzögern. Insofern bietet er seinen intendierten Rezipienten eine stark vereindeutigende Lesart. Dies macht seine Übersetzung zu einer typischen deutschen »Schulausgabe« einer Saga, wenngleich er zu den übrigen Herausgebern solcher »Klassenlesestoffe« dadurch in einen gewissen Gegensatz gerät, daß er die Vereindeutigung ausschließlich auf dem Weg der Reduktion erreicht. Abgesehen von der »Schulausgabe« der Reihe *Bauern und Helden* (1938), zu der Meyns Text gehört, zeichnen sich Sagabearbeitungen für die Schule nämlich sowohl durch eine reduktionistische Lektüre der Vorlage als auch durch verschiedene Techniken der Expansion aus. Sie dienen dazu, das Textverständnis der Schüler in die oben (S. 277f) aus anderen Quellen rekonstruierten ideologischen Bahnen zu lenken und die Sagas vollständig in den Gegenwartshorizont zu integrieren. Solche Bearbeitungen finden sich unter den Übertragungen der *Gísla saga*, denen im folgenden Kapitel die Aufmerksamkeit gilt.

2.5 Die Übersetzungen der *Gísla saga Súrssonar*

Zu den *Geschichten von Ächtern und Blutrache*, die im achten Thule-Band (1922) versammelt sind, gehört neben Heuslers *Geschichte vom Hühnerthorir* auch *Die Geschichte von Gisli dem Geächteten* in der Übersetzung von Friedrich Ranke. Ebenso wie Heusler hat Ranke eine erste Fassung seiner Übertragung schon früher, 1907, vorgelegt. Da seine Version der *Gísla saga* die bis heute am stärksten rezipierte ist¹, soll sie hier zunächst im Vordergrund stehen. Daneben wird die Aufmerksamkeit vor allem den freieren Bearbeitungen der Saga gelten, deren Beliebtheit mit dem Zunehmen der Rezeptionstätigkeit gewachsen ist.

¹ Dies lässt sich an der Zahl der Nachdrucke ablesen: *Gisli*. In: NECKEL 1924 (221), S. 28–91; RANKE 1938 (2¹⁹⁴⁰) (12); WEISSKIRCHEN 1958 (13); *Die Gisli-saga*. Übersetzt von Fr[iedrich] Ranke. Eingeleitet von H[ans] H[einrich] MANDEL. 2. Aufl. Lübeck/Hamburg [1964]; HEINRICHS 1961 (1974, 2¹⁹⁷⁹) (15), S. 5–68; *Gísla saga Súrssonar. Die Geschichte von Gisli dem Geächteten*. In: *Thule. Isländische Sagas*, Bd. 1, 1978, S. 7–72; *Die Geschichte von Gisli dem Geächteten. Gísla saga Súrssonar, übersetzt von Friedrich Ranke*. In: DIEDERICHS 1987, S. 7–72 (18).

Dazu zählen die Versionen von Weber und Kath, die Schulausgaben von Fahnemann, Henniger, Lohrmann und – am weitesten von der Vorlage entfernt – die Nacherzählung von Rogge-Börner.² Ihnen ist gemeinsam, daß sie dem Stoff der Gísla saga eine bestimmte Tendenz verleihen, die – was zum Teil schon die Titel signalisieren – deutlich auf das Zeitgeschehen bezogen ist. Um der Rezeption diese Blickrichtung vorzugeben, waren, wie weiter unten an zwei Beispielen demonstriert werden soll, erhebliche Manipulationen an der Textstruktur notwendig. Zuvor wendet sich die Untersuchung aber der *Thule*-Übersetzung von Ranke und ihrer Vorläuferin zu.

Anders als im Fall der bisher analysierten Übersetzungen kann die Untersuchung hierbei eine ausführliche zeitgenössische Auseinandersetzung mit der Stilwirkung der Übertragung zum Ausgangspunkt nehmen: Arthur Bonus, der selbst die Gísla saga übersetzt hat³, kritisiert in seiner 1910 publizierten Rezension der Rankeschen Übertragung, die ihm insgesamt »sehr gut erschienen ist«, deren »Modernität«:

Es muß schließlich ein ästhetisch nicht wünschenswerter Widerspruch zwischen der Modernität der Sprachformen und der Altertümlichkeit der Anschauungs- und Erzählungsweise entstehen. Man kommt, und zwar rein stimmungsmäßig, während des Lesens dazu, die Kunst dieser Erzählungen nicht an der alten, sondern an der modernen zu messen, wodurch denn doch ein falscher Eindruck herausspringen muß. Am Ende soll man, soweit es sich um künstlerische Übersetzungen und nicht um sozusagen historische Experimente handelt, doch auch das bedenken, daß es wirklich gar kein künstlerischer Gedanke ist, von einer alten Bildsäule die Patina abzukratzen, nur weil sie zur Zeit der Errichtung noch nicht dran war. Es ist kein künstlerischer Gedanke, entfernte Dinge ohne die Luftperspektive zu malen, die die Entfernung ihnen gibt.⁴

Im Gegensatz zu Bonus verzichtet Ranke weitgehend auf eine »künstliche« Patinierung des Erzählstils. Es finden sich nur sporadisch archai-

2 WEBER 1927 (25); KATH 1934 (26); FAHNEMANN 1937 (28); HENNIGER 1939 (31); LOHRMANN 1939 (32); *Blutrache und Waldgang*. In: ROGGE-BÖRNER 1935 (27), S. 49–64. Formal differieren übrigens durch den Gattungswechsel die Rezeptionen von TEICH 1937 (29) und SCHNEIDER-ZABEL 1938 (30) am stärksten von der Vorlage. Eine weitere Nacherzählung bringt SCHUBERT 1942 (33), S. 117–123.

3 Bonus übersetzte zunächst einen Auszug aus der Gísla saga, den er in der Zeitschrift *Jugend* publizierte (5). 1907 ließ er einen größeren Ausschnitt aus dem Text (*Geschichte des Skalden Gisli*) in seinem *Isländerbuch* (Bd. 1 (131), S. 79–150) folgen, der um 1930 in Hillgers Reihe *Deutsche Jugendbücherei* nachgedruckt wurde (8).

4 *Altgermanische Prosa*. In: *Kunstwart* 23, 1910, S. 189–91.

sierende Stilistika, etwa lexikalische Archaismen: *auskommen* (im Sinne von *hinauskommen*)⁵, *Bußgeld*⁶, *dünken*⁷, *Geselle* (i.S.v. *Kamerad*)⁸, *hausen* (i.S.v. *wohnen*)⁹, *Kampflohe*¹⁰ und *Einerschrofen*¹¹.

Der Vergleich von Rankes und Bonus' Versionen der *Gísla saga* macht aber noch auf weitere Stilzüge aufmerksam, die Bonus als »Modernität« gedeutet haben könnte. Zum einen verwendet Ranke anders als Bonus Fremdwörter lateinisch-romanischer oder griechischer Herkunft, nämlich *Familie*, *formell*, *Pariertstange*, *Partei*, *Prophezeiung*, *Proviant*, *Provianttaschen*, *Prozeß* und *Quartier*.¹² Bonus setzt lediglich das Wort *Partei* zweimal ein.¹³ Zum anderen ist Ranke, wie es das folgende Beispiel veranschaulicht, sehr viel konsequenter in der Stilisierung einer mündlichen Erzählweise. Dazu dienen ihm unter anderem verschiedene Formen der Satzunterbrechung¹⁴:

Ranke: Als nun Thorgrim und seine Leute beim Vorbereiten waren und den Saal behängen wollten, – die *Eingeladenen wurden schon zum Abend erwartet* – da sagte Thorgrim zu Thorkel: »Jetzt kämen uns die Teppiche recht erwünscht, die schönen, die Vestein dir schenken wollte. Es will mir scheinen, als mache es doch etwas aus, ob sie dir zu eigen gehören oder nicht. Ich würde dir vorschlagen, sie holen zu lassen.«

Thorkel antwortete: »Maßhalten ist die erste aller Künste. – Ich werde sie nicht holen lassen.«

»Dann werde ich es tun«, sagte Thorgrim und befahl Geirmund hinzugehen.

Geirmund antwortete: »Schaffen werde ich schon etwas, aber hinzugehen habe ich keine Lust.«

Da trat Thorgrim auf ihn zu und gab ihm eine tüchtige Maulschelle und sagte: »Jetzt geh, wenns dir nun besser paßt.«

»Jetzt werde ich gehen«, sagte Geirmund, »obgleich es nun noch

5 Vgl. HEYNE 1905 (560), Bd. 1, S. 227.

6 S.o., S. 134, Anm. 39.

7 S.o., S. 134, Anm. 38.

8 Vgl. HEYNE 1905 (560), Bd. 1, S. 1139, Bedeutung 1., und HEINTZE 1900 (559), S. 251.

9 S.o., S. 134, Anm. 37.

10 Vgl. LANGEN 1957 (735), Sp. 1313.

11 *Schrofen* ist laut dem Grimmschen Wörterbuch (Bd. 9, 1899, Sp. 1763) im 18. Jahrhundert in der Schriftsprache ausgestorben, aber in den oberdeutschen Mundarten erhalten geblieben. Vermutlich ist auch *Oheim* als Archaismus zu werten. Dazu s.o., S. 134, Anm. 40.

12 RANKE 1907 (9), S. 95, 56, 93, 42, 23, 61, 37, 22, 24.

13 BONUS 1912 (131), S. 106, 119.

14 Zur Stilwirkung von Satzunterbrechungen s.o., S. 130ff.

schlimmer ist. Aber das kannst du glauben: diese Schelle soll dir noch einmal in die Ohren läuten, *und das nicht zu leise!* Sie wird dir reichlich bezahlt scheinen«. (S. 43–44)¹⁵

Bonus: Als Thorgrim sich rüstete, das Haus zu zelten, während zum Abend die Gäste erwartet wurden, sagte er zu Thorketil: »Jetzt kämen uns die schönen Wandteppiche zu paß, die Vestein dir schenken wollte. Es dünkt mich, als gäbe es da noch mancherlei dazwischen, ob du sie ein volles Eigentum oder gar nicht hast. Ich möchte, daß du sie holen läßt.«

Thorketil antwortete: »Alles kann, wer Maß halten kann! Ich werde nicht danach schicken!«

»So will ich es tun«, sagte Thorgrim und befahl Geirmund, Thorke tils Pflegesohn, hinzu gehen.

Geirmund antwortete: »Ich habe gerade etwas zu tun und gar keine Lust zu dem Gange!«

Da trat Thorgrim auf ihn zu; er schlug ihm eine starke Backpfeife und sagte: »Nun wirst du vielleicht mehr Lust haben!«

»Nun werde ich gehen«, sagte der Knabe, »obwohl es nun böser ist als vorhin! Aber ich habe den besten Willen dazu, dir einen Tanz zu bestellen zu der Pfeife, die du mir gabst, obwohl sie damit noch schlecht vergolten ist.« (S. 108–109)¹⁶

Wo Ranke mit einer Klammer (» – die eingeladenen wurden schon zum Abend erwartet – «) und mit Nachträgen (»die schönen«; »und das nicht zu leise«) arbeitet, und zwar sowohl im Erzählerbericht als auch in der Figurenrede, ist Bonus um vollständige, grammatisch »korrekt« gebaute Sätze bemüht. Dadurch muß er Satzperioden konstruieren (z.B.: »Aber ich habe den besten Willen dazu, dir einen Tanz zu bestellen zu der Pfeife, die du mir gabst, obwohl sie damit noch schlecht vergolten ist«), während Ranke mit Hilfe eines weitgehend parataktischen Stils den Eindruck mündlichen Erzählens noch verstärken kann. Zudem verwendet er zur Hervorhebung des umgangssprachlichen Eindrucks in der wörtlichen Rede typographische Zeichen, um Sprechpausen anzudeuten (in obenstehendem Beispiel ein Gedankenstrich), und umgangssprachlich kontrahierte Wortformen (*wenns*). Zur Kennzeichnung der wörtlichen Rede setzt Ranke auch nur in der Umgangssprache verwendete Deklinationsformen ein:

Ranke: Havard sagte: »Ein Mann ist im Wald. Es sind schon mehr solche Dinger¹⁷ gekommen heute Nacht.« (S. 82)

15 RANKE 1907 (9).

16 BONUS 1912 (131).

17 Den Plural *Dinger* bildet das Wort *Ding* zudem nur in der Bedeutung *geringwertiger*

Bonus: Havard sagte: »Es ist einer im Walde! Es sind schon viele solche Steine in dieser Nacht heruntergekommen!« (S. 137)

Alle diese Stilmittel finden sich nur selten in Bonus' Übersetzung. So läßt bereits dieser kurze Textvergleich – im Zusammenhang mit der Rezension – Rückschlüsse auf Bonus' Vorstellungen von der anzustrebenden Alterität einer Sagaübersetzung zu, welche die oben (S. 220) angestellten Überlegungen bestätigen: Sie besteht für ihn vor allem im Historischen, in der »Altertümlichkeit der Anschauungs- und Erzählungsweise«, die er in stilistische Wirkung umzusetzen bemüht ist. Dieser Stilwirkung gibt er Vorrang vor der Mündlichkeit, an der ihm etwas »Unnatürliche[s]« zu haften scheint, »das darin liegt, uralte Verhältnisse in lässige Umgangssprache von heute und morgen zu kleiden«¹⁸. Gleichzeitig kritisiert er, der selbst die Ortsnamen wenigstens zu einem Teil in der isländischen Form beläßt, die Übernahme der altnordischen Ortsnamen bei Ranke mit den bekannten Argumenten (s.o., S. 86f): »[. . .] diese schweren nordischen Namen bedeuten zunächst nichts als einen fremden Klang für uns« (ebd.). In seiner Übersetzung tauchen folglich sehr viel weniger isländische Ortsnamen auf als bei Ranke, wie er seinen Text überhaupt besonders bei den Ortsbeschreibungen gekürzt hat. Gerade diese wären jedoch sehr geeignet, die Herkunft des Textes aus einem fremden Kulturraum sichtbar werden zu lassen. Es zeigt sich, daß Bonus, wenn er die kulturelle Alterität seiner Übersetzung durch eine historische ersetzt, bei der Übertragung der *Gísla saga* den Eindruck der ›Fremdheit‹ stärker zurückdrängt, als Ranke dies tut.

Dieser nun vermittelt den historischen Abstand, der zwischen ausgangssprachlichem und Zielsprachlichem Text liegt, nur mit den oben genannten, äußerst sparsamen Mitteln, läßt aber eine gewisse kulturelle Fremdheit sehr viel deutlicher zum Ausdruck kommen als Bonus. Dazu bedient er sich vor allem bestimmter Lehnwörter aus dem Altländischen. Hierzu gehören die landeskonventionellen Elemente *Berserker*, *Ding* (für *Thing*), *Fjord*, *Gode*, *Hersenwürde* (die sich freilich auch bei Bonus finden¹⁹) und *Rune* sowie die von Bonus kritisierten zahlreichen

Gegenstand (vgl. WEIGAND 1909 (571), Bd. 1, Sp. 358, und HEYNE 1905 (560), Bd. 1, Sp. 579). Dadurch erhält es hier die Funktion einer Litotes. Dazu vgl. o., S. 187. Zum umgangssprachlichen Charakter dieser Pluralbildung vgl. WELLS 1990 (817), S. 82.

¹⁸ BONUS 1910 (331), S. 190.

¹⁹ Bonus verwendet außerdem den isländischen Schwerternamen *Grasida*, den Ranke

isländischen Ortsnamen²⁰, z.B.: *Dyrafjord, Alvidra, Örnfjord, Skeljawik, Talknafjord, Thorsnes, Flydrunes, Valseyr, Hol, Eyr* usw. Daneben begegnen allerdings auch deutsche Ortsnamen, z.B.: *Habichtstal, Surental, Seehof, Frühstückstal, Mitteltal, Habichtsachemünde* usw. Da den in der ausgangssprachlichen Form belassenen Ortsnamen eine so große Bedeutung für die Vermittlung der kulturellen Alterität einer Übersetzung zukommt, fällt es besonders ins Auge, daß eben diese in den von Ranke selbst überarbeiteten Nachdrucken dann doch noch übersetzt werden²¹: *Alvidra* wird zu *Allwetterhof*, *Örnfjord* zu *Adlerfjord*, *Skeljawik* zu *Muschelbucht*, *Thorsnes* zu *Thorskápur*, *Valseyr* zu *Falkensanden* usw. Von besonderem Interesse ist dabei die Wiedergabe von *Hol* (aus altländisch *Hóll*) durch den Archaismus *Bühl*, weil dadurch kulturelle Alterität in historische umgewandelt wird. Diese Tendenz unterstützen der – schon 1907 verwendete – Ortsname *Einerschrofen* und der – 1907 ausgesparte – Beiname *Seehundsfluh*. Wie *Bühl* waren *Schrofen* und *Fluh* zum Zeitpunkt ihrer Verwendung nicht mehr allgemein im Gebrauch, aber in oberdeutschen Mundarten bewahrt.²² Sie hatten also möglicherweise nicht nur archaisierende,

übersetzt (*Grauseite*).

20 Diese erscheinen durchweg in einer den morphologischen Gesetzen des Deutschen angepaßten Form.

21 1922 und 1938 (s.o., S. 280, Anm. 1). Im übrigen begegnet bei Ranke auch das Bemühen, sprechende Personen- und Beinamen ins Deutsche zu übertragen. Besonders auffällig ist dies im Fall des Namens *Refr*, der im Deutschen *Fuchs* bedeutet. Dieser inspiriert Ranke zur Verwendung einer Metapher, die so in der Vorlage nicht erscheint: »Dann ging er wieder zum Meer hinunter und entkam an der steilen Küste entlang, nach Haug im Walde, und traf den Bauern dort, Ref. *Das war ein ganz durchtriebener Fuchs.*« (RANKE 1907 (9), S. 72) – »Dann ging er wieder zum Meer hinunter und entkam unten an der steilen Küste entlang, nach dem Hügelhof im Walde, und traf den Bauern dort, Ref, den Sohn von Thorstein Balken. *Das war ein ganz durchtriebener Fuchs.*« (RANKE 1922 (10), S. 110–111) – »Nú leitar hann ráðs ok ferr ofan til sjávarins ok hittr bónða einn, er Refr hét, sonr Þorsteins rannstafs, ok var allra manna slægastri.« (*Gísla saga Súrssonar*. Hrsg. von Finnur JÓNSSON, Halle 1903 (= Altnordische Sagabibliothek 10), S. 71). Ludwig MEYN (1925 (19), S. 93) etwa, der die Ortsnamen nicht überträgt, verzichtet folgerichtig auf die Wiedergabe des sprechenden Namens im Deutschen und übersetzt: »Er überlegte und kletterte von oben zur See hinab, entkam dort im Dunkeln am felsigen Strand nach Haug und traf dort den Bauern, der Ref hieß und ein Sohn von Thorstein Stützbalken war, *ein ganz durchtriebener Schalk.*«

22 Zu *Bühl* vgl. HEINTZE 1900 (559), S. 101, und Friedrich KLUGE, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Straßburg⁶1905, S. 63 (dafür, daß *Bühl* 1922 anders als heute (?) noch in seiner Bedeutung *Hügel* verstanden wurde, spricht gerade die Tatsache, daß es hier zur Übersetzung von *Hóll* herangezogen wird: Wäre *Bühl* als Appellativum nicht mehr verständlich gewesen, hätte ebenso die isländische Form des Namens beibehalten werden können). Zu *Schrofen* vgl. GRIMM Bd. 9, 1899, Sp. 1763

sonderm, wie auch der Regionalismus *Übername*²³, dialektale Stilwirkung.

Mit der Übertragung der Ortsnamen kommt Ranke in der *Thule*-Bearbeitung den Übersetzungsprinzipien Bonus' einerseits ein wenig näher, ebenso wie durch das – nicht ganz konsequente – Ersetzen von Fremd- und Lehnwörtern lateinisch-romanischer bzw. griechischer Herkunft (*Geschlecht* statt *Familie*, *Weissagung* statt *Prophezeiung*, *Unterkunft* statt *Quartier*, *Packtaschen* statt *Provianttaschen*, *Seite* statt *Partei*, *Sache* statt *Prozeß*, *Mundvorrat* statt *Proviant* etc.)²⁴. Andererseits hebt er das Modernitätskriterium des umgangssprachlichen Stils in der *Thule*-Übersetzung hervor. Dabei vermehrt er vor allem die Anzahl apokopierter und kontrahierter Wortformen und deiktischer Artikelsetzungen vor Eigennamen.

Insgesamt aber hat die Bearbeitung der Übersetzung die Tendenz, die von der ersten Übertragung vermittelte kulturelle Alterität und damit die ›Fremdheit‹ der Vorlage zurückzudrängen und durch eine wie auch immer geartete historische Alterität zu kompensieren. Diese Tendenz wird im übrigen in den weiteren Bearbeitungen von Ranke (1938) und Heinrichs (1961) noch verstärkt. Dies hängt u.a. mit dem von Riffaterre beobachteten Phänomen zusammen, daß die stilistische Funktion von Archaismen, die auf der Verbindung des synchronen mit dem diachronen Moment beruht, mit zunehmendem zeitlichen Abstand von der Entstehung eines Textes vom Rezipienten nicht mehr aktualisiert werden kann, da »die verschlüsselte Abweichung zwischen dem Archaismus und seinem Kontext und das daraus resultierende stilistische Verfahren zu einer undifferenzierten Sequenz« wird, welche »global als normal oder archaisch aufgenommen wird.«²⁵ Offensichtlich korrespondiert die archaisierende Stilwirkung des ganzen Textes, die im Fall der hier diskutierten bearbeiteten Übersetzung eintritt, den Intentionen der Herausgeber: Dafür jedenfalls spricht ihr Versuch, die noch übriggebliebenen Fremdwörter lateinisch-romanischer Herkunft aus dem Text zu entfernen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß die Situierung der Ranke-

(Lemma *Schroffen*); zu *Fluh HEYNE* 1905 (560), Bd. 1, S. 947.

23 Vgl. *WEIGAND* 1909 (571), Bd. 2, Sp. 1100; Hermann *PAUL*, *Deutsches Wörterbuch*. Halle ³1921, S. 562.

24 RANKE 1907 (9) / 1922 (10): S. 95/132, 23/69, 24/70, 37/79, 50/91, 79/115, 61/101.

25 RIFFATERRE 1973 (773), S. 38.

schen Übersetzung im Kontext der Zielsprache ein ähnliches Ergebnis zeitigt wie im Fall der Neckelschen Übertragung der Hrafnkels saga: Das dominierende Übersetzungsprinzip ist größtmögliche zielsprachliche Geläufigkeit, von Bonus als »Modernität«, »lässige Umgangssprache von heute und morgen« apostrophiert.²⁶

Die kontrastive Analyse bestätigt diesen Befund. Sie ergibt zum einen, daß gerade der das linguistische *pattern* der Übersetzung konstituierende parataktische Stil nicht als genaue Nachbildung der ausgangssprachlichen Syntax gewertet werden kann, denn die Syntax des altländischen Textes beschränkt sich keineswegs auf kurze parataktische Sätze; sie neigt im Gegenteil zu hypotaktischen Fügungen und zu Periodenbau.²⁷ Die Übersetzung entwickelt unterschiedliche Techniken, um Hypotaxen zu vermeiden. So setzt Ranke zum einen Doppelpunkte, um die Beiordnung zweier Sätze zu erreichen²⁸, andererseits ersetzt er einleitende Redefloskeln²⁹ oder nominalisiert ausgangssprachliche Nebensätze³⁰. Nicht selten verwandelt er Nebensätze in Satzunterbrechungen, um so die umgangssprachliche Stilwirkung zu unterstreichen.³¹ Es

26 Die Gegensätzlichkeit der Übersetzungsprinzipien Ranks und Bonus' zeigt sich um so deutlicher darin, daß für Bonus anders als für Ranke die Verwendung von in der Zielsprache wenig geläufigen oder sehr gesucht wirkenden Wörtern vollkommen unproblematisch erscheint. Dazu gehören Ausdrücke, die das *Grimmsche Wörterbuch* entweder als wenig üblich kennzeichnet oder überhaupt nicht aufführt, beispielsweise *Schlaffahrt*, *Traumfahrt*, *Wahrwort*, *Zauberschat* u.a.m. Die meisten von ihnen sind Lehnübersetzungen altländischer Komposita. Bei Ranke findet sich ein so wenig geläufiges deutsches Wort nur ausnahmsweise in dem vermutlich nach dem Vorbild des mittelhochdeutschen *hertmüetec* gefundenen Adjektiv *hartnütig* (RANKE 1907, S. 50), das in der Überarbeitung der Übersetzung 1922 getilgt ist (S. 90); vgl. GRIMM, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 4, 2, 1877, Sp. 517, und G. F. BENECKE, W. MÜLLER, F. ZARNCKE, *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. Hildesheim 1963, Bd. 2, S. 261.

27 Vgl. Ari C. BOUMAN, *Observations on Syntax and Style of Some Icelandic Sagas*. Reykjavík, Kopenhagen 1956, S. 10 (besonders: Tabelle »Direct Speech«), und Reinhardt PRINZ, *Die Schöpfung der Gísla saga Súrssonar*. Breslau 1935, S. 104.

28 Z.B. RANKE 1907 (9), S. 69: »Und ich sehe auch ein Mittel dafür: Wir vier wollen unsere Freundschaft noch feierlicher und fester schließen als bisher und uns Blutsbrüderlichkeit schwören.« – »enda sé ek gott ráð til bessa, at vér bindum vårt vinfengi með meirum fastmælum en áðr, ok sverjumz í fóstbræðralag fjórir.« (JÓNSSON 1903 (320), S. 13).

29 Z.B. RANKE 1907 (9), S. 22: »Vielleicht reden wirklich schon mehr darüber.« – »kann vera, at þetta mæli fleiri.« (JÓNSSON 1903 (320), S. 13).

30 Z.B. RANKE 1907 (9), S. 25: »Er erreichte sie in *ihrem Lager* und weckte den Thorarin [. . .]« – »Hann komr at þeim, þar sem þeir lágu, ok veikr Þórarin, [. . .]« (JÓNSSON 1903 (320), S. 16).

31 Z.B. RANKE 1907 (9), S. 27 (parallele Fälle auf S. 33, 99 etc.): »Und nun, erzählt man, nahm er die beiden Hälften auseinander [. . .]« – »En frá því er sagt, at hann tekr í sundr penninginn [. . .]« (JÓNSSON 1903 (320), S. 18).

zeigt sich, daß Ranke die Syntax der Vorlage als eine fast ausschließlich parataktische wahrnimmt, zumindest aber die Anzahl asyndetischer Reihungen in der Übersetzung erheblich verstärkt.³²

Aber auch außerhalb der Syntax begegnen solche fakultativen Verschiebungen, etwa bei der Kürzung der Genealogien (z.B. S. 20), der Auslassung der Skaldenstrophen oder beim Tempuswechsel: Ranks Übersetzung von 1907 erzählt durchgehend im Präteritum und hebt einen zentralen Handlungsabschnitt durch den Wechsel in das Präsens hervor. Dabei handelt es sich, übrigens wie bei Neckel (s.o., S. 168), um die Darstellung eines Totschlags, nämlich um Gislis Totschlag an Thorgrim.³³ Zwar ist die Stelle auch im ausgangssprachlichen Text überwiegend im Präsens erzählt, es finden sich aber auch zahlreiche andere Passagen, in denen das Präsens vorherrscht, ohne daß Ranke es in die Übersetzung übernimmt³⁴. Hier zeigt sich wie bei Neckel die Tendenz, fremde literarische Spezifika in aus dem Kontext der Zielsprachlichen Literatur bekannte umzuwandeln (vgl. o., S. 146f und 168). Noch deutlicher wird dieses Bestreben in der Bearbeitung der Übersetzung für die *Sammlung Thule*. Sie zeigt wie die Neckelsche Übertragung nur für einige der textsortenspezifischen Merkmale des ausgangssprachlichen Textes Interesse, etwa für die Skaldenstrophen und die »Halbrepliken«, und nähert den Text durch Einführung von literarischen Spezifika, die aus der Zielsprachlichen Literatur bekannt sind, den Rezeptionsgewohnheiten der deutschen Leser an. Auch hier sind in diesem Zusammenhang in erster Linie die Gliederung des Textes in Kapitel mit eigenen Überschriften und der gezielt zur Hervorhebung bestimmter Handlungsabschnitte eingesetzte Tempuswechsel zu nennen.³⁵ Im Vergleich mit der Übersetzung Ludwig Meyns wird darüber hinaus deutlich, daß Ranke im Deutschen ungewohnte Interferenzerscheinungen in ähnlichen Fällen vermeidet wie Heusler. Dies gilt vor allem für die Nachahmung der Spitzenstellung der Negation; z.B.:

Meyn: »Nicht haben wir das bis jetzt erprobt«, sagte Gisli, »aber es kann noch sein, daß wir dazu kommen, es zu erproben.« (S. 62)

32 Der Stil der Vorlage ist demgegenüber durch Anhäufungen von syndetischen Verbindungen gekennzeichnet. Vgl. PRINZ 1935 (770), S. 104f.

33 RANKE 1907, S. 46–47; JÓNSSON 1903, S. 39–40.

34 Z.B. RANKE 1907, S. 61–62; JÓNSSON 1903, S. 59–60.

35 Erst die folgenden Bearbeitungen von RANKE 1938 (12) und HEINRICHS 1961 (15) bemühen sich, den regellosen Tempuswechsel der Vorlage nachzuahmen.

Ranke 1907: »Bisher haben wir das noch nicht erprobt«, sagte Gisli.
»Aber es kann gut sein, daß wir das erproben.« (S. 42)

Ranke 1922: »Noch haben wir das nicht erprobt«, sagte Gisli: »Aber es kann wohl noch einmal dazu kommen, daß wir's erproben.« (S. 84)

»Ekki hófum vit þat reynt hér til«, segir Gísli, »en þó má þat vera, at þar komi, at vit reynim.« (S. 36)

Fakultative Verschiebungen entstehen aber nicht nur dann, wenn Ranke Stilistika der Vorlage zurückweist, sondern auch in den Fällen, in denen er bestimmte stilistische Signale der Saga in der Übersetzung verstärkt. Neben der schon genannten parataktischen Syntax trifft dies besonders auf die Litotes zu. Diese sind im altnordischen Text nicht selten, kommen aber in Rankses Übertragung sehr viel häufiger vor. Einige von ihnen sind ausgesprochen unauffällig, z.B.:

Ari wählte <i>nicht lange</i>	— Hann kaus <i>skjótt</i>
»Ich treibe es darum <i>nicht anders</i> .«	— »Ok mun ek fara sem <i>áðr</i> .« ³⁶

Viele andere haben aber im Kontext der Zielsprache die Stilwirkung lakonischer Untertreibungen. Dies gilt besonders für die folgende Übersetzungsentscheidung, deren unterreibenden Charakter Ranke in der Bearbeitung seiner Übersetzung durch eine umgangssprachliche Formulierung, die zudem ironisierend wirkt, erheblich verstärkt:

»Ich kenne dich schon«, sagte Helgi; »du schickst immer am liebsten andere vor, wenns irgendwo *ein bißchen gefährlich* wird.« (1907, S. 88)

»Ich kenn dich schon«, sagte Helgi; »du schickst immer am liebsten andere vor, wenns irgendwo *ein bißchen heiß hergeht*.« (1922, S. 128)

»Opt hefi ek þat reynt«, segir Helgi, »at þú vilt aðra hafa fyrir þér optast, þar er *nókkur raun* er at.« (S. 94)

Die oben dargelegten Beobachtungen von Parallelen zwischen den Übersetzungstechniken Rankses und Neckels (im übrigen auch Heuslers und – in geringerem Maß – Meißners) lassen sich nach der kontrastiven Analyse nun differenzierter beurteilen: Einige von ihnen sind auf die Vorgaben der Reihengestaltung zurückzuführen, etwa die Einführung der Kapitelüberschriften. Die übrigen lassen sich durch Konvergenzen hinsichtlich der übergeordneten Übersetzungsprinzipien, vor allem der

36 RANKE 1907, S. 13; JÓNSSON 1903, S. 2. Ebenso S. 60 / 56; S. 15 / S. 4.

größtmöglichen zielsprachlichen Geläufigkeit, erklären. Bei aller grundsätzlichen Übereinstimmung sind jedoch gerade an dieser Stelle graduelle Unterschiede festzustellen: Die widerspruchsfreie Einordnung der Übersetzung in das zielsprachliche Literatursystem führt bei Ranke nicht – wie bei Neckel – zur Identifikation der altsländischen mit der deutschen Kultur. Zwar suggeriert auch Rankes Übersetzung Volkstümlichkeit (u.a. durch die zahlreichen Litotes), deren ›germanische‹ Identität fällt bei ihm aber kaum ins Gewicht. Darauf lassen beispielsweise seine Phraseologismen – Sprichwörter und Zwillingsformeln – schließen, die ähnlich wie von Heusler sehr sparsam und zudem nur an Stellen eingesetzt werden, an denen auch die Vorlage Phraseologismen aufweist.³⁷ Im übrigen spielt beispielsweise das bei Neckel die germanische Gesellschaft charakterisierende Gefolgschaftswesen (s.o., S. 182) bei Rankes keine Rolle.³⁸

In einem Punkt indessen wird die Übersetzungstendenz der größtmöglichen zielsprachlichen Geläufigkeit bei Rankes in auffälliger Weise durchbrochen. Während er noch 1907 auf die Wiedergabe der meisten Skaldenstropen verzichtet hatte, weil sie »in ihrer künstelnden Manier unserem heutigen Geschmack sehr wenig zusagen und die ästhetische Wirkung der Prosa nur beeinträchtigen«³⁹, sind der Übersetzung von 1922 alle *vísur* in der Übertragung Niedners beigegeben. Von diesem stammen im übrigen die Strophenübersetzungen in allen Bänden der *Sammlung Thule*. Er bemüht sich um genaue Nachahmung der – im

37 Z.B.: »Maßhalten ist die erste aller Künste.« – »Alles kann, wer Maßhalten kann.« – »Allt kann sá, er hóft kann.« (1907, S. 45 / 1922, S. 85 / S. 37); »Weiberrat ist selten gut.« – »[...] ok eru opt kold kvenna ráð« (1907, S. 53 / 1922, S. 93 / S. 47). Keine Nachbildung findet bei Rankes »at rœða eða af at ráða« (JÓNSSON, S. 20): »was mir not macht und wo ich nicht weitersehe« (1907, S. 29); dagegen hat die alliterierende Formel »hart und hitzig.« (1907, S. 91) keine alliterierende Formel zum Vorbild: »hqrð ok ákof« (JÓNSSON, S. 96).

38 Die Wörter *Gefolge*, *Gefolgschaftswesen*, *Gefolgsmann* etc. kommen bei Rankes ebensowenig vor wie die Pluralbildung *Mannen*. Das altnordische *lið* etwa, das Neckel u.a. als Hinweis auf das Institut der Gefolgschaft in der altsländischen Gesellschaft gedeutet hatte, variiert Rankes in der Übersetzung: »und als er ihren *Haufen* kommen sah« – »ok er sér liðit« (RANKE 1907 (9), S. 48; JÓNSSON 1903 (320), S. 41); »wie ich meine Leute verwende« – »at kipta liði mínu sem mér likar« (RANKE 1907, S. 88; JÓNSSON 1903, S. 94); »[...] warben [...] *Gesellen*« – »þeir eflaz at liði« (RANKE 1907, S. 18 (1922); »warben [...] Mannschaft«); JÓNSSON 1903, S. 7); »brachten dort *Leute* zusammen« – »eflaz þaðan at liði« (RANKE 1907, S. 18; JÓNSSON 1903, S. 8). *Gengi*, für das der Herausgeber von Rankes Textvorlage die Übersetzung *Gefolgschaft* vorschlägt, gibt Rankes mit *Gesellschaft* wieder. (RANKE 1907, S. 85; JÓNSSON 1903, S. 85, Anm. zu Zeile 12).

39 RANKE 1907 (9), S. 11 (Vorwort).

Deutschen unbekannten – Gattungsspezifika, d.h. Versmaß, Reimschema und der Kenningar. Dadurch werden manche der Strophen im Deutschen nahezu unverständlich, etwa die folgende:

Darbot Drapas Fert'ger –
(Des nimmer vergess' ich) –
Sitz da, wo lind' Daunpfühl,
Dis' Meerloh'ns, die hehre.
Sich still mich gesellte
Saumwerks kluge Nauma.
Da gab's nichts Unebenes:
Allweich lag der Skalde.⁴⁰

Sie stellen folglich ein gravierendes Rezeptionshindernis dar und widersprechen so dem Verfahren Rankes, der sich im übrigen auch bei den wenigen *lausavísur*, die er selbst überträgt, stark der Zielsprache verpflichtet fühlt. Dies zeigt ein Vergleich der letzten Strophe Gíslis in den Versionen Rankes und Niedners:

Ranke	Niedner
Nun könnt Ihr der trauten	Vielholde Stein-Fulla
Trösterin, des Dichters	– Freud' mir – hör' von <i>ihrer</i>
Hiebhagelheiße	Freunds kecker Art. Kühn
Heldenausfahrt melden.	Konnt' dau'rn in Gers Schauern.
Blut aus breiter Speere	Ob Schneid' wohl geschmied'ten
Brunnen blüht. Es bietet	Schwertes auch versehrt mich,
Treu der Sohn des freien	Froh bin ich. S e i n e n Sohn wollt'
Vaters Trotz dem Tode. ⁴¹	So tathart m e i n Vater. ⁴²

Die bessere Verständlichkeit erreicht Ranke durch fakultative Verschiebungen im Formalen, aber auch im Inhalt. So verzichtet er etwa auf die Nachahmung der Binnenreime in den Versen 1 bis 3, 7 und 8, während Niedner, *skothending* und *aðalhending* varierend, diese getreu den

40 RANKE 1922 (10), S. 118. Die Fußnoten erklären die Kenningar »Drapas Fert'ger« = Skalde, »Dis' Meerloh'ns« = Die Göttin des Meerfeuers (= des Goldes) = Frau, »Saumwerks kluge Nauma« = »die Göttin des Nährwerks« = Frau.

41 RANKE 1907, S. 91: Alliterationen sind von mir (J.Z.) durch Fettdruck, Binnenreime durch Kursivierung hervorgehoben.

42 RANKE 1922, S. 130 (Sperrungen vom Übersetzer). In der Vorlage lautet die Strophe (JÓNSSON 1903, S. 97): »Fals halla skal Fulla / fagleit, sús mik teiter, / rekkelót at rókkom / regns sínom vin fregna; / vel hygg ek, þótt eggjar / ítrslagnar mik bíte, / þá gaf sínom sveine, / sverþs, minn faber herpe.« — Prosawortfolge lt. Jónsson: »Fulla halla fagleit, sús teiter mik, skal fregna rekkelót at sínom vin, fals regns rókkom; ek hygg vel, þótt ítrslagnar sverþs eggjar bíte mik; þá herpe gaf minn faber sínom sveine.«

Regeln des *dróttkvætt* nachbildet. Auch bei der Wiedergabe der ausgangssprachlichen Alliterationen ist Ranke großzügiger als Niedner, der sich auch hier nach den Gattungskonventionen der Skaldik richtet und den beiden ›Stäben‹ der ›ungeraden‹ Kurzzeilen einen ›Stab‹ zu Beginn der ›geraden‹ Kurzzeilen folgen lässt. Ranke verteilt die Alliterationen ungleichmäßiger, wodurch die zweite und dritte Langzeile mit ihrer großen Zahl von Stäben etwas herausgehoben erscheinen. In der zweiten Langzeile tritt zudem durch die Kombination des Neologismus *hiebhagelheið*⁴³ mit dem archaisierenden Bestandteil *Ausfahrt*⁴⁴ des ebenfalls gesuchten Kompositums *Heldenausfahrt*⁴⁵ und der Häufung der Stäbe parodistische Stilwirkung ein⁴⁶. Es ist kaum noch mit Bestimmtheit festzustellen, ob Ranke diese beabsichtigt, da er sich möglicherweise überwiegend aus rhythmischen Gründen für *Heldenausfahrt* anstelle des nicht altertümlich wirkenden Wortes *Heldentod* entschiedet. Freilich spricht die Tatsache, daß er den dreifach alliterierenden Neologismus *hiebhagelheið* in diesem Kontext nicht scheut, wohl eher für einen intendierten als für einen unbeabsichtigten stilistischen Effekt. Dabei ist auch zu beachten, für welche ausgangssprachlichen Formulierungen die beiden Neologismen *hiebhagelheið* und *Heldenausfahrt* hier eintreten: Der erste ersetzt die Kampfkenning *falr regns* durch die auf einem etwas anderen Bild beruhende Kenning *Hiebhagel*, der zweite gibt durch den vorderen Teil des Kompositums, *Held*, die doppelte Erwähnung von Gislis Tapferkeit in der durch *rekkelót* und *rakkr* gebildeten figura etymologica wieder. *Heiß* und *Ausfahrt* haben keine Entsprechung in der Vorlage. Sie nehmen aber im Kontext der zahlreichen Litotes in Rankes Übersetzung eine ähnliche, unterreibende Färbung an. Eine solche ist in der Strophenübertragung Niedners nicht festzustellen; er ist im Gegenteil bemüht, gar nicht erst den Eindruck einer uneigentlichen Redeweise entstehen zu lassen, wenn er die Bedeutung des Wortes *froh* in einer Fußnote durch *todesmutig*⁴⁷ präzisiert. In den

43 Im *Grimmschen Wörterbuch* nicht verzeichnet.

44 Während das *Grimmsche Wörterbuch* (Bd. 1, 1854, Sp. 853) noch die Bedeutung *exitus* aufführt, geben die nach 1900 erschienenen Wörterbücher, etwa HEYNE 1905 (560), Bd. 1, Sp. 220, diese Bedeutung des Wortes nicht mehr an.

45 Im *Grimmschen Wörterbuch* nicht verzeichnet.

46 Der Archaismus nimmt in diesem Kontext anders als etwa die Archaismen Neckels nicht die Stilfärbung ›hohen Wortgebrauchs‹ an, sondern die der Parodie. Dazu vgl. TYNJANOV 1967 (810), S. 42.

47 RANKE 1922, S. 130, Anm. 4.

beiden Strophenübertragungen deuten sich mithin Unterschiede in der Textinterpretation der Übersetzer an, die dazu führen, daß sich Niedners Strophen kaum in das linguistische *pattern* des Rankeschen Textes einfügen. Daß diese Tatsache den Rezipienten dieser *Thule*-Übersetzung zum Problem geworden wäre, läßt sich allenfalls daraus schließen, daß alle späteren Übersetzer die meisten Strophen des Textes auslassen. Gerade die hier besprochene letzte Strophe Gislis hat aber – wie weiter unten zu zeigen sein wird – in eben dieser Wiedergabe Niedners, und nicht etwa in der Übertragung Rankes, auf manche Rezipienten einen besonderen Reiz ausgeübt.

Diese Beobachtungen mögen als Hintergrund für die Evaluierung der übrigen Übersetzungen bzw. Bearbeitungen der *Gísla saga* genügen. Wenn im folgenden zwei von ihnen exemplarisch betrachtet werden, ist dabei auch zu berücksichtigen, inwiefern sie Rezeptionen der Rankeschen Übertragung sind. Auf den ersten Blick scheinen sie mit dieser freilich nur wenige Gemeinsamkeiten zu haben. Sie weisen nämlich tiefgreifende Veränderungen der Textstruktur auf, die den Übersetzern bzw. Bearbeitern zur Integration des Gegenwartshorizontes dienen. Dies sei zunächst an Leopold Webers Erzählung *Gisli der Waldgänger aus Islands Heldenzeit* demonstriert.

Wo Gustav Neckel 1915 in seinem Bändchen *Germanisches Heldenatum* den Bezug der mittelalterlichen Quellen zu seinem Gegenwarts horizont, dem Geschehen des Ersten Weltkriegs, noch argumentativ im Vorwort herstellte (s.o., S. 210f), vollzieht Weber 1927 die Horizontverschmelzung innerhalb des Textes selbst, und zwar mithilfe eines strukturellen Kunstgriffs: Er versieht den Stoff der Saga mit einer Rahmenhandlung, die, wie der Untertitel formuliert, »am Lagerfeuer in Serbien« während des Ersten Weltkriegs spielt. Hier läßt Weber einen »kriegsfreiwiligen Professor« (S. 6) die Geschichte »von Gisli Sursson, dem Geächteten« (S. 10) erzählen, nachdem die Zuhörer aus einer Abteilung des »Bayrischen Leibregiments« (S. 5) zuvor den Vortrag eines serbischen Heldenlieds gehört und von einem ebenfalls anwesenden Geschichtsstudenten erfahren haben, daß es solche Dichtungen »früher auch bei die [sic] Deutschen« (S. 9) gegeben habe. Zwar seien diese Dichtungen »bei uns« verlorengegangen, doch von den Isländern bewahrt worden. Im Anschluß an die Erzählung des Professors läßt Weber es noch einmal zu einem kurzen Gespräch unter den Zuhörern kommen, das die Horizontverschmelzung ganz in Webers Sinne thematisiert:

»Das waren noch andere Leute dazumal«, sagte der Student, »als die jetzt leben. Stärker und zäher im Haß und in der Liebe.« Wendland [der Sagerzählende Professor] warf den Kopf auf. »Ich weiß nicht! Freilich, was die Zeitungsschreiber schmieren vom Heldentod, den manche mit dem Herz in der Hose und mit noch was anderem darin erwarten, das hängt ja wohl uns allen im Feld längst zum Halse heraus. Aber sind nicht doch viele unter uns, denen einer wie der Gisli freudig die Hand schütteln würde? Wie war's denn mit den Brüdern Husterer, den beiden, die in der Felsscharte in den Dolomiten droben einem vollen Halbzug der Feinde den Paß wehrten mit dem blanken Seitengewehr, daß die Leichen sich vor ihnen häuften, während von unten und von den Höhen über ihnen die Kugeln pfiffen und die Handgranaten der Welschen herunterhagelten? [...] Furchtlosen Herzens, dem Frevel fremd! wie es in der Edda heißt vom Lichtgotte Balder! Zusammennehmen müssen wir unsern Willen und unsere Knochen, Kameraden, wenn wir solcher Männer wert werden wollen!« (S. 122–123)

Die Beschreibung der Kampfsituation der »Brüder Husterer« stellt eine überdeutliche Parallele zu Gislis letztem Kampf dar, und so vollzieht Weber schließlich in der Formulierung »solcher Männer«, die sich offensichtlich auf die Soldaten ebenso wie auf Gisli bezieht, die Identifikation des mittelalterlichen ›Helden‹ mit den Weltkriegs›helden‹. Er demonstriert, um es in den Worten seines Rezessenten Heydenreich zu sagen, »wie das Heldentum der Germanen, das im alten Norden so anschaulich uns entgegentritt, in der Gegenwart auch noch lebt und wie es sich da verkörpert.«⁴⁸ Die Rahmenhandlung hat daher nicht nur die Aufgabe, den Gegenwartshorizont aufzunehmen, der hier etwa in Werturteilen sehr viel deutlicher zum Ausdruck gebracht werden kann als in der Wiedergabe der Saga⁴⁹, sondern ihr kommt auch eine erhebliche rezeptionssteuernde Funktion zu, indem sie die Saga von vornherein einer historischen Situation aus der jüngeren Vergangenheit der rezipierenden Kultur zuordnet.

48 MIFr 17, 1930, S. 139.

49 So bietet die Rahmenhandlung nicht nur den Platz für eine ›Würdigung‹ der *Sammlung Thule*, sondern auch für antisemitische Vorurteile: »Jetzt kann man das Wichtigste, was sie [scil. die Isländer] aufgezeichnet haben, verdeutscht zu lesen bekommen in der Sammlung Thule, vierundzwanzig starke Bände sind's bald! Die hat einer in Jena, der Eugen Diederichs, den Mut gehabt, auf seine Kosten drucken zu lassen; Mut sagen muß ich, leider, denn wer hat Geld für Bücher bei uns Deutschen, wenn sich's doch nur um Großtaten aus der eigenen Vorzeit handelt? [...] Nachdenklich sahen die andern ins Feuer. ›Daß jetzt grad mir Deutschen so sind!‹ murkte der Peter. ›bei die Franzosen, die Engländer, bei die Juden, mein ich, ist's besser!‹ ›Bei die Juden, mein Lieber, das glaubst! die sind nicht so dumm wie wir, die halten zusammen!‹« (S. 9).

Auch in der Binnenerzählung über Gisli ist die Tendenz der Identifikation von ausgangssprachlicher und zielsprachlicher Kultur noch deutlicher zu beobachten, als dies etwa bei Neckels Übertragung der Hrafnkels saga der Fall war. Dabei bedient sich Weber ganz ähnlicher sprachlicher Mittel wie die *Thule*-Übersetzer, spitzt sie in ihrer Stilwirkung aber beträchtlich zu: So verwendet auch er die Übersetzung der Ortsnamen zur Verdrängung der kulturellen Alterität. Er wählt ihre Übersetzungen jedoch so, daß der Text ein gewisses ›alpenländisches‹ Lokalkolorit erhält, das schon den Stil der freilich in Serbien spielenden Rahmenerzählung charakterisiert: So heißt Gislis Hof *Höll* bei Weber etwa *Wang*, andere Ortsnamen sind z.B. *Achenklamm* (S. 52), *Mittental* (S. 56), *Hengststetten* (S. 57) und *Sandgemünd* (S. 58). Außerdem ist der Text von großer zielsprachlicher Geläufigkeit, was Weber in erster Linie durch eine ausgeprägte umgangssprachliche Färbung erreicht, die sowohl die Rahmen- als auch die Binnenerzählung kennzeichnet und gelegentlich – vor allem in der direkten Rede – mundartliche Sprachzüge trägt. Das folgende Beispiel ist der Binnenerzählung entnommen:

Auf Seehof trieb Geirmund, Thorkels Pflegesohn, das Vieh in den Stall, und drinnen band es Halla, die Dirn, an die Krippen. Da sah der Junge einen großen Mann im Helm am Zaun herreiten, blickte schärfer hin und lief zum Gatter hinab. »Vestein, du?«, flüsterte er hastig, »mach daß du wegkommst von hier, und sei auf der Hut. Thorkel ist von Gisli weg zu Thorgrim gezogen!« Nun wußte es Vestein auf einmal, wie er daran war, und ritt schnell weiter nach Wang.

Unterdessen war die Dirn vor die Tür getreten, schneuzte sich und wischte sich mit dem Handrücken die Nase. »Wo kommt denn der Vestein her auf einmal?« rief sie dem Jungen zu, der vom Zaune zurück schritt. – »Was für ein Vestein?« sagte der: »Önunds Sohn von Mittental ist's, ich sah ihn doch näher als du, der reitet nach Wang.« »Nicht wahr ist's! Ich werde den Vestein doch wohl kennen!« Sie stritten so laut und so lang, bis Thorgrim herauskam und fragte, was es gäbe. »Ach die da, die blinde Kuh, behauptet, es wäre Vestein gewesen, der grade vorbeiritt, derweil war's Önunds Sohn Hauk!« »Da lügt jemand, scheint es mir«, sagte der Gode, »und wir werden es bald herausbekommen, wer's ist!« Er schickte die Dirn nach Wang hinüber, sie solle schaun, daß sie es erfrage, wer alles heut nacht im Hause sei, aber unauffällig müsse sie es machen!⁵⁰

50 S. 59. Diese vom Bearbeiter erheblich modifizierte Passage lautet in der Vorlage (JÓNSSON 1903, S. 27–28): »En at þeir Þorgríms, þá láta þau inn naut, Geirmundr ok kona sú, er Rannveig hét; bæsir hón nautin, en hann rekr inn at henni. Þá riðr Vésteinn par um völl, ok hittir Geirmundr hann. Geirmundr mælti: ›Kom þú ekki hér á Sæból ok far til

Die Konnotationen, die durch diese stilistische Tendenz evoziert werden, unterstreicht Weber durch Landschaftsschilderungen, die in der Vorlage keine Entsprechung haben, und Anspielungen auf die bäuerliche Arbeitswelt:

Das Eis in der Dyriföhrde war geschmolzen, die Weidenzweige schimmen-ten voller Kätzchen und die Birken grünten. Von weißen Segeln blinkte im Sonnenscheine die Bucht zwischen den dunklen Felswänden, und über die rauhen Jöche hinab ritten allenthalben die Gaugenossen in Waffen zur Frühjahrsversammlung am Falkengries. (S. 41)

Dann gingen sie [Gisli und Aud] miteinander durch die Ställe, und Gisli nannte ihr jedes Roß mit Namen und jedes Stück Vieh. Behaglich schnau- beng kauten die glatten und glänzenden Tiere im dunstwarmen Raume an ihren Krippen. Sie kraute einer Kälberkuh die krause Stirne: so stattlich gerichtet und so sauber gehalten hätte sie einen Stall selten gesehen. (S. 34)

Weber knüpft mit seiner Rezeption an die im Kaiserreich so beliebte Heimatliteratur⁵¹ an, die ihren Zenit bei Erscheinen seiner Publikation indes längst überschritten hatte, und ordnet sich auf diese Weise in eine im zielsprachlichen Literatursystem etablierte Gattung ein. Was Weber von den Wertvorstellungen des altisländischen Textes für erhaltenswert hält, und dazu zählt in allererster Linie die Bereitschaft zu Kampf und Tod, kann er so nahtlos in eine der zielsprachlichen Kultur entspre- chende Ethik einfügen. Dem Rezipienten der Bearbeitung wird die Einsicht, daß es sich bei diesen Wertvorstellungen um die Ethik einer anderen, archaischeren Kultur halten könnte, bewußt vorenthalten. Vielmehr wird zunächst der letzte ›heldenhafte‹ Kampf Gislis zum Zielpunkt der Handlung stilisiert: Weber lässt seinen Erzähler unmittel- bar nach Gislis Tod die Geschichte beenden (»Ja, sagte Wendland, das

Gísla, ok ver varr um pik.« Rannveig hafði gengit út ór fjósinu, hyggr at manninum ok pykkiz kenna, ok er nautin váru inn látin, þreta þau um manninn, hverr verit hafði, ok ganga við þat heim. Þeir Þorgrímr sitja við eld, ok spyrr Þorgrímr, ef þau hefði nökkt manna sét eða hitt, eða um hvat þau brættiz. »Ek þóttumz kenna, at Vésteinn var hér kominn,« sagði Rannveig, »ok var í blári kápu ok spjót í hendi ok reið við hrynjandi.« »En hvat seigir þú, Geirmundr?« Ógörla sá ek til; en húskarl ætla ek Qnundar ór Meðaldal, ok var í kápu Gísla, en sqðulreiði Qnundar, ok í hendi fiskistöng ok veðrar af upp.« Nú mun ljúga annathvárt ykkat; sagði Þorgrímr, »ok far þú, Rannveig! á Hól ok vit, hvat þar er titt.«

51 Dazu vgl. Karlheinz ROSSBACHER, *Heimatkunstbewegung und Heimatroman*. Stuttgart 1975; Uwe BAUR, *Die Ideologie der Heimatkunst*. In: *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bd. II, 2: 1848–1918. Hrsg. von Viktor ŽMEGAČ. Königstein/Ts. 1980, S. 397–412, und u., S. 354ff.

war er, der Gisli!«, S. 119), um die in der Vorlage darauf folgenden Kapitel in die Rahmenerzählung zu verlegen. Der Kampf erhält so die herausragende Stellung, die nötig ist, um Gislis Heldentum sodann mit dem der Weltkriegssoldaten vergleichen zu können. Damit wird die Bereitschaft zu ›heldenmütigem‹, d.h. klaglosem Kämpfen und Sterben zum beherrschenden Moment in der Textdeutung Webers, und Gisli erscheint als der »heroisierte Bauer«⁵², der seit dem Ende des Ersten Weltkrieges im Mittelpunkt der sogenannten Heimatromane stand.

Es ergibt sich, daß Webers Bemühen, den Text im ›Heimatmilieu‹ der süddeutschen Alpen anzusiedeln, weniger durch die Rezeption der *Gísla saga Súrssonar* angeregt worden sein kann, als vielmehr durch stilistische Signale ihrer *Thule*-Übertragung: Schon hier waren gerade bei den Orts- und Eigennamen (*Bühl, Fluh, Schrofen*), aber auch bei einem Appellativum (*Übername*) oberdeutsche Regionalismen zu beobachten, die übrigens auch andere Übersetzer der *Sammlung Thule* nicht scheuen. So enthält Neckels Übersetzung der *Hrafnkels saga* ebenso süddeutsche Regionalismen (*Landsgemeinde, Zuzug, Alm*) wie Heuslers *Geschichte vom Hühnerthorir* (*aper, Jänner, Hornung, Zuzug, Sennhütte*).⁵³ In die Nähe der Heimatliteratur geraten die Íslendingasögur in den *Thule*-Übertragungen aber nicht nur durch ihr stilistisches Lokalkolorit, sondern auch im Kontext des Diederichschen Verlagsprogramms, in dem die volkstümliche Literatur einen zentralen Platz hatte.⁵⁴

An Webers Bearbeitung läßt sich folglich die ins Extreme zugespitzte Rezeption der in der *Sammlung Thule* vertretenen Übersetzungsprinzipien und -tendenzen beobachten, und es zeigt sich, wie das Zusammenspiel der ausgangssprachlichen Textsignale mit dem Gegenwartshorizont des Übersetzers eine neue, eigene Appellstruktur in der Übersetzung zu etablieren imstande ist, die von Weber sodann konkretisiert wird: Die in der *Sammlung Thule* im Ansatz erkennbare mehr (bei Neckel und Meißner) oder weniger (bei Heusler und Ranke) ausgeprägte Identifikation von ausgangssprachlicher und Zielsprachlicher Kultur wird in seiner Bearbeitung zum dominierenden Kriterium der Textgestaltung. Die

52 ROSSBACHER 1975 (778), S. 14.

53 Derartige Regionalismen weisen fast alle *Thule*-Übersetzungen auf, gelegentlich wurde dies bereits in zeitgenössischen Rezensionen kritisiert. Vgl. z.B. W. H[EYDENREICH] (Rez.), *Grönländer und Färinger Geschichten. Thule XIII. Übertragen von F. Niedner*. In: MIFr 17, 1929, S. 46.

54 Dazu vgl. BAUR 1980 (652), S. 400, und u., S. 375.

hierfür notwendigen stilistischen Mittel findet Weber bis auf eines ebenfalls in den *Thule*-Übersetzungen: Was seinen Text von diesen prinzipiell unterscheidet, ist die Erweiterung der Handlung. Offensichtlich befürchtete er, daß die typische Eigenart der Saga, viele Motive ebenso wie psychische Vorgänge nur anzudeuten, seinen intendierten Rezipienten, nämlich Jugendlichen, den Zugang zum Text erschweren würde. Gerade an solchen Textstellen ist Weber zur erklärenden Erweiterung bereit. So führt er beispielsweise, wie übrigens fast alle der bearbeitenden Rezipienten, die in der Saga nur ganz knapp angedeutete Beziehung zwischen Ásgerðr und Vésteinn ebenso wie den Gegensatz zwischen Þorkell und Gísli breit aus. Mit diesen expandierenden Verfahren, die bei der Rezeption der *Gísla saga* verstärkt seit ihrer Aufnahme in den Lektürekanon des Deutschunterrichts auftreten, wurde die Abwendung von der Ästhetik der altländischen Literatur, wie sie sich in der Identifikation von Menschenbild und literarischer Rolle schon sehr viel früher angedeutet hatte, endgültig vollzogen. Ihre Stoffe dienten von nun an als Arsenal der politischen Indoktrinierung, zu deren Zwecken ihre Bestandteile beliebig aus ihrem Kontext isoliert und neu kombiniert wurden. Ebenso wie Webers Text veranschaulicht dies Franz Fahnenmanns Nacherzählung *Gisli der Geächtete* für die Schulbuchreihe *Erlebte deutsche Welt* aus dem Jahr 1937. Sie lässt das Bemühen ihres Bearbeiters erkennen, den Schülern durch Manipulation des Erzählerberichts eine bestimmte, vom Gegenwartshorizont diktierte Richtung der Textinterpretation vorzugeben. Als Beispiel mag hier die Schlusspassage des Textes genügen, die Fahnemann einerseits kürzt, andererseits um seinen eigenen ›Kommentar‹ und die berühmte 69. Strophe der Genzmerschen *Hávamál*-Übertragung erweitert:⁵⁵

Aud und Gudrid verließen die Insel und segelten nach Norwegen hinüber.
Zerrissen war die alte Sippe, mit Schimpf und Schande bedeckt für immer
waren die Feinde des Helden, die ihn geächtet und in den Tod gehetzt.
Aber unsterblich bis auf den heutigen Tag blieb im Lande das Andenken
an den kühnen Gisli, der reich war an der Treue seines Weibes und arm
an der Gunst des Schicksals.

Es erfüllt sich abermals der alte Spruch:

Besitz stirbt,
Sippen sterben,
du selbst stirbst wie sie.

55 FAHNEMANN 1937 (28), S. 16. Zu Genzmars Strophenübersetzung s.u., S. 365.

Eins weiß ich,
das ewig lebt:
Des Toten Tatenruhm!

Mit einem ähnlichen Verfahren lenkt Heinrich Friedrich Lohrmann in einer Bearbeitung der Gísla saga für das achte Schuljahr, *Gisli und Aud. Eine germanische Bauerngeschichte von Ehre und Schicksal* (1939), die Wahrnehmung der Schüler auf den Gegenwartshorizont. Der Text der Saga ist hier in ähnlicher Weise expandiert wie bei Weber, eine Technik, die Lohrmann als »vorsichtige, kindertümliche Ausweitung verdeckter Darstellung« geradezu zum Programm seiner Sagabearbeitung erhebt:

Wir müssen aber in der Bearbeitung auf die für jugendliche Leser und Hörer zu weit gehende Zurückhaltung in der sprachlichen Darstellung von Gemütsbewegungen verzichten, obwohl wir damit eine rassisch bedingte Eigenart der Saga bewußt verwischen. Wie wir glauben, doch nicht zu sehr. Denn unser heutiges Formgefühl wächst ja mit fortschreitender weltanschaulicher Ausrichtung auf die germanischen Grundlagen unseres Volkstums diesem kargen Sprachausdruck entgegen.⁵⁶

Lohrmann bringt sodann ein Beispiel für die seines Erachtens notwendigen »kleine[n], sparsame[n] Deutungen« des Textes. Dazu führt er folgende Stelle aus Rankes Übertragung an:

Er [Gisli] zog selber den Spieß aus der Wunde und warf ihn blutig wie er war in eine Truhe, so daß keiner ihn sah, und setzte sich auf das Bett. Nachher ließ er alles für Vesteins Leichenfeier rüsten, wie es damals Sitte war.⁵⁷

Diese Passage nun enthalte »drei Handlungen: Herausziehen des Spießes, Hinsetzen aufs Bett und Zurüsten der Totenfeier« »mit einer sprachlichen Angabe über den Schmerz Gislis und der anderen«. Durch den Vortrag des »Sagamannes« sei für jeden Hörer klar ersichtlich gewesen, was dem heutigen lesenden Rezipienten ehtgehe: daß »die Worte ›und setzte sich aufs Bett‹ der Höhepunkt in der Sprechgestaltung« gewesen seien, die damit Gislis Erschütterung über Vesteins Tod in den Mittelpunkt gerückt habe. »Diese Stelle in der rechten Weise mitzuemp-

56 LOHRMANN 1938 (397), S. 121–122.

57 RANKE 1922 (10), S. 81. Der Wortlaut der Vorlage nach JÓNSSON 1903 (320), S. 30: »Hann tók sjálfr spjótit ór sárinu ok kastaði alblóðgu í ïrk eina ok lét engan mann sjá ok settiz á stokkinn. Síðan lét hann búa um lík Vésteins eptir peiri siðvenju, er þá var í þann tíma.«

finden« sei jedoch dem Schüler »auch durch den besten Vortrag des Lehrers« nicht möglich. Aus diesem Grund hält Lohrmann folgende »Umbildung« der Textpassage in der ein Jahr später publizierten Bearbeitung für legitim:

Er zog selber den Spieß aus der Wunde und warf ihn, blutig wie er war, in eine Truhe, so daß keiner ihn sah, und setzte sich auf das Bett *und stöhnte. Dabei kam ihm in den Sinn, wie anders sein Leben hätte laufen müssen, wenn Thorgrim nicht seine Schwester Thordis zur Frau hätte und Thorkel nicht von ihm gezogen wäre. Er fühlte, wie Aud im Schmerz nach seiner Hand tastete. Er drückte sie und wandte sich ihr zu. Da sah sie einen harten Entschluß in seinem Gesicht und wurde ruhig. Gisli war es auch wieder.* Nachher ließ er alles für Vesteins Leichenfeier rüsten, wie es damals Sitte war.⁵⁸

Aber nicht nur Expansionen der »verdeckten Darstellung« kennzeichnen Lohrmanns Text; die Erweiterung des Stoffes ist überhaupt das auffallendste Merkmal seines Bearbeitungsverfahrens. Sie erstreckt sich sowohl auf den Makro- als auch auf den Mikrokontext. Dort macht sie sich bemerkbar in einer großen Zahl von Epitheta⁵⁹, die ebensowenig wie andere Stilistika, etwa der innere Monolog⁶⁰, ein Vorbild im altnordischen Text haben, ja als geradezu untypisch für den Prosastil der Saga gelten. Zudem finden sich zahlreiche alliterierende Zwillingsformeln, die die Gísla saga nicht aufweist⁶¹. Weitaus tiefgreifender sind allerdings die Erweiterungen des Makrokontextes, zu denen beispielsweise die Einführung eines vollständig ›neuen‹ Kapitels (*Das neue Land*)⁶² sowie von

58 LOHRMANN 1939 (32), S. 20. (Die kursivierten Zeilen markieren die Veränderungen gegenüber Rankes Übersetzung.) Auf diese Stelle macht im übrigen auch schon BOLLASON 1992 (660), S. 96–97, aufmerksam.

59 Epitheta ornantia, zu einem großen Teil Farbadjektive, sind im übrigen ein kennzeichnender Stilzug der Sagabearbeitungen von Lydia Kath. Sie setzt sie in einem Maße ein, das an den typischen Stil moderner Trivialliteratur erinnert. Z.B. KATH 1934 (26), S. 71: »Als die Flüchtlinge zum erstenmal das offene Herdfeuer im Raum entzündeten, brausten Winterstürme hart über die Weite des Meeres. Aud hängte ein altes schimmern-des Trinkhorn auf und breitete lichtes Leinen über den gezierten Tisch. Brot brachte Gudrid in silberner Schale, Milch und frischbereiteten Käse. Die Halle von Bühl war hoch und breit, prunkvoller war sie als dieser schmale Raum – aber dennoch schien es den schicksalsverbundenen Menschen gut, hier zu weilen und den wärmenden Glanz der Flammenlichter zu spüren.« Auch WEBER 1927 (25) geht alles andere als sparsam mit Epitheta um. Vgl. z.B. S. 14.

60 Z.B. LOHRMANN 1939 (32), S. 22.

61 Ebd., S. 21, 23, 28, 32, 33.

62 Mit dem Einschub dieses Kapitels ›erklärt‹ Lohrmann einen für den Handlungsgang konstitutiven, in der Vorlage dennoch nur knapp angedeuteten Vorgang, nämlich die

Motiven aus der Mythologie⁶³ und Zitaten aus anderen Gattungen der altnordischen Literatur⁶⁴ gehören.

Bei allen diesen Abweichungen vom Wortlaut der Vorlage mag es zunächst überraschen, daß Lohrmanns Bearbeitung gar nicht wenige Stilistika enthält, die schon aus älteren Sagaübersetzungen, vor allem den *Thule*-Übertragungen, als ›sagatypisch‹ bekannt sind. Um so verwunderlicher, aber außerordentlich bezeichnend für Lohrmanns Vorgehen, ist nun freilich die Tatsache, daß gerade diese Stilzüge im Vergleich zur Vorlage oft fakultative Verschiebungen darstellen! Zu ihnen gehören nicht nur die weitgehend parataktische Syntax⁶⁵, sondern auch zahlreiche »Halbrepliken«⁶⁶, die Spitzenstellung der Negation⁶⁷ (die freilich

Auswanderung der Súrdælir nach Island. Die Saga nennt hier nicht einmal den Namen des Zufluchtslandes: »Síðan fara þeir til skips ok láta í haf ok eru úti aukit hundrað dcegra, ok koma af hafi vestr í Dýrafjörð á syðri strönd, í ós þann, er Haukadalsóss heitir.« (S. 8–9). Bei Lohrmann wird diese kurze Andeutung des Schauplatzwechsels, die freilich als Übergang von dem Einleitungsteil der Saga zu ihrem Hauptteil eine wichtige Funktion hat, ausgeweitet und umgedeutet: »Dann steuerte Gisli das Schiff in die hohe See hinaus. Die alte Heimat versank bald hinter ihnen, und einem neuen Lande wandten sich aller Gedanken zu: Island, der fernen Insel, dem Lande der Freiheit.« (S. 10–11) Darauf folgt das Kapitel mit der Überschrift *Das neue Land*, das eine Beschreibung von Landschaft und Natur Islands enthält und das Freiheitsmotiv wiederholt (S. 12; ähnlich bei KATH 1934 (26), S. 5–7, und bei WEBER 1927 (25), S. 10–13). Auch die anderen Übersetzer bemühen sich übrigens, an geeigneter Stelle der Passage den Namen Islands zu nennen (BONUS 1930 (8), S. 5; WEBER 1927, S. 27; HENNIGER 1939 (31), S. 6). Ranke (der noch 1907 darauf verzichtet) bedient sich 1922 wie MEYN 1925 (19) der Kapitelüberschrift, die der fraglichen Stelle unmittelbar voransteht: »Thorbjörn zieht nach Island« (RANKE 1922, S. 66) – »Thorbjörn auf Island« (MEYN 1925, S. 39). 1938 ergänzt Ranke freilich auch die Textpassage selbst: »Sie sind gut zwei Monate unterwegs und fahren auf Island in den Dyrifjord ein [...]« (S. 15; ebenso HEINRICHS 1961 (15), S. 10).

63 Etwa das der »Schicksalsfäden«, S. 18, 19 und 23.

64 Zitat der Tryggðamál in einer an Genzmers Übersetzung (in: *Edda. Zweiter Band: Götterdichtung und Spruchdichtung*. Jena 1920 (= Thule 2), S. 187–190) orientierten gekürzten Wiedergabe auf S. 30 zur Bekräftigung der Ächtung Gislis; Anspielung auf den Hávamál-Vers »Vin sínom skal maðr vinr vera« auf S. 38: »Der Mensch ist des Menschen Freund.«

65 Das Vermeiden von Nebensätzen zeigt beispielsweise folgende Textstelle: »Da ging Gisli hinaus und er wußte nun, die Fäden waren unzerreißbar, die da gesponnen wurden.« (LOHRMANN 1939 (32), S. 23).

66 Ihr Auftreten ist offensichtlich völlig unabhängig von ihrem Erscheinen im altländischen Text. Beispielsweise folgende Textstelle hat keine Entsprechung in der Gísla saga: »Gisli kam von diesem Unternehmen müde und matt nach Hause. Aud verband ihm die Wunde. Er sagte ihr, er sei nun geächtet ›und ich habe es auch schon gemerkt.« (S. 32; weitere Beispiele S. 8, 13, 16, 17, 18, und 31).

67 Z.B. in der Übersetzung des Refrains der beiden kurzen *kviðingar* im 15. Kapitel (JÓNSSON 1903 (320), S. 36): »kankat þat lasta« – »nimmer beklag ich das nun« (LOHRMANN 1939 (32), S. 26).

nicht alle *Thule*-Übersetzer nachahmen) und ›sagatypische‹ Erzählformeln, etwa zur Einführung der Figuren⁶⁸. Welch großes Gewicht der Verfasser diesen beimitzt, läßt seine Behandlung eines eher marginalen Aspekts der Handlung der *Gísla saga* deutlich werden: Hier wird zusammen mit Gísli dessen Bruder Ari eingeführt, der nicht mit der Familie nach Island auswandert, sondern bei Pflegeeltern in Norwegen aufwächst:

Porkell hét sonr þeira, enn ellzti, annarr Gísli, Ari enn yngsti; ok vaxa allir upp heima þar; [...] Ara var fóstr fengit með Styrkári, móðurbróður sínum; en þeir Porkell ok Gísli váru heima báðir.⁶⁹

Ari kommt in der Saga (abgesehen von einer kurzen Erwähnung durch seinen Vater) zunächst nicht mehr vor, bis er in dem wieder in Norwegen spielenden Epilog auftritt, um seinen Bruder Thorkell an dessen Mörder Berg zu rächen:

En sá, er í skarlatsklæðunum var, brá sverði ok hjó Berg banahögg. Þat var Ari Súrsson, bróðir Gísla ok Porkells.⁷⁰

Die Figur Aris wird in den beiden wichtigsten Fassungen der Saga, überliefert in der Handschrift AM 556a (der sogenannten M-Redaktion) und in der sogenannten S-Redaktion, die aus jüngeren Papierhandschriften zu rekonstruieren ist, ganz ähnlich behandelt. Lediglich durch einen Satz weicht die S-Redaktion von der oben zitierten M-Redaktion in auffälliger Weise ab, wenn sie die Figur mit den folgenden Worten einführt:

Ari hèt enn þriði, ok fór hann þegar austr til Freyseyjar til fóstrs, *ok er hann lítt við sögu þessa.*⁷¹

Da sich die beiden Fassungen sonst vor allem im Einleitungsteil erheblich unterscheiden, läßt sich leicht feststellen, daß bis auf Khull und Wollheim alle Übersetzer, auch Lohrmann, die Fassung der Redaktion

68 Diese sind – ebenso wie andere »sagatypische« Stilistika – auch dann erhalten, wenn die Passage insgesamt von der Vorlage abweicht; z.B.: »Ein Mann hieß Thorgrim [...]« (S. 13); »Börk hieß ein Mann [...]« (S. 27).

69 JÓNSSON 1903 (320), S. 4.

70 Ebd., S. 100.

71 *Saga af Gísla Súrssyni*. In: *Tvær sögur af Gísla Súrssyni*, udgivne af det nordiske Literatur-Samfund, ved Konrad GISSLASON. Kopenhagen 1849 (= Nordiske Oldskrifter 8), S. 82.

M wiedergeben.⁷² Diese bevorzugt Lohrmann auch an anderer Stelle, da ihm die Handschrift S eine »starke christliche Tendenz« aufzuweisen scheine und damit »diesseits der klassischen Saga« liege.⁷³ Um so auffallender ist es, daß er gerade im Zusammenhang mit der Figur Aris doch auf die Redaktion S zurückgreift, deren Wortlaut aber in bezeichnender Weise verändert:

[. . .] der jüngste wurde Ari genannt. Ari entwickelte sich bald zu einem aufgeweckten und tüchtigen Knaben. Er verließ aber früh das Vaterhaus und wurde auf einem anderen Hof erzogen. *Er kommt deshalb in dieser Geschichte nicht mehr vor.* (S. 7)

Da Lohrmann seine Geschichte mit Gislis Tod enden läßt und auf den Epilog verzichtet, kommt Ari, anders als in der Vorlage, in seiner Bearbeitung tatsächlich »nicht mehr vor«. Es fragt sich, warum Lohrmann die Figur, die ohne die Erwähnung im Epilog keine Funktion für die Handlung hat, nicht einfach ausläßt⁷⁴, zumal er ja auch sonst keine Bedenken gegen Modifizierungen der Vorlage hat. Die Antwort ist wohl in der »Umfunktionierung« der Figur zu suchen, die ihre Aufgabe nun einzig darin hat, mit einer als typisch für den Sagastil geltenden Formel wieder aus der Handlung entlassen zu werden.⁷⁵

Dieses Beispiel wurde nun nicht nur darum so ausführlich erörtert, weil sich in ihm – wie weiter unten zu zeigen sein wird – Lohrmanns Auffassung von der Ästhetik der Gísla saga manifestiert. Seine Methode ist vielmehr für die Erforschung der deutschen Rezeptionsgeschichte der

72 Auch bei Weber zeigt der Einleitungsteil Einflüsse der Fassung S, was aber möglicherweise auf die Rezeption der Khullschen Übertragung zurückzuführen ist.

73 Lohrmann (1938 (397), S. 177–178) folgt hier der Argumentation von PRINZ 1935 (770). Dieser gibt die Auffassung der älteren Forschung wieder, die M für die der ursprünglichen Gísla saga am nächsten stehende Überlieferung hielt, während S eine spätere, erweiterte Fassung sei. So noch Hartmut RÖHN, *Der Einleitungsteil der Gísla saga Súrssonar*. In: ANF 94, 1979, S. 95–113. In jüngerer Zeit ist das Verhältnis der beiden Redaktionen hingegen umgekehrt gesehen worden. Zuerst von Guðni KOLBEINSSON und Jónas KRISTJÁNSSON, *Gerðir Gíslasögu*. In: *Gripla* III, 1979, S. 128–162, dann von Alfred JAKOBSEN, *Nytt lys over Gísla saga Súrssonar*. In: *Gripla* V, 1982, S. 265–279. Es ist freilich kaum anzunehmen, daß Lohrmann sich tatsächlich eingehend mit den altsländischen Vorlagen beschäftigt hat. Einiges spricht dafür, daß er sich ausschließlich an den Übersetzungen Khulls (für die S-Redaktion) und Rankes sowie an den Argumenten Prinz' orientiert.

74 So verfährt Bonus, der den ganzen Schlußteil der Saga unübersetzt läßt.

75 Solche Formeln, die etwa *hann kemr eigi við pessa sögu – ok kemr hann við margar sögur – hann er ór sögunni* lauten, sind verzeichnet bei CLEASBY/VIGFUSSON²1962 (555), S. 509.

Íslendingasögur auch von allgemeinerem Interesse. Ist doch die unabdingbare Voraussetzung für ihr Funktionieren eine im literarischen System der Zielsprache bereits etablierte Gattung ‚Sagaliteratur‘, der diese Stilistika vom Rezipienten zugeordnet werden können. Erst vor diesem Hintergrund kann sie der Bearbeiter zur Rezeptionslenkung einsetzen, indem er, so stark er auch immer in die Struktur der Saga eingreift, sie durch solche intertextuellen Verweisungen deutlich auf eine als bekannt vorausgesetzte zielsprachliche Textgruppe bezieht: Die Vermutung liegt nahe, daß Lohrmann weniger den altisländischen Text zur Kenntnis nimmt, als vielmehr dessen *Thule*-Übersetzung rezipiert, bzw. ganz allgemein den in den *Thule*-Übersetzungen vermittelten Eindruck von den Spezifika der Gattung.

Wenn er nun diese vorgeblich ‚textsortenspezifischen‘ Stilistika, die im Kontext eines sonst völlig unauffälligen, gelegentlich gehobenen Erzählstils eine gewisse Kontrastwirkung haben, auch an Stellen einführt, an denen sie kein Vorbild in der Saga haben, so läßt dies Rückschlüsse auf sein Textverständnis zu: Es erlaubt ihm die Ablösung der Form von ihrem Stoff, denn die genannten Stilzüge nehmen für Lohrmann offenbar schon per se und nicht erst in der Koppelung an Inhalt und Erzählstruktur der Saga Bedeutung an. Er ist damit der ‚biologischen‘ Sprachauffassung seiner Zeit verpflichtet, die im Anschluß an Ludwig Ferdinand Clauss’ Rassenseelenkunde⁷⁶ Stilphänomene und andere geistige Erscheinungen als Ausdruck biologischer Determinanten zu interpretieren versuchte. So formuliert etwa Prinz 1937, daß sich »das Verhältnis von Rasse und Stil« nirgendwo so deutlich abzeichne wie in »der altgermanischen Dichtung«.⁷⁷ Und die Erziehung »zur knappen, vielsagenden, zurückhaltenden nordischen Sprache« ist denn auch eines der didaktischen Ziele Lohrmanns. Denn, so führt er aus, »nordisches Bauerntum, nordische Gesittung schätzt den wortkargen Ausdruck des Inneren, ist ohne Vielheit auf ein feines Verstehen des Unausgesprochenen geartet. Wo Bauernsprache breit und gemütlich behäbig wird, ist der Bauer rassisich anders.«⁷⁸

⁷⁶ Vgl. vor allem Ludwig Ferdinand CLAUSS, *Rasse und Seele*. München 1926. Neben Clauss gehörte Hans F. K. Günther zu den Vertretern der »Rassenseelenkunde«. Vgl. Hans F. K. GÜNTHER, *Rasse und Stil*. München 1926. Zur Idee der »Rassenseele« vgl. LUTZHÖFT 1971 (742), S. 94ff. Allgemein zu dem Einfluß der Rassenideologie auf die Sprachwissenschaft vgl. RÖMER 1989 (776).

⁷⁷ PRINZ 1937 (419), S. 58.

⁷⁸ LOHRMANN 1938 (397), S. 110.

Da also auch Lohrmann in diesem Sinne »in der Sprache mehr sieht als bloße Mitteilung«⁷⁹, legt er Wert auf die sprachliche Gestaltung derjenigen Übersetzungen, mit deren Hilfe er den »Sagaeinsatz«⁸⁰ in der Schule bestreiten will. So hat er erhebliche Einwände gegen Bonus' Übersetzung, die sich als Hinweise auf die von Lohrmann intendierte Rezeption seiner eigenen Bearbeitung lesen lassen: Die Übertragung erscheint ihm »überholt, da die Sprache zu sehr dem Stil der Zeit vor dem Weltkrieg angeglichen und somit ein volles Innewerden altgermanischen Menschentums dadurch unmöglich ist«.⁸¹ Dieses gewährleiste nun um so besser eine Übersetzung, die »so tief geht wie die Thulesammlung«⁸²: Es zeigt sich, daß es wohl die »Modernität« ihrer Übertragungen im Vergleich zu derjenigen Bonus', ihr weitgehender Verzicht auf Rezeptionshindernisse ist, die Lohrmanns Interesse zugrundeliegt. Er rezipiert ihre Verfahren der Integration des Textes in den Kontext der zielsprachlichen Kultur und setzt sie – wie zu zeigen sein wird – für seine ideologischen Zwecke ein. Weil Lohrmann schließlich auch »weltanschauliche« Einwände gegen Bonus' Übersetzung hat, kommt er zu der Forderung, man solle sie, da sie »für die Erziehung im Dritten Reich [...] ganz unbrauchbar« sei, »einziehen« (S. 112).

Lohrmanns »weltanschauliche« Bedenken richten sich aber nicht nur gegen die »christlichen Stimmungen« in Bonus' Übersetzung, sondern gegen die Gísla saga selbst, und eben hier setzt seine Bearbeitung ihres Stoffes an. Er glaubt nämlich in ihr einen »weltanschaulichen Zwiespalt« zu erkennen, den man »in der Volksschule« (S. 142, Anm. 2) nicht zum »Gegenstand der Auseinandersetzung« machen könne. Für deren didaktische Erfordernisse sei es vielmehr notwendig, »das weltanschaulich Trübende ohne Verzerrung der inneren Form aus[zuschalten]« (S. 142). Daß damit die Eliminierung aller christlichen Texteinflüsse, gefolgt von einem systematischen Ausbau der als heidnisch-ger-

79 Ebd., S. 106.

80 Ebd., S. 99. Lohrmann teilt, wie dieses kleine Beispiel zeigt, die Vorliebe vieler zeitgenössischer Germanisten für militärische Terminologie. Dazu vgl. Wendula DAHLE, *Der Einsatz einer Wissenschaft. Eine sprachinhaltliche Analyse militärischer Terminologie in der Germanistik 1933–1945*. Bonn 1969. Zu dem Terminus »Einsatz« s. bes. S. 46–55. Das Wort trägt bei Lohrmann eben jenes Pathos, das Dahle als für seinen Gebrauch in den Jahren zwischen 1933 und 1945 konstitutiv erkennt.

81 Ebd., S. 106. Lohrmann bezieht sich dabei auf die um 1930 erschienene geringfügig überarbeitete Version der Übersetzung (Quellenverzeichnis, Nr. 8).

82 LOHRMANN 1938 (397), S. 106.

manisch gelternden Elemente gemeint ist, macht die Lektüre seiner Bearbeitung der Gísla saga überdeutlich. Der Vergleich mit der Ranke-schen Übersetzung offenbart die Intention des Bearbeiters, der suggerieren will, daß die vorherrschende religiöse Bindung der altisländischen Kultur der Ahnenkult gewesen sei. Im folgenden Beispiel berichtet Gisli seiner Frau Aud von einem seiner Träume:

Ranke: »Ich habe zwei Traumfrauen. Die eine ist gut zu mir und sagt mir immer Gutes, aber die andere sagt mir einmal ums andere immer Schlimmeres und weissagt mir nichts als Unglück. Jetzt träumte mir, ich ginge zu einer Art Haus oder Halle und ginge auch hinein und da erkannte ich viele Befreundete und Verwandte darinnen. Sie saßen an Feuern und tranken. Es waren sieben Feuer. Einige waren sehr heruntergebrannt, einige noch in hellster Flamme. Da kam meine freundliche Traumfrau, und sagte, das bedeute meine Lebenszeit, wieviel ich noch zu leben hätte. Und sie riet mir, solange ich noch lebte, den Glauben unserer Väter mir leid sein zu lassen, und keinen Zauber noch Bräuche der Vorzeit zu treiben, und der Lahmen und Blinden mich anzunehmen, und derer, die geringer wären als ich. Damit war der Traum aus.« Damals sprach Gisli die Strophen [. . .]⁸³

Lohrmann: »Weit wanderte ich über Fels und Meer. Da ragte eine Halle auf. Ich schritt hinein. Da sah ich im Mittelgang sieben Langfeuer brennen, und auf den Bänken am Feuer saßen unsere Freunde und Gesippen und tranken und waren froh. Einige Feuer waren schon fast heruntergebrannt, andere flammten und warfen hellen Schein in die Halle. Da trat aus der Halle eine gar freundliche Frau auf mich zu und sprach: ›Siehe, hier sind deine Ahnen versammelt und winken dir zu. Sie sind zufrieden mit deinem Werk und Leben. Siehe auch die sieben Feuer. Soviel Jahre bleiben dir noch zu leben.‹ Da aber war der Traum aus und du wecktest mich, Frau.« Gisli hatte sich in die Decken zurückgelegt und atmete ruhig. Aud sah es ihm an, daß er an seine Ahnen dachte, die ihm froh zugetrunkene hatten. [. . .] Sie sagte: »Der Mut darf uns nicht sinken, Mann. Noch glimmen die Feuer in der Ahnenhalle.« »Ja«, sagte Gisli, »und die Ahnen waren froh und hatten ihre Freude an meinem Werk und Leben.« (S. 34)

83 RANKE 1922 (10), S. 99–100. Damit gibt er folgende altisländische Passage wieder: »Ek á draumkonur tvær«, sagði hann, »ok er onnur vel við mik ok ræðr jafnan heilt, en onnur segir mér þat nökktu jafnan, er mér þykkir verr en áðr, ok spár mér illt eina. En þat dreymði mik nú, at ek þóttumz ganga at húsi einu eða skála, ok inn þóttumz ek ganga í húsit, ok þar kenda ek marga inni frændr mína ok vini; þeir sátu við elda ok drukku, ok váru sjau eldarnir; sumir váru mjøl brunningar, en sumir sem bjartastir. Þá kom inn draumkona míni en betri ok sagði, at þat merkði aldr minn, hvat ek ætta eptir ólifat; ok hón réð mér þat, meðan ek lifða, at láta leiðaz fornari síð ok nema enga galdrar né forneskjú ok vera vel við haltan ok blindan ok mér minni menn. Eigi var draumrinn lengri.« (JÓNSSON 1903, S. 56).

Er entnimmt der Textstelle das Motiv der heidnischen Ahnenhalle, das er sodann ohne Rücksicht auf die Vorlage sorgfältig ausgestaltet: In seiner Redaktion hat nicht nur diese Stelle, sondern der gesamte Text keinerlei christliche Anklänge mehr. Daß Lohrmann dies durch gezielte Selektion von Textstellen und Motiven erreicht, wird hier besonders deutlich, weil er die der zitierten Passage in der Vorlage (wie in der *Thule*-Übersetzung) folgenden Strophen, die den Traum Gislis variieren und ebenfalls christliche Färbung aufweisen, wegläßt, einer von ihnen aber das Bild der Gisli froh Zutrinkenden entnimmt:

Seeglut-Fold, einen Saal ich	Fold, komk inn þars eldar,
Sah, drin Feuer brannten	unnfúrs, í sal brunno
Ein und sechs. Mir Unglück,	(Eir vörum þar aura)
Eir Golds, kündet wohl das.	einn ok sex (at meine);
<i>Boten Willkomm beide</i>	sák blípliga bápar
<i>Bankreih'n Spender des Sanges.</i>	bekksagner mér fagna;
Im Haus all' den Helden	hróþrdeiler baþ heilan
Heil dann selbst ich anbot. ⁸⁴	hvern mann í því ranne. ⁸⁵

Der Zweck dieses Verfahrens, für das die Einführung des Ahnenmotivs nur ein Beispiel unter vielen darstellt, ist die systematische Umdeutung des ausgangssprachlichen Stoffes nach den Vorgaben der nationalsozialistischen Ideologie. Lohrmanns Germanenbild steht demjenigen Kummers nahe, wenn er in der »Sippenbindung« das konstituierende Moment für das Gesellschaftsbild der *Gísla saga* erblicken will. Folglich läßt er den zentralen Konflikt der Erzählung aus der divergierenden Übereinstimmung der Brüder Gisli und Thorkel mit diesem »Lebens-

84 RANKE 1922 (10), S. 100 (Strophenübersetzung von Niedner).

85 JÓNSSON 1903 (320), S. 57. Zwar spielt in dem zitierten Textabschnitt und den darauf folgenden Strophen das Motiv der heidnischen Ahnenhalle ein gewisse Rolle, der Wortlaut weist aber christliche Färbung auf. Dies wird um so deutlicher durch die Variation von Gislis Traum in den Strophen. Die Formulierung »ok hón réð mér þat, meðan ek lifða, at láta leiðaz fornan sið ok nema enga galdrar né forneskjú ok vera vel við haltan ok blindan ok mér minni menn« erscheint wieder in den Strophen 16 (»gerskat næmr [...] galdrs«) und 17 (»Vald eige þú víge [...] (mér heiteþ því) sleitenn [...] hjalp blindom, [...] illt kveþa háþ, ok holtom handlausom [...] grandat«; JÓNSSON 1903, S. 58). Der christliche Einfluß tritt um so deutlicher hervor angesichts der von Fredrik Paasche herausgearbeiteten Anklänge an eine Passage in den apokryphen Büchern, die folgenden Wortlaut hat: »claudum irridere noli, tutare mancum, caecum ad visionem claritatis meae admitte« (*Liber Esdrae Quartus c. II, 21*) – Verhöhne den Lahmen nicht, schütze den Gebrechlichen, lasse den Blinden meine Helligkeit sehen –. Vgl. Fredrik PAASCHE, *Esras Aabenbaring og Pseudo-Cyprianus i norrön Litteratur*. In: *Festskrift til Finnur Jónsson*. Kopenhagen 1928, S. 199–205. Mit dieser Beobachtung befaßt sich auch PRINZ 1935 (770), S. 72–73.

gesetz« entstehen. Während Gisli sich ihm vollständig unterwirft und »alles für die Sippengemeinschaft« – so die Überschrift des zweiten Kapitels⁸⁶ – tut, gilt Thorkel als eigenbrötlerisch, faul und »versessen auf Handelsgeschäfte«⁸⁷. Diese gegensätzliche Lebenseinstellung der Brüder führt Lohrmann auf ihre biologische Verschiedenheit zurück, was er bereits bei der Einführung der Figuren andeutet:

Von den Brüdern Thorkel und Gisli war Gisli der ansehnlichere. Er war groß und schlank, hatte ein regelmäßiges Gesicht, blaue Augen und blondes Haar. Thorkel war klein von Gestalt, aber auch schlank und sehr beweglich. Sein Gesicht war schmal, seine Haare dunkel, und dunkel waren auch seine Augen. (S. 7)

Auch Lydia Kath führt auf diese Weise mit der Figur Thorkels den Konflikt in die Erzählung ein:

Lächelnd wandte sich der junge Schiffsführer [Gisli] und bot die Hand seiner schönen Schwester Thordis. Als letzter sprang Thorkel herab. Klein und dunkel, so stand er als ein seltsamer Gegensatz zwischen den hochgewachsenen, hellen Geschwistern.⁸⁸

Es ist denkbar, daß diese Zusätze, welche die Unterschiede in der physischen Erscheinung der Brüder hervorheben, durch die Fassung der S-Redaktion angeregt wurden bzw. durch deren Übersetzung durch Khull. Hier sind die Brüder als auch äußerlich gegensätzlich charakterisiert, allerdings bezeichnenderweise eben nicht so, wie es den Prämissen rasenideologischen Denkens entspräche, sondern gerade entgegengesetzt:

Thorkell war ein großer schöner und starker Mann von glänzender Erscheinung; Gisli war von dunkler Farbe, hochgewachsen und schlank, sehr geschickt und arbeitssam, sanften Gemüthes; seine Stärke kannte

86 Ebd., S. 7 (Im Inhaltsverzeichnis zit. als: »Alles für die Gemeinschaft«).

87 Ebd., S. 12. Vgl. auch die Charakterisierung der Brüder in LOHRMANN 1938 (397), S. 175–176: »Die Hauptgestalt Gisli steht vor uns als bedenkenloser und seelisch ungebrochener Vertreter der Sippengemeinsamkeit. [...] Da er die Sippenordnung und das Gesetz der Sippenehre besonders als verpflichtend anerkennt [...] und danach sein Leben ausrichtet, so ist ein Konflikt unvermeidlich. Aus dem Bauern wird der Krieger, der seine Kraft niemals für eigenpersönliche Triebe einsetzt, sondern immer für etwas, das über ihm steht, das schon seine Voreltern band und dessen Bestand schon sein Ahn Gisli verteidigt hatte: die Sippe.« Hingegen werde Thorkel dargestellt als ein Mensch, »der sich ganz bewußt aus der Sippengemeinschaft löst, um besser eigenpersönlichen Strebungen nachzuhängen. [...] Er hatte sich mit den Methoden einer händlerischen Gesinnung durch das in der Sagazeit gefährliche Leben hindurchgewunden, weder bürgerlich noch kriegerisch war er hervorgetreten.« Zu der Konfrontation des Bäuerlichen mit dem Händlerischen s.o., S. 252.

88 KATH 1934 (26), S. 5.

man nur beiläufig; Thordis war ein schönes Mädchen von edler Erscheinung, unbeugsam und stolzen Sinnes.

Porkell var maðr mikill ok fríðr sýnom, rammr at afli ok skrautmenni et mesta. Gísli var maðr svartr, ok sem þeir menn, er stórir voro vexti; ógerla vissu menn afl hans; hann var hagr maðr ok iðjumaðr mikill, hógværr í skapi. Þórdís systir þeirra var fríð kona sýnum, skörungr mikill ok heldr harðfeng í skapi ok svarrkr enn mesti.⁸⁹

Die Umkehrung dieser Beschreibung muß als bewußte Verfälschung der Vorlage interpretiert werden, durch die Thorkel von vornherein als der ›rassisches‹ andere als schon physisch ›minderwertig‹ gezeichnet werden sollte, um Gislis Bemühen, den Zusammenhalt der ›Sippengemeinschaft‹ zu wahren, auf diese Weise indirekt ebenfalls ›rassisches‹ zu motivieren.⁹⁰ So erscheinen alle seine Totschläge (die Lohrmann übrigens ähnlich wie Ranke und Neckel durch den Wechsel des Erzähltempus

89 KHULL 1893 (4), S. 11 / GÍSLASON 1849 (328), S. 82.

90 Auf diesem Gegensatz baut vor allem Kath in ihrer Nacherzählung die Handlung auf. Die Charakterisierung der Figuren wird hier ganz auf rassenideologische Aspekte zurückgeführt. Dies zeigt sich deutlich bei ihrer Behandlung der folgenden Bemerkung der Vorlage, mit der der Erzähler berichtet, daß Porkell nach seiner Rückkehr nach Island hochmütig geworden sei und auf dem Hof nicht mehr mit anfasse, während sein Bruder Gísli alle anfallende Arbeit verrichte: *Porkell var ofláti mikill ok vann ekki fyrir búi þeira, en Gísli vann nött með degi* (JÓNSSON 1903 (320), S. 18). So wird der Umstand motiviert, daß Porkell, als außer den Frauen alle beim Heumachen sind, zu Hause ist und das Gespräch zwischen Ásgerðr und Auðr belauschen kann, durch das die Haupthandlung in Gang kommt. Kath löst diese Gegenüberstellung der Brüder aus der Szene mit dem Frauengespräch und damit aus ihrem Funktionszusammenhang heraus und verlagert sie an den Anfang ihrer Erzählung in den Kontext der Landnahme Gislis und Thorkels. Darüber berichtet sie das folgende: »Gísli lächelte, als er den frohen Eifer seiner Leute gewahrte. Nur dann verdunkelte sich sein heller Blick, wenn er den Bruder streifte, der im müßigen Gespräch mit den Männer herumstand und von seinen Plänen prahlte. Was würde er nicht alles schaffen! Ach, Gísli wußte nur zu gut, daß alle Arbeit ihm überlassen bleiben würde und alle Verantwortung auch. Die Worte sprangen wohl glatt aus Thorkels Mund, aber die Arbeit ging ihm träge von den Händen. Ein seltsames Reis hatte der alte gute Stamm da getrieben! Nun, man würde es schon schaffen, Thordis war ja da, auf sie konnte man sich verlassen, und vor allem blieb die eigene Kraft, die noch nie untreu gewesen war.« (KATH 1934, S. 8–9). Der biologistische Zugriff auf das Motiv ist evident: Der Hinweis der Sage auf bäuerliche Arbeit wird nicht in seinem literarischen Funktionszusammenhang verstanden, sondern als Wesensmerkmal interpretiert, durch das sich – ebenso wie durch das Äußere – die ›rassisches Höherwertigen‹ (Gísli, Thordis) von dem ›rassischem Minderwertigen‹ (Thorkel) unterscheiden. Die gleiche Interpretation findet sich bei Lohrmann, der »Gísli als Musterbauer[n] und Thorkei als bauernunfähig« voneinander unterscheidet und dies zum ›beherrschende[n] Motiv‹ erklärt (LOHRMANN 1938 (397), S. 35). Analog verläuft Wenz' Rezeption der Hóensa-Þóris saga, in der – wie wir sahen (o., S. 251) – das ›Bauerntum‹ dem ›Händlergeist‹ entgegengestellt und ›rassisches‹ gewertet wird.

hervorhebt) als legitimes Mittel, um Gefahren von der bestehenden Lebensordnung abzuwenden: Die Erschlagung eines Mannes etwa, der mit Gislis Schwester Thordis ein Verhältnis hatte, wird damit begründet, daß Gisli verhindern wollte, »daß seine Schwester die Sippe ins Gerede brachte und sein Bruder Thorkel durch seine Freundschaft mit diesem Bard die Ehre des Hauses herabminderte«⁹¹. Selbstverständlich hat diese Stelle keine Parallele in der *Gísla saga*, ebenso wie die darauf folgende Rechtfertigung Gislis gegenüber seinem Bruder Thorkel, daß er »die ganze Zeit über nur daran gedacht« habe, »wie er die Schande abwasche vom Ehrenschild seiner Sippe«. Schließlich sei es eigentlich Thorkels Aufgabe gewesen, »den Schänder unserer Ehre zu erschlagen; denn du bist ja der Ältere und künftige Führer der Sippe« (S. 8). So wird der Erhalt der »Sippenehre« zum metaphysischen Prinzip der altisländischen Gesellschaft stilisiert, und das »Einstehen« für »das eigene Blut« (S. 19) wird zu einem Zweck, der im wahrsten Sinne des Wortes alle Mittel heiligt. Dieser Auffassung gibt die Bearbeitung explizit Ausdruck, wenn Lohrmann Gislis Frau Aud dessen Totschlag an Thorgrim mit den Worten kommentieren läßt: »Gesegnet sei deiner Hände Werk.«⁹² Auch Gislis »Einsatz« seines eigenen Lebens kann nun nur noch als (pseudo)religiöse Handlung interpretiert werden: »Der Ausgang dieses Einsatzes ist wohl ein körperlicher Tod, aber ein Beitrag zur Ewigkeit der Gemeinschaft, der er entstammt.«⁹³ Was von dieser Interpretation als Gislis »heroische Leistung« ausgegeben wird, nämlich sein Verzicht auf individuelle Glückserfüllung und das Opfer seines Lebens für die »Gemeinschaft«, ist nichts anderes als die Projektion des Gegenwartshorizontes auf das Zeugnis einer archaischen, noch weitgehend im

91 LOHRMANN 1939 (32), S. 7.

92 Ebd., S. 27. Auch zu diesem Zusatz wurde Lohrmann möglicherweise durch die Fassung der Version S oder durch Khulls Übersetzung angeregt: Hier lobt Gislis Vater den Totschlag an Kolbeinn (in der Fassung M: an Bárðr) mit den Worten: »Heil Deinen Händen!« (KHULL 1893 (4), S. 13) – »Pá njóttu heill handa« (GÍSLASON 1849 (328), S. 87). Die Formulierungen »Njótt þú heill handa!«, »Njótið heilir handa!« bzw. »Þorgerðr bað hann heilan njóta handa« finden sich übrigens in vergleichbaren Zusammenhängen in der *Njáls saga* (Kap. 39 und 45; vgl. BRENNU-NJÁLS SAGA (Njála)). Herausgegeben von Finnur JÓNSSON. Halle 1908 (= Altnordische Sagabibliothek 13), S. 91 und 103) und in der *Laxdela saga* (Kap. 55; vgl. KÅLUND 1896 (325), S. 171). Die *Thule*-Übersetzer dieser Texte (HEUSLER 1914 (174), S. 101 und 111, und MEISSNER 1913 (86), S. 174) geben die Stellen mit »Gesegnet deine Hände!« und »Gesegnet Eure Hände!« bzw. »Thorgerd hieß seine Hand gesegnet sein« wieder. Weitere Belege bei Hans HARTMANN, »Heil« und »heilig« im nordischen Altertum. Heidelberg 1943, S. 42.

93 LOHRMANN 1938 (397), S. 178.

Stadium des Vorindividuellen sich befindenden Gesellschaft. Deren Gesetzmäßigkeiten werden umstilisiert zu einer Schicksalsethik, die in der vermeintlich freiwilligen Unterordnung unter die ›höheren Mächte‹ bestehet⁹⁴. Der schicksalhaften Determiniertheit seines Lebens füge sich Gisli durch eine Ethik der ›Tat‹ und der ›Entscheidung‹, d.h. durch ein Handeln, das mit den Gesetzen dieses Schicksals im Einklang stehe. In der Übersetzung wird dies an zwei Stellen besonders deutlich. So wird – zum einen – Gislis Verfassung, als er erkennt, daß seine Gegner sein Versteck entdeckt haben und daß es zum letzten Kampf kommen wird, folgendermaßen beschrieben: »Gisli sah die Männer zuerst. Da wurde er ganz frisch und sein Gesicht nahm den harten Zug an, den es immer hatte, wenn er sich entscheiden mußte.«⁹⁵ Zum anderen gibt Lohrmann, der ja auf die meisten Skaldenstrophen verzichtet, die letzte Strophe Gislis wieder, und zwar bezeichnenderweise in fast wörtlicher Übereinstimmung mit der Niednerschen Übersetzung⁹⁶:

Lohrmann

Du meine wackere Frau
hörst heute viel von
Gislis kecker Art. Kühn
hielt er sich im Kampfe.
Ob Schneid' wohlgeschmied'ten
Schwertes auch mich tödlich traf,
froh bin ich doch, seinen Sohn wollt'
so tathart mein Vater.⁹⁷

Niedner

Vielholde Stein-Fulla
– Freud' mir – hör' von ihres
Freunds kecker Art. Kühn der
Konnt' dau'rn in Gers Schauern.
Ob Schneid' wohl geschmied'ten
Schwertes auch versehrt mich,
Froh bin ich. Seinen Sohn wollt'
So tathart mein Vater.

Niedners Versuch, in seiner Übersetzung neben den Alliterationen auch Versmaß, Binnenreime und Kenningar wiederzugeben, interessieren Lohrmann offensichtlich nicht. Er entnimmt der Strophe hingegen eben das, was ihm darauf hinzudeuten scheint, daß Gisli sich seinem Schicksal »froh« ergibt: Besonderen Reiz wird für ihn das von Niedner – vielleicht wegen des Binnenreims eingeführte – Adjektiv *tathart* als Über-

⁹⁴ Zur Geschichte dieser von ihnen so genannten »Tatphilosophie« seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts vgl. Richard HAMANN, Jost HERMAND, *Stilkunst um 1900*. Berlin 1967, S. 151ff. Außerdem vgl. u., S. 365.

⁹⁵ LOHRMANN 1939 (32), S. 44. Die Vorlage hat an dieser Stelle eine Strophe, in der Gísla Auðr mitteilt, daß er seine Gegner gehört hat und weiß, was auf ihn zukommt. Vgl. JÓNSSON 1903 (320), S. 93.

⁹⁶ Diese zieht er im übrigen derjenigen Rankes vor mit der Begründung, sie treffe »die innere Größe dieser hohen, letzten Bewährung tiefer.« LOHRMANN 1938 (397), S. 112.

⁹⁷ LOHRMANN 1939 (32), S. 46–47; RANKE 1922 (10), S. 130.

setzung für das altisländische Substantiv *herði* gehabt haben.⁹⁸ Zwar ist dies mit dem deutschen Wort *Härte* semantisch und etymologisch verwandt, *Handlung* oder *Tat* konnotiert es freilich nicht.⁹⁹ Gerade in dieser Übersetzung aber kann das Wort zu einem Bestandteil jener dezisionistischen Tatethik umfunktioniert werden, die Lohrmann Gisli repräsentieren läßt. Die Idealität dieser Figur erblickt Lohrmann in ihrem »heldischen Bewähren für ein hohes Ziel«¹⁰⁰, das ihr eine »Vorbildlichkeit« verleihe, die sie geeignet mache für die Erfüllung einer »didaktischen Aufgabe«: der Erziehung des Menschen zur Unterwerfung unter eine im Grunde menschenverachtende Ideologie. Anhand der Geschichte von »Gisli und Aud« sollen die Schüler auf eine »Weltanschauung« eingeschworen werden, die den Tod über das Leben stellt, ohne daß ihnen dies bewußt werden soll. So rechnet Lohrmann damit, daß »ein Junge«, der von Gislis Tod gehört habe,

oft [...] erst viel später im Einsatz für seine Gemeinschaft die Tat-Antwort auf diese Stunde seiner Jugend [gibt]. Mit diesen Fernwirkungen darf der Erzieher rechnen [...]. Er kann die Wirkung im Sinne unseres Ziels vertiefen, wenn er in diesem Falle die Jungen vor die Gestalt des deutschen Frontfliegens führt, dem hoch in den Wolken im Dienste an Volk und Heimat die eigene Handgranate in sein Flugzeug fiel und ihm zum Verhängnis ward.¹⁰¹

Der Text wird so in legitimatorischer Absicht ganz auf die Erfordernisse der rezipierenden Ideologie zugeschnitten, soll er doch belegen, daß »die wirklichen Grundwerte der nationalsozialistischen Weltanschauung [...] so alt [sind] wie das germanische Blutserbe in uns und wie der nordische Erbraum, den wir bewohnen«¹⁰². Somit kann das hohe Alter der Saga neben einem zweiten weiter unten zu erörternden Aspekt als

98 *Tathart* ist offensichtlich eine Prägung Niedners; im *Grimmschen Wörterbuch* ist das Wort nicht aufgeführt.

99 Vgl. *Lexicon Poeticum*. Herausgegeben von Finnur JÓNSSON, Kopenhagen 1931, S. 244. Dies übersah noch 1964 Hans Heinrich Mandel, der die Übersetzung Rankes neu edierte und einleitete. Bei den wenigen Strophen, die er nicht in Prosa wiedergab, setzte er die Übersetzungen Niedners ein. Auch Gislis letzte *vísa* erscheint im Wortlaut Niedners, und diesen kommentiert der Herausgeber in der Einleitung mit den Worten, Gisli selbst begreife »das ganze Geschehen als von einer unfalßbaren, verhängnisvollen Macht bestimmt, indem er, sich bis zuletzt tapfer behauptend, endlich und notwendig fällt: ‚Todesmutig‘ und ‚tathart‘ in Gedanken an sein Weib und seinen Vater.« Vgl. MANDEL 1964 (14), S. 7.

100 LOHRMANN 1938 (397), S. 179; vgl. außerdem DOBERS/HIGELKE 1943 (374), S. 21.

101 LOHRMANN 1938 (397), S. 145.

102 Ebd., S. 9.

für das nationalsozialistische Rezeptionsinteresse konstitutiv gelten. Freilich erscheint sie erst nach der entsprechenden Manipulation geeignet, das vorgeblich hohe Alter der nationalsozialistischen Ideologie zu beweisen. Denn dies konnte die Bearbeitung in »erziehlich« wirksamer Weise nur dann, wenn sie auf die Schüler ganz unmittelbar wirken konnte, und das heißt, als eigenes Kulturgut und nicht als Zeugnis einer fremden Welt.

Am Ende dieses keineswegs erschöpfenden Überblicks über die Rezeption der *Gísla saga* in deutschen Übersetzungen ist noch einmal die Frage nach den Unterschieden und Gemeinsamkeiten der besprochenen Texte zu stellen. Es dürfte deutlich geworden sein, daß keiner der Übersetzer und Bearbeiter Interesse für die Saga als Zeugnis einer anderen Kultur zeigt. Allenfalls in der ersten Ausgabe der Rankeschen Übersetzung ist die ›fremde‹ Herkunft des Textes für den Rezipienten wenigstens am Rande erkennbar, nämlich durch einige altisländisch belassene Ortsnamen. In dieser Allgemeinheit läßt sich folglich eine grundsätzliche Übereinstimmung nicht nur der Übersetzungsprinzipien, sondern auch der Verfahren feststellen; die Untersuchung der Eigenheiten des einzelnen Textes im besonderen ergibt jedoch starke graduelle Unterschiede in der Verfolgung dieser Prinzipien. Dies ist abschließend herauszuarbeiten anhand der metasprachlichen Interpretationen der *Gísla saga* durch Ranke und Lohrmann. Ihre Übersetzungen können als Repräsentanten des primären Rezeptionsprozesses auf der einen und des sekundären auf der anderen Seite gelten. Sie liegen auch zeitlich denkbar weit auseinander, nämlich ganz am Anfang bzw. am Ende der Hochphase und lassen mit besonderer Deutlichkeit Unterschiede im Textverständnis hervortreten. Diese erscheinen nun um so markanter, als ihre an dieser Stelle analysierten Interpretationen der *Gísla saga* aus dem gleichen Jahr, 1938, stammen.

In diesem Jahr gibt Ranke seiner überarbeiteten *Saga von Gisli* ein Vorwort bei, in dem er zwar die noch 1907 hervorgehobene christliche Färbung der Saga herunterspielt und zu einem »Angerürtsein von unerkannten Mächten« erklärt¹⁰³, den Text aber jedenfalls ansatzweise in seiner Historizität erkennt und interpretiert: Er führt seinen zentralen Konflikt auf die besondere Konstellation einer Gesellschaft zurück, in

103 Vgl. RANKE 1907 (9), S. 10, und RANKE 1938 (12), S. 6 und 8. Es ist freilich vorstellbar, daß es sich hierbei um ein Zugeständnis an die Zensur handelt.

der »der Wille zur Blutrache noch uneingeschränkt« herrschte, während die »Sippenbindung« bereits »in erschreckendem Grade gelockert« erscheine. Beide Phänomene, »Blutrache« wie »Sippenbindung«, kennzeichnen aus dieser Sicht mithin eine historische Situation, von der die Saga Zeugnis ablege. Auch dieser Standpunkt ist indessen nicht frei von der Einwirkung des Gegenwartshorizontes, der den wahren ›Heroismus‹ in der Verteidigung einer von Dekadenz und – in der zeittypischen biologistischen Formulierung – »Zersetzung« bedrohten höheren Ordnung erblickte.

Zum gleichen Zeitpunkt sucht Lohrmann dagegen in der Saga »die aus dem Blut strömende Weise zu leben und zu sterben«¹⁰⁴, die er in dem unbedingten »Einsatz« des Lebens für die »Sippenordnung« erblickt, in einem »Heldentum«, das »in dem sippegebundenen bäuerlich-kriegerischen Sein gemeingermanischer Zeit ebenso« lebe »wie in dem volkverhafteten bäuerlich-wehrhaften Sein gemeindeutscher Gegenwart« (S. 181). Lohrmann ignoriert, wie man sieht, in deutlichem Gegensatz zu Ranke die Historizität des altisländischen Textes, reduziert ihn auf »das darin schwingende, dem germanischen Menschen wesentliche Lebensgefühl« (S. 174), was im Sinne des oben Gesagten als Projektion des Gegenwartshorizontes in Gestalt der nationalsozialistischen Ideologie zu interpretieren ist.

Diese mißbräuchliche Umdeutung der Saga wird nun freilich nicht nur durch die bewußte Ausschaltung der Historizität der Überlieferung möglich, sondern – eng verbunden damit – durch die Weigerung, den Text als einen literarischen in seiner Fiktionalität zur Kenntnis zu nehmen. Und eben dies deutet sich nun doch auch in Rankes Vorwort an. Denn dieser hält nicht nur »die Handlung des ›Romans‹ in ihren Hauptzügen« für »zweifellos geschichtlich«, sondern rechnet darüber hinaus – in ähnlicher Weise wie Neckel – mit einem Erzähler, dessen Aufgabe ausschließlich darin bestanden habe, »das heldisch gelebte Leben in das ewige Reich der Kunst« zu heben¹⁰⁵. Dabei habe er beispielsweise Einfluß auf den »ausgewogenen Aufbau des Ganzen« genommen. Daß er gerade dabei die Figur Gislis erst zum ›Helden‹ stilisiert haben könnte, kommtt Ranke nicht in den Sinn. Das »heldisch gelebte Leben« wird für ihn zur historischen Realität; mit einer wie

104 LOHRMANN 1938 (397), S. 174.

105 RANKE 1938 (12), S. 8.

immer beschaffenen fiktionalen Brechung der Wirklichkeit in der Literatur rechnet er nicht.

Ebensowenig sieht Lohrmann die Notwendigkeit, dieses konstituierende Merkmal literarischer Überlieferung bei der Interpretation in Form geeigneter Verfahren zu berücksichtigen. Dies resultiert in einem vollkommen irrationalen Vorgehen bei der Textauslegung, die – in den Worten Lohrmanns – »das herrschende Lebensgefühl« der Saga »verspüren« will, indem sie das »Tun« der »Haupthandlungsträger« »abtaste[t] nach den Ordnungen hin, in denen sie gültig leben«¹⁰⁶. Damit steht der Rezipient den Figuren des Textes wie lebenden Menschen gegenüber und beurteilt nicht mehr das über die literarische Ästhetik vermittelte Ethos des Textes, sondern die ethische Ausprägung der Charaktere. So wird als Abbild der Realität interpretiert, was schon von der Saga im Rückblick auf ein *heroic age* literarisch stilisiert wurde: ihr Held. Die Mißachtung seines fiktionalen Charakters hatte, wie wir es etwa am Beispiel der *Laxdœla saga* gesehen haben, Tradition in der germanistischen Sagainterpretation. An diese knüpfte die nationalsozialistische Interpretation an, die neben dem hohen Alter der Saga kaum mehr rezipierte als ein stilisiertes Heldenbild, das sich – besonders vor dem Hintergrund der ›Rassenideologie‹ – zur Realität erklären ließ.

106 LOHRMANN 1938 (397), S. 197 (Hervorhebungen von mir, J.Z.).

Teil III — Ideologeme der Sagainterpretation

1. Paradigma des Eigenen: Íslendingasögur in deutschen Übersetzungen

Durch die Analyse von ausgewählten Übersetzungen aus der mittleren Rezeptionsphase konnte der Verdacht erhärtet werden, daß für die Zerstörung der »germanistischen Vernunft« auch die bislang für »klassisch« und »solide« befindenen Werke der Altnordistik wie die *Sammlung Thule* verantwortlich sind. Die Neuauflage der Reihe in den sechziger Jahren erscheint aus dieser Perspektive als ein eher fragwürdiges Unternehmen. Denn daß die altnordische Dichtung dadurch »jenseits allen Mißbrauchs und aller falschen Interpretation« wieder zugänglich geworden sei, bleibt Wolfgang Langes Wunschedenken¹, dem durch die Rekonstruktion der Übersetzungsgeschichte jegliche Grundlage entzogen wird: Aus der Gegenüberstellung der *Thule*-Übersetzungen und der auf sie zurückgreifenden späteren Übertragungen ergibt sich die Einsicht, daß die Bahnen, in denen sich die Aufnahme der Sagaliteratur bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges bewegte, im beginnenden 20. Jahrhundert bereits weitgehend festgelegt waren. Abgesehen von einer generellen Radikalisierung in den frühen Jahren der nationalsozialistischen Diktatur kamen grundlegend neue Aspekte nicht mehr hinzu.

Dies gilt auch im Hinblick auf den Übersetzungsbegriff, den man der deutschen Sagarezeption zugrundelegte. Denn die Analyseergebnisse lassen – bei allen Unterschieden im Detail – insgesamt auf eine verhältnismäßig homogene Entwicklung der Übersetzungs- und Stilprinzipien in der Hochphase schließen. Diese Übereinstimmung in der Konzeption tritt um so plastischer hervor, wenn zum Vergleich Übertragungen herangezogen werden, die auf ganz anderen übersetzungstheoretischen Erwägungen beruhen, wie sie vereinzelt etwa unter den jüngsten Sagaübersetzungen anzutreffen sind. Bei der Suche nach solchen Wiedergaben stellt sich aber recht bald die Frage, ob diese sich der zeitlichen Gliederung der Übersetzungsgeschichte in eine Sequenz von drei Phasen mit einem Höhepunkt zwischen 1907 und 1945 noch unterordnen, die zu Beginn der Untersuchung aus quantitativen Kriterien und der

¹ *Thule*. Bde. 22–24. Düsseldorf/Köln 1967. In: *Germanistik* 10 (1), 1969, S. 76.
Ähnlich unkritisch die Ansicht von Anne Heinrichs, s.o., S. 6.

Beobachtung des zeitgenössischen Kontextes hergeleitet wurde. Es drängt sich nämlich der Eindruck auf, daß man der Sagarezeption im Ganzen mit großer Selbstverständlichkeit eine Übersetzungstheorie zugrundelegte, von der man allenfalls graduell abwich.

Doch scheint es zunächst – vor der Erörterung dieses Problems – geboten, die Entfaltung der Übersetzungsprinzipien auf dem Höhepunkt der Rezeption in einem Überblick zusammenzufassen. Auch hierfür bietet die *Sammlung Thule* zunächst den geeigneten Ausgangspunkt. Die Sprachgestalt ihrer Übersetzungen wurde im allgemeinen als ›Sagastil‹ akzeptiert und ohne weiteres mit den Originalen gleichgesetzt. Dies belegen nicht nur Rezensionen, die der Reihe »stilgerechte Verdeutschungen«² attestieren, sondern auch die intertextuellen Verweisungen, mit denen die Übersetzungen und Nachdichtungen des sekundären Rezeptionsprozesses arbeiten. Ihr Funktionieren hatte – was exemplarisch an Lohrmanns Übersetzung der *Gísla saga* gezeigt werden konnte – einen im Bewußtsein des Publikums bereits etablierten ›Sagastil‹ zur Bedingung. Auf derselben Voraussetzung basiert darüber hinaus eine Anzahl von Werken, die den Schluß erlauben, daß die *Thule*-Übersetzungen in der deutschen Literatur vorübergehend sogar stilbildenden Einfluß gewonnen haben. Sie inspirierten nämlich eine ganze Reihe von Prosawerken, die sich teils nur stilistisch, teils auch stofflich an die Sagas anlehnen und eine charakteristische Erscheinung der mittleren Rezeptionsphase sind.

Als ihr wichtigster Vertreter gilt gemeinhin Hans Grimm, dessen in Südafrika spielende *Olewagen Saga* diese Literaturrichtung 1918 eröffnete. Ihren Höhepunkt hatte sie freilich erst in den dreißiger Jahren, so daß sie zeitlich mit dem Prozeß der sekundären Rezeption koinzidiert.³

2 Fritz LÖWENTHAL (Rez.), *Bauern und Helden. Geschichten aus Alt-Island*. Hrsg. von Walter Baetke. Bde. 1 und 2. Hamburg 1923–1924. In: AfDA 44, 1925, S. 62. Ähnlich BERKE 1937 (370), S. 12–13: »[...] die Edda sowie die großen Isländersagas haben wahrhaft schöpferische Übersetzer gefunden, die uns nicht nur wissenschaftlich einwandfrei, sondern auch künstlerisch Geist und Sprache unmittelbar treffende Nachschöpfungen geschenkt haben. [...] Wenn man danach zugibt, daß wir somit germanische Literaturdenkmäler besitzen, die dem Original an Wert gleichkommen [...]«.

3 Als Vorläufer erschienen in den zwanziger Jahren z.B. Beate BONUS, *Das Olafbuch*. Stuttgart 1925 (mehrere Auflagen in den dreißiger und vierziger Jahren), und Hans HEYCK, *Der Außenseiter*. Leipzig 1928. Dieser Roman erzählt die Geschichte eines Kaufmannslehrlings, der eigentlich Dichter werden möchte. Kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges tritt er seine Lehrjahre in Übersee an, und auf die Reise nimmt er einen Band »Isländer-Sagas« mit. Sie sagen ihm zunächst wenig; erst nachdem er, der vergrübelte Großstadt Mensch, auf Samoa eine ursprüngliche, einfache Lebensweise gefunden hat, die

Wenngleich diesen Prosatexten, wie wir z.B. bei Lydia Kath gesehen haben, oft die Wiederaufnahme altnordischer Stoffe zugrundeliegt⁴, galt insbesondere die formale Adaption der Saga als ein Weg zur Erneuerung der deutschen Literatur aus ihren volkhaften Ursprüngen heraus bzw. – im Jargon der Zeit – zur »germanischen Neugeburt aus eigenem Blute«⁵. Hierzu gehörte die Abgrenzung vom (französischen) Naturalismus, den man abschätzig zur »Zivilisationsliteratur« des Westens stempelte: Verglichen mit der Realitätsbewältigung dieser literarischen Strömung verbürge die »Sagaform der Erzählung« die »Lösung des auch ihr gestellten Wirklichkeitsproblems auf eine vollkommen andere Art«. Denn in der Rückbesinnung auf diese Erzählweise habe man in der deutschen Literatur ein »natürliches, organisches Verhältnis zur Wirklichkeit« gewonnen:

Gerade dadurch, daß diese neue Erzählweise nicht aus dem Bestreben zur Erneuerung der alten Saga entstanden ist und von der Altertümlichkeit der überlieferten Stoffe gänzlich unabhängig ist, erweist sich, daß hier keine

ihn von seinen inneren Qualen befreit, wird er empfänglich für diese Literatur. Nun inspiriert sie ihn zu einem eigenen Prosawerk im Stil der Sagas, das im Roman den Stellenwert einer ziemlich umfangreichen Binnenerzählung hat. Sie trägt den Titel *Die Geschichte des Skalden Isolf Tyskosssohn*, unter dem sie später auch als eigenständiger Text erschienen ist: Gütersloh 1935 und Leipzig³ 1942 (= Kleine Feldpost-Reihe). In die dreißiger Jahre datieren beispielsweise Moritz JAHN, *Die Geschichte von den Leuten an der Außenfahrde*. Berlin 1936 (geschrieben 1929); Hermann EICKE, *Wiking im Südländ. Nordische Schicksale am Goldenen Horn*. Leipzig 1935 (= Deutsches Ahnenerbe); ders., *Yngvild und Thorgunna*. Leipzig und Berlin 1937 (= Erbe und Verpflichtung); Will VESPER, *Das harte Geschlecht*. Hamburg 1931.

4 Z.B. dichtet VESPER 1931 die Króka-Refs saga nach. Nach dem Stoff der Austfirðinga sogur: BALL 1942 (285); nach dem Stoff der Laxdœla saga: ROGGE-BÖRNER 1942 (108); nach dem Stoff der Grettis saga: CLASEN 1943 (145) und Ernst FUHRMANN, *Der Geächtete. Roman*. Friedrichssegen/Lahn 1931; wieder: Berlin 1983; nach dem Stoff der Vinlendinga sogur: KUTZLEB 1936 (305); nach der norwegischen Vorgeschichte der Egils saga: HUECK-DEHIO 1934 (301) und 1938 (302). Einzelne Sagamotive verarbeitet PRESTEL 1934 (307), auf der Grundlage verschiedener Íslendinga- und Konungasögur beruht Beate BONUS, *Der Sohn des Heiligen*. Potsdam 1934, usw. Zu berücksichtigen sind auch die dramatischen Bearbeitungen von Saga-Stoffen, etwa für sog. »Thingspiele« (z.B. TEICH 1937 (311) und 1938 (312)); außerdem Ursula ZABEL, *Norden in Not. Schauspiel in 5 Aufzügen*. Leipzig 1934 (nach Motiven aus dem Einars bátr Sokkasonar) und ZABEL 1931 (316) (nach dem Stoff der Grettis saga) und 1938 (30) (nach dem Stoff der Gísla saga). Für das Aufkommen dieser Literaturrichtung in Deutschland hat sicher auch die Rezeption skandinavischer Romane eine Rolle gespielt, etwa von Knut Hamsun, Sigrid Undset, Gunnar Gunnarsson und Olaf Duun, die z.T. ihrerseits auf Sagastoffe zurückgreifen und in Deutschland hohe Auflagen erreichten.

5 Robert PETSCH, *Wesen und Formen der Erzählkunst*. Halle a.S. 1942, S. 494. Vgl. außerdem ders., *Eine neue Erzählform germanischer Art. Die Saga-Novelle*. In: *Geistige Arbeit* 8 (13), 1941, S. 5–6.

abseitige oder der Tagesmode unterworfenen Rückwendung zur Vergangenheit und keine bloße Nachahmung vorliegt, sondern daß sich in ihr die Wiederkehr ererbten Lebensgefühls und damit eine Nachfolge auf Grund tiefster Wesensverwandtschaft in dem Verhältnis zur Wirklichkeit ausspricht.⁶

Zu den Charakteristika der »Sagaform« rechnete man »die Knappheit im Zwiegespräch der handelnden Personen [. . .], die Scheu, zu viel Gefühlsäußerungen zu schildern«⁷, die »Vorherrschaft des Handelns«, vor allem aber eine »aller weichen Künstlichkeit abholde Sprache voll Klarheit und federnder Lebendigkeit«⁸. Diese sah man in dem parataktischen »Sagastil« verkörpert, und bei seiner Verklärung zum Ideal der deutschen Literatursprache konnte man sich auf Heusler berufen:

[. . .] die kunstvoll-kunstlose Sprache in ihren kurzen, geraden, schlanken, elastisch-federnden Sätzen, die nicht in künstliche Systeme verflochten sind, sondern nacheinander hergeflogen kommen wie Pfeile; schön in ihrer Schmucklosigkeit, sozusagen eins mit ihrem Inhalt an Geschehen. Andreas Heusler hat von ›unbedingter Prosa‹ gesprochen.⁹

Man empfand diese Ausdrucksweise als »durchsichtig und leuchtend«¹⁰, lobte ihre »nüchterne, wortkarge, schicksalsschwere Feierlichkeit«¹¹ und ihren »verhaltenen Vortrag«¹², rühmte die »eigentümlich herbe, spröde, gläserne Klarheit« des »Beiordnungsstils« und seine »Zucht in der Form«¹³. Gerade damit entspreche er ganz der für die »neue volkshafte Epop«¹⁴ geforderten Realitätsnähe, deren »wirklichkeitsstrenge Ebenmaß den sprachlichen Stil« mitbestimme¹⁵. Freilich blieb das ›realisti-

6 Peter VON WERDER, *Das Germanische in der neuen Dichtung*. In: *Bücherkunde* 9 (7), 1942, S. 196. Vgl. außerdem Hermann HARDER, *Das germanische Erbe in der deutschen Dichtung von der Frühzeit bis zur Gegenwart. Ein Überblick*. Potsdam 1939, bes. S. 114ff.

7 Thilo VON TROTTA, *Rassegefühl als schöpferisches Element in der nordischen Dichtung*. In: *Nationalsozialistische Monatshefte* 65, 1935, S. 701.

8 VON WERDER 1942 (549), S. 197.

9 Kurt MAY, *Das Wiederaufleben der Saga in der jüngsten deutschen Prosa*. In: *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung*. Bd. 4, 1941, S. 422–423.

10 Karl SCHULZ, *Die Erzählung ›Wiking im Südländ‹*. In: *ZfDk* 51, 1937, S. 507.

11 ACKERKNECHT 1936 (442), S. 41.

12 Robert PETSCH, *Nordische Sagadichtung aus alter und neuer Zeit*. In: *ZfdB* 10, 1934, S. 237.

13 MAY 1941 (505), S. 425 und 423.

14 Ebd., S. 422.

15 VON WERDER 1942 (549), S. 197. Ähnlich Horst OPPEL, *Von den Aufgaben einer deutsch-nordischen Literaturbetrachtung*. In: *Dichtung und Volkstum* 38, 1941, S. 496f.

sche« Moment in den meisten dieser Werke auf das rein Formale, etwa eine objektivierende Erzählhaltung, beschränkt. Sonst huldigen sie eher einem regressiven Eskapismus (der ja schon in der Idealisierung des ›Sagastils‹ zum Ausdruck kommt) und spielen, wie etwa Jahns *Geschichte von den Leuten an der Außenföhrde*, in einer Raum und Zeit entrückten bäuerlichen Welt, die ganz auf das Leben einer einzelnen ›Sippe‹ reduziert ist. Soziale Konflikte werden, sofern sie überhaupt entstehen, auf biologische Gesetzmäßigkeiten zurückgeführt. Sie können daher nicht gelöst, sondern nur durch den Tod der biologisch ›Entarteten‹ aus der Welt geschafft werden. So sollte denn auch das geforderte »Verhältnis« der Literatur »zur Wirklichkeit« ein »unmittelbares«, ein »natürliches« und »organisches« sein, das sich in der »Vorherrschaft des Handelns«, in der »absolute[n] epische[n] Vergegenwärtigung«¹⁶ ausdrücke: Was mit der Saga dem Naturalismus der »europäischen Zivilisationsliteratur« als germanische »Wirklichkeitsauffassung« entgegengesetzt werden sollte, entpuppt sich als Zurückweisung jeglicher Reflexion, die man mit Vorliebe als »zersetzende Analyse«¹⁷ diffamierte. Daraus erklärt sich die Forderung nach einem simplen Hauptsatzstil, der mit der Hypotaxe die diskursive Hierarchisierung der Gedanken von vornherein ausschließen und durch »das untentwegte Vorrücken auf der geraden Linie des Geschehens«¹⁸ ersetzen sollte. Der »Sagaform« maß man damit »einzigartige Bedeutung [. . .] für die nationale Bewegung in unserem eigenen Volke« zu,

wo sie alles Individualistische und Einmalig-Überspitzte, alles Fremdartige und alles ›nur Gedachte‹ zurückdrängen, dagegen die Wirklichkeit durchdringen will, um zu jenen letzten Urgründen vorzustoßen, in die keine Forschung mehr eindringt, der aber der nationale ›Glaube‹, die arteigene Kunst des dichterischen Gestaltens rechtes und sinnbildhaftes Leben abgewinnt.¹⁹

Schon an den Titeln von Jahns *Geschichte von den Leuten an der Außenföhrde* und Heycks *Geschichte des Skalden Isolf Tyskosssohn* lässt sich ablesen, daß man zu diesem Zweck Stilistika, die man für ›sagatypisch‹ hielt, aus der *Sammlung Thule* entlehnte: Erst sie hatte die altnordischen Prosatexte systematisch unter Titeln in dieser Form

16 VON WERDER 1942 (549), S. 196–197.

17 MAY 1941 (505), S. 416.

18 Ebd., S. 423.

19 PETSCH 1942 (528), S. 500.

bekannt gemacht, nachdem schon Bonus und einige andere Übersetzer sie vereinzelt benutzt hatten. Auch bei der Stilisierung der parataktischen Erzählweise bediente man sich ähnlicher Verfahren wie die *Thule*-Übersetzer, etwa des Verzichts auf die Inversion in Relativsätzen, einer redundanten Deixis, Prolepsen, Spaltenstellung der Negation, Ausklammerungen von Zeit- und Ortsangaben u.a.m. Gleichermaßen erinnern die geographischen Bezeichnungen bisweilen an das Vorbild der übersetzten Ortsnamen in den *Thule*-Texten. Zur Illustration sei hier die Eingangspassage aus Hermann Eickes Erzählung *Yngvild und Thorgunna* zitiert:

Ein Mann hieß Steingrim. Er stammte aus dem Geschlecht Hrollaug, der am Hornfjord Land genommen hatte damals, als die Fahrt nach Island aufkam und viele Hersen außer Landes gingen. Steingrim besaß den Hof auf Rotsand und führte dort die Wirtschaft. Er war bei allen Nachbarn beliebt, und man hielt große Stücke auf ihn, doch hatte er bei seinen Unternehmungen nie rechtes Glück. Das meiste schlug ihm fehl ohne sein Verschulden. Von seinen langen Auslandsreisen brachte er nur ein einziges kostbares Geschenk zurück. Das war ein Helm, reich mit Gold beschlagen und von vortrefflicher Arbeit. Auf den war er sehr stolz, und immer trug er ihn, wenn er zum Thing ritt. Er legte dann auch bunte Kleider an und versah sich mit guten Waffen. [. . .] Steingrims Frau hieß Gudrid. Das war ein rechtes Kernweib. Durch ihre unverdrossene Arbeit hielt sie die Wirtschaft aufrecht und nahm mehr Last auf sich als andere Frauen. Sie kümmerte sich um alles, und da sie so wacker zugriff, brachte sie es dahin, daß an den notwendigen Dingen niemals Mangel eintrat [. . .].²⁰

Während die Erzählung Eickes sowohl stilistisch als auch stofflich-thematisch sehr eng an die (übersetzten) Íslendingasögur angelehnt ist, spielt die *Geschichte Heycks* in einem unbestimmten bäuerlich-germanischen Milieu und verwendet neben einzelnen altnordischen Motiven und imitierten losen Strophen isolierte Elemente des ›Sagastils‹, die in einem veränderten linguistischen *pattern* archaisierende Wirkung annehmen. Verstärkt durch zahllose lexikalische Archaismen wird der parataktische Erzählstil so pathetisch überhöht:

Mallo hieß ein Mann, der wohnte in den Wäldern am Meer. Unter seinen Töchtern war eine mit Namen Alrun: die starke Zauberin. Tysko freite um sie, und sie wehrte seiner Werbung nicht. Denn ob er gleich häßlich war, so galt er doch als der stärkste Mann weit und breit, dem Hammerschwinger an Kraft vergleichbar. Mallo fand Wohlgefallen am Tochtermann und

zeigte ihm die Häfen der Küste. Auch gab er ihm ein Langschiff und großes Gut mit der Tochter. Fünf Söhne hatte Tysko mit Alrun, und viele Knechte und Mägde füllten ihm die Häuser. Als die Söhne heranwuchsen, grenzte Tysko rings das Land ab, das er unter seine Herrschaft gebracht hatte. Nach Mittag zu stieß es an die Berge. Nach Mitternacht zu stieß es ans Meer.

Nach Abend zu stieß es an Hügel. Hinter denen wohnte ein Mann, der hieß Kri [...]²¹

Allerdings lässt sich nicht bei allen Stilphänomenen, auf denen die »sagaähnliche Erzählweise«²² dieser Literatur gründet, die Entlehnung aus den *Thule*-Übertragungen so eindeutig nachweisen wie bei dem im folgenden geschilderten Beispiel: Zu den Stilmerkmalen der *Olewagen Saga* gehört der Wechsel des Erzähltempus vom Präteritum in das Präsens. Anders als bei dem für die Íslendingasögur charakteristischen, offenkundig regellosen Tempuswechsel wird dieses Stilmittel hier mit Bedacht eingesetzt, und zwar »überall da, wo von einer besonders schicksalsvollen Wendung berichtet wird, wo das Herz des Erzählers (und des Hörers) schneller schlägt.«²³ Dieses Verfahren Grimms interpretierte man als ein »stilistisches Reizmittel der isländischen Saga«. Als Beleg galt Rankes Übersetzung der *Gísla saga*²⁴, in der ja tatsächlich eine Passage, die Schilderung von Gislis Totschlag an Thorgrim, durch die Veränderung des Erzähltempus stilistisch als narrativer Höhepunkt markiert wird. Freilich weicht Rankes Tempusgebrauch hier (ebenso wie der Neckels in der Übertragung der *Hrafnkels saga*) von der Verwendung der Tempora in der altisländischen Vorlage ab!²⁵ Andere Stilistika, etwa die von Grimm nachgeahmten »Halbrepliken«²⁶ oder die für die Einführung der Figuren charakteristischen Erzählformeln, welche die oben zitierten Textstellen aufweisen, mögen schon vor den Übertragungen der *Sammlung Thule*, beispielsweise durch das *Isländerbuch*, bekannt geworden sein. Doch ganz unabhängig davon sind sie hier von Interesse, weil sie belegen, daß die Autoren bei ihrem Zielpublikum mit der Kenntnis eines »Sagastils« rechneten. Dies war die Voraussetzung dafür, daß die Rezipienten mit den entlehnten Stilistika das urtümlich

21 HEYCK 1942 (299), S. 5–6.

22 VON WERDER 1942 (549), S. 197.

23 ACKERKNECHT 1936 (442), S. 45.

24 Ebd., S. 44.

25 S.o., S. 288.

26 Hierzu vgl. MAY 1941 (505), S. 423, und ACKERKNECHT 1936 (442), S. 43f.

›Germanische‹ assoziieren konnten, das dieser Stil andeuten wollte. So erklärte man denn auch den zunächst geringen Erfolg von Grimms *Olewagen Saga* damit, daß der Verfasser 1918 noch nicht »jene Vertrautheit mit dem Formwillen der alten Saga-Erzähler« vorgefunden hatte, »die zur vollen Erkenntnis der in seiner ›Olewagen Saga‹ vollbrachten künstlerischen Leistung unerlässlich ist.«²⁷ Ein solcher deutscher ›Sagastil‹ muß nun zweifellos als Hervorbringung der mittleren Rezeptionsphase angesehen werden. Denn wenngleich einzelne seiner Merkmale schon in den Übersetzungen vor der *Sammlung Thule* auftraten, so ist ihre Zusammenführung zu einem kohärenten Stileindruck gewiß die eigentliche Leistung erst dieses Reihenwerks.

Doch steht dieser Befund im Kontrast zu der Kritik eines zeitgenössischen Rezensenten, der das einzige Manko dieses »schönen Unternehmens« in »der Vielheit der Übersetzer« erblickte, »welche leicht hier das als verschiedenen Stils erscheinen lässt, was dort wie aus einem Guss sich darstellt und nur minutiöseste Forschung Verschiedenheiten offenbart«²⁸. Er bemängelte also gerade eine inkohärente Stilwirkung. Und in der Tat ließ ja auch die Übersetzungsanalyse im Detail nicht unerhebliche Divergenzen zwischen den Übersetzungen erkennen. So resultiert der wohl gravierendste Widerspruch innerhalb der Reihe aus der unterschiedlichen Behandlung der Ortsnamen, die von Niedner, Heusler, Ranke und Neckel in das Deutsche übertragen wurden, während die übrigen Übersetzer sie in der altisländischen Form beließen (diese aber meist den morphologischen Erfordernissen des Deutschen anpaßten).²⁹ Diese Frage war zugleich von allen Übersetzungsproblemen, welche die Sammlung aufwirft, unter den Zeitgenossen am heftigsten umstritten.³⁰ Nicht kritisiert, ja offenkundig nicht einmal bemerkt wurde hingegen, daß die Übersetzer sogar ein und denselben altisländi-

27 Ebd., S. 41.

28 NAUMANN 1913 (352), Sp. 3111. Auch Halldór HERMANNSSON merkte an, daß das Werk der Übersetzer »somewhat uneven« sei. *Old Icelandic Literature*. In: *Islandica* 23, 1933, S. 26.

29 Zu der Übersetzung der Ortsnamen vgl. ausführlicher REUSSE 1992 (637). Auch Ransch, Vogt und Fischer übersetzen die Ortsnamen, bringen aber (ebenso wie NIEDNER 1929 (Bd. 13)) im Anhang ein zweisprachiges Verzeichnis, das die Orientierung auf der beigegebenen Island-Karte erleichtert. Niedner führt in Band 9 (*Vier Skaldengeschichten*, 1914) nach den übersetzten Ortsnamen die altisländische Form in Klammern an. Umgekehrt verfährt BAETKE 1924 (Band 19), indem er die Ortsnamen unübersetzt läßt, aber in den Anmerkungen ihre heutige Form beifügt.

30 S.o., S. 86f.

schen Ortsnamen verschieden wiedergeben. So begegnen – um nur ein Beispiel zu nennen – für *Laxárdalr* die Übertragungen *Lachswässertal*, *Lachsachental* und *Lachsbachtal*³¹. Ähnliche Diskrepanzen treten bei der Wiedergabe von Personennamen auf, wie es exemplarisch die Be trachtung der Beinamen des in Deutschland unter dem Namen *Harald Schönhaar* bekannten norwegischen Königs lehrt. Er wurde im Altnor dischen zunächst *Haraldr Dofrafóstri* genannt, sodann *Haraldr lúfa* und – nach der Reichseinigung – *Haraldr inn hárfagri*. In den Thule Übersetzungen heißt er *Harald Dofrisziehsohn* und *Harald Dovres ziehsohn*³², *Harald Wuschelkopf* und *Harald Strubbelkopf* (ebd.), *Harald Haarschön* und *Harald Schönhaar*³³. Von weiteren Abweichungen unter den Übersetzungslösungen nahmen die Rezessenten ebensowenig Notiz. Sie treten etwa bei der Spitzenstellung der Negation auf, aber auch in dem Ausmaß der sprachlichen Archaisierung und der Verwendung von Fremdwörtern lateinisch-romanischer oder griechischer Provenienz. Lexikalische, syntaktische und morphologische Archaismen begegnen zwar in allen Übersetzungen der Reihe, jedoch verschieden oft und in unterschiedlicher Funktion. So bedient sich wohl kaum einer der Übersetzer so ausgiebig lexikalischer, aber auch morphologischer und syntaktischer Archaismen wie Niedner. Mit ihnen verleiht er seinen Texten im ganzen historisches Kolorit, ohne dabei einen besonderen Zweck, etwa die Heraushebung bestimmter Textebenen, zu verfolgen. Genau dieses Stilmittel ließ sich hingegen in Neckels Übersetzung der Hrafnkels saga nachweisen, in der sparsam eingesetzte lexikalische Archaismen die Wahrnehmung des Rezipienten auf die thematischen Aspekte von ›Sippe‹ und ›Gefolgschaft‹ lenken. Bei Ranke wiederum war der Gebrauch von Archaismen zur Markierung von Ironie zu beob

31 *Lachswässertal*: MEISSNER 1913 (86) (z.B.: Titel und S. 114), *Lachsachental*: NECKEL 1913 (39), S. 75; *Lachsbachtal*: vgl. die zweisprachigen Listen mit Ortsnamen in *Fünf Geschichten aus dem westlichen Nordland*. Übertragen von Walter Heinrich VOGT und Frank FISCHER. Jena 1914 (= Thule 10), S. 318, und *Fünf Geschichten aus dem östlichen Nordland*. Übertragen von Wilhelm RANISCH und Walter Heinrich VOGT. Jena 1921 (= Thule 11), S. 374.

32 *Die Geschichte von den Leuten aus dem Seetal*. Übertragen von Walter Heinrich VOGT. In: VOGT/ FISCHER 1914 (262), S. 38, und NIEDNER 1929 (229), S. 86.

33 Niedner verwendet in der Übersetzung der Egils saga und der Skaldensagas den Beinamen *Haarschön*, in der Übertragung der Heimskringla und der Eyrbyggja saga entscheidet er sich wie die anderen Übersetzer für *Schönhaar*. *Haarschön* begegnet auch bei VOGT 1914 (262), S. 45.

achten.³⁴ In ähnlicher Weise divergieren die stilistischen Funktionen der aus dem Lateinischen, Griechischen oder Französischen stammenden Fremdwörter, die insgesamt recht selten anzutreffen sind. Bei Neckel etwa sollen sie den juristischen Vorgängen im Text eine besondere Bedeutung geben.³⁵ Niedner hingegen verwendet sie, beispielsweise in der *Geschichte vom Skalden Egil*, unter anderem, um die »Alleinherrschaft« des Königs »Harald Haarschön« als eine in kontinentaler Tradition stehende politische Entwicklung zu charakterisieren, die das Ende des »altgermanischen Volksstaates«³⁶ bedeutet habe. So heißt es etwa über die Auswanderung Kveldulfs und seines Sohnes nach Island bezeichnenderweise, sie hätten zwar von beweglicher Habe mitgenommen, »was sie konnten. Ihre Ländereien aber wagte niemand vor der *Tyrannie* des Königs zu kaufen.«³⁷ In einem an Fremdwörtern insgesamt eher armen Text fällt diese Übersetzung für das altisländische *ríki*³⁸ stark ins Gewicht, hat also rezeptionssteuernde Funktion. Auch Unterschiede bei der Wiedergabe der charakteristischen Erzählformeln der Íslendingasögur, etwa zur Einführung der Figuren, wurden von den Rezessenten nicht registriert. Für die Übersetzung der altisländischen Formel *xy hét maðr* wählen beispielsweise Meißner, Herrmann und Niedner den Satz *xy hieß ein Mann*, während sich Neckel, Heusler, Ranke u.a. für *es war ein Mann namens xy bzw. es war ein Mann, der hieß xy entscheiden.*³⁹

Nun zeigt aber gerade das letzte Beispiel, daß in der Wahrnehmung der Rezipienten einzelne Abweichungen die Homogenität der Sprachgestalt im Ganzen gar nicht beeinträchtigen müssen. Denn beide Varian-

34 S.o., S. 292.

35 S.o., S. 134.

36 NIEDNER 1911 (225), S. 35, Anm. 1.

37 Ebd., S. 81.

38 *Egilssaga Skallagrímssonar nebst den größeren Gedichten Egils*. Herausgegeben von Finnur JÓNSSON. Halle 1894 (= Altnordische Sagabibliothek 3), S. 80.

39 Ranke übrigens erst 1922 in der Überarbeitung seiner Übersetzung von 1907 für die *Sammlung Thule*. In der ersten Fassung zeigt er für die Formelhaftigkeit kein Interesse; z.B.: »Damals lebte ein Mann namens Thorkel« – »Es war ein Mann, der hieß Thorkel« – »Porkell hét maðr« (RANKE 1907 (9), S. 13, RANKE 1922 (10), S. 61, JÓNSSON 1913 (320), S. 1); »Dann war da der bleiche Björn« – »Es war ein Mann, der hieß der bleiche Björn« – »Maðr hét Björn enn blakki« (1907, S. 13; 1922, S. 61; JÓNSSON 1913, S. 2); »Ein junger Mann namens Bard wohnte im Surental; der hatte gerade sein väterliches Erbe übernommen.« – »Es war ein Mann, der hieß Bard; er wohnte auch dort im Surental. Er war noch jung und hatte gerade sein väterliches Erbe übernommen.« – »Bárðr hét maðr; hann bjó þar í Súrnadali; hann var ungr maðr, ok hafði nýtekit við fóðurarfí sínum.« (1907, S. 15; 1922, S. 62; JÓNSSON 1913, S. 4).

ten evozieren gleichermaßen durch die redundante Verwendung den Eindruck des Formelhaften und rufen trotz ihrer Verschiedenheit im Detail insgesamt eine geschlossene Stilwirkung hervor. Das dürfte der Grund dafür sein, daß den Rezensenten die besprochenen Divergenzen zwischen den Übertragungen nicht auffielen oder nicht erwähnenswert schienen. Zudem sind die meisten von ihnen so inzident, daß sie kaum ausreichen, um eine Übersetzung stilistisch grundlegend – als individuelles Kunstwerk – von anderen abzusetzen. Eben dies hatte Schneider bei seiner Kritik im Auge, die mit ihrer Zielrichtung der oben zitierten Rezension gerade entgegengesetzt ist. Wie diese bedenkt sie die Wirkung der *Thule*-Übersetzungen auf philologisch nicht vorgebildete Leser:

ich zweifle, ob eine massenübersetzung solchen lesen gegenüber am platz ist: fesselt sie die eigenart des stils und der dargestellten lebensverhältnisse in der einen erzählung, so werden sie in der nächsten die typischen züge wiederfinden, nicht aber im stande sein, das individuelle künstlerische gepräge eines jeden werkes herauszufinden, und werden so zu dem urteil kommen, von diesen geschichten sei eine wie die andere. dass dies übersehen wurde, scheint mir ein grundirrtum in der anlage der ganzen sammlung.⁴⁰

Schneiders Einspruch wird durch den Umstand gestützt, daß die überwiegende Zahl der Divergenzen de facto für diese Rezipientengruppe überhaupt nicht zu bemerken war. Die meisten Unterschiede zwischen einzelnen Übersetzungen erschließen sich nämlich nur durch einen eingehenden Vergleich mit der Textvorlage und sind daher erst der philologischen Analyse zugänglich. Zu ihnen wären verschiedene Wiedergaben eines Rechtsterminus, eines Sprichworts u.ä. zu rechnen. So ist beispielsweise für die Leser nicht zu erkennen, daß die Metapher *Schreckenherrschaft* in Neckels *Geschichte vom Freysgoden Hrafinkel* auf denselben poetischen Ausdruck (*bera ægishjálm yfir einhveriom*) zurückgeht wie Meiñners Übertragung *den Schreckenshelm weisen*.⁴¹ Ebensowenig wird es Rezipienten, die das Altnordische nicht beherrschen, zum Problem, daß die Übersetzer in unterschiedlicher Weise Inkongruenzen im Numerus von Subjekt und Prädikat, Anakoluthe und andere syntaktische Phänomene der Vorlage nachzubilden versuchen. Denn wie immer die Wiedergabe ausfällt, für den Leser, der das Original nicht kennt, fügt sie sich in jedem Fall in das linguistische *pattern* der

40 SCHNEIDER 1913 (359), S. 213.

41 S.o., S. 265.

Übertragungen, das auf einer umgangssprachlichen Stilfärbung beruht. Daher kann es ihm auch kaum zu Bewußtsein gekommen sein, daß die sprachliche Gestalt vor allem der Heuslerschen Übertragungen sprachkritische Wirkung intendierte. Denn ohne intime Kenntnis der ausgangssprachlichen Stilprägung bleiben seine anakoluthischen Sätze bloße Regelverstöße, wie sie im Rahmen der gesprochenen Sprache häufig auftreten. Daß Heusler aus sprachkritischer Absicht in seinen Übersetzungen grammatischen Phänomene des Altländischen, die er selbst für Bestandteile der *langue* hielt, auf die Ebene der *parole* übertrug, um so die Wahrnehmung des Rezipienten vor allem auf die Syntax zu lenken⁴², ist nur dem Eingeweihten ersichtlich. Den Zeitgenossen drängte sich augenscheinlich ein eher diffuser Stileindruck auf, den sie metaphorisch zu fassen versuchten: Sie beschrieben »wuchtig wirkende Hauptsätze« und eine »holzschnittartig scharf umreißende Sprache«, die als »streng«, »karg«, »ehern«, »knapp«, »hart« und »klar« empfunden wurde.⁴³ Dabei differenzierten sie freilich keineswegs zwischen einzelnen Texten, sondern rezipierten die Sagaübersetzungen der *Sammlung Thule*, anders als Naumann erwartet hatte, als konsistentes Werk mit einem charakteristischen Gattungsstil. Offenbar überwogen also in der Perzeption ihrer sprachlichen Struktur, zumal bei philologisch nicht vorgebildeten Lesern, die konvergierenden Elemente. Dies wird durch die Reihengestaltung gefördert, die darauf angelegt ist, bereits optisch einen starken Zusammenhalt der Texte zu stiften. Aber auch die Aufbereitung der Übersetzungen selbst folgt dieser Intention. So erhalten sie weitgehend einheitliche Titel, in denen das altländische *saga* meist mit *Geschichte*, *báttr* mit *Erzählung* wiedergegeben ist.⁴⁴ Darin spiegelt sich deutlich die popularisierende Tendenz der Reihe, die sich mit ihren *Geschichten* (anders als dies etwa mit *Sagas* möglich gewesen wäre) nahtlos in den Kontext der deutschen Literatur einfügt und dabei volkstümlichen Prosagattungen annähert.⁴⁵ An kaum einem der Titel lässt sich

42 S.o., S. 236f.

43 STEINERT 1936 (430), S. 212; S[CHMIDT-GIBICHENFELS] (Rez.), *Germanisches Wesen in der Frühzeit*. (Jena). In: *Die Sonne* 2, 1925, S. 701; DIEDERICHS 1922 (453), S. 426; MANZ 1914 (350), S. 142; außerdem POETHEN 1936 (416), S. 17.

44 Bzw. *novellenartige Erzählungen* im Titel des 17. Bandes. Kritisiert wurde diese Terminologie von SCHNEIDER 1913 (359), S. 214.

45 Hierzu auch MIAN 1967 (627), S. 270. Die Ausbreitung der Bezeichnung *Geschichte* über eine ganze Bandbreite von Formen und Gattungen der mündlichen Erzählüberlieferung ist kurz angedeutet bei BAUSINGER 1980 (651), S. 225.

ablesen, daß es sich um Übersetzungen von Texten aus einem fremden kulturellen Milieu handelt, und ohne gute Kenntnisse des Altnordischen und der Sagaliteratur sind manche von ihnen nur schwer auf die Textvorlage zurückzuführen, z.B. *Die Geschichte von Fuchs dem Listigen für Króka-Refs saga* (Band 13), *Die Geschichte vom Goden Snorri für Eyrbyggja saga* (Band 7) oder *Die Geschichte vom durchtriebenen Ofeig für Bandamanna saga* (Band 10). Viele Titel werden zudem durch illustrative Zusätze erweitert, die den Inhalt der Saga andeuten: *Die Geschichte vom starken Grettir dem Geächteten*, *Die Geschichte vom Skalden Egil*, *Die Geschichte vom weisen Njal*, *Kormak der Liebesdichter* usw. Dabei vermeidet man oft die Erwähnung landeskonventioneller Elemente (etwa *Die Geschichte vom Freyspriester Hrafinkel* statt *Die Saga von Freygoden Hrafinkel*).⁴⁶ Zur leichteren Rezipierbarkeit trägt darüber hinaus die Gliederung der Texte in kurze Kapitel mit eigenen Überschriften bei. Diese führen die Übersetzer entweder neu in die Saga ein (etwa Neckel in der Übersetzung der Hrafkels saga), oder sie orientieren sich dabei an den Editionen (etwa Meißner in der Übertragung der Laxdoela saga). Außerdem nivellieren die meisten Übersetzer den Tempuswechsel der altländischen Prosa und erzählen durchgehend im Präteritum, einige wenige (z.B. Neckel, Ranke) heben zentrale Passagen durch Wechsel in das Präsens heraus und ersetzen so ein ungewohntes Stilmittel durch einen aus der zeitgenössischen Literatur bekannten Kunstgriff. Vor allem aber sind die Übersetzungen durch die Simulation mündlichen Sprachgebrauchs, der ›Alltagssprache‹, gekennzeichnet, die – in Verkennung der stilisierten Alltäglichkeit der Sagasprache – wie gezeigt u.a. durch eine parataktische Syntax mit teilweise redundanter Deixis sowie eine volkstümliche Semantik hervorgerufen wird. So erzeugen die Thule-Übersetzer im ganzen gesehen stilistische Kohärenz gerade mit Hilfe derjenigen Stilistika, die zur Popularisierung der altländischen Literatur beitragen sollten: Die Texte konvergieren in der Aufhebung des Fremden und in der Einordnung der altländischen Prosa in die volkstümliche deutsche Literatur. Hier

⁴⁶ Erst nachdem die Sagas in Deutschland bekannter geworden waren, kehrte man für die Bezeichnung landeskonventioneller Elemente zu altländischen Lehnwörtern zurück. Walter Baetke etwa gab der 1938 erschienenen Neuauflage von *Das Pferd des Priesters Hrafinkel* (1934) den Titel *Das Pferd des Goden Hrafinkel*. Dies hing aber im übrigen wohl auch damit zusammen, daß das deutsche Wort *Priester* für den Geschmack der Zeit allzu starke christliche Konnotationen hat.

haben die übertragenen Sagas ihren Platz allerdings – gerade so wie Schneider vermutet hatte – weniger als individuelle Kunstwerke denn als in sich geschlossene Textgruppe mit einem ausgeprägten Gattungsstil gefunden. Dies wird auch durch die relativ große Zahl von Anthologien bestätigt, in der aus dem Textzusammenhang isolierte Episoden unter thematischen Gesichtspunkten neu angeordnet werden – der Werkcharakter der einzelnen Saga geht dabei natürlich verloren.⁴⁷

In ihrer Methode zur Popularisierung der *Íslendingasögur* – einem Übersetzungsverfahren, mit dessen Hilfe die Sagas in den Kontext der heimischen Literatur integriert werden konnten – stimmen die Übersetzungen der mittleren Rezeptionsphase ohne Ausnahme überein. Heute hingegen verzichtet man meist von vornherein auf eine Breitenwirkung dieses Ausmaßes, wenn man die *Íslendingasögur* als Überlieferungen einer räumlich wie zeitlich fernen Kultur rezipiert und diese Distanz auch in der sprachlichen Gestalt der Übersetzungen zum Ausdruck kommen lässt. Von den modernen Wiedergaben zeigt am ausgeprägtesten Seelows Übertragung der *Grettis saga* aus dem Jahr 1974⁴⁸ dieses Übersetzungsverfahren. Er war indes keineswegs der erste, der sich der altnordischen Literatur aus dieser Perspektive genähert hat. Wenn man sich nämlich ihrer ganz frühen Rezeption in Deutschland zuwendet, die freilich den *Íslendingasögur* noch kaum Beachtung schenkte, begegnet man einer analogen Empfänglichkeit für den Reiz des Fremden, die in ähnlicher Weise in stilistische Wirkung umgesetzt wurde. Hierfür bietet Ferdinand Wachters Übertragung der *Heimskringla* aus dem Jahr 1835/36 ein eindringliches Beispiel.⁴⁹ Von den Übersetzern des frühen 20. Jahrhunderts unterscheidet er sich schon allein dadurch, daß er sich veranlaßt sieht, in einem eigenen Kapitel (*Verfahren des Verfassers gegenwärtiger Ueersetzung*) eine ausführliche Begründung seiner Übersetzungsmethode zu geben. Sie fußt auf der

47 Z.B. MEYN 1938 (214); WÜLLENWEBER 1937–1939 (283) und Ruth KÖHLER-IRRGANG, *Sippenpflicht und Sittlichkeit. Die Wurzeln germanischer Ethik*. Leipzig 1938 (= Der Mensch des alten Nordens. Nordische Art und deutsche Schule A7); KATH 1936 (185) erzählt ohne Hinweis auf die Quellen einzelne Frauenbiographien aus verschiedenen Sagas nach (s.o., S. 279). Auch Gattungsgrenzen werden in den Anthologien in der Regel ignoriert. So wird etwa die *Jómsvíkinga saga* ebenso wie die *Heimskringla* meist den *Íslendingasögur* subsumiert.

48 S.o., S. 78.

49 Snorri Sturluson's *Weltkreis* übersetzt und erläutert von Ferdinand WACHTER. 2 Bde. Leipzig 1835–1836.

Erörterung der Frage, wer in Deutschland eigentlich das Zielpublikum für Snorris Werk sein könne. Aus dem Ergebnis, daß er nicht nur »für Alterthumsforscher« übersetze, sondern »überhaupt für die [. . .], welche richtige Begriffe von der nordischen Vorzeit wünschen«, leitet er ein Vorgehen ab, bei dem »ein Theil der Urschrift mit herüber und in die Anmerkungen gebracht und erklärt wurde« (S. cc). Bereits hierin deutet sich an, daß Wachter in der Transparenz seines Verfahrens für den Leser einen der Grundsätze für die Treue der Übersetzung zum Original erblickt, die auch er zum obersten Prinzip erhebt. Daher sieht er die Notwendigkeit, in den Anmerkungen

Rechenschaft von dem Verfahren des Uebersetzers zu geben, so wie dieses auch geschehen ist, bei zweifelhaften Stellen, welche entweder an sich dunkel oder auf verschiedene Weise übersetzt werden können und verschiedenen Sinn geben. Bei solchen Stellen durfte vorzüglich der Weg gewöhnlicher Uebersetzer nicht eingeschlagen werden, sondern der Uebersetzer mußte sich als einen Abgeordneten betrachten, der Rechenschaft von seiner Handlungsweise giebt. (S. ccII)

Doch bezieht sich sein Vorsatz, einen »Theil der Urschrift mit herüber« zu bringen, sichtlich nicht nur auf die Anmerkungen, sondern auf den Text selbst. Ihn möchte er »natürlich so wörtlich, ja buchstäblich als möglich übertragen«. Dieses Bekenntnis nun findet sich auch bei fast jedem Übersetzer der mittleren Rezeptionsphase; um so schärfer ist der Kontrast, in dem die sich hinter diesen Worten verbergenden Verfahren in den verschiedenen Epochen stehen. Wachter nämlich handelt nach der Devise: »Kühn sei der Uebersetzer kühner Werke« und charakterisiert so sein Vorgehen, »namentlich die Kernausdrücke so kräftig als möglich« nachzubilden, »welches nicht anders als *durch Bildung neuer zusammengesetzter Wörter* geschehen konnte⁵⁰. Kühnheit ist also, wie man sieht, nicht etwa im Umgang mit dem Original, sondern bei der Verwendung der Zielsprache vonnöten, wenn durch diese das »kühne Werk« hindurchscheinen soll. Anders als bei den *Thule*-Übersetzern erstreckt sich diese Forderung hier aber auf alle Teile der Syntax ebenso wie auf die Semantik, in der gewohnte Begriffe bewußt vermieden werden zugunsten unkonventioneller, nach dem Vorbild des Altländischen zusammengesetzter Komposita. Eine solche »kleine Kühnheit« (S. cclv) besteht z.B. darin, daß Wachter für *sendimenn* die Lehnüber-

50 Ebd., S. cci (Hervorhebung von mir, J.Z.).

setzung *Sendemänner* den geläufigeren Ausdrücken *Gesandte*, *Abgesandte*, *Ausgesandte* oder *Botschafter* vorzieht, obwohl – oder gerade weil – er konzidieren muß: »Betrachtet man Sendemänner außer dem Zusammenhange, so nimmt es sich nicht besonders aus« (S. CCIII). Gleichermaßen bevorzugt er die Namensform *Haralld der Haarschöne* statt der im Deutschen geläufigeren Bezeichnung *Harald Schönhhaar* und merkt ausdrücklich an, daß dies »nicht gegen die herrliche Urschrift, sondern gegen den hergebrachten Schlendrian gerichtet« (S. CCLV) sei. So lenkt der Übersetzer die Rezeption mit Hilfe eines Kunstmittels, das der Formalismus viele Jahrzehnte später »Entautomatisierung der Wahrnehmung« (Viktor Šklovskij) genannt hat: Eine ungewohnte Sprachgestaltung soll die Kommunikation zunächst bewußt erschweren, um den Leser zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit dem Dargestellten zu zwingen. Auf diesem Weg wird die ästhetische Erfahrung des Fremden in stilistische Wirkung transformiert.

Damit begegnet bei Wachter eben jene verfremdende Übersetzungsmethode, die Schleiermacher 1813 aus einer kulturhistorischen Perspektive entwickelt hatte. Ihr gab er den Vorzug vor einem Verfahren, das den Autor »unmittelbar in die Welt der deutschen Leser hinein« rücke, »und [...] ihn in ihres gleichen⁵¹ verwandele. Gerade so wie Schleiermacher es postuliert hatte, bewegt Wachter seine Leser an eine »ihnen eigentlich fremde Stelle«, indem er seiner Übersetzung eine sprachliche Gestalt gibt, »die nicht nur nicht alltäglich ist, sondern die auch ahnden läßt daß sie nicht ganz frei gewachsen, vielmehr zu einer fremden Aehnlichkeit hinübergebogen sei« (S. 218, 227). Nun war aber für Schleiermacher die theoretische Privilegierung dieses Verfahrens an den Entwurf einer avancierten Übersetzungskultur gekoppelt, die Deutschland nach der nationalen Erneuerung nachgerade zu einem geistigen Zentrum Europas machen könne. Denn »unser Volk« sei »wegen seiner Achtung für das fremde und seiner vermittelnden Natur« bestimmt,

alle Schäze fremder Wissenschaft und Kunst mit seinen eignen zugleich in seiner Sprache gleichsam zu einem großen geschichtlichen Ganzen zu vereinigen, das im Mittelpunkt und Herzen von Europa verwahrt werde, damit nun durch Hülfe unserer Sprache, was die verschiedensten Zeiten schönes gebracht haben, jeder so rein und vollkommen genießen könne, als es dem Fremdling nur möglich ist. Dies scheint in der That der wahre

51 SCHLEIERMACHER 1813 (589), S. 219.

geschichtliche Zweck des Uebersezens im großen, wie es bei uns nun einheimisch ist. (S. 243–244)

Umgekehrt sei gerade dieses Übersetzen »im großen« auch die Voraussetzung für die Rezipierbarkeit einer Übertragung, in welcher die schwierige Aufgabe, »daß man in der Muttersprache das fremde darstellen solle«, gelöst sei. Schließlich reiche es nicht aus, wenn der Leser »die ganz unbestimmte Empfindung« bekomme, »daß was er liest nicht ganz einheimisch klingt; sondern es muß ihm nach etwas bestimmtem anderm klingen.« Dies aber sei nur dann möglich, »wenn er Vergleichungen in Masse anstellen kann« (S. 228–229). Die verfremdende Methode erfordere infolgedessen »ein Verpflanzen ganzer Litteraturen in eine Sprache«. Käme es dazu nicht, sagt Schleiermacher voraus, müßten die vereinzelt auftretenden verfremdenden Übersetzungen unwirksam bleiben, dann hätten sie »auch im Geist der Sprache und des Zeitalters etwas gegen sich« und könnten »nur als verfehlte Versuche erscheinen, und auch für sich wenig oder keinen Erfolg haben« (S. 230).

Es scheint nun, als liege in Wachters *Weltkreis* die nachträgliche Bestätigung dieser von Schleiermacher aus der Theorie deduzierten Prophezeiung vor: Texte aus der altnordischen Literatur wurden so außerordentlich selten mit dieser Methode in das Deutsche übertragen, daß das verfremdende Übersetzen in diesem Kontext geradezu als Kuriösrum wirkt, dessen Merkwürdigkeit man oft genug als ‚gewolltes Übersetzerdeutsch‘ abgetan hat. Die Wachtersche Übertragung wurde denn auch bereits nach kaum einem Jahr von einer neuen Übersetzung der *Heimskringla* abgelöst, die Gottlieb Mohnike 1837 unter dem Titel *Heimskringla. Sagen der Könige Norwegens von Snorre Sturlason* vorlegte. Und diese Übertragung beruhte auf dem eben entgegengesetzten Prinzip, das Schleiermacher als »Fiction« (S. 230) zurückgewiesen hatte, auf der Vorstellung nämlich, die Übersetzung könne »die Form« annehmen, »deren der Dichter sich selbst in dieser Sprache bedient haben würde.⁵² Daß damit zum gleichen Zeitpunkt zwei einander diametral entgegengesetzte Wege eingeschlagen wurden, geht nicht nur aus dem streitsüchtigen Ton hervor, den Wachter in seiner Auseinandersetzung mit Mohnike anschlägt.⁵³ Anschaulich wird dies auch durch einen

52 MOHNIKE 1937 (215), S. xvi. Er beruft sich hier auf eine Äußerung Gustav Droysens im Vorwort zu seiner *Aischylos*-Übersetzung.

53 *Nachtrag zum achten Abschnitt. Von einer so eben erscheinenden deutschen Uebersetzung der Heimskringla.* S. CCXIII–CCLXXX.

Übersetzungsvergleich, für den als Beispiel das berühmte 23. Kapitel aus der Haralds saga hárfagra der Heimskringla gewählt werden soll, in dem von dem neuen Beinamen des Königs Harald berichtet wird:

Wachter: Haarschur¹⁾ des Königs Haralld.
 König Haralld war zu Schmause in Märi bei Jarl Røgnwalld; er hatte damals sich zugeeignet das ganze Land, da nahm König Haralld Bad, und dann ließ er kämmen²⁾ sein Haar; und dann schor Jarl Røgnwalld sein Haar, aber vorher war (es) gewesen ungeschoren und ungekämmt³⁾ zehn Winter; er ward vorher genannt Lúfa (Zottiger)⁴⁾, aber nachher gab Røgnwalld ihm Bezeichnungs-Namen⁵⁾ und nannte ihn Haralld hinn Hár-fagra⁶⁾ (den Haarschönen), und sagten alle, die (ihn) sahen, daß das war der größte Wahrname⁷⁾, denn er hatte Haar beides groß und schön⁸⁾.

1) skorit hár, wörtlich: geschornes Haar – 2) greida, eigentlich: ausbreiten – 3) oc úkembt lassen Cod. C. D. hinweg – 4) So Cod. E. u. d. Text der gr. Asgb. dagegen A. B. C. D. da nannten sie ihn Haralld Lufa. – 5) kenningar-nafn, kenningar, Genitiv von kenning, doctrina, nota characteristica, praedicatum, appellatio; berühmt ist das Wort Kenningar (Mehrzahl), dichterische Benennungen, als ein Theil der jüngern Edda. – 6) Nom. Haralldr hinn Hár-fagri – 7) sannr nefni – 8) fagrt.⁵⁴

Mohnike: König Harald scheert sein Haar

König Harald war auf einem Gastgebot zu Märe bei Jarl Rögnwald. Er hatte nun alles Land sich zu eigen gemacht. Da nahm König Harald ein Bad, und ließ sein Haar kämmen, und da schor Jarl Rögnwald ihm das Haar; es war zehn Winter ungeschoren und ungekämmt gewesen; er war früher der Rauhaarige^{*)} genannt worden. Und hierauf gab Jarl Rögnwald ihm den Beinamen, und nannte ihn den Schönhaarigen^{**) und Alle, welche ihn sahen, sagten: das wäre ein wahrer Name, denn er hatte beide starkes und schönes Haar.}

*) Lufa – **) hinn Hárfragri – der Haarschöne⁵⁵

So merkwürdig sich für den heutigen Rezipienten Wachters Deutsch liest, so sehr erweist es sich als ein Versuch, die Spezifika des Altnordischen in der Zielsprache auch dann zu erhalten, wenn sie ihr vollkommen fremd sind: Anders als Mohnikes Übertragung lässt Wachters Text

54 WACHTER 1835–1836 (264), Bd. 1, S. 200–201. Der Wortlaut der Vorlage: »Skorit hár Haraldr konungs. Haraldr konungr var á veizlu á Mæri at Røgnvaldz jarls; hafði hann þá eignazk land alt; þá tók konungr bar laugar ok þá lét Haraldr konungr greiða hár sitt, ok þá skar Røgnvaldr jarl hár hans, en áðr hafði verit óskorit ok ókembt X. vetr. Þá kólluðu þeir hann Harald lífu, en síðan gaf Røgnvaldr honum kenningar-nafn ok kallaði hann Harald inn hárfagra, ok sogðu allir, er sá, at þat var it mesta sannniefni, þvíat hann hafði hár bæði mikit ok fagrt.« (JÓNSSON 1893–1900 (322), Bd. 1, S. 130).

55 MOHNIKE 1837 (215), S. 89.

z.B. Rückschlüsse auf Artikelgebrauch und Wortfolge in der Vorlage zu. Er ist darüber hinaus bemüht, die fremde Metaphorik der Komposita (*Bezeichnungs-Name, Wahrname*) nachzuahmen, während Mohnike hier auf geläufigere deutsche Begriffe zurückgreift. Ihm erschien nämlich, wie aus seinem Vorwort indirekt erhellt, der Weg Wachters als »sklavische[r] Gleichmachung der Nachbildung mit der Urschrift«, welche das, »was in dieser edel, fließend und schön ist, in jener unedel, hart und häßlich macht« (S. v).

Gewiß ist Wachters Übertragung ihrem Verfahren nach eine singuläre Erscheinung innerhalb der deutschen Rezeption der altnordischen Prosaliteratur. Dennoch ist gerade sie geeignet, die scheinbare Selbstverständlichkeit der hier vorherrschenden Übersetzungsmethode zu relativieren. Denn die Polarität der Übertragungen Wachters und Mohnikes resultiert keineswegs allein aus individuellen literarischen Neigungen und Vorlieben – sie spiegelt vielmehr einen generellen Epochentwandel in der Geschichte des Übersetzens in Deutschland, der bis in den substantialistischen Sinnbegriff der heutigen Übersetzungswissenschaft hinein fortwirkt. Wachters *Weltkreis* repräsentiert in diesem Gegensatz die Konzeption der Frühromantiker und der Philologen des beginnenden 19. Jahrhunderts mit ihrer »Utopie einer deutschen Weltliteratur«. Apel hat sie zutreffend als »eine weltweit einzigartige Tradition der Übersetzungstheorie« charakterisiert,

die getragen war vom Geist politischer Liberalität, von Weltoffenheit, Toleranz und Respekt vor der Eigenart des Fremden und Fernen, zugleich aber von methodologischer und historischer Reflexion, die das Verhältnis des Eigenen und des Fremden, den eigenen Standpunkt und die Bedingungen der eigenen Tätigkeit auszuloten suchte.⁵⁶

Diese Konzeption war in der Abgrenzung von den rationalistischen Theorien des französischen Klassizismus entstanden, den ein Übersetzungsverfahren kennzeichnete, wie es Nietzsche am Beispiel der Aneignungsmethoden Corneilles und der römischen Antike mit den Wörtern charakterisiert hatte: »man eroberte damals, wenn man übersetzte«⁵⁷. Und zum erobernden Übersetzen kehrte die sich anschließende

⁵⁶ APEL 1982 (572), S. 152–153. Die grundlegende Studie zur frühromantischen Utopie einer deutschen Weltliteratur ist Andreas HUVSEN, *Die frühromantische Konzeption von Übersetzung und Aneignung*. Zürich/Freiburg i.Br. 1969. Wichtig außerdem: Andreas F. KELLETAT, *Herder und die Weltliteratur*. Frankfurt etc. 1984.

⁵⁷ *Die Fröhliche Wissenschaft* 83.

Epoche zurück. Für sie kann hier dem Verfahren nach – aber nicht nach den theoretischen Vorstellungen ihres Übersetzers⁵⁸ – die *Heimskringla* Mohnikes stehen.

Einen ihrer bekanntesten Exponenten hatte diese Richtung in dem Altphilologen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff mit seinem zuerst 1891 erschienenen Aufsatz *Was ist Übersetzen?*⁵⁹. Sein Übersetzungsbegriff ist ebenso wie derjenige Schleiermachers, der sich ganz auf den »Kenner und Liebhaber«⁶⁰ konzentriert, ein philologischer. Doch ist damit das Gemeinsame bereits erschöpft: Schleiermacher hatte gefordert, der Übersetzer müsse »seinem Leser ein solches Bild und einen solchen Genuß [. . .] verschaffen«, wie er es als Philologe, »dem die fremde Sprache geläufig ist, aber doch immer fremde bleibt«, erlebt habe. Er soll so die eigene Lektüreerfahrung in die Übersetzung hineinnehmen und sie durch das Medium des Stils dem Leser nahebringen. Wilamowitz' Reflexionen auf das Übersetzen hingegen implizieren, daß der Philologe von der subjektiven Textwahrnehmung absehen könne, weil er im Besitz einer höheren Wahrheit sei, die als »der Geist des Dichters« über ihn komme (S. 6). Aus diesem Grunde könne eben nur er »Übersetzungen der hellenischen Poesie, die existenzberechtigt sind« (S. 2), anfertigen. Damit spricht aus Wilamowitz' Übersetzungstheorie das Selbstverständnis der Philologie im wilhelminischen Zeitalter, die sich in einem divinatorischen Verhältnis zur Wahrheit der Dichtung wähnte. Daraus leitete er, ebenso wie es am Elitebewußtsein der Germanisten zu beobachten war, für sich die Aufgabe ab, als ein geistiger Führer dem nach seiner Auffassung in einem kulturellen Niedergang begriffenen Volk den Weg in eine bessere Zukunft zu weisen:

[. . .] dass den Deutschen die hellenische Poesie in solchen [philologischen] Übersetzungen dargeboten wird, ist nur eines der Mittel, die not thun, um dem sittlichen und geistigen Verfalle zu steuern, dem unser Volk immer rascher entgegen geht; es ist vielleicht nur ein schwaches Mittel, aber wir Philologen verfügen allein darüber: wir müssen das unsere thun als Deutsche. Die Leute wollen von uns ja wenig wissen; das ist ihre Sache und beruht für viele auf Gegenseitigkeit. Aber sie wollen auch von den Idealen nichts wissen, denen wir doch deshalb unser Leben gewidmet

58 Vgl. BRENNCKE 1975 (663), S. 37–48, der die Heimskringla-Übertragung freilich nicht berücksichtigt.

59 Im folgenden wird der Nachdruck aus Ulrich VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, *Reden und Vorträge*. Berlin ²1902, S. 1–26, zitiert.

60 SCHLEIERMACHER 1813 (589), S. 223.

haben, weil wir an sie glauben. Das kann uns nicht gleichgültig sein. Keineswegs wegen unserer Ideale; die sind ja göttlich und haben bewiesen, dass irdische Macht ihnen nichts anhaben kann, geschweige das wüste Geschrei des modernen Bildungspöbels. Aber wohl ist es traurig, wenn man sieht, dass das eigene Vaterland sich von dem Ideal abwendet, nicht bloss dem hellenischen, sondern überhaupt dem Ideal. Gold, Sinnen-genuß, Ehren, das sind die Götter, an die sie glauben; der Rest ist Phrase. (S. 2)

Dieses verlorene Ideal, fährt Wilamowitz fort, könne das Hellenentum, »oder vielmehr seine Seele«, zurückbringen. Daraus ergibt sich für die philologische Übersetzung der Auftrag, dem Volk diese »Seele« aus der literarischen Überlieferung heraus zu deuten. Und aus dieser Perspektive hat das Vorhaben, die antike Literatur in Übersetzungen zu popularisieren, dann doch keine so demokratische Zielsetzung mehr, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, wenn Wilamowitz im Vorwort der *Griechischen Tragödien* erklärt: »Meine Übersetzung will mindestens so verständlich sein, wie den Athenern das Original war, womöglich noch leichter verständlich; sie will also einen Teil der Erklärung bereits liefern.«⁶¹ Denn es war ja nicht die historische Überlieferung, die hier popularisiert wurde, sondern eine Deutung, die ihrerseits historisch war, ohne daß dies dem Zielpublikum bewußt werden sollte: Nicht in der Transparenz des Übersetzungsverfahrens sah Wilamowitz die »Treue« verbürgt (wie noch Wachter), sondern in der postulierten divinatorischen Fähigkeit des Philologen.

Von den Zeitgenossen nahmen besonders die Anhänger des George-Kreises an dem Anspruch auf Breitenwirkung Anstoß; Kurt Hildebrandt, der mit dem Übersetzungsstil Wilamowitz' scharf ins Gericht ging, beanstandete, daß dieser »die moderne Gelehrtenkultur [...] als Ziel aller Weltentwicklung« ansehe und »in den alten Zeiten nur das« verehre, »was er von seinem eigenen Wesen darin ahnt. Nie sieht er das Ganze, die Erscheinung des vollendeten Werkes, und an den kostlichsten Blütenbaum weiß er nur die Frage zu stellen, welche Früchte er für seine Keller reifen ließ.«⁶² Aber mehr noch galt seine Kritik der Sprachgestalt, die Wilamowitz aus seinem Popularisierungsstreben heraus den Übersetzungen gegeben hatte. Dieser war nämlich der Ansicht, daß die

61 Berlin 1901, Bd. II, S. 3. Zu der vermeintlichen Demokratisierungstendenz des Wilamowitzschen Ansatzes vgl. APEL 1982 (572), S. 166.

62 *Hellas und Wilamowitz*. In: Georg Peter LANDMANN (Hrsg.), *Der George-Kreis*. Köln etc. 1965, S. 147–148 (zuerst in *Jahrbuch für die geistige Bewegung* I, 1910).

deutsche Sprache seiner Zeit bereits fertig ausgebildet und damit vielfältig genug sei, um für alle stilistischen Bedingungen der Textvorlage ein deutsches Pendant bereitzuhalten. Daher bediente er sich ausgiebig der verschiedensten Gattungs- und Individualstile und fügte aus ihnen eine Übersetzungssprache, die Uvo Hölscher folgendermaßen beschrieben hat: »Es gibt Partien, da schreiten wir, mit den beiden Prinzipien Geprägter Stil und Verständlichkeit, durch wechselnde Travestierungen von Faust II über Edda und Paul Gerhard zur wilhelminischen Amtssprache und zum schnodderigen Jargon.«⁶³ Aus dem Stil seiner Übertragungen geht ebenso klar wie aus Wilamowitz' Übersetzungstheorie hervor, daß für seine Auffassung von der Philologie jene »wahre Sucht, das Fremde und Ferne zu verstehen«⁶⁴, die einer der Impulse für die Herausbildung dieser Wissenschaft war, keinerlei Wert mehr besaß. Daher nahm sich die aus diesem Impetus geborene Vision einer deutschen Weltliteratur in der »bürgerlich-antiidealistischen«⁶⁵ Sicht des wilhelminischen Gelehrten nur noch als ein Versuch aus, »aller Welt Kupplerdienste zu leisten«⁶⁶.

Anders als für Wilamowitz bestand für die Übersetzer der altnordischen Literatur im frühen 20. Jahrhundert keine Notwendigkeit, sich derart dezidiert von dieser Idee einer Weltliteratur in deutscher Sprache und der ihr impliziten verfremdenden Übersetzungsmethode zu distanzieren: Die Rezeption der altsländischen Überlieferung, vor allem der Prosa, in größerem Maßstab begann ja in einer Epoche, in der das erobernde Übersetzen längst das beherrschende Verfahren war. Niedner etwa brauchte sich bei seiner Übertragung der Heimskringla für die *Sammlung Thule* mit der Konzeption Wachters nicht mehr auseinanderzusetzen, weil der Text inzwischen in der auf dem gängigeren Verfahren beruhenden Übersetzung Mohnikes erschienen war. In dem knappen Jahrhundert, das zwischen dieser und Niedners Übertragung liegt, haben sich, was den Übersetzungsbegriff angeht, keine grundlegenden Änderungen mehr ergeben. Dies wird deutlich, wenn man Niedners Übersetzung des 23. Kapitels der Haralds saga hárfagra neben die Wiedergaben von Wachter und Mohnike (o., S. 333) hält:

63 Ulrich Wilamowitz-Moellendorff. In: Uvo HÖLSCHER, *Die Chance des Unbehagens*. Göttingen 1965, S. 26.

64 APEL 1982 (572), S. 152.

65 Ebd., S. 156

66 WILAMOWITZ 1902 (594), S. 10.

Niedner: König Harald läßt sein Haar scheeren
 König Harald war auf einem Gastmahl in Möre beim Jarl Rögnvald. Er hatte sich jetzt das ganze Land unterworfen. Da nun nahm der König dort ein Bad, und darauf ließ er sich das Haar kämmen. Nun schor ihm Jarl Rögnvald sein Haar. Vorher aber war es zehn Jahre lang ungekämmt und ungeschoren gewesen. Damals hatte man ihn immer Harald Strubbelkopf genannt, aber jetzt gab Rögnvald ihm einen Beinamen und hieß ihn Harald Schönhaar. Alle aber, die ihn sahen, sagten, diesen Beinamen trüge er mit vollem Recht, denn der König hatte sowohl volles wie schönes Haar.⁶⁷

Abgesehen davon, daß diese Übersetzung die einbürgernde Tendenz der Mohnikeschen Übertragung noch verstärkt (besonders im letzten Satz), weisen die beiden Wiedergaben weitgehende methodische Konvergenz auf. In ihrer stilistischen Ausprägung stehen sie sich wesentlich näher als die zeitlich benachbarten Übertragungen von Wachter und Mohnike. Wenn deren Vergleich bereits in aller Deutlichkeit das Umschlagen eines historistisch-antiquarischen Rezeptionsinteresses in ein Bedürfnis nach Aktualisierung und Popularisierung erkennen läßt, dann ist letzteres in dem Anspruch der *Thule*-Übersetzer (und ihres Verlegers) auf nationalerzieherische Wirkung vollständig entfaltet vorzufinden. Aus dieser Zielsetzung erklärt sich das Überwiegen der erobernden Übersetzungsweise in diesem Kontext ebenso wie aus der absoluten Dominanz dieses Verfahrens in den akademischen Übersetzungskonzeptionen des späteren 19. und 20. Jahrhunderts. Doch der entscheidende Grund für ihr Vorherrschen in der deutschen Sagaübersetzung liegt wohl darin, daß die altnordische Literatur als ‚germanische‘ Überlieferung von vornherein als deutsches Kulturerbe in den Horizont ihrer Rezipienten aufgenommen und hier geradezu zum Paradigma des Eigenen stilisiert wurde. Nur daraus vermochte man die Beschäftigung mit einer Literatur fremden Ursprungs im Zeitalter der Volkstumsideologie überhaupt noch zu legitimieren; so hieß es etwa, dem deutschen Volk, das »in seiner äußerem und innerem Not nach Trost und Stärkung Ausschau« halte, könne »weder japanische Kunst noch indische Weisheit frommen«: »Wohl aber kann es sich aus den alten isländischen Sagas Gesundheit trinken; denn sie kommen aus den Tiefen zu uns herauf, in die die Wurzeln unsres eignen Volkstums, unsrer deutschen Seele hinunter-

67 Snorris Königsbuch (*Heimskringla*). Jena 1922–23 (= Thule 14–16), Bd. 1, S. 112.

reichen.«⁶⁸ Übersetzungen, die Anspruch auf Popularisierung erhoben, fiel infolgedessen die Aufgabe zu, die Texte auch sprachlich-stilistisch als das Eigene zu legitimieren und Rezeptionshindernisse zu beseitigen. Dem stehen auch die im Vergleich mit den Vorgängern erheblich gesteigerte Aufmerksamkeit für die Form der Sagas in der *Sammlung Thule* und die namentlich bei Heusler zu beobachtenden Nachbildungen der altnordischen Syntax nicht entgegen, denn sie stellen durchaus keinen Versuch einer systematischen Bewahrung des Fremden dar. Vielmehr sind sie das Ergebnis einer selektiven Textlektüre, die den (nur wenig reflektierten) Vorgaben des Gegenwartshorizontes folgt. Darin erweist sie sich als ihrer Struktur nach parallel zu dem Vorgehen Wilamowitz': Auch die *Thule*-Übersetzer monopolisierten in aktualisierender Absicht bestimmte Textmerkmale, ohne von ihren Auswahlkriterien Rechenschaft abzulegen. So sahen sie das Volkstümlich-Germanische, das sie suchten, vor allem in der Syntax der Vorlage verkörpert, aber auch hier konkretisierten sie bei weitem nicht alle Spezifika. Vielmehr unterschieden sie – von Übersetzung zu Übersetzung etwas anders – mit aller Sorgfalt nachahmenswerte von zu vernachlässigenden Stilistika. Als Richtschnur diente dabei aber nicht die stilistische Struktur des Originals – oder auch nur die Überlegung, ob ein Textmerkmal auf der Ebene der *langue* oder der *parole* angesiedelt sei –, sondern ein abstraktes Ideal der Zielsprache. Im Deutschen nämlich sollten die Nachbildungen der altnordischen Syntax die Aufgabe übernehmen, verloren geglaubtes Eigenes zurückzugewinnen: Sie sollten einer als überfremdet – »verrörmert« – empfundenen deutschen Schriftsprache das »uralte völkische Formgefühl« (Heusler)⁶⁹ wiedergeben, das nur die autochthon germanische Überlieferung des mittelalterlichen Island bewahrt habe. So ist der sprachkritische Impetus, der aus dieser Übersetzungskonzeption spricht, Ausdruck einer Definition des Fremden, die durch den der deutschen Germanen-Ideologie inhärenten Zivilisationspessimismus vorgegeben wurde. Dieser Weltanschauung, welche den Modernisierungsprozeß der Gesellschaft pauschal als eine der eigenen »Kultur« fremde, von der westlichen »Zivilisation« oktroyierte Entwicklung ablehnte, galt nur das Eigene als das Besondere. Infolgedessen filterte sie aus der historischen

68 *Nordische Schicksalsgeschichten*. Übertragen und herausgegeben von Walter BAETKE und Paul HERRMANN. Hamburg [um 1927] (= Bauern und Helden. Sonderausgabe in drei Bänden), S. 11.

69 S.o., S. 245.

Überlieferung stets das heraus, was sie in ihrer imaginierten Eigenart bestätigen konnte. Das sprachkritische Moment in den Stilvorstellungen der *Thule*-Übersetzer entsprach diesem Geschichtsbild und seiner Kategorie der ›germanischen Kontinuität‹, das die Weltanschauung der Völkischen ebenso bestimmte wie später die der Nationalsozialisten und das sich auch in der Nordistik niederschlug. Dies wurde anhand der Beispiele Höflers und Kummers bereits an anderer Stelle (o., S. 71) erörtert. Das Bestreben Heuslers und der übrigen *Thule*-Übersetzer, durch Übertragungen auf die deutsche Sprache einzuwirken, erweist sich infolgedessen als das genaue Gegenteil des frühromantischen Ideals der »Sprachbewegung«, das sich vom Übersetzen die Bereicherung der rezipierenden Sprache erhoffte und aus der Erkenntnis resultierte, daß auch die Sprache dem historischen Prozeß unterworfen sei. Das Sprachverständnis der *Thule*-Übersetzer war indessen an einen mythischen Volksbegriff gebunden und leugnete den Einfluß der Geschichte. Auch hinter der Marginalisierung der Skaldendichtung im Kanon der rezipierten Gattungen verbirgt sich diese Sprachauffassung, denn der Stil der Skalden galt trotz des germanischen Ursprungs als exotisch. Dies wollte man darauf zurückführen, daß ihre Dichtung »ausgesprochen standes- und milieugebunden«, also gerade keine Volkskunst sei. Darum huldige sie »einem überspitzten Kunststil« und bleibe »dem modernen Menschen zumeist höchst fremd und unzulänglich [sic]«⁷⁰. Für Ranke beispielsweise war die »künstelnde Manier« der Strophen Grund genug, die meisten von ihnen gar nicht erst zu übersetzen⁷¹, nachdem schon Bonus erklärt hatte, sie seien »das verkünsteltste, gequälteste, von Urwüchsigkeit am weitesten entfernte Gewerbe, das jemals unter dem Vorwand Kunst zu sein, betrieben worden ist«⁷². Die Klassifizierung eines Gegenstands als »fremd« genügte, wie man sieht, als Begründung für seine Ausgrenzung: Die periphere Rolle der Skaldik belegt, daß es nicht das Streben nach geistiger und historischer Horizonterweiterung war, das die Rezeption der altnordischen Literatur motivierte, sondern eher ein Versuch der völkischen Selbstvergewisserung. Das Volkstum stiftete jene höhere Einheit, welche die von Friedrich Schlegel als »Kardinal-

70 KRAUSE 1933 (390), S. 352. Vgl. außerdem MAGON 1931 (349), S. 163.

71 Begründet durch den Vollständigkeitsanspruch der *Sammlung Thule* wurden bei der Überarbeitung seiner Übertragung die losen Strophen aber in der Übersetzung von Niedner dem Text hinzugefügt. S.o., S. 290f.

72 BONUS 1912 (131), S. 112.

problem der Übersetzung« entdeckte »historische Differenz«⁷³ und mit ihr die kulturelle Alterität suspendierte. Gleichermassen unhistorisch war das Bestreben, mit Hilfe der Übersetzungen den ›Sagastil‹ zum Ideal für eine Erneuerung des Deutschen aus den völkischen Wurzeln zu erheben, das im übrigen in der Konsequenz eben nicht zu einer Erweiterung der sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten, sondern zu ihrer Reduzierung führen mußte: Die angestrebte Substitution vorgeblich ›fremder‹ Sprachzüge kam (ebenso wie andere sprachkritische Verfahren, etwa der Purismus) einem weitreichenden Verzicht auf sprachliche und stilistische Differenzierungsmöglichkeiten gleich. Denn die Sprache sollte hier nicht einmal mehr in ihrem aktuellen status quo bewahrt, sondern vielmehr einem vergangenen, angeblich ›unvermischteren‹ Zustand anverwandelt werden. Insofern läßt sich die Herausbildung eines deutschen ›Sagastils‹, auch wenn er die deutsche Literatursprache für einen Augenblick zu beeinflussen vermochte, kaum als eine wirklich innovative Entwicklung werten. Es liegt im Gegenteil der Gedanke nahe, daß schon allein der Sprachbegriff der *Thule*-Übersetzer geradezu paradigmatisch das – obendrein außerordentlich verengte – philologische Verständnis von Nationalliteratur verkörpert, das im Verlauf des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts das ebenfalls philologische, aber kosmopolitische Weltliteratur-Konzept der Frühromantik vollständig verdrängte. Zu der hier zutage tretenden Universalität, der Aufgeschlossenheit gegenüber dem Fernen und Fremden in seiner historischen, kulturellen und ästhetischen Bedingtheit, verhält sich die Rezeption der altnordischen Literatur in dem untersuchten Zeitraum in einer Weise konträr, daß es (in Anlehnung an Nietzsche) kaum übertrieben scheint, in ihrem Vorgehen insgesamt – und nicht nur dem vorherrschenden Übersetzungsverfahren nach – eine Spielart des Kulturimperialismus zu erkennen.

Freilich zeigt das Beispiel der Heimskringla-Übertragungen, besonders die Analogie der Stilprinzipien bei Mohnike und Niedner, daß sich das methodische Muster dieser Rezeption schon sehr viel früher herausgebildet hatte. Darum läßt sich – wenngleich in dem Streben nach einer möglichst vollständigen Integration des Fremden in die eigene literarische Welt ein gemeinsamer Nenner aller Übersetzungen des mittleren Zeitabschnitts liegt – dieser Aspekt kaum als distinktives

⁷³ Vgl. APEL 1982 (572), S. 94.

Epochenmoment werten. Die Grenzlinie, die Bonus' *Isländerbuch* und das Jahr 1907 markieren, darf also nicht schematisch gezogen werden; mindestens im Hinblick auf die Übersetzungs- und Stilprinzipien ist sie eher als ein fließender Übergang zu interpretieren. So begegnen gerade in Bonus' Übertragungen – indes bloß vereinzelt – Elemente des verfremdenden Vorgehens (z.B. Komposita in Lehnübersetzung), mit deren Hilfe die historische Dimension der Alterität der Vorlage stilistisch wirksam werden soll.⁷⁴ Dadurch fallen sie aus dem sprachlichen Rahmen der mittleren Rezeptionsphase heraus⁷⁵, in deren Übersetzungen auch die Archaismen integrative Funktion übernehmen: Wiederbelebte altdeutsche Wörter wie *Gau* (für *herað*) oder *Mage* (für *frændi*), ›deutsche‹ Monatsnamen usw. sollen die Texte als eigene Überlieferung ausweisen.⁷⁶ Im Ganzen genommen drängen die späteren Wiedergaben das Fremde eher noch stärker zurück als die Texte der *Sammlung Thule*; einen gewissen Spielraum für die Bewahrung kultureller Alterität gewähren hier nur noch die Behandlung der Orts- und Personennamen sowie einige wenige altisländische Lehnwörter (*Gode*, *Skalde*, *Herse* etc.). Darüber hinaus konzentrieren sich diese Übersetzungen und Bearbeitungen weitgehend auf den Stoff. Für die stilistische Gestaltung privilegieren sie semantische Verfahren; syntaktische Unebenheiten zur Stilisierung des mündlichen Sprachgebrauchs ebnen sie in der Regel ein, es entsteht ein glatter, ganz hinter die Handlung zurücktretender Stileindruck. Diese Tendenz ließ sich etwa in Gustav Wenz' Übertragung *Vom edeln Blundketil und vom Hühnerthorir*, Meyns *Geschichte der Leute aus dem Lachswässertal* oder Rüttgers *Geschichte von Un der Weisen und ihrer Sippe* nachweisen.⁷⁷ Besonders auffallend ist aber, daß in der überwiegenden Zahl der für den Schulunterricht aufbereiteten Sagas die Ästhetik der Texte gänzlich ignoriert wurde. So lehnten manche Pädagogen die »wortgetreuen Übersetzungen« grundsätzlich ab und forderten für die Schule »Umgestaltungen unter möglichst engem Anschluß an die Urfassungen oder aber Neuschöpfungen aus dem Geiste der Sagas und ihrer Welt«.⁷⁸ Für solche »Umgestaltungen« griff man nun nicht mehr nur in Syntax und Mikrostruktur einer Saga ein, sondern ver-

74 S.o., S. 218f, 284.

75 Dies merkte schon LOHRMANN 1938 (397) an (s.o., S. 305).

76 Zur Ideologisierung des archaischen Wortschatzes s.o., S. 127.

77 S.o., S. 248ff, 263f.

78 SCHULZ 1937 (539), S. 499.

änderte auch die Makrostruktur erheblich, kürzte alle dem Fortgang der Handlung entbehrenden Passagen, verlegte Erzählerbericht in Figurenrede usw. Wenn schon bei den *Thule*-Übersetzungen ein gewisses (wohl aus den Implikationen der Freiprosattheorie resultierendes) Desinteresse gegenüber der Diskursebene der rezipierten Texte zu konstatieren ist, das sich etwa in der Zurückweisung von Parallelismen und ähnlichen Verfahren der Verklammerung von Handlungsmomenten manifestiert, so zeigen die ihr folgenden Übertragungen dafür meist überhaupt keine Aufmerksamkeit mehr. Ihr Interesse verlagerte sich vollständig auf die Geschichtsebene, deren Reproduktion in »Klassenlesestoffen« von der additiven Aneinanderreihung einzelner Handlungssequenzen, etwa in einigen Texten Fahnemanns, bis zu Rearrangierung einer neuen Diskursebene reicht, wie sie am ausgeprägtesten in Webers und Lohrmanns Wiedergaben der *Gísla saga* auftritt. Dabei wird die rezipierte Literatur einer Monosemierung unterworfen, indem Unbestimmtheitsstellen entweder ganz beseitigt oder durch aktuelle Bezüge konkretisiert werden. Auf diese Weise wurde den Rezipienten dieser Übersetzungen und Nachdichtungen die – gänzlich unreflektierte – Projektion des Gegenwartshorizontes auf die mittelalterliche Überlieferung nicht mehr als eine mögliche Lesart unter vielen angeboten, sondern als die angeblich einzige legitime aufgezwungenen. Zwar lässt sich kaum beweisen, daß dies die zwangsläufige Konsequenz eines erobernden Übersetzungsverfahrens war, das sich aus dem geistigen Führungsanspruch seiner philologischen Vertreter und ihrem Popularisierungs- und Aktualisierungsstreben ergeben hatte. Dennoch ist eine gewisse Folgerichtigkeit in dieser Entwicklung kaum von der Hand zu weisen, und es erscheint allemal gerechtfertigt, die Übersetzungen der ersten und zweiten Phase – und zwar nicht nur, aber wegen ihrer Verbreitung vor allem diejenigen der *Sammlung Thule* – in ihrer (kultur)imperialistischen Zielsetzung als Wegbereiter dieser die Überlieferung wie die Leser manipulierenden Rezeptionsdokumente einzustufen. Als sicher widerlegt jedenfalls kann die Auffassung gelten, der Nationalsozialismus, da er sich »auf seine Weise des Germanentums annahm«, habe »die weitere Wirkung der *Thule*-Samm lung [...] abgeschnitten«⁷⁹. Das Gegenteil ist der Fall.

79 FRIESE 1977 (686), S. 870.

2. Bauern, Krieger, Helden: Das Menschenbild der deutschen Sagarezeption

Um den Íslendingasögur einen Platz in der literarischen Welt des deutschen Sprachgebiets zu sichern, bedienten sich ihre Übersetzer nicht nur eines bestimmten Übersetzungsverfahrens; auch darüber hinaus fanden sie Mittel und Wege, ihren Lesern die Integration der fremden Überlieferung in die eigene Kultur zu erleichtern: Vor allem die begleitenden Texte (Vor- oder Nachworte), mit denen Übertragungen traditionell versehen werden, boten ihnen Gelegenheit, das Zielpublikum mehr oder weniger explizit darauf hinzuweisen, welche Bedeutung der fremde Text nach ihrer Meinung in der Begegnung mit der anderen Kultur und Epoche gewinnen sollte. Die Argumente, die dem Publikum hier bei der Überbrückung des zeitlichen Abstands zum Mittelalter und der kulturellen und geographischen Distanz nach Island helfen sollten, entstammten dem Bedürfnis nach der Legitimierung des Interesses an einer bis dato eher unbekannten Literatur. Niemand wird bestreiten wollen, daß hierfür eine Notwendigkeit bestand (und besteht), und selbstverständlich ist ein solches Vorgehen nicht schon an sich zu kritisieren. Im Gegen teil: das Begründen der Aufnahme bestimmter Texte in den Horizont der rezipierenden Kultur durch ihre Herausgeber (Übersetzer, Verfasser) ist eine der Voraussetzungen dafür, daß die Aneignungsverfahren durchschaubar bleiben und von den Lesern angenommen, aber auch zurückgewiesen werden können. Für rezeptionsästhetische Fragestellungen sind solche Erklärungen meist schon vom sachlichen Standpunkt her aufschlußreich, und im Verlauf der Untersuchung hat der Blick auf die Vor- und Nachworte der Sagaübersetzungen bereits wichtige Erkenntnisse erbracht. Erhellend sind aber auch die Argumentationsweisen und Strategien, mit denen die Leser gewonnen werden sollen. Hier ist zu beobachten, wie die demonstrative Inbesitznahme der altisländischen Literatur durch bewußt emotionalisierende Analogien und Formulierungen als eine nationale Angelegenheit der Deutschen nicht nur gerechtfertigt, sondern förmlich inszeniert wird. Als naheliegendes Beispiel sei das Vorwort Niedners zu seinem Einleitungsband der *Sammlung Thule, Islands Kultur zur Wikingerzeit*, gewählt, der aus dem Jahr 1913 stammt und 1920 unverändert nachgedruckt wurde. Der Verfasser konzidiert zunächst, daß »der Hintergrund, vor dem sich diese Erzählungen

abheben, [. . .] den modernen Leser seltsam und befremdend an[musstet]«. Darum habe man sich entschlossen, das »allgemeine Weltbild des Wikingertums« (S. v) in einem eigenen Band zu erläutern. Doch auch unabhängig von diesem findet er eine Vergleichsbasis, auf der ihm die zuvor konstatierte Fremdartigkeit aufgehoben scheint:

In den Sagas wirken die heldenhaften Männer des alten Island mit der Notwendigkeit einer Naturmacht. Unsere Bewunderung dieser einheitlichen Persönlichkeiten wird manchmal so stark, daß wir ihre Überlegenheit anerkennen, selbst wo uns ihre Handlungsweise widerstrebt. Wir Deutschen kennen dieses Gefühl. Es hat uns gelegentlich gegenüber dem eisernen Schöpfer unseres Reiches beseelt. (S. vi)

Auf dieser höheren, geradezu mythischen Ebene nämlich installiert Niedner die Figuren der Sagas mit ihrer »dämonische[n] Einheitlichkeit [. . .] im Handeln«, die »als Volkshelden« unmittelbare Wirkung »auf den deutschen Leser« versprächen. Und auf derselben Ebene rangiert – über alle historischen Abgründe hinweg – der »eiserne Schöpfer unseres Reiches«, der abschließend dann doch noch beim Namen genannt wird: »Alles in allem leuchtet hier wie ein Sinnbild aus ältester Zeit der Genius großen Germanentums, dessen willensstarkes Walten wir in dem Zeitalter Bismarcks so lebendig verspürtén.« Durch die Wiederholung prägt sich dem Leser um so nachhaltiger ein, was explizit gar nicht gesagt wird: Die altisländische Literatur soll helfen, den Geist einer Epoche der jüngsten deutschen Geschichte heraufzubeschwören. Zumal in der 1920 erschienenen zweiten Auflage, in der übrigens an keiner Stelle vermerkt ist, daß der Text bereits 1913 verfaßt wurde, gewann diese Sichtweise politische Aussagekraft. Denn Bismarcks Reichsgründung gehörte nun in jene Ära, die soeben mit der Niederlage im Weltkrieg und dem Vertrag von Versailles unwiderruflich zu Ende gegangen war. In diesem veränderten politischen Rahmen mußten Niedners Bemerkungen insinuieren, daß die Gesellschaftsform der neuen Republik, deren Verfassung nicht mehr auf der »dämonischen Einheitlichkeit« einer einzelnen Persönlichkeit beruhte, ungermanisch sei. Wer immer für die wiederholte Publikation des Textes verantwortlich war, rechnete offensichtlich mit den antidemokratischen Ressentiments der Leser, denn die altnordische Literatur – oder, besser gesagt, ein Ausschnitt daraus: ihre Figuren – wurde hier nicht nur für die eigene Kultur vereinnahmt, sondern darüber hinaus gezielt zur Weckung von Restaurationswünschen eingesetzt. Auf diese Weise wurden vorhandene Denk-

muster aktualisiert, und mit der Evokation dieses Erwartungshorizontes wurde zugleich seine Bestätigung versprochen.

So mag die *Sammlung Thule* einmal mehr als Exemplum für die Rezeptionshaltung stehen, welche die Aufnahme der Íslendingasögur in dieser Epoche insgesamt charakterisiert. Ihre Motivation ist das Verlangen nach Affirmation bestehender, aber bedroht geglaubter Werte und nach historischer Rechtfertigung einer bereits ausgebildeten Ideologie: des deutschen Germanenmythos. Dieser stammte allerdings zu einem guten Teil aus ganz anderen Quellen, und die ›Entdeckung‹ Islands und vor allem der Sagas ist in seiner Geschichte ein verhältnismäßig spätes Phänomen gewesen. Deshalb muß die Frage gestellt werden, ob dem Germanenmythos dadurch überhaupt noch neue Aspekte hinzugefügt wurden. Die bisherigen Untersuchungsergebnisse legen eher den Gedanken nahe, daß die Sagarezeption als einer der entscheidenden Katalysatoren bei der politischen Radikalisierung der Germanenschwärmerei fungiert haben könnte.

Diesen Eindruck erhärtet die Betrachtung der Vorstellungen vom ›Germanen‹, weil diese unter dem Einfluß der ›Isländersagas‹ im 20. Jahrhundert immer deutlicher kriegerisch-aggressive Züge annahmen und sich – in den dreißiger und vierziger Jahren – in eine wahre Todesverherrlichung steigerten. Vorangegangen war dieser Entwicklung in den ersten Jahren der Hochphase eine Differenzierung des Menschenbildes: Während man sich in den Übersetzungen des 19. Jahrhunderts meist mit einem allgemeinen Hinweis auf die Naturwüchsigkeit und den unverdorbenen Heroismus der Sagafiguren zufriedengab, exponierte man in der Folgezeit die Lebensformen, die man für Inkarnationen des Ursprünglichen hielt. Dazu zählten jene ›Bauern‹, ›Krieger‹ und ›Helden‹, welche die Propheten des Kulturpessimismus schon im vorangegangenen Jahrhundert als Gegenbilder zu dem durch die Folgen der Industrialisierung seinen Wurzeln entfremdeten Menschen propagiert hatten. Kein Übersetzer ließ die Gelegenheit aus, diese Perspektive im Vorwort zu akzentuieren: als »bäuerliche Krieger und Gewalthaber« wurden die Protagonisten der Sagas eingeführt, ihre Form des Zusammenlebens als »im Bauernkleide eine heldisch gestimmte Gesellschaft« charakterisiert.¹ In dieser, wurde behauptet, schlössen Bauern-, Helden- und Kriegertum sich nicht gegenseitig aus, sondern gehörten im Gegenteil zusammen:

1 HEUSLER 1900 (58), S. 12, und 1926 (175), S. 297.

Die Gestalten der isländischen Saga sind Krieger und Bauern, Helden und Alltagsmenschen zugleich; sie haben stolze Heldengedanken, ein hochgespanntes Ehrgefühl, einen freien Geist, der sie zu Gefährten der Könige macht, und daneben zeigen sie oft eine enge, an die Scholle, an den Besitz sich klammernde Gesinnung, niedere Bauernverschlagenheit. Sie stolzieren in Scharlachkleidern, unter vergoldeten Helmen, eine gute Waffe ist ein hochgeschätztes Kleinod, und der Speer, die Axt, das Schwert sind allzeit bereit, Blut zu trinken; für gewöhnlich aber führen die Männer das Leben des Großbauern im Werktagskleide, der überall mit zugreifen kann, und jedenfalls in der Arbeit geübt ist, die der Knecht ausführt. Trotz aller kühnen Seefahrten, trotz der wilden Händel, der Menschenglück und Menschenleben vernichtenden Zusammenstöße sind es doch im Grunde Bauerngeschichten, die wir vor uns haben. Das gerade ist hier das Ergriffende, daß unmittelbar aus der gemeinen Alltäglichkeit gewaltige Menschengröße, ungeheures Schicksal aufsteigt.²

Die Belege für diese Ansicht sind Legion.³ Sie alle geben das mythische Bild einer Gemeinschaft wieder, in der Bauern- und Wikingertum, Arbeit und Kampf sich gegenseitig bedingten, Nähr- und Wehrstand noch nicht getrennt und Reproduktion und Produktion noch nicht in soziale Sphären zerfallen waren: Im germanischen »Bauernkriegertum« herrsche, so hieß es, »vollkommene Einheit des Lebens«⁴. Und eben diese ließ sich nun der modernen Industriegesellschaft entgegenhalten, die mit ihrer arbeitsteiligen Produktionsweise den Menschen einer postulierten ursprünglichen Ganzheitlichkeit der Erfahrungswelt beraubt habe. Sie sei aber, das verheißen Titel wie *Eine altnordische Bauerngeschichte*, *Bauern und Helden* oder *Von germanischen Bauern, Kriegern und Seefahrern*, durch die Lektüre der übersetzten Íslendingasögur wenigstens als geistige Dimension zurückzugewinnen. Solche Formulierungen appellierten bei dem Publikum ebenso wie Niedners Vorwort an bereits vorgeprägte Vorstellungen. Dem Erwartungshorizont, den sie damit aufriefen, sollen sich die folgenden Überlegungen annähern.

Er ist, was die Privilegierung der durch ›Bauern‹, ›Krieger‹ und ›Helden‹ repräsentierten Lebensformen offenbar werden läßt, in einem ideengeschichtlichen Kontext zu lokalisieren, der von den irrationalistischen Strömungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts bestimmt wird.

2 MEISSNER 1913 (86), S. 11–12.

3 Neben den angeführten Beispielen vgl. etwa KUHN 1933 (392), S. 341; VOGT 1933 (434), S. 346; MULOT 1934 (406), S. 225; WEISSE 1938 (436), S. 6f; WENZ 1938 (437), S. 486f; HOFMEISTER 1941 (383), S. 3; usw.

4 DILG 1939 (373), S. 110.

Mit ihnen verbinden sich die Namen Paul de Lagardes, Julius Langbehns, Houston Steward Chamberlains, Oswald Spenglers und Arthur Moeller van den Brucks, aber auch Friedrich Nietzsches – wenngleich mehr in seinen Wirkungen als in seinen Intentionen – und vieler anderer. Die Ideen dieser Denker, deren Genese ebenso wie ihre Rezeption in enger Wechselbeziehung mit der nationalen Geschichte der Deutschen stand, verschmolzen zu Beginn unseres Jahrhunderts mit dem Germanenmythos und der Rassenideologie zu einem politisch höchstbrisanten Konglomerat, das in der Sagarezeption wie in einem Mikrokosmos erkennbar wird. Darüber hinaus lässt sich anhand unserer Analyseergebnisse die spezifische Funktion der ›Isländersagas‹ in diesem Kontext genauer bestimmen. Bei dem Versuch ihrer Rekonstruktion können und brauchen die zivilisationskritischen Denkmodelle nicht im einzelnen nachgezeichnet zu werden. Die Forschung hat ihnen bereits eine ganze Reihe von Spezialuntersuchungen, aber auch Überblicksdarstellungen gewidmet, auf die hier zurückgegriffen werden kann.⁵

Seit die Berliner Naturalismus-Theoretiker die skandinavische Literatur und Bonus die *Íslendingasögur* entdeckt hatten (s.o., S. 40), stand, wie gesagt, der Mensch im Brennpunkt der Sagarezeption. Dabei konzentrierte man sich, genau genommen, vor allem auf einen Menschen-typus: den Helden, dem bereits das späte 19. Jahrhundert gesteigerte Aufmerksamkeit geschenkt hatte.⁶ Zu dem Menschenbild des Naturalismus, besonders in seiner konsequenten Form, bildete diese Sichtweise aber einen Gegensatz, der schon bei Bonus deutlich zu spüren ist. Denn er hielt für den zentralen Gedanken der Sagas (ebenso wie der Dramen Ibsens) die Idee des »Großmännischen« und »Starkgeistigen« (s.o.,

⁵ Etwa zu Lagarde, Langbehn und Arthur Moeller van den Bruck: Fritz STERN, *Kultursessimismus als politische Gefahr*. München 1986 (zuerst Bern und Stuttgart 1963); zu Langbehn: Bernd BEHRENDT, *Zwischen Paradox und Paralogismus. Weltanschauliche Grundzüge einer Kulturkritik in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts am Beispiel August Julius Langbehn*. Frankfurt a. M. etc. 1984; außerdem Klaus BERGMANN, *Agrarromantik und Großstadtfeindschaft*. Meisenheim am Glan 1970; KRATZSCH 1969 (728); LUKÁCS 1955 (741); EMMERICH 1968 (678) und 1971 (679); VON SEE 1975 (789). George L. MOSSE, *Ein Volk, ein Reich, ein Führer. Die völkischen Ursprünge des Nationalsozialismus*. Königstein/Ts. 1979; neuerdings auch: Doris MENDLEWITSCH, *Volk und Heil. Vordenker des Nationalsozialismus im 19. Jahrhundert*. Rheda-Wiedenbrück 1988. Das »antidemokratische Denken« als politisches Pendant des Irrationalismus untersucht Kurt SONTHEIMER, *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*. München 1962.

⁶ Vgl. z.B. VON SEE 1991 (798), S. 70–76. Die Heroisierung des großen Individuums ist im übrigen in der Gründerzeit ein für mehrere Künste charakteristisches Phänomen. Dazu vgl. allgemein Roy C. COWEN, *Der Naturalismus*. München 1973, S. 12f.

S. 36), idealtypisch verkörpert im altnordischen *mikilmenni*. Diesen kennzeichne ein »Wille zur Macht«, ein »Wille zur Tat« und der »Mut, sich zu sich selbst zu bekennen, stark und ganz zu sein, was man sein kann und will«⁷: In den Sagas glaubte Bonus auf ein heroisches Individuum gestoßen zu sein, das sich dem ganz durch die äußereren Faktoren von »race, milieu, temps« (Taine) determinierten und bar jeder Willensfreiheit der geschichtlichen Entwicklung preisgegebenen Menschen naturalistischer Anschauung entgegensezten ließ. Und die Íslendingasögur schienen ihm darüber hinaus zu belegen, daß dieser »Held« keineswegs bloß ein literarisches Wunschbild, sondern vielmehr historische Wirklichkeit sei. Zeichnete sich diese Überlieferung doch durch einen »Realismus« aus, dem nicht »»Experimente« und ›Dokumente‹«, ein »Prinzip« oder eine »Doktrin« zugrundelägen, sondern dem nur »das wirkliche Leben und die in ihm wirklichen Menschenschicksale«⁸ von Bedeutung seien.

Nun waren der Mensch und das heroische Individuum als Themen der Literatur aber nicht erst von Bonus entdeckt worden. Vielmehr hatten sie sich – was hier nicht im einzelnen ausgeführt zu werden braucht – schon vor der Jahrhundertwende einen festen Platz in zum Teil gegenläufigen literarischen Richtungen erobert, nicht zuletzt unter dem Einfluß von Nietzsches Begriff der großen Persönlichkeit. Auch die Dichter des Friedrichshagener Kreises um die Brüder Hart etwa rezipierten ihn und bemühten sich um eine Verbindung des Naturalismus mit Nietzsches Aristokratismus, doch inspirierte er vor allem die antinaturalistischen Strömungen, etwa die Literatur der Heimatkunstbewegung. So ist die Parallele zu Bonus' Sicht auf die Saga evident, wenn einer ihrer Vordenker, Friedrich Lienhard, immer wieder »eine Ergänzung, eine Erweiterung, eine Vertiefung« des »Modernen« forderte, und zwar »nach der menschlichen Seite hin«, durch »ganze Menschen«⁹ und eine »Heldenverehrung«, welche »ein Heilmittel gegenüber moderner Zerfahrenheit«¹⁰ sei. Zu den Quellen dieser Denkweise gehörte u.a. die außerordentlich populäre Modernismuskritik des »Rembrandtdeut-

7 BONUS 1920 (133), S. 55. Ähnlich bewertete Niedner die »Willensstärke«, den »festen Heldenwillen« der Sagafiguren; NIEDNER 1913 (522), S. 107.

8 BONUS 1920 (133), S. 7–8.

9 Friedrich LIENHARD, *Heimatkunst* (1900). In: ders., *Neue Ideale nebst Vorherrschaft Berlins*. Stuttgart 1920, S. 92.

10 Ders., *Der letzte Idealist im 19. Jahrhundert*. In: LIENHARD 1920, S. 211.

schen« Julius Langbehn: In der literarischen Stilisierung des Helden hatte dieser eine Alternative zu der Ästhetik des Naturalismus gesehen, die er als die künstlerische Folge des »demokratisierende[n] nivellierende[n] atomisierende[n] Geist[es] des jetzigen Jahrhunderts«¹¹ scharf ablehnte. Bonus aber konnte diesem Menschenbild jetzt dennoch etwas Neues hinzufügen: Er hatte literarische Heldenfiguren entdeckt, die gleichzeitig historisch zu sein schienen!

Für die weitere Entwicklung der Sagarezeption hatte dies erhebliche Konsequenzen. Das läßt sich besonders gut an einem speziellen Aspekt dieser Vorstellung vom ›Germanen‹ demonstrieren, nämlich an der Perspektive auf die weiblichen Figuren der *Íslendingasögur*.¹² Schon aus der Tatsache, daß Bonus in den Sagas die Wurzeln der Kunst eines Henrik Ibsen gefunden zu haben glaubte¹³, geht ja hervor, daß er das *Isländerbuch* auch als Beitrag zu der literarischen Debatte um die Moderne verstand. Noch deutlicher erhellt dies daraus, daß er sich in diesem Kontext auch der ›Frauenfrage‹ annahm¹⁴, die sich – eine Folge der gewaltigen sozialen und geistigen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts – gegen Ende dieser Epoche immer dringlicher gestellt hatte. Das Aufkommen der Frauenbewegung bezeugt dies ebenso wie die Aufnahme des Problems in den Themenkanon der Literatur realistischer und naturalistischer Prägung. Bonus leugnete nicht, daß auch die Saga ein Gesellschaftsbild zeichnet, in dem die Frauen rechtlich benachteiligt sind. Aber er hielt diesen Befund für nebensächlich, weil ›die Sitte‹ den juristischen Status bereits hinter sich gelassen habe. ›Weit‹ sei ›über all dies [...] das Weib durch die tatsächliche Wertschätzung erhoben, die ihr nach den alten Urkunden gezollt wird‹¹⁵. Sittlich also seien die Frauen den Männern im Weltbild der Sagas gleichgestellt – ihr Handeln belege, daß sie ›ihre Selbstbestimmung durchzusetzen suchen‹, und

11 Zit. n. BAUR 1980 (652), S. 402.

12 Zu diesem Thema vgl. auch BOLLASON 1992 (660), S. 101–115.

13 In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu berücksichtigen, daß das Ibsen-Kapitel des *Isländerbuches* auf einem bereits 1906 publizierten Aufsatz des Autors zurückgeht: *Henrik Ibsen und die Isländergeschichte*. In: *Preußische Jahrbücher* 126, 1906, S. 424–448. Zu diesem Zeitpunkt erlebte die Ibsen-Rezeption auf deutschen Bühnen eine Konjunktur, die bei Erscheinen des dritten Bandes des *Isländerbuches* bereits wieder abgeflaut war. Dazu vgl. Wolfgang PASCHE, *Skandinavische Dramatik in Deutschland*. Basel etc. 1979, bes. S. 185–206.

14 BONUS 1920 (133), S. 65ff.

15 Ebd., S. 68; vgl. dazu auch die o., S. 269f zitierte Ansicht Heuslers.

Bonus meinte den Texten den Eindruck entnehmen zu dürfen, »daß Stimmung und Brauch sich dazu neigten, den Frauen, die über sich selbst bestimmen wollten, recht zu geben.«¹⁶ In die Diskussion um die Frauenemanzipation brachte Bonus damit Dokumente ein, mit denen er die historische Existenz von Frauen belegen zu können meinte, die kraft der ihnen eigenen »Starkgeistigkeit« nach Autonomie strebten – und zwar ohne je die bestehenden Verhältnisse in Frage zu stellen. Daraus spricht die für ihn (und – wie wir bei Niedner sahen – für die irrationalistischen Denkmuster seiner Zeit) charakteristische Sichtweise, nach der jede gesellschaftliche Entwicklung in der Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der einzelnen großen Persönlichkeit beschlossen – und damit der politischen Einflußnahme entzogen – sei. Folgerichtig erscheint es als Aufgabe der Literatur, positive Figuren mit Vorbildwirkung darzustellen und nicht soziales Unrecht anzuprangern, eine Aufgabe, welche die Saga scheinbar perfekt erfüllte.

Auch in der Nachfolge Bonus' wurden die weiblichen Figuren der Sagas – »frauen, die dem kämpfen und dulden einer harten zukunft gewachsen wären«, wie Heusler behauptete¹⁷ – immer wieder herangezogen, um zu beweisen, daß die Gleichstellung der Frau eine Frage individueller Stärke sei. Und eben diese habe bei den Germanen so hohe Wertschätzung genossen, daß Frauen mit dieser Eigenschaft große gesellschaftliche Achtung entgegengebracht worden sei. Dieses Axiom von der hohen Sittlichkeit der germanischen Frau ließ sich gegen das Christentum, dessen Einfluß man für die gesellschaftliche Unterordnung der Frau verantwortlich machen wollte¹⁸, ebenso ins Feld führen wie gegen die Forderungen der modernen Frauenrechtsbewegung. Denn nachdem man die Hochschätzung der Frau erst einmal zu einem germanischen Wesensmerkmal erklärt hatte, konnte man dieses ohne weiteres auch für das 20. Jahrhundert geltend machen: Neckel beispielsweise erachtete »die hohe Stellung der Frau bei den Germanen« – nach seiner Ansicht ebenfalls »Ausdruck der natürlichen Kraft und Selbständigkeit auch der weiblichen Familienmitglieder« – für einen »Ruhmestitel unseres Volksstammes«. Daß er sich unter einer »hohen Stellung«

16 BONUS 1920 (133), S. 76.

17 *Altnordische frauen von frau dr. Adeline Rittershaus. Frauenfeld und Leipzig 1917.* In: Afda 39, 1920, S. 17 (geschrieben bereits 1918). Vgl. auch Gustav NECKEL, *Die alt-nordische Literatur*. Leipzig 1923, S. 6.

18 So vor allem KUMMER 1927 (502), S. 230–252, und NECKEL 1932 (518).

freilich alles andere als eine gleichwertige soziale Position vorstellte, verriet er nur wenige Seiten später, als er ausführte, »in wie hohem Grade die Stellung der Frau [. . .] von der Nachkommenschaft abgehängen hat [sic], die ihr beschieden war. Sie mußte tüchtige Söhne gebären.«¹⁹ Neckel fiel es im übrigen so wenig wie den anderen Autoren²⁰ auf, daß er eine Handlungsweise gerade dann für selbständig erklärte, wenn sie die Unterordnung einer Ehefrau – etwa Auðr (*Gísla saga*) oder Bergþóra (*Njáls saga*) – unter die Bedürfnisse ihres Mannes oder einer Mutter unter die ihrer Söhne zeigte. Für letzteres war die Figur der Ásdís aus der *Grettis saga* ein beliebtes Beispiel.²¹ Doch konnte auch der Versuch Konstantin Reichardts, die Ansicht von dem sozialen Prestige der germanischen Frau in einer Rezension von Neckels *Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen* (1932) »mit Hinweisen auf Polygamie, Zulassung von Nebenfrauen, Züchtigungsrecht der Ehemänner, Möglichkeit des Verkaufs von Ehefrauen als Sklavinnen, die alte Bildung eiginkona, in der die Ehefrau als Eigentum des Mannes erscheint, usw.«²² als Spekulation zurückzuweisen²³, ihre weitere Verbreitung nicht aufhalten. Gerade in den didaktischen Schriften der dreißiger Jahre findet sich immer wieder die Vorstellung von der »ebenbürtigen Freiheit« der Geschlechter in der germanischen Gesellschaft, die mit »liberalistischer ›Gleichberechtigung‹ und Unterschiedslosigkeit«²⁴ nichts zu tun habe. Im Gegenteil sei bei den Germanen durch »natürliche Arbeitsteilung«²⁵ die Eigenart der Geschlechter bewahrt worden:

Es gab keine verkrampten Überheblichkeit und kein ungesundes Streben nach Mannähnlichkeit; aber auch keine Minderwertigkeitsgefühle und

19 *Altgermanische Kultur*. Leipzig 1925, S. 40–41 und 56.

20 Z.B.: KATH 1934 (496), S. 16f; Irmgard NETTER, *Germanisches Frauentum*. Leipzig 1935 (= Die Welt der Germanen 4); WENZ-HARTMANN 1937 (277); LOHRMANN 1938 (397), S. 151ff.

21 Vgl. *Asdis und ihre Söhne*. In: LOHRMANN 1938 (203), S. 19–32; *Mutter Asdis*. In: KATH 1936 (185), S. 52–59; *Asdis, die Mutter des Ächters*. In: WENZ-HARTMANN 1937 (277), S. 37–46. Außerdem LOHRMANN 1938 (397), S. 138f.

22 VON SEE 1983 (792), S. 21, Anm. 54.

23 Konstantin REICHARDT (Rez.), *Gustav Neckel, Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen*. Leipzig 1932. In: AfDA 51, 1932, S. 161–170 (Replik von Neckel: Zur Stellung der Frau im germanischen Altertum. In: ZfdA 70, 1933, S. 197–205).

24 KUMMER 1934 (394), S. 148.

25 Ebd. Derselben Ansicht ist OTT 1940 (414), bes. S. 95; außerdem vgl. DEHN 1933 (372), S. 415; ANGENENDT 1937 (363), S. 372–373, u.a.

Selbsterniedrigungen. Die Frau stand neben dem Mann als ein wohl andersartiger, aber durchaus *gleichwertiger Mensch*, dessen Willen und Selbstgefühl verstanden und geschützt wurde.²⁶

Es kann kein Zweifel bestehen, daß die *Íslendingasögur* mit solchen Behauptungen, welche durch das Schicksal von Figuren wie etwa der Guðrún aus der *Laxdœla saga* glatt widerlegt werden, politisch mißbraucht wurden. Denn mit ihrer Hilfe sollte in Zeiten, da den Frauen die eben erkämpften Rechte, etwa auf ein Universitätsstudium, wieder aberkannt wurden, um sie aus dem öffentlichen Leben in die traditionelle weibliche Sphäre der Reproduktion zu verdrängen²⁷, eben diese im Rückgriff auf das Frauenbild einer archaischen Epoche ideologisch aufgewertet werden.²⁸ Dieselbe Aufgabe kam den Nacherzählungen von Saga-Episoden, in deren Mittelpunkt Frauenfiguren stehen, für Kinder und Jugendliche zu, wie sie zum Beispiel von Kath und Lohrmann vorgelegt wurden.²⁹ Ihre Funktion konnten sie um so besser erfüllen, als die Heldinnen der Texte als historisch galten und daher als Vorbilder ungleich größere Autorität besaßen als fiktionale Charaktere.

An der Entwicklung, welche die Vorstellung von der ›Germanin‹ seit Bonus' *Isländerbuch* nahm, ist deutlich zu erkennen, daß der Aufschwung in der Rezeption der *Íslendingasögur* zu Beginn des Jahrhunderts mit der gesteigerten Aufmerksamkeit für deren Menschenbild – oder besser: für das, was man dafür hielt – nicht nur zufällig koinzidierte, sondern ursächlich zusammenhing. Einmal als Argument in die literarische Debatte um die Moderne, die der Naturalismus in Gang gesetzt hatte, eingeführt, blieben die Helden und – indes deutlich marginaler – die Heldinnen der Sagas eine konstante Größe, die sich als Bindeglied zwischen der altnordischen Überlieferung und dem Erwartungshorizont ihrer Rezipienten – der Übersetzer und ihres Publikums – eignete.

26 NETTER 1935 (521), S. 82.

27 Bereits im Jahr 1933 wurde eine Bestimmung erlassen, nach der nur 10% aller Studierenden weiblichen Geschlechts sein durften; dazu und zu den übrigen Verfahren, die das nationalsozialistische Regime anwendete, um die Frauen aus dem Berufsleben zu entfernen, vgl. z.B. Gisela BOCK, *Frauen und ihre Arbeit im Nationalsozialismus*. In: Annette KUHN, Gerhard SCHNEIDER (Hrsg.), *Frauen in der Geschichte*. Düsseldorf 1979, S. 113–149.

28 Vgl. auch KÖHLER-IRRGANG 1938 (388), S. 492f.

29 KATH 1934 (26) und (vor allem) 1936 (185); LOHRMANN 1938 (203). Außerdem vgl. die Nacherzählungen bei WENZ-HARTMANN 1937 (277).

Dabei ergaben sich Affinitäten nicht nur auf der Ebene der Ideologie, Berührungen entstanden auch mit bestimmten Gattungen der deutschen Literatur. Für die wilhelminische Epoche ist in diesem Zusammenhang – wie bereits erwähnt – in erster Linie an die Dichtung der Heimatkunst zu denken. Dies deuten keineswegs nur die Programme der Institutionen an, von denen die Verbreitung der Sagaübersetzungen in diesem Zeitraum gefördert wurde (s.u., S. 374f). Gemeinsamkeiten entstanden vor allem in inhaltlich-thematischer Hinsicht: Wenn man nur ignorierte, daß die Saga auf einer sehr viel früheren Stufe der zivilisatorischen Entwicklung entstanden war, konnte man sie als landschafts- und stammesgebundene Überlieferung der als »Asphaltliteratur« geschmähten Dichtung der modernen Großstädte als Ideal entgegenhalten. Beispielsweise verband sich ausgerechnet bei Heusler, einem der wichtigsten wissenschaftlichen Popularisatoren der Íslendingasögur, die Vorliebe für ihr Menschenbild mit einem agrarromantischen, großstadtfeindlichen (und überdies antifranzösischen) Zivilisationspessimismus. Dies konnte in der Analyse seiner Übersetzung der Hœnsa-Póris saga nachgewiesen werden, die eine deutlich erhöhte Aufmerksamkeit für das Bauerntum zeigte. Doch erblickte Heusler auch insgesamt offenbar – ähnlich wie die Vertreter der Heimatkunst – in der Landschaftsgebundenheit eine Voraussetzung für literarische Qualität, lobte die Íslendingasögur, weil sie (im Gegensatz zu Tacitus) »bodenständige, an ihrer Scholle haftende, unter ihrem Himmel atmende Germanen«³⁰, »großbäuerliche Familien in der eigenen Landschaft«³¹ schilderten. Damit brachte er, wie bereits vor ihm Bonus, ihren Realismus in Zusammenhang, den er als »wurzelfeste Wirklichkeitstreue« (ebd.) bezeichnete. Wiesen schon alle diese Aspekte die Sagas als »Heimatkunst« aus, so gehörte dazu auch noch die Herkunft der »Geschichtenmänner [. . .] mitten« aus dem »bäuerlichen Volke« und nicht aus einem eigenen Stand, wodurch garantiert sei, daß die von ihnen erzählten Geschichten »das Eigentum von Hoch und Gering«³² gewesen seien.

Gewiß wäre es überzogen, allein aufgrund der Beobachtung, daß sich die Rezipienten dieser Epoche durchaus nicht scheutnen, einen Zusammenhang zwischen der altisländischen Überlieferung und der

30 HEUSLER 1926 (481), S. 158.

31 HEUSLER 1917 (477), S. 378.

32 Ebd., S. 378–79.

Heimatkunst herzustellen, die Sagarezeption im ganzen zu einem Zweig dieser Gattung der deutschen Literatur zu erklären. Doch sind Koinzidenzen nicht zu übersehen, und es war bereits mehrfach zu erkennen, daß man mit »Thule« einen mythischen Ort assoziierte, dessen Bewohner – ähnlich wie die des Langbehnischen »Niederdeutschland« – noch urwüchsige Bauern waren, kaum affiziert von der verhaßten Zivilisation, die auch ihnen – in Gestalt der christlichen Mission – drohte: Der Sagarezeption haftet deutlich die agrarromantische, bauernverherrlichende Perspektive der Heimatkunst an. Dies erklärt den zunächst vielleicht etwas eigenartig anmutenden Umstand, daß man mit Hilfe dieser mittelalterlichen Überlieferung gegen ein viele Jahrhunderte jüngeres Phänomen, die moderne Großstadt, zu Felde zog und den »müdgedachten, zergrübten Großstadtmenschen«, »die so fern, so ferne den Quellen leben, aus denen Echtheit und Gesundheit quillt«, mit »Thule« einen »Atemzug Meerluft – Sturmluft«, einen »Atemzug ursprünglich quellenden Lebens«³³ empfahl.

Allerdings war die Heimatkunst nur eine Sparte der im Deutschland des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts weit verbreiteten Agrarromantik samt der damit einhergehenden Großstadtfeindschaft. Auch nach dem Ende des Kaiserreiches, als die Heimatkunst sich überlebt und ihren offiziellen Zuspruch verloren hatte, war die ihr zugrundeliegende Bauernverherrlichung, die zu den Konstituenten des zivilisationspessimistischen Denkens zählt, weiterhin eine wirkungsmächtige Ideologie. Nun war es z.B. Spengler, der in seiner zu Anfang der Weimarer Zeit erschienenen monumentalen Kulturtheorie das Bauerntum gegen die »Weltstadt« ausspielte. Spengler erklärte, »der Bauer« sei »geschichtslos«, der »ewige Mensch, unabhängig von aller Kultur, die in den Städten nistet«, und das Dorf stehe »außerhalb der Weltgeschichte«, die über es hinweggehe, ohne je sein »Inneres zu berühren«³⁴. Jedoch gab er sich nicht, wie viele seiner agrarromantischen Vorläufer, vor allem aber seine Nachfolger, der Vorstellung hin, dieses Bauerntum zurückgewinnen zu können, sei es als geistige Dimension, sei es in der Realität. In seinem zyklischen Kulturverständnis war vielmehr die Urbanisierung, deren Gipfel er in der absoluten Gegensätzlichkeit von »Weltstädter und Provinzler« (S. 672) erblickte, das Symptom einer unaufhalt-

33 VON ECKHEL 1922 (458), S. 13.

34 Oswald SPENGLER, *Der Untergang des Abendlandes*. 1918–1922; hier zit. nach der Taschenbuchausgabe in einem Band, München 1983, S. 668–669.

samen kulturellen Degeneration: »Der Steinkoloß ‚Weltstadt‘ steht am Ende des Lebenslaufes einer jeden großen Kultur« (S. 673). Alle Erscheinungen der Gegenwart galten diesem radikalen Pessimismus als Anzeichen für den bevorstehenden, schicksalhaften – und in einer »cäsaristischen« Phase allenfalls hinauszuzögernden – *Untergang des Abendlandes*.

Neben den veränderten politischen Umständen war es nach 1918/19 wohl auch diese pessimistische Auslegung der Historie, wodurch die Bemühungen um eine »germanische Wiedergeburt« im geistigen wie nun auch im realen Sinn Auftrieb erhielten. Weil man nämlich das ursprünglich Germanische, noch am wenigsten ›Überfremdete‹ des deutschen Wesens im Bauerntum bewahrt glaubte, dem damit gleichzeitig auch rassische ›Höherwertigkeit‹ zugesprochen wurde, meinte man über eine Stabilisierung des Bauernstandes die germanische Identität des Deutschen wieder gewinnen zu können. Dadurch erhielten vor allem rassistische ›Züchtungstheorien‹ an Gewicht, mit denen eine systematische Rückführung der Gesellschaft nicht nur auf auf bürgerliche Wirtschafts- und Lebensformen, sondern vor allem auf die im Bauern angeblich bewahrte germanische »Rassesubstanz« propagiert wurden. In diesen Kontext gehörte der noch auf die wilhelminische Epoche zurückgehende »Mittgart Bund« Willibald Hentschels ebenso wie z.B. die »Artamannen«-Bewegung, die – ideologisch und personell – bereits in das unmittelbare Umfeld der NSDAP zu rechnen ist. Hier hat das gemeinhin dem »Reichsbauernführer« Richard Walter Darré zugeschriebene Schlagwort von »Blut und Boden« seinen Ursprung.³⁵

Noch lange nach dem Ausklingen der Heimatkunst konnte also durch die Sagarezeption der ideologische Hintergrund agrarromantischer Vorstellungen aufgerufen werden. Es ist jedenfalls damit zu rechnen, daß die in der gesamten Rezeptionsperiode zwischen 1907 und 1945 überaus häufig anzutreffende Apostrophierung der Sagas als »Bauerngeschichten« solche Konnotationen evozieren sollte und in der Tat evozierte. Daß dabei nie die aktuelle Situation der Landwirtschaft, sondern stets ein mythisches ›elementares‹ Bauerntum gemeint war, versteht sich fast von selbst. Ganz in diesem Sinn konnte etwa Arno Mulot 1937 eine Abhandlung über *Das Bauerntum in der deutschen Dichtung unserer Zeit* mit der Überlieferung Islands beginnen: mit den »Isländer-

35 Vgl. BERGMANN 1970 (656), S. 277ff.

sagas« als den »größten Bauerndichtungen der Weltliteratur«. Ihnen kam in diesem Kontext die Funktion einer historischen Quelle für Mulots Definition des Bauerntums zu, das er als eine das gesamte Gemeinschaftsleben durchdringende Größe verstand:

Es gibt da nicht Krieger neben Bauern, sondern nur Bauern, die auch die Waffen führen und kriegerisch-heldische Tugenden im Mann vor allem schätzen; nicht Priester neben Bauern, sondern nur Bauern, die auch priesterliches Amt ausüben; keinen Adel neben und über dem Bauerntum, sondern adelsbäuerlichen Geist [. . .]³⁶

Gewiß, die Íslendingasögur schildern die Welt einer von Ackerbau und vor allem von Viehzucht lebenden Gesellschaft, doch ist dies kaum mehr als das typische Kennzeichen einer archaischen Kulturstufe. Erst der Kontinuitätsmythos stiftete jene übergeordnete Einheit, in deren Namen das »Bauerntum« zum germanischen Wesensmerkmal und der Bauer zum Idealbild des Deutschen verklärt werden konnte³⁷. Auf dieser Basis mochte man es dann schließlich auch für sinnvoll erachten, mit Texten aus der isländischen Überlieferung eine Literatur»tradition« beginnen zu lassen, die man als eine genuin deutsche erweisen wollte.

Allerdings hatte sich, als diese Schrift erschien, vor das bäuerliche Bild des Sagamenschen bereits eine andere Vorstellung geschoben. Diese beherrschte die Rezeption seit Anfang der dreißiger Jahre fast vollständig und rief zudem wiederum die Assoziation mit einer Gattung der deutschen Literatur auf den Plan. Als Held galt jetzt vor allem der Krieger, dessen Bild freilich, wie noch zu sehen sein wird, von dem des Bauern nicht vollständig gelöst wurde. Und dieser Krieger stand nun offenkundig in Verbindung mit den Figuren einer literarischen Richtung, die das Erlebnis des Weltkriegs zum Gegenstand hatte. Aus dessen nationalistischer, antidemokratischer Auslegung speiste sich einer der wirkungsmächtigsten Mythen der Weimarer Zeit³⁸, der u.a. von einer reichen »Weltkriegsliteratur« getragen wurde. Die Heroisierung des »Frontsoldaten« und die Stilisierung der Niederlage in den Werken des »Soldatischen Nationalismus« – vor allem dem Frühwerk Ernst Jüngers³⁹ –

36 Arno MULOT, *Das Bauerntum in der deutschen Dichtung unserer Zeit*. Stuttgart 1937 (= Die deutsche Dichtung unserer Zeit 1, 1), S. 1.

37 Vgl. auch DILG 1939 (373). Zur Funktion des Bauerntums in der Volkstumsideologie vgl. auch EMMERICH 1971 (679), hier bes. S. 133.

38 Vgl. SONTHEIMER 1962 (802), S. 115–139.

39 Vgl. z.B. seine Werke *In Stahlgewittern*, 1920, und *Der Kampf als inneres Erlebnis*,

aktualisierten ebenso wie die Idealisierung der »Frontgemeinschaft« in zahlreichen Romanen der »Konservativen Revolution«⁴⁰ die Auffassung, der Krieg sei der Ausbruch einer Naturmacht, der den Menschen auf seine elementaren Fähigkeiten zurückwerfe. Das ursprüngliche Krieger- und Kämpfertum, das so wieder lebendig werde, betrachtete man – unabhängig von Moral oder Erfolg – als einen Wert für sich⁴¹. Der vergangenen Epoche des Kaiserreiches standen diese Autoren mit ebenso vehemente Ablehnung gegenüber wie der Weimarer Verfassung, deren als »Gleichmacherei« verachteter Demokratie sie die nationale Einigkeit während des Krieges, verkörpert in der mythifizierten Gemeinschaftsform der Frontkameradschaft, entgegenhielten. Erst aus einer Gemeinschaft dieser Form heraus habe der Einzelne seine eigentlichen Fähigkeiten und Leistungen entfalten und unter Beweis stellen können – der »Frontsoldat« war der Held geworden, dem man nun auch den »heroischen Aufstand gegen die Moderne«⁴² zutraute.

Die für die Aufnahme der Íslendingasögur zu diesem Zeitpunkt bereits etablierte Perspektive auf die Figuren wurde durch diese Entwicklung gefestigt, ihre reduktionistische Deutungstendenz noch verstärkt. Vor allem aber erhielt die bislang vorherrschende, in erster Linie Restorationsträumen nachhängende Rezeptionshaltung eine neue Orientierung, die mit dem Gestus der »konservativen Revolution« auf die Beseitigung der bestehenden Verhältnisse abzielte. Daß die altnordische Literatur, wie sie in der *Sammlung Thule* dargeboten wurde, auch dieser Spielart des Konservatismus Ansatzpunkte bot, deutet sich in der folgenden Äußerung des Schriftstellers Kurt Pastenaci an:

Von mir selbst und vielen meiner Freunde weiß ich, daß uns, die wir vom Weltkrieg umgeschüttelt und umgeformt in die Heimat zurückkamen, die

1922, aber auch *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*. 1932. Dazu vgl. SONTHEIMER 1962 (802), S. 128ff, und Karl PRÜMM, *Literatur des Soldatischen Nationalismus der 20er Jahre (1918–1933)*. 2 Bde. Kronberg 1974.

40 Dazu zählen etwa Romane von Werner Beumelburg (u.a. *Die Gruppe Bosemüller*, 1930), Edwin Erich Dwinger (u.a. *Die deutsche Passion*. 3 Bde. 1929–32), Walter Flex, Franz Schauwecker u.a. Vgl. Michael GOLLBACH, *Die Wiederkehr des Weltkriegs in der Literatur*. Kronberg 1978; Hans-Georg MEIER, *Romane der konservativen Revolution in der Nachfolge von Nietzsche und Spengler (1918–1941)*. Frankfurt a. M. etc. 1983; Erich KLEINSCHMIDT, *Konservative Revolution und heroischer Existenzialismus*. In: DVjs 57, 1983, S. 469–498.

41 So NECKEL 1915 (219), S. 21, aber auch JÜNGER 1922 (495), hier zit. n. ders., *Werke*. Stuttgart o.J., Bd. 5, S. 78.

42 BERGMANN 1970 (656), S. 218.

Thule-Bände mithalfen, die Verwurzelung in Heimat und Volk in unserer deutschen nordischen Wesensart wiederzufinden. Für uns hat der Weltkrieg eine entscheidende innere Wendung gebracht. Er lehrte uns die Nichtigkeit der gesellschaftlichen Weltordnung der Vorkriegszeit erkennen. Er brachte uns das Erleben der inneren charakterlichen Verbundenheit von Mensch zu Mensch über die Schranken von Beruf und Stand, Bildung und Vermögen hinweg. Er hat uns darüber hinaus innerlich so aufgerüttelt, daß wir als Suchende nach Hause kamen, als Menschen, die um eine feste Grundlage rangen, in die sie die Wurzeln ihres Seins hineinsehen konnten. Da hat – man gestatte mir dies persönliche Bekenntnis – mir und vielen meiner Bekannten und Freunde die Sammlung »Thule« und insbesondere die Edda als Ratgeber und Freund den Weg gewiesen, die Eigenart und den Wert des deutschen Wesens und des deutschen Volkes zu erkennen und im deutschen Volkstum und darüber hinaus im nordischen Völker- und Kulturreis den Boden zu finden, der uns trägt und der uns Kraft gibt für den Kampf um die Gestaltung der Gegenwart und der Zukunft.⁴³

Wenngleich der Krieg zu Ende war, der »Kampf« ging, wie Pastenacis letzte Bemerkung nahelegt, weiter. Es ist bekannt, daß der Krieg hier seine Fortsetzung fand: auf der Straße, wo Freikorps und andere Verbände die »Roten« bekämpften, auf der politischen Bühne, wo es gegen die demokratische Verfassung ging, und in der Literatur, im »Zeitroman«, der den Krieg, den »Frontkämpfer« und den »Opfertod« verherrlichte, die Niederlage im Fiktionalen zu kompensieren suchte. Und die altisländische Überlieferung war zu diesem Zeitpunkt nicht nur schon einmal in den Kontext der Kriegsverherrlichung gestellt worden, sondern sie war jetzt auch in größerem Umfang in Übersetzungen zugänglich, so daß ihr bei der Mystifizierung eines heroischen Kriegertums eine wichtige Rolle zufallen konnte. Offensichtlich disponierte die Allgegenwart des Kriegsthemas die Leser, dieses in den Fehdeschilderungen der Sagas wiederzuerkennen. Der Zusammenhang allerdings muß auf mythischer Ebene gesucht werden sein, kann doch von einer Analogie zwischen den Kampfschilderungen der *Íslendingasögur* und den Materialschlachten des Ersten Weltkrieges schlechterdings keine Rede sein. Um so leichter stellten sich Parallelen aber in der Sphäre der Fiktion ein: Die bereits idealisierten und dem realen Kampfgeschehen weitgehend entrückten Helden der kriegsverherrlichenden Literatur, die »Frontkämpfer«, ließen sich ohne Schwierigkeiten neben die Protagonisten der Sagas stellen. Die Zahl der Belege für eine solche Rezeption ist aber für

43 Kurt PASTENACI. In: *Die Jahrtausendfeier . . .*, 1930 (494), S. 100.

die Weimarer Epoche – ganz anders als für die Zeit nach 1933 – nur klein. Wir finden zwar immer wieder Hinweise darauf, daß »in einem Zeitalter gewaltig gesteigerter Daseins- und Machtkämpfe« die Lektüre der Sagas und die Beschäftigung mit ihren »Menschen« – »gestählt in Kampf und Not« – für die Deutschen von besonderer Bedeutung sei⁴⁴, und lesen wohl auch einmal bei Bonus, daß »der Handel der acht ›Verbündeten‹ gegen den Einen«⁴⁵ in der *Bandamanna saga* seine Entsprechung in diesem »Krieg der allzuvielen gegen den einen« habe. Doch die ausdrückliche – und überdies innerhalb des Textes selbst vollzogene – Parallelisierung eines Sagahelden mit Soldaten des Weltkriegs begegnet nur ein einziges Mal: in Leopold Webers *Gisli der Waldgänger aus Islands Heldenzeit. Am Lagerfeuer in Serbien erzählt* aus dem Jahr 1927 (s.o., S. 293ff). Hier wird in der Rahmenerzählung zunächst die Voraussetzung für den Vergleich geschaffen, indem der Krieg bagatellisiert (»Bunte Tage, abenteuerliche, lagen hinter uns.«⁴⁶) und in der Darstellung ganz auf individuelle Gefechte reduziert wird, die sich sodann Gislis letztem Kampf gegenüberstellen lassen.

Nun läßt aber die Existenz dieses Versuchs, die Sagarezeption mit der »Weltkriegsdichtung« zu verbinden, eine ganze Reihe von Bemerkungen aus dem Umfeld der Sagaübersetzungen in einem anderen Licht erscheinen. Sie verraten eine erhöhte Aufmerksamkeit für Schilderungen gewaltamer Auseinandersetzungen, ohne daß sie jedoch in einen konkreten historischen Zusammenhang gestellt würden. Bei Karl Hunger, der 1924 Episoden aus Bonus' *Isländerbuch* für den Schulgebrauch neu herausgab, hieß es etwa: »Ein derartiges Kraftbewußtsein«, wie er es (in Anlehnung an Bonus) bei den Figuren der Sagas erkennen zu können glaubte, »kann sich nicht mit einem ewigen Frieden zufrieden geben. In endlosen Kämpfen muß es sich ausschäumen.«⁴⁷ Und Baetke zitierte 1927 wie schon Neckel in seiner Weltkriegsschrift aus Schillers *Braut von Messina* (1803), als er den »heroischen Idealismus« der Isländersagas feierte, »der da sagt: *Das Leben ist der Güter höchstes nicht*«⁴⁸,

44 NECKEL 1923 (514), S. 6.

45 *Die Geschichte von den Verbündeten. Ein altisländischer Schwank*. München 1924 (= Kunstwart-Bücherei 16), S. 70.

46 WEBER 1927 (25), S. 5.

47 HUNGER 1924 (180), *Beilage für den Lehrer*, S. 3.

48 BAETKE 1927 (117), S. 10 (Hervorhebung von mir, J.Z.). Die Formulierung bei Neckel: s.o., S. 211. Dasselbe Zitat hatte übrigens auch Werner Sombart als Motto seinen 1915 erschienenen »patriotischen Besinnungen« *Händler und Helden* vorangestellt. Die

und damit das »Ethos« der Texte in den Mittelpunkt rücken wollte: »Nicht nur darum handelt es sich, daß diese Geschichten voller Kampf und Fehde sind, vom Zweikampf auf einsamem Holm bis zu blutigen Schlachten auf der Heide, sondern es handelt sich um die Gesinnung, die aus den Geschehnissen hervorleuchtet.«⁴⁹

Aus solchen Äußerungen und den zuvor genannten Beispielen wird nicht nur deutlich, was sich auch anhand anderer Quellen, etwa den Ende der zwanziger Jahre sich sprunghaft vermehrenden Frontromänen⁵⁰, nachweisen ließe: daß auch ein knappes Jahrzehnt nach seinem Ende der Krieg nichts von seiner Aktualität eingebüßt hatte, im Gegenteil. Sie deuten darüber hinaus einen Zusammenhang zwischen Sagarezeption und Weltkriegsmythos an, der eine nähere Betrachtung lohnend erscheinen läßt. Evident wird dieser Konnex mit dem Jahr 1933 und den Bemühungen um die Aufnahme der Sagas in den Deutschunterricht. So hielten es etwa einige der von der Zeitschrift *Deutsches Bildungswesen* zu diesem Problem befragten Germanisten für sinnvoll, das Fronterlebnis anzuführen, um damit die Notwendigkeit der Schullektüre »altgermanischer« Überlieferung zu illustrieren: In der »furchtbaren Not« der letzten Kriegsjahre, hieß es hier, sei alles das in den Hintergrund getreten, »was man uns in jahrhundertelanger Arbeit anerzogen und eingedrillt hatte«; Durchhalten und Weiterkämpfen hingegen hätten nur die »uralten Grundkräfte unseres Volkstums« möglich gemacht. Und eben dieses Erlebnis habe »dem deutschen Feldsoldaten«, in diesem Fall dem späteren Germanisten Hans Kuhn, vor Augen geführt, »daß noch heute und wohl noch in langer Zukunft die aus der ältesten Zeit ererbten Kräfte und Anlagen mächtiger sind als das, was das Bild unserer Kultur bis zu 1000 Jahren beherrscht hat.«⁵¹ Dabei gesteht der Verfasser übrigens zu, daß dieses durch das Kriegserlebnis ausgelöste Besinnen auf eine völkische Kontinuität, in deren Veranschaulichung er den Sinn der schulischen Sagalektüre sieht, keine deutsche Besonderheit sei! Auf einer ganz anderen Ebene, einer vermeintlich ästhetischen nämlich, wird

Stelle bei Schiller in: *Die Braut von Messina oder Die feindlichen Brüder*. In: *Schillers sämtliche Werke in zwölf Bänden*. Stuttgart o.J., Bd. 5, S. 183 (Vers 2841).

49 BAETKE 1927 (117), S. 10.

50 Zu diesen zählten übrigens ebenso wie die kriegsverherrlichen Werke nationalistischer Couleur Romane mit kritischer Zielsetzung; der bekannteste ist Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues*. Berlin 1929. Vgl. SONTHEIMER 1962 (802), S. 118–121; GOLLBACH 1978 (689), S. 1f und S. 42ff.

51 KUHN 1933 (392), S. 340.

im folgenden Beispiel der Bogen von der Sagalektüre zum Weltkrieg geschlagen. Hier wird behauptet, die Íslendingasögur glichen »in ihrer Starrheit und Unnahbarkeit zunächst den Kleinfestungen bei Verdun, die wir I-Werke benannten; und die Menschen und ihre Schicksale in diesen Bauernnovellen sind in ihrer kantigen, ja manchmal klotzigen Spröde und Herbe ähnlich den Bunkern der flandrischen Ebene.«⁵² In der bei weitem überwiegenden Zahl der Fälle konzentrierte man sich aber bei der Parallelisierung der Sagaüberlieferung mit dem Kriegserlebnis auf die Figuren und griff hierbei auf die »Frontkämpfer«literatur zurück. Neben Webers zeigt dies auch Lohrmanns Rezeption der Gísla saga. Während Weber ein Verfahren fand, im Text selbst Sagahelden und »Frontkämpfer« nebeneinander zu stellen, schlug Lohrmann dies als didaktische Methode dem Deutschlehrer vor. Er solle die Saga im Unterricht gemeinsam mit »Kriegsbriefen gefallener Studenten« behandeln⁵³. Diese »vergleichende Betrachtung von Gestalten aus unserer germanischen Dichtung und unserer Zeit« sei nämlich geeignet, »die Ewigkeit unserer Rassewerte«⁵⁴ erkennen zu lassen. Dieses »methodische« Problem war dann auch das einzige Thema einer bereits mitten im Zweiten Weltkrieg erschienenen Abhandlung über *Nordische Dichtung. Ihre Bedeutung für die Wehrerziehung*⁵⁵. Dabei handelt es sich um ein in bezug auf die altnordische Überlieferung ebenso fehlerhaftes wie in jeder anderen Hinsicht plumpes, aggressiv agitatorisches Werk, in dem einzelne Charaktere aus der altisländischen Literatur als vorbildliche Verkörperungen des »Soldatischen« und des »Kämpferischen« vorgestellt und in Analogie zu Figuren aus der verherrlichenden Literatur über den Ersten Weltkrieg gesetzt werden. Zu diesen sollten nun, so die Empfehlung für den Deutschunterricht, außerdem Menschen aus der eigenen Gegenwart – »unsere[r] tapferen Frontsoldaten« (S. 18) – treten. Die fiktionalen Charaktere wurden hier vollständig aus ihrem Kontext gelöst und als »heldische Gestalten« (S. 36) neben zeitgenössische ebenso wie neben historische Figuren gestellt: »Thormod« (der Skalde Por-

52 BAUER 1933 (367), S. 329.

53 S. auch o., S. 312. Nach diesem Prinzip wählen auch manche Lesebücher und Anthologien ihre Texte aus, indem sie Saga-Episoden, isolierte Edda-Strophen, Abschnitte aus Frontkämpferromanen, Kriegslyrik, Hitler-Zitate und ähnliches bedenkenlos kombinieren; z.B. WAGENFÜHR 1935 (265), Karl SCHULZ, *Der Tod im germanischen Erleben*. Breslau 1936 (= Das deutsche Werde 5); Hirt's deutsches Lesebuch 1940 (178), u.a.

54 LOHRMANN 1938 (397), S. 105.

55 HOFMEISTER 1941 (383).

móðr Kolbrúnarskáld) beispielsweise, »der germanische Held« und »treue Gefolgsmann«, galt nicht nur als Entsprechung der Protagonisten aus Wehnerts Kriegsroman *Sieben vor Verdun* (1930), sondern auch als »ein Kämpfer wie Horst Wessel«⁵⁶. Die Schüler sollten denn auch anhand der Sagas jetzt nicht mehr – wie noch zu Beginn der nationalsozialistischen Ära – in erster Linie »Ehrfurcht vor der Größe der deutschen Vergangenheit« lernen. Vielmehr lag das Ziel des Unterrichts nun darin, die kritiklose Bewunderung der militärischen Leistungen der »Wehrmacht« zu fördern und »zum Glauben an die Unbesiegbarkeit unseres Volkes zu erziehen« (S. 40). Euphemistisch wird hier »Wehrerziehung« genannt, was sich als systematische Vorbereitung auf ein massenhaftes Sterben im Krieg entpuppt. Ganz offen wird dafür geworben, die Schüler auf diesen Tod einzustimmen; den Gestalten aus der altnordischen Überlieferung kommt dabei die Aufgabe zu, ihn als »Heldensterben« ideologisch aufzuwerten:

Thorolf [aus der Egils saga] wußte als Held zu sterben. Das heben wir besonders hervor, und damit schlagen wir die Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart. Wir denken heute genau so. Unsere Helden des Weltkrieges wußten ebenso zu sterben. Das gilt auch von den Helden dieses Krieges. Mag ihre Lage auch noch so gefährlich sein, ein Ergeben gibts nicht, und wenn der Feind alle Verbindungen mit der Außenwelt abgeschnitten hat. Für unsere tapferen Soldaten heißt es wie bei Thorolf: »Durch! und wenn es den Tod kostet.« Durch viele Beispiele aus dem Weltkrieg können wir dieses Heldensterben belegen. (S. 37)

Es ist bezeichnend für die Argumentation dieser Schrift, wie sehr der gewaltsame Tod an der Front verklärt und in den Vordergrund gerückt wird; dem Verfasser erscheint es offenkundig eher nebensächlich, ihn als »sinnvolles« Opfer für eine übergeordnete Idee zu legitimieren. Nur noch sporadisch wird auf die »Freiheit des Vaterlandes« (S. 36), auf »Deutschlands Werden« (S. 38) oder die Volksgemeinschaft hingewiesen; im Zentrum steht der Tod selbst, der durch die stupide Aufzählung immer neuer »Heldentaten« von »gefallenen« Germanen und Deutschen als der eigentliche Sinn menschlicher Existenz mystifiziert wird. Besonders drastisch kommt diese lebensverachtende Ideologie in der Formulierung einer anderen deutschdidaktischen Schrift zum Aus-

⁵⁶ Ebd., S. 37–38. Die Charakterisierung Thormods hat Hofmeister übrigens zum Teil wörtlich bei LOHRMANN 1938 (397), S. 104f, 134f. abgeschrieben. Die angeblichen Parallelen der Sagafiguren und der »Frontkämpfer« sind auch Thema in: TAEGER 1936 (433).

druck, in der es heißt, in der altnordischen Überlieferung begegne »immer [...] die tragische Verkettung: Bewährung und Tod oder Versagen und Leben.«⁵⁷

Eben diese Todesmystik, konstitutiv auch für die Ideologie der SS, des »Ordens unter dem Totenkopf«⁵⁸, ist das herausstechende Merkmal der Sagarezeption im Ausgang ihrer Hochphase. Und erst durch diesen Todeskult wird der Umstand erklärlich, daß gerade den Protagonisten der *Íslendingasögur*, die bekanntlich fast alle tragisch enden, eine so zentrale Rolle bei der Militarisierung der Erziehung zufallen konnte. Wir haben ja bereits gesehen, daß das literarisch-ästhetische Bedingungsgefüge, in dem die Fiktion ihre Figuren überliefert, im Verlauf der Rezeption weitgehend außer Kraft gesetzt worden war. In der Folge ließen sich die Sagas ohne weiteres auch als Zeugnisse eines »Heldensterbens« lesen, deren bloße Existenz zu beweisen schien, daß der einzelne durch einen »Heldentod« würdig wurde, in die Überlieferung und das kollektive Gedächtnis einzugehen: Die Sagaliteratur eignete sich als Beleg dafür, daß der Mensch erst durch das »heldische Sterben« endgültig in die Gemeinschaft aufgenommen werde. Von besonderem Gewicht für diese Interpretation waren die sogenannten Ächter-Sagas, allen voran die immer wieder angeführte *Gísla saga*, die zu dokumentieren schienen, daß der zu Lebzeiten aus der Volksgemeinschaft Ausgeschlossene durch seinen heldenhaften Kampfestod letztlich doch mit der literarischen Verewigung gleichsam die postume Reintegration in eben diese Gemeinschaft erwirkt habe.⁵⁹ Daß dem Leben und sogar noch dem heldenhaften Sterben der Nachruhm des Einzelnen übergeordnet sei – dies sollten die Sagas ebenso demonstrieren wie die folgende Strophe aus den *Hávamál*, die fast stets in diesem Zusammenhang zitiert wurde⁶⁰, und zwar in der Übersetzung Felix Genzmars, die bezeichnende Verschiebungen aufweist:

57 DOBERS/HIGELKE 1943 (374), S. 27.

58 So der Titel einer Monographie von Heinz Höhne zur Geschichte der SS (Gütersloh 1967).

59 Vgl. z.B. die Parallelisierung des »kämpfenden, der Gemeinschaft entwurzelten großen Ächters Grettir« mit der »Riesengestalt des Leutnants in Beumelburgs »Gruppe Bosemüller« bei LOHRMANN 1938 (397), S. 104.

60 Auch in der Schrift Hofmeisters, der der Ansicht ist, daß u.a. dieser *Hávamál*-Strophe »ein Platz auf einem Denkmal für die Toten des Weltkrieges« gebühre. HOFMEISTER 1941 (383), S. 40–41. Außerdem vgl. beispielsweise OTT 1940 (414), S. 84; FAHNEMANN 1937 (28), S. 16 (s.o., S. 300).

Besitz stirbt, Sippen sterben.
Du selbst stirbst wie sie;
Eins weiß ich, *das ewig lebt:*
Des Toten Tatenruhm.⁶¹

Deyr fé, deyia frændr,
deyr siálfir it sama;
ek veit einn, *at aldri deyr:*
dómr um dauðan hvern.⁶²

Zum einen nämlich ist das zu Beginn der Strophe mit *sterben* übersetzte *deyia* im vierten Vers anders, nämlich gewissermaßen positiv wiedergegeben: *aldri deyia* wird zu *ewig leben*. Positiv gedeutet wird zum anderen auch das wohl eher wertneutrale altnordische *dómr* in der Übersetzung durch (Taten)ruhm.⁶³ Damit wird außerdem – ähnlich wie in der Übersetzung von Gíslis letzter Strophe durch Niedner (s.o., S. 311f) – ein Bezug auf die *Taten* des Toten hergestellt, den die Vorlage nicht aufweist!

Auch in diesem Fall ging also die ideologische Vereinnahmung des Überlieferten durch die *Thule*-Übersetzung bereits so weit, daß sie – nun als ›Zeugnis‹ einer dezisionistischen Tatethik – im Prozeß der sekundären Rezeption ohne jede Veränderung in einen politisch radikalisierten Kontext übernommen werden konnte. Dieser bestand in dem Ideal einer Gemeinschaft, die sich nach dem Vorbild der verklärten »Frontkameradschaft« organisierte – ein auf dem Führerprinzip beruhender, straff geführter Gefolgschaftsverband, der seinen »Gefallenen« die ewige Aufnahme in seine Gemeinschaft versprach, ähnlich wie Höfler dies bei den angeblichen geheimen Männerbünden der Germanen entdeckt zu haben glaubte (s.o., S. 71f). Die Schullektüre der Genzmerschen Hávamál-Strophe diente mithin ebenso wie die der übersetzten Íslendingasögur der Einübung in diese ›Lebensweise, die auch von anderen Instanzen des nationalsozialistischen Staates gefördert wurde. So arbeitete etwa die Propaganda, besonders bei ihren allgegenwärtigen Feiern, mit kultischen Elementen, die den Lebenden zur mythischen Identifikation mit vorbildlichen Toten verhelfen sollten, beispielsweise am *Gedenntag für die Gefallenen der Bewegung*.⁶⁴ Bekannt für diese Verherrlichung des »Opfer«todes ist der Horst-Wessel-Kult und das nach ihm

61 GENZMER 1920, S. 130 (hier Strophe 69). Hervorhebungen von mir, J.Z.

62 Zit. n. *Edda. Die Lieder des Codex Regius nebst verwandten Denkmälern*. Herausgegeben von Gustav NECKEL. Heidelberg 1914, Bd. I, S. 28 (hier Strophe 77). Hervorhebungen von mir, J.Z.

63 Dies hat bereits WALTER 1987 (642), S. 288–289 beobachtet.

64 Die kultischen Elemente der nationalsozialistischen Propaganda werden ausführlich untersucht von Klaus VONDUNG, *Magie und Manipulation*. Göttingen 1971; zum »Mythos von der ideologischen Unsterblichkeit« bes. S. 159–171.

benannte Lied, in dem es heißt: »Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschieren im Geist in unsren Reihen mit.« Die Hávamál-Strophe eignete sich in der Deutung Genzmers ausgezeichnet, um einer solchen Praxis Tradition zu verleihen, weil sie suggeriert, daß ein bestimmtes Verhalten – »Bewährung« durch die heroische *Tat* angesichts eines unausweichlichen Schicksals – Voraussetzung für den *Ruhm* des Toten sei. Die Übersetzung deutet dieses durch den Zusatz *Taten-* nur an, doch forderte dieser die Ergänzung durch den – dem Dezisionismus komplementären – Menschentyp des »Helden« geradezu heraus: u.a. mit der Hilfe dieser Strophe ließ sich das heroische Sterben als eine Form der ›Selbstverwirklichung‹ des germanischen – also des deutschen – Menschen propagieren. So wird an der Genzmerschen Hávamál-Strophe ebenso wie am Beispiel der Sagarezeption deutlich, daß die Germanen-Ideologie in diesem Stadium ihrer Entwicklung auch zur Verschleierung dessen diente, daß der Mythos des »Heldentodes« ein von den Nationalsozialisten zwar nicht geschaffenes, aber bewußt gepflegtes politisches Instrument war, das der Diktatur beliebig manipulierbare und verwendungsfähige Untertanen zur Verfügung stellen sollte. Hierfür bot sich ihnen wie so oft der Rückgriff auf ältere Vorstellungen an, vor allem auf jene Idee des Heroischen, die bereits während des Ersten Weltkriegs extreme Auswüchse gezeigt hatte – bei Neckel sogar schon in Verbindung mit der altsländischen Überlieferung. Aber auch ohne diese kam es unter dem Einfluß des Krieges zu einer Zuspitzung in der Auffassung des Heroischen, zu beobachten etwa in Werner Sombarts Schrift *Händler und Helden* (1915) oder bei Gustav Roethe, der – indirekt die Todesthematik des nationalsozialistischen Heldenkultes antizipierend – für die »köstliche Mitgift deutscher Größe« die »Treue« hielt und darunter »das rückhaltlose Einsetzen des ganzen Menschen« verstand, »das nicht dingt, nicht wägt, nicht schwankt, sondern durchhält bis zuletzt, und mag der Erdball darüber in Trümmer gehen.«⁶⁵

Heldenideologie und Germanenmythos standen in so enger Korrelation, daß die militante Verschärfung der einen der politischen Radikalisierung des anderen gleichkam. Dies wird beispielhaft deutlich, wenn man Bonus' *mikilmenni* oder den Sagahelden Heuslers, den »Herrenmenschen« der »Selbsthilfe«, mit Neckels zum heroischen Krieger stilisierten Barbaren, vor allem aber mit den »heldischen Gestalten« ver-

65 *Von deutscher Art und Kultur*. Berlin 1915, S. 36.

gleicht, die aus den Sagas isoliert wurden, um dem »Frontkämpfer« an die Seite gestellt zu werden: Der nach der bürgerlichen Vorstellung vom autonomen Individuum konzipierte Islandbauer, der am Anfang der Rezeptionsperiode stand, war nun – in ihrem Ausgang – durch das Bild des Kriegers, der als Gefolgsmann ganz im Funktionieren für eine hierarchisch gegliederte Elitetruppe aufging, vollständig verdrängt.⁶⁶

Dieser Beobachtung steht der Umstand, daß auch die kriegerische Heldenvorstellung nicht ganz auf eine bäuerliche Komponente verzichten mochte, nur vordergründig entgegen. Zwar galt das Bauerntum auch weiterhin als die charakteristische Lebensform der Germanen, doch wurde es nun meist nur noch als Reproduktionssphäre gewertet: als der Lebensbereich der ›Sippen‹, aus denen sich die kriegerischen Männerbünde rekrutierten.⁶⁷ Die Auffassung, daß hier die ›rassische‹ Substanz zu suchen sei, aus der heraus die germanischen Kriegertugenden sich überhaupt erst hätten entfalten können, transponierte man ohne Bedenken auf die eigene Gegenwart: »Bäuerlicher Aufbau und Wehrtum«, erklärte man, seien »zwei sich entsprechende Lebensformen germanischer Gesittung«. Als diese würden sie »heute wieder« – etwa in Himmlers »Wehrbauerndörfern« zur Neubesiedlung der annexierten Gebiete Osteuropas⁶⁸ – »als grundlegende Formen naturhafter Gesittung und sinnvoller Lebensordnung zur ernstesten Aufgabe deutscher Gegenwart erhoben«.⁶⁹

Wollte man die Entwicklung, die das Menschenbild der deutschen Sagarezeption in dieser Epoche genommen hat, in einem Satz zusammenfassen, könnte man auf die Charakterisierung zurückgreifen, die Niedner von den ersten norwegischen Siedlern auf Island gegeben hat: »Aus den kriegerischen Bauern«, schrieb er, »wird das bäuerliche Kriegervolk«.⁷⁰ Anders gesagt: die Elemente, aus denen sich dieses Menschenbild zusammensetzte, sind sich in den vierzig Jahren der Hochphase nahezu gleich geblieben. Verändert hat sich ihre Gewichtung, und zwar analog zu der zunehmenden Funktionalisierung und Vereinnah-

66 Dazu vgl. o., S. 72f. Diese Entwicklung wird außerdem behandelt z.B. bei VON SEE 1991 (798), S. 71ff und S. 86ff.

67 Vgl. v.a. DRUBE 1937 (376), S. 61; WÜLLENWEBER 1938 (283), Bd. 1, S. 8; Bd. 2, S. 6; Bd. 3, S. 5 (s.o., S. 73) und OTT 1940 (414), S. 120f.

68 Vgl. Joseph ACKERMANN, *Heinrich Himmler als Ideologe*. Frankfurt 1970, S. 224.

69 LOHRMANN 1938 (397), S. 37.

70 NIEDNER 1913 (522), S. 23.

mung der Sagafiguren für politische Ziele. Waren die Íslendingasögur von ihren Rezipienten zunächst in den Kontext restaurativer Bestrebungen gestellt worden – wobei die Restauration meist als geistige Dimension begriffen wurde –, so dienten sie am Ende dieser Phase der Indoktrination und damit der realen Machtpolitik. Hierfür war der »Bauernkrieger« als Heldenotypus ein brauchbares Instrument, weil er, ebenso wie das ihm entsprechende, auf »Sippe« und »Gefolgschaft« beruhende Gesellschaftsmodell, in seinem simplen Dualismus unhistorisch und allgemein genug war, um die keineswegs einheitlichen Germanenbilder auf sich vereinigen zu können, denen die Diversität der nationalsozialistischen »Weltanschauung« Platz einräumte. »Blut und Boden«-Mystik, Heldenkult, Rassen- und Wehrideologie ließen sich auf diese Vorstellung vom Germanentum ebensogut projizieren wie z.B. der Gedanke vom »Volk ohne Raum«: Die Staatengründungen der Wikinger, allen voran die Besiedelung Islands, gehörten aus dieser Perspektive zu den frühesten Belegen für das die germanische vor allen anderen »Rassen« auszeichnende Recht auf Erweiterung des bäuerlichen Siedlungsraums.⁷¹ Germanomane allerdings, die in der Betonung des Bäuerlichen vor dem Kriegerischen zu weit gingen und der Idee der »Sippe« als Hort der »Rassereinheit« den Vorzug vor dem Männerbundgedanken gaben, wurden – wie es das Beispiel Kummers (o., S. 73) zeigt – von der SS verfolgt.

In diesem kurorischen Durchgang durch die Entwicklung des Menschenbildes, das die deutsche Sagarezeption auf ihrem Höhepunkt prägte, sind bei weitem nicht alle Ideologeme des Island-Mythos zur Sprache gekommen. So würde u.a. der Aspekt des Religiösen eingehender Betrachtung verdienen. Dennoch mag dieser Überblick ausreichen, denn aus ihm ergibt sich schon jetzt eine Bestätigung der Erkenntnis, welche die Untersuchung der Übersetzungsprinzipien erbracht hat: Die politische Brisanz, die für das Sagaverständnis seit Ende der zwanziger Jahre signifikant war, resultierte zu einem nicht unerheblichen Teil aus der Staffelung des Rezeptionsprozesses, aus der Tatsache mithin, daß

71 Vgl. z.B. *Wikinger (Führer, Züge und Leistungen)*. [Herausgegeben von Franz FAHNEMANN]. Saarbrücken [1938] (= Erlebte deutsche Welt 3), S. 1 und S. 14; außerdem das bei ACKERMANN 1970 (647), S. 203, Anm. 58, genannte Beispiel. Besonders der Bericht von der Auswanderung Kveldulfs und Grims nach Island, der die Vorgeschichte der Egils saga bildet, galt als Dokument für dieses »Recht« auf »Gewinnung neuen Lebensraumes«; vgl. LOHRMANN 1938 (203), S. 129–133, und LOHRMANN 1938 (202).

zunächst die Überlieferung selbst popularisierend rezipiert und sodann diese Deutung ihrerseits konkretisiert wurde. Dabei zog sich durch diese Phase wie ein roter Faden ein reduktionistischer Interpretationsansatz, der sich in der sekundären Rezeption potenzierte und – wie die Übersetzungsanalyse deutlich zeigt – von Anfang an in der Identifikation von literarischer Rolle und Menschenbild bestand. Funktionale Momente der Figurenzeichnung wurden dabei zunächst zu überzeitlichen Konstanten germanischen Wesens und später zu biologischen Merkmalen der ›nordischen Rasse‹; die toposhaften hvöt-Szenen z.B. galten als Belege dafür, daß der germanischen Frau ›natürlicherweise‹ die Fürsorge für die ›Sippe‹ oblag; aus diesem Grund habe gerade sie über die Einhaltung der Blutracheplicht durch die Männer gewacht.⁷² Auch wenn diese Isolierung von Rollenmomenten aus ihrem strukturellen Zusammenhang gelegentlich kritisiert wurde (s.o., S. 276), war sie die Regel in der wissenschaftlichen Sagarezeption nicht nur in dieser Epoche, und zwar besonders in den an eine breitere Öffentlichkeit gerichteten Schriften. Obwohl es u.a. Heusler war, der diese Kritik äußerte, finden wir verwandte Argumentationsweisen auch bei ihm, etwa in der Behauptung, die »Sagamenschen« flößten den »schattenhaften Umrissen« der antiken Germanendarstellungen »Blut ein«.⁷³ Ganz abgesehen davon, daß mit dieser Behauptung ein Zeitabstand von einem guten Jahrtausend großzügig suspendiert wird, wären bei einer solchen Parallelisierung doch auch literarische Konventionen zu bedenken, die es eigentlich verbieten müßten, die Figuren aus zeitlich, kulturell und ästhetisch so weit auseinanderliegenden Überlieferungen ohne weiteres in Analogie zu setzen. Besonders betroffen von einer solchen Deutungsperspektive ist, wie wir sahen, die Rezeption der *Laxdœla saga*. Sie belegt, daß die Philologen diese Lesart über die *Thule*-Übersetzungen an ein breiteres Publikum weitergaben, das sie bereitwillig aufnahm und zusätzte, bis auch der letzte Rest an Literarizität und historischer Bedingtheit eliminiert oder durch einen rüden Biologismus ersetzt war. Aber auch die *Thule*-Übertragungen anderer Sagas forderten eine solche Rezeption heraus, etwa wenn sie, wie Neckels *Geschichte vom Freypréster Hrafinkel*, die Figuren in ein Weltbild sozialdarwinistischer Prägung projizieren. Gleichfalls von Anfang an wurde diese Sichtweise in den

72 Z.B. KATH 1934 (496), S. 20; KÖHLER-IRRGANG 1938 (388), S. 497; außerdem z.B. Harald SPEHR, *Frühgermanentum*. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 22, 1932, S. 349.

73 HEUSLER 1926 (481), S. 159.

populären Werken von einem vulgärbiologischen Vokabular begleitet⁷⁴, das die Anknüpfung rassenideologischer Vorurteile an dieses Menschenbild erleichtert haben dürfte. So war – wie oben – des öfteren die Rede von dem »Blut«, das in den Sagafiguren fließe, sei es »Blut von unserem Blut« wie bei Bonus oder das »unserer Vettern« wie bei Heusler⁷⁵. Auch wenn diese Autoren das wohl noch – mehr oder weniger – metaphorisch meinten, ihre Rezipienten nahmen solche Äußerungen wörtlich und behaupteten nicht nur, daß »all diese Gestalten [. . .] von Fleisch und Blut« seien. Sie sahen es darüber hinaus als erwiesen an, daß »Tropfen dieses Blutes [. . .] auch in den Adern unserer heutigen Jugend« flössen.⁷⁶ Für diesen Umgang mit der Überlieferung ließen sich unzählige Beispiele anführen. Er ist ihr darum vollkommen unangemessen, weil er – wie gesagt – ihre Literarizität verkennt und ignoriert, daß die Figuren und ihre Konstellation zu den Strukturelementen eines literarischen Textes gehören und als solche bestimmten historisch und kulturell bedingten narrativen Regeln unterliegen, mithin als planvoll gestaltete fiktionale Konstrukte betrachtet werden müssen. Die Sagarezeption wurde demgegenüber von einer Perspektive beherrscht, aus der die literarischen Rollen als Abbilder der Realität erschienen, und manche ihrer Repräsentanten waren überhaupt der Ansicht, in den Sagas trete ihnen »der Stoff« als »unzerstörte, unmittelbarste schöpferische Äußerung des Lebens selbst«⁷⁷ entgegen. Da wundert man sich dann auch nicht mehr, daß ein Lehrer seinen Schülern weismachen zu können glaubte: »in den Sagas begegnen uns die Germanen persönlich [. . .]«.⁷⁸

Als Konkretisation lässt sich dieses Textverständnis auf zwei Gattungsmerkmale der *Íslendingasögur* zurückführen, die in der Rezeption miteinander verquickt wurden. Dabei handelt es sich zum einen um den Erzählstil, dessen markanteste Eigenheit das fast vollständige Zurücktreten des Erzählers hinter die Figuren ist. Man hielt diesen Stil gerne für »objektiv« und glaubte aus dem Fehlen des Erzählers auf die Ab-

74 Dieses machte sich bereits im 19. Jahrhundert gelegentlich bemerkbar, etwa bei Willibald Leo 1878: »Erst jetzt scheinen dem grössern Publicum die Augen aufgegangen zu sein, nachdem es sich an welschen Machwerken übersättigt, dass da Blut von unserm Blute und Fleisch von unserm Fleische in den altnordischen Sagen lebt [. . .].« (*Die Hovard Isfjordings-Sage*. Heilbronn 1878, S. VIII).

75 BONUS 1906 (130), S. 768; HEUSLER 1926 (481), S. 158.

76 MEHLEM 1937 (401), S. 28.

77 PRINZ 1934 (417), S. 261.

78 STEINGRÄBER 1935 (431), S. 155.

wesenheit eines kreativen Autors schließen zu dürfen. Im Gegensatz etwa zum Versepos hielt man die Saga deshalb für »alltäglich«, d.h. für literarisch nicht stilisiert, daher auch nicht für fiktional und also für eine Verkörperung »des Lebens selbst«. Was sie aber vor der Heldendichtung in allererster Linie auszuzeichnen schien, war der Umstand, daß sich diese Alltäglichkeit vermeintlich auch auf den Stoff erstreckte. Dies glaubte man aus dem zweiten der beiden Merkmale folgern zu dürfen, nämlich daraus, daß als Helden der Sagas nicht Repräsentanten eines Geburtsadels (den es so auf Island ja auch nie gegeben hat), sondern ›Großbauern‹ auftreten, die man quasi als Mitglieder des ›Volkes‹ betrachten konnte. Was die Sagas zu zeigen schienen, war daher »eine heldische Steigerung des täglichen Lebens mit seinen natürlichen Ordnungen« und in dieser Hinsicht schien ihnen – abgesehen von der Spruchdichtung – keine Gattung der mittelalterlichen Literatur gemäß⁷⁹: »ihrem Ursprunge und ihrem Geiste nach«, so wurde behauptet, seien die Sagas »in viel höherem Sinne Gemeinschaftsdichtung als irgendeine der anderen großen erzählenden Gattungen, das Heldenepos nicht ausgenommen«⁸⁰, und darum werde »die Saga [. . .] immer wieder erstehen, wo ein Volkstum sich auf die dem stammeigenen Leben innenwohnenden und in seiner Steigerung sich entfaltenden Werte besinnt.«⁸¹

Nun sind hier neben den Übersetzungen vor allem solche Publikationen von Philologen untersucht worden, die sich an eine breitere Öffentlichkeit richten. Es mag in der Natur solcher Schriften liegen, daß komplizierte historische Zusammenhänge simplifiziert und Forschungsergebnisse in den Kontext populärer Mythen gestellt werden. Selbst wenn dies, was anhand der gelehrten Sagaübersetzungen nachgewiesen werden konnte, zumindest teilweise auf eine bewußte Standespolitik zurückgeführt werden muß, reichen solche Beobachtungen kaum aus, um die wissenschaftliche Leistung dieser Übersetzer und Popularisatoren in ihrem Wert beurteilen zu können. Dafür wären weiterführende Untersuchungen auf einer anderen Quellenbasis notwendig. Sie können nicht die Aufgabe der vorliegenden Arbeit sein, denn diese interessiert sich für einen Ausschnitt aus der Fachgeschichte, an dessen Beispiel sich gerade der Übergang von wissenschaftlichen Axiomen in das Feld

79 PETSCH 1942 (528), S. 493.

80 Ebd., S. 194.

81 Ebd., S. 500.

der öffentlichen Meinungsbildung studieren lässt. Die – zweifellos ebenso legitime wie notwendige – Frage nach der ›Richtigkeit‹ der auf diesem Weg popularisierten wissenschaftlichen Erkenntnisse ist in unserem Kontext deshalb zweitrangig. Dennoch ist die Überlegung von Bedeutung, auf welche wissenschaftlichen Prämissen die herausgearbeitete Deutungsperspektive zurückzuführen ist, da sie die populäre Sagarezep-
tion erwiesenermaßen auf dem Weg über die gelehrten Übertragungen erreicht hat. Daß auch die Philologen der Literarizität der Íslendingasögur wenig Interesse entgegengebracht haben, hat die Übersetzungsanalyse gezeigt. Auch sie faßten ihre Schilderungen als Spiegelungen der Wirklichkeit auf, ohne das Verhältnis der Überlieferung zur Realität, der Literatur zur Gesellschaft als theoretisches und methodologisches Problem je gründlich reflektiert zu haben. Vor allem die sogenannte Frei-
prosahlehr war geeignet, solche Überlegungen zu verhindern. Sie beruhte bekanntlich auf der Annahme, daß die Íslendingasögur noch in der Epoche, über die sie berichten, die uns überlieferte, im 13. Jahrhundert von Schreibern fixierte Form erhalten hätten. Diese zeitliche Nähe zu den Ereignissen galt als Garant für die historische Wahrheit des Dargestellten, das in unveränderter Form mündlich bis in die Schreibezzeit hinein tradiert worden sei. In der Folge schätzte man den überlieferten Text selbst gering, gemessen an seiner Vorgeschichte und den geschilderten Ereignissen; und man sah kaum je einen Grund, sich über seine Zusammensetzung Gedanken zu machen, zu untersuchen, inwiefern seine Elemente, die Figuren ebenso wie andere Textebenen, funktional miteinander verknüpft und in ein System eingebunden sind, das es erst möglich macht, ihn als sinnhaften Entwurf eines Weltmodells zu rezipieren. Diese Geringschätzung verleitete die philologischen Übersetzer, die literarischen Verfahren der Vorlage zu ignorieren und ihre ganze Aufmerksamkeit den ›Menschen‹ der Sagas zu widmen, die sie für getreue Abbilder historischer Personen hielten. Schließlich rechneten sie ja nicht mit den Eingriffen eines kreativen Autors, der die vermeintlich historischen Gestalten seiner subjektiven Deutung unterzogen und sie rückblickend bei der literarischen Bewältigung seiner eigenen Gegenwart, des bereits christlichen Hochmittelalters, zu ›Helden‹ stilisiert haben könnte. Die Sagas schienen ihnen *Islands Kultur zur Wikingerzeit, Germanische Welt vor tausend Jahren*⁸² widerzuspiegeln, die kein

82 So die Titel von NIEDNER 1913 (522) und REICHARDT 1936 (237).

subjektiver Gestaltungswille von der historischen Realität entfernt hatte: In romantischer Manier hielten die Philologen, die wir hier als Sagaübersetzer kennengelernt haben, die Überlieferung für den Ausfluß des Volksgeistes, der in einem naiven Erzähler, dem »Sagamann«, sein Medium gefunden habe. Mit der Verschriftlichung aber schien der Verfall der Texte gekommen, in den Handschriften erblickte man verderbte Überreste jenes verlorenen ›Originals‹, das der »Sagamann« unverfälscht in die Schreibezeit tradiert hatte. Vor der Folie dieses Phantoms erschienen die Texte in der erhaltenen Gestalt als sekundär. Nicht sie waren das Ziel der Betrachtung, sondern die ›Urfassung‹, die man aus ihnen glaubte abstrahieren zu dürfen. Um diese zu rekonstruieren, mußte die Überlieferung in ihre einzelnen Bestandteile, Figuren, Motive etc. aufgelöst und als kohärentes Ganzes zerstört werden. Und so ist wohl nicht zuletzt der Literaturbegriff der wissenschaftlichen Popularisatoren in Rechnung zu stellen, wenn erklärt werden soll, warum sich nur wenig Protest regte, als man die so hochgeschätzte altisländische Überlieferung als Belegmaterial für die diversen volkstümelnden, völkischen und rassistischen Spielarten der ›nordisch-germanischen Weltanschauung‹ ausschlachtete und als Literatur zerstörte.

Schlußbetrachtung

Mit dem Island-Mythos hat die vorliegende Studie über die deutschen Übersetzungen der *Íslendingasögur* eine wenig beachtete Variante des modernen deutschen Nationalismus in den Blickpunkt gerückt. Zu den Charakteristika dieses Mythos gehört es, daß er einem literarischen Leitbild folgte. Dabei jedoch handelte es sich nicht so sehr um eine der altnordischen Literatur entnommene Idee als vielmehr um ein Produkt ihrer Rezeption, das sich auf seine Ursprünge in dem Textverständnis ihrer philologischen Übersetzer zurückverfolgen läßt. Sein Kern war die Vorstellung eines vorbildlichen Menschentyps mit spezifisch ›germanischen‹ Heldenwerten – ein Synkretismus mittelalterlicher und moderner Konzeptionen des Heroischen. Dieses Menschenbild bewirkte im beginnenden 20. Jahrhundert einen Aufschwung in der deutschen Sagarezeption, den diese zu keinem anderen Zeitpunkt erlebt hatte, weder in den Dezennien vor der Jahrhundertwende, in denen die Zahl der Sagaübersetzungen bereits merklich angestiegen war, noch in der Zeit nach 1945. Die Existenz dieser einmaligen Hochphase wird verständlich, wenn man sich vor Augen hält, daß sich mit der Aufmerksamkeit für die Sagafiguren bereits zu Beginn der Epoche eine Deutungsperspektive etabliert hatte, aus der heraus die Aufnahme der *Íslendingasögur* in die deutsche Kultur als Beitrag zu der zeitgenössischen literarischen Debatte legitimiert werden konnte. Denn man stilisierte nun zum zentralen Thema der Sagaüberlieferung, was die deutsche Literatur schon seit der Gründerzeit beschäftigte: das heroische Individuum.

Ihren Platz in der deutschen Literaturgeschichte erhielt die Sagarezeption unter den antinaturalistischen Strömungen: Sie zeigt einerseits, nämlich zu Beginn ihrer Hochphase, eine deutliche Affinität zu der Literatur der Heimatkunst und weist andererseits, im Ausgang dieser Epoche, die Neigung auf, sich mit den Frontkämpferromanen der Weltkriegsdichtung zu verbinden. Dies gilt – und das ist hervorzuheben – nicht erst für die auf die altnordische Literatur zurückgreifende völkische Erzählprosa, sondern bereits für die Sagaübersetzungen selbst. Betrachtet man den verlegerischen Rahmen des *Isländerbuches*, den Avenarius' Dürerbund und sein *Kunstwart* repräsentieren, der *Sammlung Thule*, die in einem der profiliertesten Verlage auf dem Gebiet der völkischen Literatur erschien, oder der Reihe *Bauern und Helden*,

welche die ebenfalls völkisch orientierte Hanseatische Verlagsanstalt¹ herausgab, dann wird deutlich, in welchem ideologischen Kontext die Leser die übersetzten Sagas lokalisieren mußten. Der Versuch, die *Sammlung Thule* aus diesem Programm ausgliedern, sie in den Kontext einer von Diederichs verfolgten weltliterarischen Konzeption stellen und von den Strömungen der ›Heimatkunst‹ absetzen zu wollen², erscheint angesichts dieser massiven Präsenz der Volkstumsideologie in ihrem Umfeld eher abwegig. Auch wenn Diederichs Serien wie *Märchen der Weltliteratur* herausgab, mußte doch das Erscheinen der altnordischen Literatur in deutschen Übersetzungen ausgerechnet in einem Programm mit mehreren großen Reihenwerken zur ›stammesgebundenen‹, ›volkstümlichen‹ Literatur – etwa *Frühgermanentum*, *Deutsche Volkheit*, *Das alte Reich*, *Stammeskunde deutscher Landschaften* usw. – diesen Zusammenhang fast zwangsläufig suggerieren.

So ist die Sagarezeption ebenso wie der Naturalismus und seine Gegenströmungen als ein Versuch der geistigen Bewältigung einer in ihren Grundlagen veränderten Gesellschaft und als literarische Antwort auf jene Welt zu betrachten, welche infolge der Akzeleration des technischen Fortschritts unmenschlich geworden schien. Gegen sie protestierten seit dem Ende des 19. Jahrhunderts die Anhänger der verschiedensten Gruppierungen und Zirkel, vor allem aus der Umgebung von Lebensreform- und Jugendbewegung. Sie alle, Literaten und Maler, Naturalisten, Neuromantiker und Heimatkünstler, Agrarromantiker, Vegetarier, Germanenschwärmer, Nudisten und viele andere verband ein »Unbehagen in der Kultur«, das angesichts des enormen Konflikt-potentials, welches die Industrialisierung scheinbar unaufhaltsam in die Großstädte, aber auch in die Provinz trug, uns noch heute Verständnis abverlangt. Problematisch erscheint im Rückblick weniger der Protest selbst als vielmehr seine Form und der starke Pessimismus, der in ihr zum Ausdruck kommt. Dieser konnte – das zeigt paradigmatisch die Rezeption der altnordischen Literatur mit ihrer hyperboreischen Insel

1 Der Diederichs Verlag gab im übrigen ebenso wie die Hanseatische Verlagsanstalt eine Reihe der Ende der Zwanziger Jahre erschienenen Frontkämpferromane heraus. Programme und ideologische Richtungen u.a. dieser beiden Verlage sowie ihren Einfluß auf die konservativen Denkmodelle in der Zeit des Wilhelminismus und der Weimarer Republik untersucht Gary D. STARK, *Entrepreneurs of Ideology. Neoconservative Publishers in Germany 1890–1933*. Chapel Hill 1981. Zu Avenarius' *Kunstwart* vgl. KRATZSCH 1969 (728) und KRATZSCH 1983 (729).

2 FRIESE 1977 (686), S. 870.

Thule – zu der Flucht in einen urzeitlichen Mythos, ein vergangenes goldenes Zeitalter führen, wie sie vor allem in Krisenzeiten in fast allen Kulturen begegnet.³ Es ist kein Zufall, daß sich dieses Traumbild von einer harmonischen, naturverbundenen prähistorischen Lebensweise aus Quellen wie den *Íslendingasögur* speisen konnte, denn ebenso wie der Thule-Mythos tragen sie – selbst Produkte eines krisenhaften Jahrhunderts, dessen zweite Hälfte das Ende des isländischen Freistaats erlebte – Merkmale einer kollektiven Identitätssuche. Zum Orientierungspunkt für ihre modernen Rezipienten konnten sie aber nur werden, indem genau dies verkannt wurde, indem als historische Wahrheit galt, was schon im Mittelalter die literarische Stilisierung eines Heldenzeitalters – mithin ein Mythos – war. Nur in dieser verzerrenden Deutung konnten diese Texte nämlich die historische Existenz dessen ›bezeugen‹, das als Ausweg aus den bedrückenden Verhältnissen der eigenen Gegenwart empfunden wurde: eine aristokratische Lebensform, die als Helden das Individuum feierte, das sich aus eigener Kraft über die äußeren Bedingungen hinwegsetzte, aus eigenem Willen – und nicht als geborenes Mitglied eines privilegierten Standes – zur Macht gelangte. Damit boten die Sagas zunächst vor allem einer gesellschaftlichen Gruppe, die sich von dem allgemeinen Strukturwandel besonders in ihrem sozialen Status und Prestige bedroht fühlte, Identifikationsfiguren. Es war zunächst ein nur kleiner Kreis von Gelehrten, welche die Sprache der *Íslendingasögur* verstanden und nun ihre ›Menschen‹ zu Vorbildern erklärten. Die Popularisierung dieser Literatur durch deutsche Übersetzungen betrachteten sie als nationale Aufgabe, verbunden mit dem Anspruch, dem deutschen Volk aus seiner »Not« zu helfen, und sie versprachen sich davon gleichzeitig eine Stabilisierung ihrer im Niedergang begriffenen traditionellen Rolle als geistige Elite. Ihre Sicht auf die Quellen ließ aus der Sagarezeption einen regressiven Mythos der nationalen Geschichte entstehen, der in der Folge nicht »Vergangenheit lebendig, sondern die Gegenwart zum Ort einer revolutionären Aktion im Banne mythischer Bilder«⁴ machte. Denn die Sagahelden, wie sie die Philologen in den Übersetzungen in den Vordergrund gehoben hatten, gerieten im Zuge der sekundären Rezeption in den Sog einer durch den Weltkrieg radikalisierten Auffassung des Heroischen, das jetzt vor allem

3 Vgl. Ekkehardt HIERONIMUS, *Der Traum von den Urkulturen*. München 1975.

4 SONTHEIMER 1962 (802), S. 78.

in kriegerisch-militante Begriffe gefaßt wurde. Und damit verband sich nun, in der Zeit der Weimarer Republik, mehr als ein diffuses Unbehagen gegenüber dem Fortschritt, nämlich eine gegen die liberal-demokratische Verfassung gerichtete Opposition. Diese hatte zweifellos andere als geistige Ursachen und wurde auch nicht in erster Linie von den alten geistigen Eliten getragen, zu denen die Hochschullehrer zählten. Doch sahen diese in einer »germanischen Renaissance« ohne Frage ihre Chance, an der ideologischen Ausgestaltung dieser Opposition mitzuwirken und dabei ihrer eigenen Unzufriedenheit eine breitere Basis zu geben. Zu den Trägern der Sagarezeption stießen daraufhin zunehmend auch Repräsentanten jener »Frontkämpfer«-Generation, die an der Verächtlichmachung der Weimarer Demokratie maßgeblichen Anteil hatte. Sie sind vor allem unter den Schulgermanisten anzutreffen, deren Wirksamkeit bereits in die Zeit des Nationalsozialismus fiel. Für diese boten sich die übersetzten Sagas als Vehikel an, um politische Vorstellungen auf dem Weg über die Schule in breitere Schichten zu tragen, und damit waren sie im Begriff, den Mythos in politische Praxis zu transformieren. Dem »Germanentum« kam dabei – sieht man einmal von der nationalen und sozialen Integrationskraft ab, welche die Idee einer einheitlichen völkischen Tradition unbestreitbar ausgeübt haben muß – kaum mehr als legitimatorische Funktion zu. Die nationalsozialistischen Germanenmanen, allen voran Himmler, der in Reden gelegentlich empfahl, »die germanischen Sagas nachzulesen«⁵, sahen in der Germanenkunde den Auftrag, ihre eigene »Weltanschauung« auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen. In diesem Sinne hieß es in dem »Plan der Reichsführung SS zur Erschließung des germanischen Erbes« (1937)⁶, »die Schutzstaffel« trete dem Germanentum »erstmalig [. . .] nicht bloß aus geschichtlichem Interesse, um historische Forschung zu betreiben, gegenüber, sondern mit rein weltanschaulichem Willen, das Weltbild der vorchristlichen Ahnen richtungsweisend für ihre eigene Daseinsform zu erwecken.« Aus der Perspektive dieses Geschichtsbildes allerdings waren die bis dato vorliegenden Arbeiten zum Germanentum – also von den hier untersuchten Quellen vor allen Dingen die philologischen – weitgehend unbrauchbar geworden. An derselben Stelle nämlich heißt es:

5 Zit. b. ACKERMANN 1970 (647), S. 151, und ebd., Anm. 302; ein weiterer Beleg bei KAMENETSKY 1984 (722), S. 106–107.

6 Abgedruckt bei ACKERMANN 1970 (647), S. 253–255.

Die bisher mit der wissenschaftlichen Erarbeitung des Germanentums beauftragten Stellen sind ihrer Aufgabe nicht annähernd gerecht geworden. [...] Was die Hochschule, insbesondere die germanistische Wissenschaft im letzten halben Jahrhundert dafür geleistet hat und noch leisten wird, ist höchstens als Vorarbeit verwendbar, weil die Fragestellung fast durchgehend von einem falschen weltanschaulichen Standort ausging. Lediglich Materialergebnisse liegen von dieser Seite vor und sind auch künftig zu erwarten.⁷

Am Ende dieser Untersuchung hebt sich mithin der ideologiegeschichtliche Ort der deutschen Sagarezeption recht deutlich von seinem Hintergrund – Germanenmythos und Nationalismus in den wechselnden politischen Systemen des Kaiserreiches, der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus – ab. Die Aufnahme der Íslendingasögur in diesen kulturellen Horizont war eine germanistische Spielart dieser Ideologien, denn Faszination übte sie vor allem (aber nicht ausschließlich) auf die Vertreter dieser »nationalen Wissenschaft« an Universität und Schule aus. Diese prägten das Textverständnis nicht zuletzt durch ihre Übersetzungen und bereiteten damit die Grundlage, von der aus die Sagas ihre – im übrigen ephemere – Ausstrahlung auf die deutsche Literatur entfalten konnten. Hierbei entwickelte der Island-Mythos gewiß politische Aussagekraft, doch direkte Auswirkungen etwa auf tagespolitische Entscheidungen sind ihm kaum nachzuweisen. Dies hängt damit zusammen, daß wir es bei der Sagarezeption in allererster Linie mit einem Thema der Literatur- und der Wissenschaftsgeschichte zu tun haben, und allein in diesem Kontext läßt sie sich als Bestandteil auch der politischen Entwicklung Deutschlands im frühen 20. Jahrhundert verstehen. Mit dem Vorbehalt, daß sich Beobachtungen an literarischen Prozessen in der Regel nur sehr indirekt und allgemein auf politische Vorgänge beziehen oder gar übertragen lassen, ist festzustellen: Die Sagarezeption war in einen ideologischen Prozeß eingespannt, der mit politischen Konzeptionen und Entscheidungen auf das Engste korreliert war – die Popularisierung der Íslendingasögur in deutschen Übersetzungen, Nachdichtungen und Bearbeitungen half, aus dem Antimodernismus des fin de siècle ein geistiges Klima zu bereiten, in dem die Zerstörung von politischer Vernunft – von Recht und Verfassung – gedeihen konnte.

7 Ebd., S. 254.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Das folgende Verzeichnis bietet – neben dem Nachweis der Sekundärliteratur – einen repräsentativen Überblick über die deutschen Sagaübersetzungen und die übrigen Quellen, erhebt aber keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Nur die Übertragungen der untersuchten Sagas (*Gísla saga*, *Hrafnkels saga*, *Hönsa-Póris saga*, *Laxdœla saga*) sind vollständig erfaßt. Meist nicht mehr vollständig zu rekonstruieren ist allerdings die Zahl ihrer Nachdrucke, besonders in Lesebüchern u.ä. Die Übersetzungen der untersuchten Texte werden in chronologischer Reihenfolge aufgeführt. Hierbei wird nicht der Versuch unternommen, systematisch zwischen Übersetzungen, Bearbeitungen, Nachdichtungen, Paraphrasen usw. zu unterscheiden (vgl. o., S. 91); über den Charakter der einzelnen Texte gibt die Übersetzungsanalyse Auskunft. Alle übrigen in der Arbeit genannten Übertragungen sind in der alphabetischen Ordnung der Übersetzer- bzw. Herausgebernamen verzeichnet; in Anthologien erschienene Texte werden hier aber nicht mehr (wie in den Anmerkungen) eigens angeführt. Eine vollständige Bibliographie der deutschen Übersetzungen altnordischer Prosaliteratur erscheint separat: Julia Zernack, *Bibliographie der deutschsprachigen Sagaübersetzungen*. Berlin 1995 (= Berliner Beiträge zur Skandinavistik 4). Isländische Personennamen werden im folgenden der Übersichtlichkeit halber in der gleichen Weise behandelt wie deutsche.

I. Quellen	380–401
1. Unpublizierte Quelle	380
2. Publizierte Quellen	380–401
A. Übersetzungen und Bearbeitungen	380–391
— der <i>Gísla saga</i> Súrssonar	380
— der <i>Hrafnkels saga</i> Freysgoða	381
— der <i>Hönsa-Póris saga</i>	382
— der <i>Laxdœla saga</i>	382
— Sonstige	384
B. Dichtungen nach diversen Stoffen aus der altnordischen Literatur, Prosa im »Sagastil« u.ä.	391
C. Textausgaben	392
D. Rezensionen von Sagaübersetzungen	393
E. Schuldidaktische Schriften	394
F. Sonstige Darstellungen und Quellen	397
II. Nachschlagewerke	401
III. Sekundärliteratur	402–412
A. Darstellungen zum Übersetzen allgemein	402
B. Darstellungen zum Übersetzen mittelalterlicher Literatur	403
C. Sonstige Sekundärliteratur	405

I. Quellen

1. Unpublizierte Quelle

1. *Briefe Andreas Heuslers an Wilhelm Ranisch 1890–1940.* Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Cod. Ms. W. Ranisch (teilweise publiziert in DÜWEL u.a. 1989; vgl. 490).

2. Publizierte Quellen

A. Übersetzungen und Bearbeitungen

Übersetzungen und Bearbeitungen der Gisla saga Súrssonar

2. *Gisle Sursons Saga.* In: LACHMANN 1816 (197), S. 124–129.
3. *Die Gisli Sursson Saga.* In: WOLLMHEIM 1875 (282), S. 287–298.
4. *Gisli der Geächtete. Eine altgermanische Geschichte von Heldorf und Gattentreue.* Der altnordischen Quelle nacherz. von Ferdinand KHULL. Wien 1893.
5. *Der Mann im Bettstroh. Episode aus der Geschichte des Skalden Gisli, der um 950 lebte.* Niedergeschrieben um 1200. Aus dem Altländischen von Arthur BONUS. In: Jugend 11 (24), 1906, S. 504.
6. *Geschichte des Skalden Gisli.* In: BONUS 1907, ³1912 (131), S. 79–150 (weitere Auflagen 1908, 1921, 1935 usw.).
— wieder (zum Teil mit Veränderungen):
Aus der Geschichte von Gisli dem Geächteten. In: HUNGER 1924 (180), S. 44–60.
7. *Geschichte vom Skalden Gisli und seinem Weibe Aud.* Aus den Isländer-Geschichten gesammelt von Arthur BONUS. Berlin, Leipzig [um 1930] (= Deutsche Jugendbücherei 326).
8. *Die Geschichte von Gisli dem Geächteten.* Aus dem Isländischen des 12. Jhs. deutsch von Friedrich RANKE. München 1907 (= Statuen deutscher Kultur 13).
— wieder (zum Teil mit Veränderungen):
9. *Die Geschichte von Gisli dem Geächteten.* In: HEUSLER, RANKE 1922 (177), S. 61–133.
10. *Die Geschichte von Gisli dem Geächteten.* Übertr. von Friedrich RANKE. Jena 1938 (= Deutsche Reihe 62).
11. *Gisli.* In: NECKEL 1924 (221), S. 28–91.
12. *Die Saga von Gisli.* Übertragen von Friedrich RANKE. Jena 1938 (= Deutsche Reihe 62).
13. *Die Geschichte von Gisli dem Geächteten.* In: WEISSKIRCHEN 1958 (271).
14. *Die Gisli-saga.* Übertr. von Friedrich Ranke. Eingel. von Hans Heinrich MANDEL. Lübeck, Hamburg 1958, ²1964.
15. *Die Saga von Gisli.* In: HEINRICHS 1961 (163), S. 5–68.
16. *Die Geschichte von Gisli dem Geächteten.* In: Thule-Neuaufgabe (258), Bd. 8, 1964, S. 61–133.
17. *Gisla saga Súrssonar. Die Geschichte von Gisli dem Geächteten.* In: Thule. Isländische Sagas (259), Bd. 1, 1978, S. 7–72.
18. *Die Geschichte von Gisli dem Geächteten. Gisla saga Súrssonar, übers. von Friedrich Ranke.* In: DIEDERICHS 1987 (146), S. 7–72.
19. *Gisli der Geächtete.* Übertr. und mit einer Einführung hrsg. von Ludwig MEYN. Hamburg 1925 (= Bauern und Helden. Geschichten aus Alt-Island 4).
— wieder (zum Teil im Auszug und mit Veränderungen):
20. *Gisli der Geächtete.* In: Drei alte Geschichten von Liebe und Treue. Hrsg. von Walter BAETKE. Hamburg 1927 (= Bauern und Helden. Sonderausgabe in drei Bänden 1), S. 31–119.
21. *Die Flucht Gislis, des Geächteten.* In: FRICKE 1938 (154), S. 39–43.
22. *Die Flucht Gislis, des Geächteten.* In: MEYN 1938 (214), Bd. 3, S. 50.

23. *Gisli der Geächtete*. Übertr. und mit einer Einführung vers. von Ludwig MEYN. Hamburg 1940 (= Bauern und Helden. Schulausgabe 4).
24. *Altisländische Saga*. Eine Einführung für den Schulgebrauch mit allgemeiner Einleitung und Darbietung der Gisli-saga von Friedrich HEININGER. Bielefeld, Leipzig 1926, ²1937 (= Velhagen und Klasings deutsche Lesebogen 12).
25. *Gisli, der Waldgänger*. Aus Islands Heldenzeit. Am Lagerfeuer in Serbien erzählt. Von Leopold WEBER. Stuttgart 1927 (= Thienemanns Illustrierte Zweimarkbücher).
26. Lydia KATH, *Aud. Geschichte einer Wikingerfrau*. Berlin 1934.
27. *Blutrache und Waldgang*. In: ROGGE-BÖRNER 1935 (239), S. 49–64.
28. *Gisli der Geächtete. Eine isländische Saga*. Von Franz FAHNEMANN. Saarlautern [1937] (= Erlebte deutsche Welt 4).
29. *Gisli findet seine Freunde. – Die Rettung Gislis des Geächteten*. In: TEICH 1937 (311), S. 22–33 und S. 34–46.
30. Ursula SCHNEIDER-ZABEL, *Gisli und Aud. Schauspiel nach der altisländischen Saga von Gisli dem Geächteten*. Leipzig 1938.
31. *Gisli der Geächtete. Eine Saga aus Alt-Island*. In gekürzter Fassung nacherz. von Karl HENNIGER. Köln 1939 (= Schaffsteins Blaue Bändchen 243).
32. *Gisli und Aud. Eine germanische Bauerngeschichte von Ehre und Schicksal* erzählt von Heinrich Friedrich LOHRMANN. Langensalza 1939 (= Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur 560).
33. *Von Gisli dem Geächteten*. In: SCHUBERT 1942 (244), S. 117–123.
34. *Die Saga von Gisli Sursson*. Aus dem Altisländischen übertr. und erl. von Franz B. SEEWALD. Stuttgart 1976 (= RUB 9836).

Übersetzungen und Bearbeitungen der *Hrafnkels saga Freysgoða*

35. *Hrafinkel Godes Saga*. In: LACHMANN 1816 (197), S. 77–80.
36. *Die Saga von Hrafnkell Freysgoði. Eine isländische Geschichte aus dem 10. Jahrh. n. Chr.* Aus dem altisländischen Urtexte zum erstenmale in's Deutsche übers. und mit ausführlichen Anleitungen nebst einer kurzen Einführung in die isländische Sagaliteratur vers. von Heinrich von LENK. Wien 1883.
37. *Erzählung von Rafnkel, dem Priester des Frey*. In: WILKEN 1909 (279), S. 68–97.
38. *Die Saga vom Freysgoden Hrafinkel*. Aus dem Altnordischen übertr. von Erich von MENDELSSOHN. Leipzig [1913] (= Insel-Bücherei 29).
39. *Die Geschichte vom Freyspriester Hrafinkel*. In: NECKEL 1913 (220), S. 73–101.
— wieder (zum Teil mit Veränderungen):
40. *Die Geschichte vom Freyspriester Hrafinkel*. In: NECKEL 1924 (221), S. 160–184.
41. *Hrafinkel. – Hrafnkels Verurteilung*. In: BOHNE 1937 (122), S. 20–25, 97–99.
42. *Die Geschichte vom Freyspriester Hrafinkel*. In: HABERMANN 1937 (161), Bd. 2.
43. *Die Geschichte vom Freyspriester Hrafinkel*. In: WEISSKIRCHEN 1958 (271), S. 13–41.
44. *Die Geschichte vom Freyspriester Hrafinkel*. In: THULE-Neuausgabe (258), Bd. 12, 1964, S. 75–101.
45. *Hrafnkels saga Freysgoda. Die Geschichte vom Freyspriester Hrafinkel*. In: THULE. Isländische Sagas. 1978 (259), Bd. 1, S. 345–374.
46. *Die Geschichte vom Freyspriester Hrafinkel. Hrafnkels saga Freysgoda, übers. von Gustav Neckel*. In: DIEDERICHS 1987 (146), S. 345–373.
47. *Vom Freyspriester Hrafinkel. Bauerngeschichte aus altgermanischer Zeit*. Übertr. von Ludwig MEYN. Berlin, Leipzig 1926 (= Deutsche Jugendbücherei 315).
— wieder (zum Teil mit leichten Veränderungen):
48. *Die Geschichte vom Freyspriester Hrafinkel*. In: FRICKE 1938 (154), S. 28–39.
49. *Das Pferd des Priesters Hrafinkel*. Übertragen und mit einer Einführung versehen von Walter BAETKE. Hamburg 1934 (= Bauern und Helden. Geschichten aus Alt-Island 9).

- wieder:
50. *Das Pferd des Goden Hrafinkel.* Übertr. und mit einer Einführung vers. von Walter BAETKE. Hamburg 1938 (= Bauern und Helden. Geschichten aus Alt-Island. Schulausgabe 4).
 51. *Die Geschichte vom Freygoden Hrafinkel. Eine Saga vom wehrhaften nordischen Bauern.* Übertr. von Gustaf WENZ. Leipzig [1935] (= Isländergeschichten 3).
 52. *Die Geschichte von Hrafinkel, dem Goden des Frey.* In: WEBER 1936 (268), S. 9–39.
 53. *Hrafinkel der Großbauer. Der Mordbrand auf Bergthorsbühl. Aus den isländischen Sagas.* [Bearb. von Franz FAHNEMANN]. Saarlautern [1937] (= Erlebte deutsche Welt 2).
 54. *Die Saga vom Freygoden Hrafinkel. Hrafinkels saga Freysgoða.* Aus dem Alt-isländischen übers. von Helmut de BOOR. Leipzig [1938] (= Insel-Bücherei 29).
 55. *Die Geschichte vom Frey-Goden Hrafinkel.* In: SCHUBERT 1942 (244), S. 165–173.
 56. *Die Saga vom Goden Hrafinkel.* In: PAK 1973 (wieder ²1982 hrsg. unter dem Namen Wittkowski) (280), S. 103–130.

Übersetzungen und Bearbeitungen der *Hænsa-Póris saga*

57. *Hahn Thorers Saga.* In: LACHMANN 1816 (197), S. 57–63.
58. *Die Geschichte vom Hühner-Thorir.* Eine altisländische Saga übers. von Andreas HEUSLER. Berlin 1900.

— wieder (zum Teil im Auszug und mit Veränderungen):

 59. *Aus der Geschichte vom Hühnerthorir.* In: *Kunstwart* 19, 1906, S. 592–600.
 60. *Die Geschichte vom Hühnerthorir.* In: HEUSLER, RANKE 1922 (177), S. 27–60.
 61. *Die Geschichte vom Hühnerthorir.* In: BAETKE 1923 (²1937) (114), S. 1–37.
 62. *Blundketil.* In: NECKEL 1924 (221), S. 153–159.
 63. *Die Geschichte vom Hühnerthorir.* In: HABERMANN 1937 (161), Bd. 3.
 64. *Die Geschichte vom Hühnerthorir.* In: *Thule*-Neuauflage (258), Bd. 8. 1964, S. 27–58.
 65. *Hænsa-Thóris saga. Die Geschichte vom Hühnerthorir.* In: *Thule. Isländische Sagas*. 1978 (259), Bd. 1, S. 271–302.
 66. *Die Geschichte vom Hühnerthorir. Hænsa-Thóris saga,* übers. von Andreas Heusler. In: DIEDERICHS 1987 (146), S. 271–302.
 67. *Die Saga vom Hühner-Thor. Eine altisländische Bauernnovelle des Xth-Jahrhunderts.* Aus dem Altisländischen übers. von Alwin WODE. Diessen 1902.
 68. *Der Geflügelthor.* In: *Aus Altisland.* Aus dem Altisländischen übertr. und bearb. von Franz REUSS. Magdeburg [1910], S. 45–79.
 69. Peter SÜSSKAND, *Aus altnordischem Bauernleben. Erzählstoff fürs 6.–8. Schuljahr.* In: *Pädagogische Warte* 41, 1934, S. 796–799.

— wieder in:
 70. ders., *Germanisches Leben im Spiegel der altnordischen Dichtung.* Berlin 1936, S. 31–35.
 71. *Die Geschichte vom edeln Blundketil und vom Hühnerthorir. Eine isländische Saga von Bauerntum und Händlergeist.* Übertr. von Gustaf WENZ [1935] (= Isländer-Geschichten 1).
 72. *Blundketil.* In: LOHRMANN 1938 (203), S. 3–9.
 73. *Bauernnot.* In: MEYN 1938 (214), Bd. 4, S. 31–34.
 74. *Aus der Geschichte vom Hühner-Thorir.* In: SCHUBERT 1942 (244), S. 124–128.

Übersetzungen und Bearbeitungen der *Laxdæla saga*

75. *Laxdælasaga.* In: LACHMANN 1816 (197), S. 147–165.
76. Gottlieb Christian Friedrich MOHNIKE, *Die Laxdælasaga. Im Auszuge.* In: *Baltische Studien* 2, 1833, S. 81–100.

77. *Höskuld Kollsson und Olaf Pfau*. Aus der Laxdæla-Saga zum erstenmale ver-deutscht von Ferdinand KHULL. Graz 1895.
78. *Kjartan und Gudrun*. Aus dem Altländischen zum ersten Male ins Deutsche über-tr. von Heinrich von LENK. In: *Centralorgan für die Interessen des Realschul-wesens* 24, 1896, S. 385–422, S. 449–484.
79. *Kjartan und Gudrun*. Ein kulturhistorischer Roman von der Wende des 10. Jahr-hunderts auf Island von E[mil] Dagobert SCHOENFELD. Jena 1898.
— im Auszug wieder:
80. *Von König Ólaf Tryggvason und dem Isländer Kjartan Ólafsson*. In: SCHOEN-FELD 1910 (243), S. 71–83.
81. *Kjartan Eine Bekehrungsgeschichte aus alter Zeit*. [Übers. von Arthur BONUS]. In: *Die christliche Welt* 20, 1906, Sp. 433–437, Sp. 467–473.
82. *Die Geschichte des Kjartan Olafssohn und der Gudrun Osvifstochter*. In: BONUS 1907, '1912 (131), S. 151–246 (weitere Auflagen 1908ff).
83. *Die Geschichte von den Lachstälern. Laxdæla saga. Eine Erzählung von nordi-schen Bauern und Seefahrern, die im 8. Jahrhundert aus Norwegen gefahren, und auf Island eine neue Heimat gefunden*. Aus dem Altländischen von Severin RÜTTGERS. Düsseldorf 1907 (= Die Wanderer. Acht Bücherfolgen für die deutsche Jugend, vii. Folge, Bd. 1).
— im Auszug wieder:
84. *Die Geschichte von den Lachstälern. Laxdæla saga. Eine Erzählung von nordischen Bauern und Seefahrern, die im 8. Jahrhundert aus Norwegen gefahren, und auf Island eine neue Heimat gefunden*. Aus dem Altländi-schen von Severin RÜTTGERS. München 1911 (= Quellen-Bücher zur Freude und Förderung 22).
85. Eduard STUCKEN, *Astrid*. Drama in vier Akten. Berlin [1910].
86. *Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswässertal*. Übertr. von Rudolf MEISSNER. Jena 1913 (= Thule 6).
— wieder (zum Teil im Auszug und mit Veränderungen):
87. *Kjartan und Gudrun*. In: NECKEL 1924 (221), S. 205–251.
88. *Kjartan kehrt nach Island zurück und wirbt um Hrefna*. In: *Der Diederichs-Löwe* 4, 1930, S. 81–85.
89. *Vigdis. – Höskuld und Melkorka. – Die Verlobung des Olaf Pfau. – Kjartan und König Olaf*. – In: REICHARDT 1934 (236), S. 77–82, S. 152–159, S. 182–187.
90. *Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswässertal*. In: REICHARDT 1936 (237), S. 201–377.
91. *Kjartan und Bolli*. In: BOHNE 1937 (122), S. 88–96.
92. *Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswässertal*. In: SELTER 1954 (248), S. 19–47.
93. *Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswässertal*. In: Thule-Neu-ausgabe (258), Bd. 6, 1963.
94. *Laxdæla saga. Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswässertal*. In: Thule. *Isländische Sagas*. 1978 (259), Bd. 1, S. 73–269.
95. *Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswässertal. Laxdæla saga, übers. von Rudolf Meißner*. In: DIEDERICHS 1987 (146), S. 73–269.
96. Paul August von KLENAU, *Kjartan und Gudrun. Oper in drei Akten*. Wien, Leipzig 1918. (= Universal-Edition 5978).
97. *Ein Siedlungszug nach Island*. In: MEYN 1923 (211), S. 55–58.
98. *Frau Unn, die Siedlerin. – Kind oder Ehre. – Gudrun und Kjartan*. In: ROGGE-BÖRNER 1935 (239), S. 33–48, S. 65–74, S. 113–133.
99. *Die tapfere Vigdis. – Kjartan, der gute Schwimmer. – Isländer in Norwegen*. In: FAHNEMANN 1936 (150), S. 2–8.
100. *Urmutter Unn. – Thorgerd Egilstochter. – Die Träume der Gudrun*. In: KATH 1936 (185), S. 5–13, S. 14–24, S. 25–40.
101. *Unn Ketilstochter, die Landnehmerin*. In: WENZ-HARTMANN 1937 (277), S. 22–36.

102. *Die Geschichte der Leute aus dem Lachswässertal. Kjartan und Gudrun.* Übertr. und mit einer Einführung vers. von Ludwig MEYN. Hamburg 1938 (= Bauern und Helden. Schulausgabe 8).
— im Auszug wieder (zum Teil mit Veränderungen):
103. *Die Geschichte von Kjartan und Gudrun.* In: FRICKE 1938 (154), S. 3–24.
104. *Eine germanische Ältermutter.* In: MEYN 1938 (214), Bd. 1, S. 53–56.
105. *Die Geschichte von Un der Weisen und ihrer Sippe. Altisländischer Siedler- und Heldenroman.* Aus der Laxdœla saga übertragen von Severin RÜTTGERS. Langensalza 1938.
106. *Kjartans Wettkampf im Wasser.* In: FAHNEMANN 1939 (153), S. 8–10.
107. *Aus der Lachswasser-Saga.* In: SCHUBERT 1942 (244), S. 217–232.
108. Sophie ROGGE-BÖRNER, *Die Olafssippe. Ein Nordlandroman.* Berlin o.J.
109. *Die Leute vom Lachswässertal. Eine isländische Saga.* Übers. von Gerd SIEG. Mit einem Nachwort von Svein Bergsteinnsson. Berlin (O) 1959.
110. *Die Saga von den Leuten aus dem Laxartal.* In: HELLER 1982 (164), Bd. 1, S. 465–672.
111. Verena STÖSSINGER, *Gudrun, Schwester.* Zürich 1991.

Sonstige Übersetzungen und Bearbeitungen

112. *Audun aus Vestfjord. Eine Islandsage* [deutsch von F.W.F. Graf von AHLEFELD-LAURVIG]. In: *Nordelbingische Blätter* 1820. I. 2., S. 103–113.
113. *Auswahlstücke aus »Thule».* In: Der Diederichs-Löwe 4, 1930, S. 70–93.
114. *Vier Isländergeschichten.* Hrsg. von Walter BAETKE. Leipzig 1923, 2¹⁹³⁷ (= Freytags Sammlung deutscher Schriftwerke 190).
115. *Geschichten von den Orkaden, Dänemark und der Jomsburg.* Übertr. von Walter BAETKE. Jena 1924 (= Thule 19).
116. *Havards Rache.* Übertr. und mit einer Einführung vers. von Walter BAETKE. Hamburg 1938 (= Bauern und Helden. Schulausgabe 6).
117. *Nordische Schicksalsgeschichten.* Übertr. und hrsg. von Walter BAETKE und Paul HERRMANN. Hamburg [um 1927] (= Geschichten aus Alt-Island).
118. Kurt Herward BALL, *Die Jomsburgwälker. Der Geschichte und den alten Sagen nacherzählt.* Karlsbad-Drahowitz, Leipzig 1936 (= Volksdeutsche Reihe 4).
119. ders., *Egil Kämpfer und Skalde. Der Geschichte und den Sagas nacherzählt.* Karlsbad-Drahowitz, Leipzig 1937 (= Volksdeutsche Reihe 27).
120. *Bauern und Helden. Geschichten aus Alt-Island.* Hrsg. von Walter BAETKE. Bde. 1–10, Hamburg 1923–1934.
121. *Bauern und Helden. Geschichten aus Alt-Island.* Hrsg. von Walter BAETKE. Schulausgabe. Bde. 1–8. Hamburg 1938.
122. *Zeugnisse altnordischen Glaubens.* Für den Unterricht ausgewählt und erläutert von Gerhard BOHNE. Leipzig 1937.
123. *Der Mensch der germanisch-deutschen Frühzeit. Ein deutsches Lesebuch für die sechste Klasse.* Bearb. von Kurt BONA u.a. Wien 1943.
124. *Eine altnordische Bauerngeschichte. Die Geschichte von Björn und Thurid.* Überetzt von Arthur BONUS. In: Deutsche Rundschau 128, 1906, S. 66–78.
125. *Auch einer der das Gruseln lernte. Eine Geschichte aus dem elften Jahrhundert. Niedergeschrieben ums Jahr 1275.* Aus dem Isländischen von Arthur BONUS. In: Jugend 11 (6), 1906, S. 110.
126. *Der häßliche Fuß.* Aus dem Altisländischen des Snorri Sturluson (um 1225 n. Chr.) übers. von Arthur BONUS. In: Jugend 11 (41), 1906, S. 874.
127. *Die Macht der öffentlichen Meinung. Eine Geschichte aus der Zeit Haralds des Harten (1047–1066).* Niedergeschrieben um 1250. [Übers. von Arthur BONUS]. In: Jugend 11 (31), 1906, S. 674.
128. *Die Geschichte der stolzen Sigrid und des Königs Olaf Tryggvason.* In: Arthur BONUS, Selma Lagerlöf und die Saga. Zweites Stück. In: Deutsche Monatsschrift 1906, S. 359–376.

129. *Aus der Geschichte des Skalden Egil Skallagrimsson*. [Übers. von Arthur BONUS]. In: *Die Zukunft* 56, 1906, S. 334–339.
130. *Die Njalssaga. Eine Novelle aus dem Jahre 1260*. Aus dem Altländischen von Arthur BONUS. In: *Aus fremden Zungen. Zeitschrift für die moderne Erzählliteratur des Auslandes* 16, 1906, S. 768–772.
- 131.–133. Arthur BONUS, *Isländerbuch*: I, II: *Sammlung altgermanischer Bauern- und Königsgeschichten*. III: *Einführungs- und Ergänzungsband*. Bedeutung des altländischen Prosaschrifftums. Mit einer Beilage von Andreas Heusler. Hrsg. vom Kunstwart. München 1907–1920. Hier zitiert nach: I: ³1912, II: ²1909, III: ²1920.
134. *Isländerbuch* von Arthur BONUS. Jugendausw. München 1908, 2. verm. Aufl. 1921.
135. Arthur BONUS, *Die Geschichte von den Verbündeten. Ein altländischer Schwank*. München 1924 (= Kunstwart-Bücherei 16).
136. *Herrenmenschen im alten Island*. Aus dem Isländerbuch von Arthur BONUS. Berlin, Leipzig 1930 (= Deutsche Jugendbücherei 369/70).
137. *Zauber und Scherz*. Aus den Isländer-Geschichten gesammelt von Arthur BONUS. Berlin, Leipzig [1930] (= Deutsche Jugendbücherei 361).
138. *Die Geschichte vom Skalden Egil Skallagrimsson*. Aus dem Isländer-Buch von Arthur BONUS. Berlin, Leipzig [1930] (= Deutsche Jugendbücherei 368).
139. Arthur BONUS, *Isländerbuch. Sammlung altgermanischer Bauern- und Königsgeschichten*. Neue Ausgabe in einem Band. München 1935.
140. Beate BONUS, *Die Geschichte von Heming*. München 1924 (= Kunstwartbücherei 23).
141. *Die Saga vom Skalden Gunnlaug Schlangenzunge*. Aus dem Altländischen übertragen von Helmut DE BOOR. Leipzig 1939 (= Insel Bücherei 546).
142. *Thorgils saga ok Haflidið. Die Saga von Thorgils und Haflidið*. Aus dem Altnordischen übers. und mit einem Nachwort von Wolfgang BUTT. Leverkusen 1990 (= Altnordische Bibliothek 9).
143. *Die Sage von Frithjof dem Starken, nach der alten Volkssage übers.* [von W. CALAMINUS]. In: *Archiv* 19 (34), 1863, S. 1–28.
144. *Die Sage von Frithjof dem Starken*. Nach der altnordischen Volkssage aus dem 13. Jahrhundert frei erz. von W. CALAMINUS. In: *Archiv* 36 (67), 1882, S. 369–416.
145. *Grettir. Die Geschichte eines Isländers*. Übertr. und bearb. von Dirck CLASEN. Berlin [1943] (= Nordischer Geist 2).
146. *Die Helden von Thule. Isländische Sagas*. Aus dem Altnordischen übers. von Andreas Heusler, Gustav Neckel, Friedrich Ranke und anderen. Hrsg. von Ulf DIEDERICHS. Köln 1987.
147. *Gunnar und Njal. Die Geschichte einer isländischen Freundschaft*. Nach dem 1. Teil der Njalssaga zusammengestellt von Kurt DINTER. Breslau [1937] (= Schriften zu Deutschlands Erneuerung 97).
148. *Die Edda und drei isländische Sagas. Auswahl für den Unterrichtsgebrauch*. Breslau [1938] (= Schriften zu Deutschlands Erneuerung. Sachleseheft 2).
149. *Altnordischer Sagenschatz in neun Büchern*. Übers. und erl. von Ludwig ETTMÜLLER. Leipzig 1870.
150. *Isländersagas. Geschichten von germanischen Bauern, Frauen und Knaben*. Eine Auswahl gestaltet von Franz FAHNEMANN. Paderborn [1936] (= Schöninghs Arbeitsbogen, Reihe Deutsche Sagen 9, A69).
151. *Hrafinkel der Großbauer. Der Mordbrand auf Bergthorsbühl. Aus den isländischen Sagas*. [Bearb. von Franz FAHNEMANN]. Saarlautern [1937] (= Erlebte deutsche Welt 2).
152. *Die Wikinger von der Jomsburg. Die Saga vom Heldenkampf einer germanischen Gefolgschaft*. [Von Franz FAHNEMANN]. Saarlautern [1939] (= Erlebte deutsche Welt. Arbeitsstoffe und Erzählungen für die deutsche Schule 18).
153. *Siedler, Bauern und Kämpfer. Aus den isländischen Sagas*. [Von Franz FAHNEMANN]. Saarlautern [1939] (= Erlebte deutsche Welt. Arbeitsstoffe und Erzählungen für die deutsche Schule 27).
154. *Volksbuch deutscher Dichtung*. Hrsg. von Gerhard FRICKE. Berlin 1938.

155. *Edda. Zweiter Band/Götterdichtung und Spruchdichtung.* Übertr. von Felix GENZMER. Mit Einleitung und Anmerkungen von Andreas HEUSLER. Jena 1920 (= Thule 2).
156. *Half und die Halfsrecken. Das Tyrfingswert. Zwei altnordische Sagas.* Hrsg. und übers. von Felix GENZMER. Mit einem Nachwort von Rolf Heller. Leipzig 1958 (= RUB 8339).
157. *Geschichte der Freibeuter von Jom.* Aus dem Isländischen von Ludwig GIESEBRECHT. In: *Neue Pommersche Provinzialblätter* 1, 1827, S. 90–139.
158. *Die Vinland Sagas.* Aus dem Altländischen übers. und mit Anmerkungen vers. von Bernhard GOTTSCHLING. Einleitung von Else Ebel. Bochum 1979 (= Alt-nordische Literatur 1).
159. Friedrich David GRÄTER, Bragur. *Ein litterarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit.* 1791ff.
160. *Gunnlaugssaga ormstungu (Die Sage von Gunnlaug „Schlangenzunge“).* In: *Jahresbericht des K. K. Staatsgymnasiums in Cilli* 1910, S. 3–11.
161. *Altländische Sagas.* I. [nie erschienen]. II. *Die Geschichte vom Freyxpriester Hrafinkel.* III. *Die Geschichte vom Hühnerthorir.* IV. *Die Erzählung von Thorstein Stangenheib. Der Mordbrand.* Ausgew. und hrsg. von Paul HABERMANN. Bielefeld 1937 (= Velhagen & Klasings deutsche Lesebogen 222–224).
162. Ólafs saga hins helga. *Die »Legendarische Saga« über Olaf den Heiligen* (Hs. Delagard. saml. nr. 8") hrsg. und übers. von Anne HEINRICHS, Doris JANSEN, Elke RADICKE, Hartmut RÖHN. Heidelberg 1982 (= Germanische Bibliothek. Vierte Reihe).
163. *Die schönsten Geschichten aus Thule.* Hrsg. von Heinrich Matthias HEINRICHS. München 1961 (Taschenbuchausgaben 1974, 2¹⁹⁷⁹).
164. *Isländersagas I-II.* Übertr. und hrsg. von Rolf HELLER. Leipzig 1982.
165. *Njals Tod. Aus dem Altländischen der Njalssaga.* Übers. und hrsg. von Erwin HEINZEL. Leipzig, Wien 1910 (= Deutsches Lesehefte 1).
166. *Grettir der Starke. Eine Saga aus Alt-Island.* In gekürzter Fassung nacherz. von Karl HENNIGER. Köln 1939 (= Schaffsteins Blaue Bändchen 241).
167. *Die Geschichte vom Skalden Egil. Eine Saga aus Alt-Island.* In gekürzter Fassung nacherz. von Karl HENNIGER. Köln 1939 (= Schaffsteins Blaue Bändchen 242).
168. *Die Geschichte von dem starken Grettir, dem Geächteten.* Übertr. von Paul HERRMANN. Jena 1913 (= Thule 5).
169. *Die Geschichte von Thorstein Stangarhögg.* Aus dem Altnordischen übertr. von Georg HERZFELD. In: *Archiv* 79, 1881, S. 403–410.
170. *Vølo spó. Die Weissagung der Seherin.* Aus dem Altnordischen übers. und erl. von Andreas HEUSLER. Berlin 1887.
171. *Aus der ältesten germanischen Erzählprosa: Wie Snorri sein Vatererbe übernahm.*
– *Wie der Gode Arnkel überfallen wurde.* – *Aus der Geschichte vom Hühnerthorir.* [Übers. von Andreas HEUSLER]. In: *Kunstwart* 19, 1906, S. 587–600.
172. *Weiteres aus der ältesten germanischen Erzählprosa: Die Geschichte von Thorstein Stangennarbe.* – *Die kleine Geschichte von Gudmund und den Rauchtälern.* – *Die kleine Geschichte von Gudmund und der Brautwerbung.* [Übers. von Andreas HEUSLER]. In: *Kunstwart* 20, 1907, S. 197–210.
173. *Beilage von Andreas Heusler. Drei Geschichten.* In: *BONUS* 1907, 3¹⁹²⁰ (133), S. 293–340.
174. *Die Geschichte vom weisen Njal.* Übertr. v. Andreas HEUSLER. Jena 1914 (= Thule 4).
175. *Zwei altländische Novellen.* Übertr. von Andreas HEUSLER. In: *Die Lesestunde* 3, 1926, S. 297–304.
176. *Isländisches Recht. Die Graugans.* Übers. von Andreas HEUSLER. Schriften der Akademie für deutsches Recht. Gruppe Rechtsgeschichte. Weimar 1937 (= Germanenrechte 9).
177. *Fünf Geschichten von Ächtern und Blutrache.* Übertr. von Andreas HEUSLER und Fr[iedrich] RANKE. Jena 1922 (= Thule 8).

178. *Hirts deutsches Lesebuch*. Sechster Teil: Klasse 6. Ausgabe A: Oberschulen für Jungen. Hrsg. von J. Eilemann u.a. Breslau 1940.
179. *Wikinger in Amerika (Die Thorfinn Karlsefni-Saga)*. Aus dem Altnordischen übers. und bearb. von Arthur Hrubý. Wien 1928.
180. *Germanisches Leben in Isländergeschichten. Mit einer Beilage für den Lehrer*. Hrsg. von Karl HUNGER. Nürnberg 1924 (= Kochs Schülerbücher zur Deutschkunde 1).
181. *Isländer-Geschichten*. Hrsg. und übers. von Gustaf WENZ. Bde. 1–10. Leipzig 1935–1937.
182. *Ásmundarsaga kappabana. Die Saga von Ásmund*. Aus dem Altwestnordischen übers. und hrsg. von Stefan ISSELBÄCHER, Doris MOSBACH, Ilona PRIEBE, Manfred SCHWERRING und Claudia SPINNER. Leverkusen 1988.
183. *Die Frithjofs saga*. Aus dem Altnordischen von Anton JÄCKLEIN. Straubing 1882. (= Straubing Studienanstalt Programm).
184. Lydia KATH, *Jomsburg. Eine Wikingergeschichte*. Berlin 1934.
185. dies., *Urmutter Unn. Geschichten um altnordische Frauen*. Berlin 1936 (= Trommler-Bücher 14).
186. *Die Geschichte des Skalden Egil Skallagrimsson. Ein germanisches Dichterleben aus dem 10. Jahrhundert*. Dem Altländischen nacherz. von Ferdinand KHULL. Wien 1888 ('1898).
187. *Viga-Glum. Eine germanische Bauerngeschichte der Heidenzeit*. Aus dem Altländischen frei und verkürzt übertr. von Ferdinand KHULL. Graz 1888 (= Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des II. Staatsgymnasiums in Graz pro 1888).
188. *Viglund und Ketilried, eine altländische Novelle*. Aus dem Urtext frei und verkürzt von Ferdinand KHULL. Graz 1890 (= Graz, 2. Staatgymn., Programm).
189. *Die Geschichte Palnatokis und der Jomsburger nach der jüngsten altnordischen Bearbeitung erz. von Ferdinand KHULL*. Graz 1892 (= Sonderabdruck aus den Jahresberichten des 2. Staatgymnasiums pro 1891 und 1892).
190. *Die erste Entdeckung Amerikas durch die Isländer Leif und Thorfinn Karlsefni*. Erzählt von Ferdinand KHULL. Graz [1892] (= Sonderabdruck aus dem Grazer Wochenblatt).
191. *Drei Missionssreisen nach Island im 10. Jahrhundert*. Nach den alten isländischen Quellen dem katholischen Volke erzählt von Ferdinand KHULL. Graz 1892.
192. *Das Leben Olafs des Heiligen*. Nach Snorri Sturlusons Bericht dem deutschen Volke erzählt von Ferdinand KHULL. Graz 1895.
193. Ruth KÖHLER-IRRGANG, *Sippenpflicht und Sittlichkeit. Die Wurzeln germanischer Ethik*. Leipzig 1938 (= Der Mensch des alten Nordens. Nordische Art und deutsche Schule A7).
194. *Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge*. Aus dem isländischen Urtexte übertr. von Eugen KÖLBING. Heilbronn 1878.
195. *Die Winlandsagas. Die Erzählungen von der Entdeckung Nordamerikas durch die Normannen im Jahre 1000*. Aus dem Altländischen übers. und mit geschichtlicher Einleitung vers. von August KROMAYER. Halle [1909].
196. *Nordische Heldenäggen*. Aus dem Altländischen übers. und bearb. von Carl KÜCHLER. Bremen 1892.
197. *Sagaenbibliothek des Scandinavischen Alterthumes in Auszügen, mit litterarischen Nachweisungen*. Aus der dänischen Handschrift übers. von Karl LACHMANN. Berlin 1816.
198. *Die Jomsburgwicker-Helden von Wollin*. Nach der Übersetzung Giesebrechts aus dem Isländischen für die Jugend bearb. von Hans LAWRENZ. Breslau [1935] (= Schriften zu Deutschlands Erneuerung 64).
199. *Vatnsdœlasaga, d.i. die geschichte der bewohner des Vatnsdal (auf Island) um 890–1010 n.Chr.* aus dem altländischen zum erstenmale ins deutsche übertr. von Heinrich von LENK. In: *Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens* 14, 1886, S. 513–539, S. 545–576, S. 582–600. Wieder: 1893 in RUB 3035/6.

200. *Die Howard Isfjordings-Sage*. Aus dem altländischen Urtexte übers. von Willibald LEO. Heilbronn 1878.
201. *Die Saga von Fridthiofr dem Verwegnen*. Aus dem altländischen Urtexte übers. von Willibald LEO. Heilbronn 1879.
202. König Harald und die Ulf-Sippe. Einer altnordischen Saga nacherz. von Heinrich Friedrich LOHRMANN. Frankfurt [1938] (= Die Kranzbücherei 232).
203. Von altnordischen Männern und Frauen. Altländischen Sagas nacherz. von Heinrich Fr[iedrich] LOHRMANN. Frankfurt [1938] (= Die Kranzbücherei 233).
204. Erich MAKOWSKI, *Germanische Seefahrer entdecken Amerika*. Berlin, Leipzig [1934] (= Deutsche Jugendbücherei 521).
205. Hallfred der Königsskalde. Altländische Saga. Hrsg. von [Joseph] MASSENKEIL. Paderborn [1937] (= Schöninghs Textausgaben 219).
206. Prinz Clarus und Prinzessin Serena. Ein romantisches Liebesmärchen. Aus dem Altnorwegisch-Isländischen übertr. von Otto MAUSSER. In: *Walhalla. Deutsche Warte für ein wahres Kultur- und Kunstleben* VII, 1912, S. 1-49.
207. Die Saga von Gunnlaug Ormstunge und dem Skalden Ravn. In: Jón SVENSSON, *Aus Islands alten Schätzten. Eine kultur- und literaturgeschichtliche Studie*. Autorisierte Übersetzung von Johannes MAYRHOFER. Hamm 1910 (= Frankfurter Zeitgemäße Broschüren 29, H. 8), S. 16-37.
208. Grönländer und Färinger Geschichten. Übertr. von Erich von MENDELSSOHN. Jena 1912 (= Thule 13).
209. Qvar-Odds saga. Die Saga vom Pfeile-Odd. Übers. und mit einem Nachwort hrsg. von Bernd MENGE, Thomas PIETSCH, Manfred SCHWERING, Claudia SPINNER. Leverkusen 1990 (= Altnordische Bibliothek 8).
210. Natürliche und politische Historie der Inseln Färöe. Aus dem Dänischen übers. von Christian Gottlob MENGEL, und Thormodi Thorfæi Färöische Geschichte aus dem Lateinischen übersetzt. Copenhagen, Leipzig 1757.
211. Altgermanische Dichtung Auswahl aus der Edda. Mit Prosastücken aus den Sagas hrsg. und erläutert von Ludwig MEYN. Leipzig [1923] (= Jägersche Sammlung deutscher Schulausgaben 39).
212. Eine Wikingerschlacht um Thron und Reich. Aus dem Altländischen von Ludwig MEYN. Mit einem Vorbericht über die Wikinger. Münster 1932 (= Aschendorffs Lesehefte zur Deutschkunde und Geschichte).
213. Ethik und Glaube bei den Germanen der Heidenzeit. Eine Auswahl aus den altländischen Sagas. Hrsg. von Ludwig MEYN. Paderborn, Würzburg [1935] (= Schöninghs Schülerhefte von deutscher Art 129).
214. Altgermanisches Leben: I. Familie und Sippe. II. Geister und Götter. III. Kampf und Kurzweil. IV. Wikingerfahrten und Landnahme. Hrsg. von Ludwig MEYN. Frankfurt 1938 (= Nationalpolitische Sammlung).
215. Heimskringla. Sagen der Könige Norwegens von Snorre Sturlason. Aus dem Isländischen von Gottlieb MOHNIKE. Stralsund 1837.
216. Die Saga von Fridthjof dem Starken. Aus dem Isländischen von Gottlieb Christ[i-an] Friedr[ich] MOHNIKE. Stralsund 1830.
217. William MORRIS, *The Collected Works*. With introduction by his daughter May MORRIS. 23 Bde. London 1910-1915.
218. Altgermanisches Frauenleben. Hrsg. von Ida NAUMANN. Jena 1925 (= Deutsche Volkheit [1]).
219. Germanisches Heldenamt. Quellensammlung altgermanischer Lebenszeugnisse. [Hrsg. von Gustav NECKEL]. Jena 1915 (= Tat-Bücher für die Feldpost 7).
220. Sieben Geschichten von den Ostlandfamilien. Übertr. von Gustav NECKEL. Jena 1913 (= Thule 12).
221. Germanisches Wesen in der Frühzeit. Eine Auswahl aus Thule mit Einführungen. Bearb. von Gustav NECKEL. Jena 1924 (= Sammlung Diederichs 5).
222. Die jüngere Edda mit dem sogenannten ersten grammatischen Traktat. Übertr. von Gustav NECKEL und Felix NIEDNER. Jena 1925 (= Thule 20).

223. Gustav NECKEL, *Germanisches Heldentum*. Jena 1934 (= Deutsche Reihe 21).
224. *Gautreks saga konungs. Die Saga von König Gautrek*. Aus dem Altländischen übers. und mit einer Einl. von Robert NEDOMA. Göppingen 1990 (= GAG 529).
225. *Die Geschichte vom Skalden Egil*. Übertr. v. Felix NIEDNER. Jena 1911 (= Thule 3).
226. *Vier Skaldengeschichten*. Übertr. von Felix NIEDNER. Jena 1914 (= Thule 9).
227. *Snorris Königsbuch (Heimskringla)*. Übertr. von Felix NIEDNER. Jena 1922–1923 (= Thule 14–16).
228. *Norwegische Königsgeschichten. Erster Band (Novellenartige Erzählungen) (Pættir)*. Übertr. von Felix NIEDNER. Jena 1928 (= Thule 17).
229. *Grönländer und Färinger Geschichten*. Übertr. von Felix NIEDNER. Jena 1929 (= Thule 13).
230. *Die Geschichte vom Skalden Gunnlaug*. Aus dem Alt-Isländischen übertr. von Felix NIEDNER. Jena 1934 (= Deutsche Reihe 16) (?1940).
231. Pak 1973: s. WITTKOWSKI 1982 (280).
232. *Fridthofs saga*. Aus dem Altländl. von Jos[eph] Cal[asanz] POESTION. Wien 1879.
233. *Aus Hellas, Rom und Thule. Cultur- und Literaturbilder* von Jos[eph] Cal[asanz] POESTION. Leipzig 1882 (?1884).
234. Josef PRESTEL, *Grettir. Ein nordischer Held*. Leipzig 1935.
235. *Fünf Geschichten aus dem östlichen Nordland*. Übertr. von Wilhelm RANISCH und Walter Heinrich VOGT. Jena 1912 (= Thule 11).
236. *Thule. Ausgewählte Sagas von altgermanischen Bauern und Helden*. Übertr. und bearb. von Konstantin REICHARDT. Jena 1934 (31.–44. Tsd. Langenberg/Thüringen 1944).
237. *Germanische Welt vor tausend Jahren. Die Isländersagas vom Skalden Egil, den Lachswässertal-Leuten und Grettir dem Geächteten*. Unter Zugrundelegung der Übersetzungen von Felix Niedner, Rudolf Meißner und Paul Herrmann hrsg. von Konstantin REICHARDT. Jena 1936.
238. E. Matthias REIFEGERSTE, *Die Hervarar saga. Eine kommentierte Übersetzung und Untersuchungen zur Herkunft und Integration ihrer Überlieferungsschichten*. Leverkusen 1989 (= Altnordische Bibliothek 6).
239. Sophie ROGGE-BÖRNER, *Von nordischen Frauen, Königen und Bauern. Erzählungen aus der Überlieferung der Sagas*. Berlin, Leipzig, Stuttgart [1935].
240. *Wikingersagen. Harald Schönhaar – Egil Skallagrimsson – Ingimund*. Übers. und für die Jugend bearb. von Walter SCHERTZ. Stuttgart 1957.
241. *Die Saga von Egil*. Aus dem Altländischen hrsg. und übers. von Kurt SCHIER. Köln, Düsseldorf 1978 (= Saga. Islands große Literatur 1).
242. *Gretter der Starke*. Einer alten isländischen Urkunde nacherz. von E[mil] Dagobert SCHOENFELD. Berlin 1896.
243. [Emil] Dagobert SCHOENFELD, *An nordischen Königshöfen zur Wikingerzeit*. Straßburg 1910.
244. Karl Leopold SCHUBERT, *Nordland. Eine weltanschauliche Auswertung der Thule-Saga für deutsche Eltern und Erzieher*. Wien, Leipzig 1942.
245. *Das Jütsche Recht*. Aus dem Altdänischen übersetzt und erläutert von Klaus VON SEE. Weimar 1960.
246. *Die Saga von Grettir*. Aus dem Altländischen übers. und kommentiert von Hubert SEELOW. Düsseldorf, Köln 1974 (= Saga. Islands große Literatur 2).
247. *Skaldensagas*. Aus dem Altländischen übertr., eingel. und erl. von Franz SEEWALD. Frankfurt 1981.
248. *Isländische Sagas*. Ausgew. und bearb. von Ulrike SELTER. Paderborn 1954 (= Schöninghs geschichtliche Reihe).
249. *Die Saga von Grettir Asmundarson*. Aus dem Altländischen übers. von Rudolf SIMEK. Eingel. und mit einem Anhang vers. von Herman Pálsson und Rudolf Simek. Wien 1981 (= WAGAPh 15).
250. *Zwei Rittersagas. Möttuls saga und Samsons saga fagra*. Aus dem Altnord. übers. und mit einer Einl. vers. von Rudolf SIMEK. Wien 1982 (= Fabulae Medievales 2).

251. *Die Saga von Iven*. Aus dem Altnordischen übers. und mit einem Nachwort von Rudolf SIMEK. Bochum 1982 (= Altnordische Bibliothek 1).
252. *Die Saga von Parceval und die Geschichte von Valver*. Aus dem Altnordischen übers. und mit einem Nachwort von Rudolf SIMEK. Wien 1982 (= WAGAPH 19).
253. *Egils saga einhenda ok Ásmundar berserkjabana und Hálfdanar saga Eysteinsonar*. Aus dem Altnordischen übers. und mit einem Nachwort von Rudolf SIMEK. Leverkusen 1989 (= Altnordische Bibliothek 7).
254. *Die Edda, die ältere und jüngere nebst den mythischen Erzählungen der Skalda* übers. und mit Erläuterungen begleitet v. Karl SIMROCK. Stuttgart, Tübingen 1851.
255. *Wikinger entdecken Amerika*. Die altsländischen Berichte übertr. und mit einer Einführung vers. von Theodor STRECHE. Hamburg 1934 (= Bauern und Helden 10) [wieder: Hamburg 1938 (= Schulausgabe)].
256. Karl Theodor STRASSER, *Egil singt sich zurück ins Leben*. In: *Nordische Welt* 2, 1933, S. 12–13.
257. Peter SÜSSKAND, *Germanisches Leben im Spiegel der altnordischen Dichtung*. Berlin 1936.
258. Thule. *Altnordische Dichtung und Prosa*. Hrsg. von Felix NIEDNER. 24 Bde. Jena 1911–1930.
[Neuausgabe: Thule. *Altnordische Dichtung und Prosa*. Hrsg. von Felix NIEDNER und Gustav NECKEL, 24 Bde., Köln, Düsseldorf 1963–1967].
259. Thule. *Isländische Sagas*. I: *Isländische Erzählkunst*. II: *Historische Fahrten und Abenteuer*. III: *Heldenepen*. IV: *Hans Kuhn, Das alte Island*. Erw. Neuausgabe. Köln, Düsseldorf 1978.
260. *Die Saga von Gunnlaug Schlangenzunge*. Aus dem Altsländischen übers. von Alexander TILLE. Leipzig 1890 (= RUB 2756).
261. *Der Wikinger Fahrten und Abenteuer*. Hrsg. von Erik ULBRANDSON. Köln, Düsseldorf 1980.
262. *Fünf Geschichten aus dem westlichen Nordland*. Übertr. von Walter Heinrich VOIGT und Frank FISCHER. Jena 1914 (= Thule 10).
263. Von germanischen Bauern, Kriegern und Seefahrern. Aus altnordischer Dichtung und Prosa. Weimar 1943 (= Feldpostausgabe).
264. Snorri Sturluson's Weltkreis übers. und erl. von Ferdinand WACHTER. 2 Bde. Leipzig 1835–1836.
265. *Gefolgschaft. Der germanische Kampfbund*. Hrsg. von Horst WAGENFÜHR. Hamburg [1935].
266. Leopold WEBER, *Grettir der Wolfsgenoß. In Acht und Bann auf den Eisfernen Islands*. Stuttgart [1929] (= Thiemeanns illustrierte Zweimarkbücher).
267. ders., *Njal der Seher. Eine isländische Heldenage*. Stuttgart [1930] (= Thiemeanns Heldenbücher).
268. ders., *Nordlandmänner. Zwei Isländergeschichten*. Karlsbad-Drahowitz, Leipzig 1936 (= Volksdeutsche Reihe 9).
269. ders., *Die Isländer-Geschichten und die Edda. Bilder aus nordgermanischer Frühzeit*. München, Berlin 1937 (?1939).
270. *Gunnlaug Schlangenzunge. Ein altnordisches Dichterleben*. Nach dem Isländischen [von Karl WEINHOLD]. In: Für den Friedhof der evangel. Gemeinde in Gratz in Steiermark. Erzählungen, vermischt Aufsätze und Gedichte von Einhundertsiebzehn deutschen Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern diesem Zwecke gewidmet. Braunschweig, Wien, Graz 1857, S. 250–263.
271. *Drei isländische Sagas. Hrafinkelssaga, Gislisaga, Njalssaga*. Hrsg. von Fritz WEISSKIRCHEN. Paderborn [1958] (= Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller 176).
272. *Die Geschichte von Frithiof dem Kühnen*. Aus dem Altsländischen übertr. von Gustaf WENZ. Jena 1922.
273. *Hallfred, ein Skaldenleben. Gunnlaug und Helga*. Übertr. und mit einer Einführung hrsg. v. Gustaf und Gisela WENZ. Hamburg 1926 (= Bauern und Helden 5).

274. *Die Geschichte von Erich dem Roten und Leif dem Glücklichen. Die Saga von den Männern, die auf Grönland siedelten und Amerika entdeckten.* Übertr. von Gustaf WENZ. Leipzig [1935] (= Isländer-Geschichten 2).
275. *Die Geschichte vom Skalden Egil* erzählt von Gustaf WENZ. Leipzig [1936] (= Isländer-Geschichten 6).
276. *Die Geschichte vom geächteten Grettir.* Erzählt von Gustaf WENZ. Leipzig 1937 (= Isländer-Geschichten 8).
277. Gisela WENZ-HARTMANN, *Lebensbilder germanischer Frauen.* Leipzig 1937 (= Die Welt der Germanen 10).
278. *Wikingerfahrten.* Paderborn [1937] (= Schöninghs Arbeitsbogen. Germanentum A80).
279. *Altnordische Erzählungen (Sagas). Sechs Erzählungen von den Anwohnern der Ost-Fjorde Islands.* Bd. 1 [mehr nicht erschienen]. Übers. und erl. von Ernst WILKEN. Leipzig 1909.
280. *Die Leute aus den Ostfjorden. Altisländische Erzählungen.* Aus dem Altisländischen von Ingrid WITTKOWSKI. Hrsg. von Ingrid Wittkowski. Leipzig ²1982.
281. Thorolf Mosterbart. *Ein nordgermanisches Bauernleben vor 1000 Jahren.* Deutscher Jugend erzählt von E.H. WOHLRAB. Breslau ³[1939] (= Schriften zu Deutschlands Erneuerung 77).
282. *Die Nationalliteratur der Skandinavier. Eine prosaische und poetische Anthologie aus den besten nordischen Schriftstellern,* mit erläuternden, kritischen und biographischen Notizen von Dr. A.E. WOLHEIM, Chevalier da Fonseca. 3 Bde. Berlin 1875–1877 (= Die Classiker aller Zeiten und Nationen 5).
283. *Germanische Jungmannschaftszucht.* Nach den Quellen bearb. von Fritz WÜLLENWEBER. 3 Bde. Hamburg 1937–1939 (= Quellenreihe zur volkspolitischen Erziehung).
284. *Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge. Ein Skaldenleben.* Aus dem Isländischen von Carl DE WYL. Reutlingen 1937 (= Bunte Bücher 256).

B. Dichtungen nach diversen Stoffen aus der altnordischen Literatur, Prosa im »Sagastil« u.ä.

285. Kurt Herward BALL, *Fehde auf Island. Roman nach Stoffen altisländischer Sagas.* Karlsbad, Leipzig [1942].
286. *Gunnlaug Schlangenzunge. Eine Inselnär* von Karl BLEIBTREU. Berlin ²1879.
287. Beate BONUS, *Das Olafbuch.* Hrsg. von Arthur Bonus. Stuttgart [1925].
288. dies., *Der Sohn des Heiligen.* Potsdam 1934.
289. Helene von ENGELHARDT-PABST, *Gunnar von Hlidarendi. Isländisches Epos in 36 Gesängen.* 2 Bde. Wien 1909.
290. *Schön Helga und Gunnlaug. Eine Dichtung frei nach der altnordischen Gunnlaugs saga* von Anton EDZARDI. Hannover 1875.
291. Hermann EICKE, *Wiking im Südländ. Nordische Schicksale am Goldenen Horn.* Leipzig 1935 (= Deutsches Ahnenerbe).
292. ders., *Yngvild und Thorgunna.* Leipzig, Berlin 1937 (= Erbe und Verpflichtung).
293. Friedrich de la Motte FOUCQUÉ, *Die Saga von dem Gunlaugur, genannt Drachenzunge und Rafn dem Skalden. Eine Islandskunde des elften Jahrhunderts.* 3 Bde. Wien 1826.
294. Georg Carl Theodor FRANCKE, *Gunnlaug, der Skalde. Gedichte.* Hamburg [1839].
295. Ernst FUHRMANN, *Der Geächtete.* Roman. Friedrichsseggen/Lahn 1931. Wieder: Berlin 1983.
296. Hans GRIMM, *Die Olewagen-Saga.* München [1918].
297. Wilhelm HENZEN, *Isländisch Blut.* Drama in 5 Akten. Leipzig [1903].
298. Hans HEYCK, *Der Außenseiter.* Leipzig 1928.
299. ders., *Die Geschichte des Skalden Isolf Tyskosssohn.* Gütersloh 1935. Wieder: Leipzig ³1942 (= Kleine Feldpost-Reihe).

300. Paul HEYSE, Gunnar. *Drei Balladen*. In: ders., *Epische Dichtungen* 1, 1912, S. 103–112.
301. Else HUECK-DEHIO, *Die Hochzeit auf Sandnes*. Berlin 1934.
302. dies., *Der Kampf um Torge*. Berlin 1938 (= Deutsche Kulturbuchreihe).
303. Moritz JAHN, *Geschichte von den Leuten an der Außenfahrt*. Berlin 1936.
304. Theodor JILKE, Grettir. *Ein Stimmungsbild*. – *Glam.* In: *MIFr* 17, 1929, S. 1–2, 25–27.
305. Hjalmar KUTZLEB, *Dirk Winlandfahrer*. Braunschweig 1936.
306. Emil LUCKA, *Der Weltkreis. Ein Novellenbuch*. Berlin 1919.
307. Joseph PRESTEL, *Leif. Eine Erzählung aus germanischer Frühzeit*. Leipzig, Wien 1934.
308. Ewald Gerhard SEELIGER, *Freydis Røthaar*. In: ders., *Zwanzig nautische Novellen. Das Meer*. Leipzig 1915 (= Das deutsche Dekameron 1), S. 83–95.
309. Walter TEICH, Grettir. *Zwei Gedichte: Das Steinbild – Grettirs Tod*. In: *Die Sonne* 12, 1935, S. 306–311.
310. ders., *Grettir der Geächtete. Ein Kreis nordischer Gedichte von Freiheit und Gesetz*. Leipzig 1937.
311. ders., *Bauern und Helden. Nordische Spielhandlungen*. Hamburg 1937 (= Die Schul- und Jugendbühne 6).
312. ders., *Leif, der Glückliche. Ein Julspiel*. Hamburg 1938 (= Die Schul- und Jugendbühne 16).
313. Helmut UNGER, *Der Geächtete*. Schauspiel. Leipzig 1909.
314. Will VESPER, *Das harte Geschlecht*. Ein Roman. Hamburg 1931.
315. Ursula ZABEL, *Norden in Not*. Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig 1934.
316. dies., *Grettir. Ein Leben in 11 Abschnitten. Nach der altnordischen Saga vom starken Grettir, dem Geächteten*. Leipzig 1931 (= Nordische Bühne 1).

C. Textausgaben

317. *Brennu-Njáls saga (Njála)*. Hrsg. von Finnur JÓNSSON. Halle 1908 (= Altnordische Saga-Bibliothek 13).
318. *Edda. Die Lieder des Codex Regius nebst verwandten Denkmälern*. Hrsg. von Gustav NECKEL. Heidelberg 1914 (= Germanische Bibliothek II, 9).
319. *Egilssaga Skallagrímssonar nebst den größeren Gedichten Egils*. Hrsg. von Finnur JÓNSSON. Halle 1894 (= Altnordische Saga-Bibliothek 3).
320. *Gísla saga Súrssonar*. Hrsg. von Finnur JÓNSSON, Halle 1903 (= Altnordische Saga-Bibliothek 10).
321. *Grágás. Islændernes Lovbok i Fristatens Tid*, udgivet efter det kongelige Bibliotheks Haandskrift og oversat af Vilhjálmur FINSEN. Kopenhagen 1852.
322. *Heimskringla. Norégs konungasögur af Snorri Sturluson*. Udgivne for Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur ved Finnur JÓNSSON. Kopenhagen 1893–1900 (= STUAGNL 23).
323. *Hrafnkels saga Freysgoða*. Hrsg. von Valdimar ÁSMUNDARSON. Reykjavík 1893 (= Íslendinga sögur 8).
324. *Hrafnkels saga freysgoða*. In: *Austfirðinga sögur*. Udgivne for Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur ved Jakob JAKOBSEN. Kopenhagen 1902–1903 (= STUAGNL 29), S. 93–137.
325. *Laxdæla saga*. Hrsg. von Kr[istian] KÅLUND. Halle 1896 (= Altnordische Saga-Bibliothek 4).
326. *Laxdæla saga*. Hrsg. von Einar Ól[afur] SVEINSSON. Reykjavík 1934 (= Íslenzk Fornrit 5).
327. *Sagan af Hrafnkeli Freysgoða*, anden Udgave, besørget ved K. GÍSLASON og oversat af N.L. WESTERGAARD. Kopenhagen 1847 (= Nordiske Oldskrifter 1).
328. *Tvær sögur af Gísla Súrssyni*, udgivne af det nordiske Literatur-Samfund, ved Konrad GÍSLASON. Kopenhagen 1849 (= Nordiske Oldskrifter 8).

329. *Zwei Isländergeschichten, die Hóensna-Póres und die Bandamanna saga*, mit Einleitung und Glossar hrsg. von Andreas HEUSLER. Berlin 1897. 2. verbesserte Auflage 1913.

D. Rezensionen von Sagaübersetzungen

330. Oskar BANDLE (Rez.), *Die Saga von Grettir. Aus dem Altisländischen übers. und kommentiert von Hubert Seelow*. Köln/Düsseldorf 1974. In: *Scandinavica* 15, 1976, S. 54–56.
331. Arthur BONUS, *Altgermanische Prosa*. In: *Kunstwart* 23, 1910, S. 189–191.
332. Peter BUCHHOLZ (Rez.), Kurt Schier, *Die Saga von Egil. Aus dem Altisländischen hrsg. und übersetzt*. Düsseldorf, Köln 1978 (= *Saga. Islands große Literatur* 1). In: *ZfVk* 76, 1980, S. 158–159.
333. Hugo GERING (Rez.), *Die Geschichte vom Skalden Egil, übertr. von Felix Niedner (Thule 3)*, Jena 1911. In: *ZjdPh* 44, 1913, S. 489–492.
334. Anne HEINRICH, Rezeption von Sagakunst. Eine vergleichende Besprechung neuerer Sagaübersetzungen. In: *WW* 32, 1982, S. 69–75.
335. Richard HEINZEL (Rez.), *Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge. Aus dem isländischen Urtexte übertr. von Eugen Kölbing 1878. Die Hovard Isfjordings-Sage. Aus dem altisländischen Urtexte übers. von Willibald Leo 1878. Die Sage von Fridhthiofr dem Verwegenen. Aus dem altisländischen Urtexte übers. von Willibald Leo 1879*. In: *Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien* 31, 1880, S. 268–273, hier zitiert nach ders., *Kleine Schriften*. Heidelberg 1907, S. 343–350.
336. Rolf HELLER (Rez.), *Die Saga von Egil. Egils saga Skalla-Grímssonar. Aus dem Altisländischen hrsg. und übers. von Kurt Schier*. Köln/Düsseldorf 1978. In: *Germanistik* 19, 1978, S. 1094–1095.
337. ders. (Rez.), *Die Saga von Gisli Sursson (Gísla saga Súrssonar). Aus dem Altisländischen übertr. und erl. von Franz B. Seewald*. Stuttgart 1976. In: *Germanistik* 19, 1978, S. 100–101.
338. Andreas HEUSLER (Rez.), Arthur Bonus, *Isländerbüch. Sammlung I und II*. In: *ZfVk* 19, 1909, S. 465.
339. W. H[EDENREICH] (Rez.), *Grönländer und Färinger Geschichten. Thule XIII. Übertragen von F. Niedner*. In: *MIFr* 17, 1929, S. 46.
340. ders. (Rez.), *Abschluss der Sammlung Thule*. In: *MIFr* 17, 1930, S. 134–137.
341. ders. (Rez.), Weber, Leop., *Gisli der Waldgänger, Grettir der Wolfsgenoß*. Stuttgart [1927 und 1929]. In: *MIFr* 17, 1930, S. 139.
342. Gert KREUTZER (Rez.), *Die Saga von Gisli Sursson. Aus dem Altisländischen übertragen und erläutert von Franz B. Seewald*. Stuttgart 1974. In: *skandinavistik* 8, 1978, S. 66–68.
343. Wolfgang LANGE (Rez.), *Thule. Altnordische Dichtung und Prosa*. Hrsg. von Felix Niedner und Gustav Neckel (Neuausgabe), Bde. 1–3. In: *Germanistik* 5, 1964, S. 59–61.
344. ders. (Rez.), *Thule. Altnordische Dichtung und Prosa*. Hrsg. von Felix Niedner und Gustav Neckel (Neuausgabe), Bde. 4–9. In: *Germanistik* 6, 1965, S. 60–61.
345. ders. (Rez.), *Thule. Altnordische Dichtung und Prosa*. Hrsg. von Felix Niedner und Gustav Neckel (Neuausgabe), Bde. 10–21. In: *Germanistik* 9, 1968, S. 68–70.
346. ders. (Rez.), *Thule. Altnordische Dichtung und Prosa*. Hrsg. von Felix Niedner und Gustav Neckel (Neuausgabe), Bde. 22–24. In: *Germanistik* 10, 1969, S. 75–76.
347. Karl LEHMANN (Rez.), *Die Sage von Hrafnkell Freysgoði ... übertr. von Heinrich von Lenk*. Wien 1883. In: *DLZ* 4, 1883, Sp. 1002–1003.
348. Fritz LÖWENTHAL (Rez.), *Bauern und Helden. Geschichten aus Alt-Island*. Hrsg. von Walter Baetke. Bde. 1, 2. Hamburg 1923–1924. In: *AfDA* 44, 1925, S. 62–63.
349. Leopold MAGON, *Die Sammlung Thule*. In: *Nordische Rundschau* 4, 1931, S. 161–166.

350. Gustav MANZ, *Thule*. In: *Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde* 1914, S. 142.
351. Eugen MOGK (Rez.), *Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Zweite Reihe hrsg. von Felix Niedner*. Jena 1924 und 1925. In: *ZfBfr* N.F. 19, 1927, Sp. 79–82.
352. Hans NAUMANN (Rez.), *Thule. Altnordische Dichtung und Prosa, hrsg. von Felix Niedner, Bde V und XII*, Jena 1913. In: *DLZ* 34, 1913, Sp. 3111–3113.
353. ders., (Rez.), *Die Leute aus dem Lachswässertal. Übertr. von Rudolf Meißner*. Jena 1913 (= *Thule* 6). In: *DLZ* 35, 1914, Sp. 1830–1831.
354. Dr. N. (Rez.), *Thule. vi. Band. Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswässertal. Übertr. (und eingel.) von Rudolf Meißner*. Jena 1913. In: *ZfBfr* N.F. 5, 1913/14, S. 373–374.
355. Gustav NECKEL (Rez.), *Arthur Bonus, Isländerbuch I*. München 1907. In: *AfDA* 32, 1908, S. 97–99.
356. – nn – (Rez.), *Die Geschichte vom Hühner-Thoris. Eine altisländische Saga übersetzt von Andreas Heusler*. Berlin 1900. In: *Literarisches Centralblatt* 1901, Sp. 370.
357. Konstantin REICHARDT, *Die Sammlung Thule*. In: *ZfdB* 8, 1932, S. 55–56.
358. [Dr.]S[CHMIDT-GIBICHENFELS] (Rez.), *Germanisches Wesen in der Frühzeit*. (Jena). In: *Die Sonne* 2, 1925, S. 701.
359. Hermann SCHNEIDER (Rez.), *Thule. Altnordische Dichtung und Prosa, hrsg. von Felix Niedner, Einleitungsband* (1912), *Bdd. I* (1912), *III* (1911), *V* (1913), *XII* (1913), *XIII* (1912). In: *AfDA* 36, 1913, S. 212–220.
360. ders. (Rez.), *Thule, Altnordische Dichtung und Prosa. hg. von Prof. Felix Niedner, Jena, Diederichs*. In: *AfDA* 40, 1921, S. 103–107.
361. Heiko UECKER (Rez.), *Die Leute aus den Ostfjorden. Altisländische Erzählungen. (Aus dem Altisländ. von Ingrid Pak. Hrg. von Ingrid Pak)*, Leipzig 1973. In: *Germanistik* 16, 1975, S. 849.

E. Schuldidaktische Schriften

362. Marie ALBRECHT, *Isländische Sagas. Eine Quelle germanischer Art und germanischen Glaubens*. In: *Nationalsozialistische Erziehung* 49, 1935, S. 466–467.
363. Paul ANGENENDT, *Die Behandlung der Gislisaga in OI*. In: *ZfDk* 51, 1937, S. 367–376.
364. Wilhelm ARENS, *Dichter der Sagazeit (Eine rassenseelenkundliche Studie)*. In: *Völkische Schule* 14, 1936, S. 193–200.
365. Aufruf. In: *Deutsches Bildungswesen* 1933, S. 246.
366. Walter BAETKE, *Kinderleben und Kindererziehung in altgermanischer Zeit (nach den Isländersagas)*. In: *Pädagogische Warte* 41, 1934, S. 14–22.
367. Alois BAUER, *Isländische Altzeitgeschichten in der deutschen Schule*. In: *Deutsches Bildungswesen* 1933, S. 329–334.
368. Erich BEHREND, *Sagadichtung und Rassenkunde*. In: *ZfDk* 52, 1938, S. 273–291.
369. Richard BENZING, *Grundlagen der körperlichen und geistigen Erziehung des Kleinkindes im nationalsozialistischen Kindergarten*. Berlin 1941 (= Schriftenreihe der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt 12).
370. Käte BERKE, *Saga und Edda in der Schule. Erfahrungen an einer Obersekunda*. Leipzig 1937 (= Nordische Erziehung 1. Nordische Art und Schule 1).
371. Otto BURMEISTER, *Der nordgermanische Mythos von Ehr und Wehr im Unterricht der Volksschule*. In: *Die Volksschule* 34, 1938, S. 517–522.
372. Paul DEHN, *Die Behandlung der altgermanischen Lebensauffassung in OI auf Grund der isländischen Sagas*. In: *ZfDk* 47, 1933, S. 413–416 und S. 458–469.
373. Karl DILG, *Von der germanischen Bauernsaga zur modernen Bauernnovelle*. In: *Die Volksschule* 35, 1939, S. 109–119.
374. Ernst DOBERS, Kurt HIGELKE, *Rassenpolitische Unterrichtspraxis: Der Rassen-gedanke in der Unterrichtsgestaltung der Volksschulfächer*. Leipzig 1943.

375. Julius DRECHSLER, *Altnordisches Schrifttum in der Schule*. In: *Die Badische Schule* 2, 1935, S. 152–154.
376. Herbert DRUBE, *Die Stellung der Sippe bei den Germanen*. In: *Politische Erziehung*, März 1937, S. 57–65.
377. ders., *Die Behandlung der Hrafnkels saga auf der Mittelstufe der höheren Schule*. In: *ZfDB* 14, 1938, S. 424–431.
378. Eugenie ERLEWEIN, *Nordische Sagenwelt und Schule*. In: *Deutsches Bildungswesen* 1933, S. 323–328.
379. *Erziehung und Unterricht in der höheren Schule*. Amtliche Ausgabe des Reichs- und Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Berlin 1938.
380. Walter GEHL, *Kleists Michael Kohlhaas und die isländische Saga*. In: *ZfDB* 11, 1935, S. 594–603.
381. Marianne GÜNZEL, Hartiel SCHNEIDER, *Buch und Erziehung. Jugendschrifttumskunde*. Leipzig 1943.
382. Andreas HEUSLER, *Das germanische Heldenideal*. In: *Pädagogische Warte* 41, 1934, S. 1–3.
383. Richard HOFMEISTER, *Nordische Dichtung. Ihre Bedeutung für die Wehrerziehung*. Berlin 1941 (= Die Werkstatt der Volksschule).
384. Otto HOLM, *Über Wesen und Formen der eddischen Lieder. – Die altnordische Götter- und Heldenidylle im Unterricht der Volksschule*. In: *Die deutsche Schule* 40, 1936, S. 220–230 und S. 220–236.
385. Lydia KATH, *Sport und Spiel im alten Island. – Alltagsleben einer germanischen Familie. – Altnordischer Totenkult. – Ein Thing im alten Norden*. In: *Völkische Schule* 12, 1934, S. 293–294, S. 329–331, S. 392–393.
386. Robert KEMPF, *Alt-Island als Bildungsgut im neuen Deutschland*. In: *Die völkische Schule* 12, 1934, S. 354–358.
387. Gustav KLINGENSTEIN, *Die Deutschkunde im Aufgang*. In: *Badische Schule* 1, 1934, 6. Folge, S. 253–259.
388. Ruth KÖHLER-IRRGANG, *Die Saga vom weisen Njal als Weg zum Verständnis des alten Nordens*. In: *Weltanschauung und Schule* 1938, S. 489–498.
389. K. KOPPIN, *Isländergeschichten*. In: *Monatsschrift für höhere Schulen* 10, 1911, S. 594–600.
390. Wolfgang KRAUSE, *Die Edda im Volksschulunterricht*. In: *Deutsches Bildungswesen* 1933, S. 350–355.
391. Ernst KRIECK, *Dichtung und Erziehung*. Leipzig 1924.
392. Hans KUHN, *Das altgermanische Schrifttum im deutschen Unterricht*. In: *Deutsches Bildungswesen* 1933, S. 339–342.
393. Bernhard KUMMER, *Alt-Island im Bildungsgut des jungen Deutschland*. In: *ZfDB* 10, 1934, S. 1–9.
394. ders., *Germanische Frauen und Mütter*. In: *Badische Schule* 1, 1934, S. 146–151.
395. ders., *Deutschkunde und altnordisches Menschentum*. In: *Badische Schule* 1, 1934, S. 371–372.
396. Heinrich Friedrich LOHRMANN, *Nationalpolitische Bildungsarbeit im Deutschunterricht der Landschule*. In: *Pädagogische Warte* 42, 1935, S. 907–912.
397. ders., *Die altnordische Bauernsaga in der deutschen Erziehung*. Erfurt 1938 (= Volkshafte Schularbeit).
398. ders., *Havards Sohnesrache. Sinndeutung und erziehlicher Einsatz*. In: *Die deutsche Schule* 42, 1938, S. 214–220.
399. ders., *Die Gisli-Saga in der deutschkundlichen Erziehung*. In: *ZfDB* 14, 1938, S. 173–181.
400. Gerhard LUTOSCH, *Die Saga im Deutschunterricht. Arbeitshinweise und Interpretationen*. Lübeck 1966 (= Aus der Arbeit der Schule).
401. Richard MEHLEM, *Volkhafter Deutschunterricht. Besinnung und Wegweisung*. Berlin 1937.

402. Rudolf MEISSNER, *Das Nordische im akademischen Unterricht und in der Schule*. In: *Deutsches Bildungswesen* 1933, S. 337–338.
403. Otto METZKER, *Altgermanische Dichtung im Jugendbuch*. In: *Neue deutsche Schule* 10, 1936, S. 531–535.
404. Ludwig MEYN, *Die Verwertung der altisländischen Literatur für den deutschkundlichen Unterricht*. In: *ZfDk* 39, 1925, S. 26–40.
405. Jörgen MÖLLER, *Edda und Sagas im Unterricht*. In: *Die deutsche Schule* 40, 1936, »Lehrpraktische Beilage«, S. 1–8.
406. Arno MULOT, *Die heroische Lebensform der Germanen*. In: *ZfDk* 10, 1934, S. 225–234.
407. Gustav NECKEL, *Die gemeingermanische Zeit*. In: *ZfDk* 1925, S. 91–110.
408. ders., *Der Wert des altnordischen Schrifttums für die Erkenntnis germanischen Wesens*. In: *ZfDk* 9, 1933, S. 352–364.
409. ders., *Altgermanische Heldenage in der Schule*. In: *Die völkische Schule* 12, 1934, S. 121–124.
410. ders., *Zur Deutschkunde im Aufgang*. In: *Badische Schule* 1, 1934, S. 373–374.
411. Friedrich NEUMANN, *Germanische Art*. In: Hermann NOHL, Ludwig PALLAT (Hrsg.), *Handbuch der Pädagogik*. Bd. 1: *Die Theorie und die Entwicklung des Bildungswesens*. Langensalza 1933, S. 83–121.
412. J. NEUWIRTH, *Nordisch-germanisches Wesen in den Isländer Bauerngeschichten. Eine kultur- und deutschkundliche Unterrichtseinheit in arbeitsschulmäßiger Gestaltung*. In: *Bayerische Lehrerzeitung* 14/15, 1936, S. 217–222.
413. Stefan OTT, *Edda und Sagas in der Volksschule*. In: *Württembergische Schulwarte* 12, 1936, S. 83–93.
414. ders., *Die altnordische Literatur in der Schule. Einführung und Möglichkeiten der Behandlung*. Esslingen 1940 (= Schulpraktische Reihe 5).
415. Rudolf OTTINGER, *Gegenwartswichtiger Lesestoff in preiswerten Ausgaben*. In: *ZfDk* 12, 1936, S. 98–103, und 15, 1939, S. 137–143.
416. Wilhelm POETHEN, *Die Lesestoffauswahl im Rahmen der heutigen Forderungen*. In: *ZfDk* 12, 1936, S. 14–27.
417. Reinhard PRINZ, *Die altnordische Literatur in der deutschen Schule*. In: *ZfDk* 10, 1934, S. 256–266.
418. ders., *Alt-Islands germanische Sendung*. In: *Politische Erziehung*, 1937, S. 81–86.
419. ders., *Die altgermanische Dichtung*. In: Rudolf BENZE, Alfred PUDELKO (Hrsgg.), *Rassistische Erziehung als Unterrichtsgrundsatz in den Fachgebieten*. Frankfurt 1937, S. 50–59.
420. Konstantin REICHARDT, *Altnordisches Schrifttum und Schule*. In: *Deutsches Bildungswesen* 1933, S. 356.
421. Karl REUSCHEL, *Literaturbericht 1912–1915: Germanisches Altertum*. In: *ZfDk* 30, 1916, S. 131–136.
422. Helga REUSCHEL, *Altnordische Literatur – heute. Ein Vortrag*. In: *ZfDk* 18/19, 1942/43, S. 114–123.
423. Gerhard RÖTTGER, *Zur Gestaltung des altdeutschen Lesebuches*. In: *ZfDk* 48, 1934, S. 130–134.
424. Günther SASS, *Die altnordische Ziehvaterschaft*. In: *Weltanschauung und Schule* 1938, S. 498–504.
425. Edmund SATTLER, *Die isländische Saga in der Schule*. In: *ZfDk* 35, 1921, S. 389–392.
426. Erich SCHEIL, *Germanen entdecken Amerika. Ein Beitrag zum Neubau des Geschichtsunterrichts*. In: *Die Volksschule* 34, 1938, S. 390–396.
427. Berta SCHIEMANN, *Frauenleben und Frauengeltung. Welche Stellung hatte die Frau bei den Germanen?* In: *Nationalsozialistische Erziehung* 4, 1935, S. 149–150.
428. Franz SCHMITZ, *Die Grettir-Saga im Unterricht*. In: *ZfDk* 13, 1937, S. 361–365.
429. Johann Georg SPRENGEL, *Vorschläge für die Neugestaltung des deutschen Unterrichts an höheren Schulen im nationalen Staat*. In: *ZfDk* 9, 1933, S. 575–583.

430. Martha STEINERT, *Die altisländische Sagadichtung. – Die altisländische Sagadichtung in der Volksschule*. In: *Die deutsche Schule* 40, 1936, S. 201–212, 214–219.
431. Hans STEINGRÄBER, *Tacitus' Germania im Lichte der Isländer-Sagas. Ein Beitrag zum Deutschunterricht auf der Obersekunda*. In: *ZfD* 11, 1935, S. 417–427.
432. ders., *Einführung in die Isländer-Sagas auf Obersekunda*. In: *ZfD* 11, 1935, S. 154–166.
433. Hans TAEGER, *Germanentum und wir*. In: *ZfD* 50, 1936, S. 407–413.
434. Walter Heinrich VOGT, *Das altgermanische Schrifttum in unserer höheren Schule*. In: *Deutsches Bildungswesen* 1933, S. 343–349.
435. Edmund WEBER, *Der Germanenglaube im Schulunterricht*. In: *Völkische Schule* 12, 1934, S. 209–216.
436. Erich WEISSER, *Das nordische Erbe im Unterricht*. In: *Nationalsozialistisches Bildungswesen* 1, 1938, S. 2–18.
437. Gustaf WENZ, *Der Mordbrand in der Njalssaga*. In: *Weltanschauung und Schule* 1938, S. 481–489.
438. Gustaf WENZ, Ludwig MEYN, *Welche Kenntnisse in Altertumskunde muß man vom Deutschlehrer verlangen und wie kann sie der im Amt stehende Deutschlehrer erwerben?* In: *ZfD* 41, 1927, S. 545–550.
439. Friedrich WILHELM, *Altgermanisches Schriftgut in der Schule*. In: *Deutsches Bildungswesen* 1933, S. 335–336.
440. Ommo WILTS, *Das Pferd des Priesters Hrafinkel: Zu Möglichkeiten der Sagabehandlung in der Schule*. In: *Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 5, 1972, S. 93–109.
441. Fritz WÜLLENWEBER, *Germanische Erziehungsordnungen*. In: *Die deutsche Schule* 40, 1936, S. 193–201.

F. Sonstige Darstellungen und Quellen

442. Erwin ACKERKNECHT, *Moderne Sagakunst*. In: *ZfD* 50, 1936, S. 41–49 und S. 105–116.
443. [Ferdinand] A[VENARIUS], *Aus der ältesten germanischen Prosa. Vorbemerkung*. In: *Kunstwart* 19, 1906, S. 587–588.
444. Otto BEHAGHEL, *Von deutschen Monatsnamen*. In: *ZfD* 10, 1934, S. 75–78.
445. Leo BERG, *Henrik Ibsen und das Germanenthum in der modernen Litteratur*. Berlin [1887] (= Litterarische Volkshefte 2).
446. Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg. Mit einer Einleitung hrsg. von Klaus BÖHME. Stuttgart 1975 (= RUB 9787).
447. Arthur BONUS, *Henrik Ibsen und die Isländergeschichte*. In: *Preußische Jahrbücher* 126, 1906, S. 424–448.
448. ders., *Altisländisch und Neudeutsch*. In: *Kunstwart* 19, 1906, S. 577–581.
449. ders., *Persönliches zur Bedeutung der altisländischen Literatur*. In: *Rig* 6, 1931, S. 74–83.
450. Helmut DE BOOR, *Island und wir. Zur Jahrtausendfeier des Staates Island 26.–28. Juni 1930*. In: *ZfD* 6, 1930, S. 283–295.
451. Ludwig Ferdinand CLAUSS, *Die nordische Seele*. München 1932.
452. ders., *Rasse und Seele. Eine Einführung in die Gegenwart*. München 1926.
453. Eugen DIEDERICHS, *Thule*. In: *Der Wächter* 5, 1922, S. 426.
454. ders., *Eugen Diederichs*. Leipzig 1927 (= Der deutsche Buchhandel in Selbstdarstellungen 2,1).
455. ders., *Selbstzeugnisse und Briefe von Zeitgenossen*. Düsseldorf, Köln 1967.
456. Niels DIEDERICHS, *Eugen Diederichs und sein Verhältnis zum Norden*. In: *Deutsch-Nordisches Jahrbuch* 1931, S. 130–135.
457. Ulf DIEDERICHS, *Achtzig Jahre Sammlung Thule*. In: *AdA* 1991, S. A417–A426.
458. Anna Hil. VON ECKHEL, *Thule*. In: *MIFr* 10, 1922, S. 13–14.
459. Eduard ENGEL, *Sprich deutsch! Ein Buch zur Entwelschung*. Leipzig 1916.

460. A[lfred] ERICHSEN, *Was geben uns die isländischen Sagas?* In: *MIFr* 7, 1919, S. 16–20.
461. *Wikinger (Führer, Züge und Leistungen)*. [Hrsg. von Franz FAHNEMANN]. Saar- lautern [1938] (= Erlebte deutsche Welt 3).
462. Walter GEHL, *Ruhm und Ehre bei den Nordgermanen. Studien zum Lebensgefühl der isländischen Saga*. Berlin 1937 (= Neue deutsche Forschungen. Abteilung deutsche Philologie 3).
463. Wilhelm GRIMM, *Ueber die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zu den nordischen*. In: Gustav HINRICHS (Hrsg.), *Kleinere Schriften von Wilhelm Grimm*. Berlin 1881, Bd. 1, S. 92–170.
464. Jacob GRIMM, *Über zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums*. In: ders., *Kleine Schriften*. Berlin 1865, Bd. 2, S. 1–29.
465. Vilhelm GRØNBÆCH, *Vor Folkeætt i Oldtiden*. 4 Bde. Kopenhagen 1909–1912.
466. ders., *Kultur und Religion der Germanen*. 2 Bde. Hamburg 1937.
467. Hans F.K. GÜNTHER, *Rasse und Stil. Gedanken über ihre Beziehungen im Leben und in der Geistesgeschichte der europäischen Völker, insbesondere des deutschen Volkes*. München 1926.
468. Hermann HARDER, *Das germanische Erbe in der deutschen Dichtung von der Frühzeit bis zur Gegenwart. Ein Überblick*. Potsdam 1939.
469. Hans HARTMANN, »Heil« und »heilig« im nordischen Altertum. Eine wortkundliche Untersuchung. Heidelberg 1943 (= Germanische Bibliothek 44).
470. Heinrich HEINE, *Die romantische Schule. Kritische Ausgabe*. Hrsg. von Helga Weidmann. Stuttgart 1976 (= RUB 9831).
471. Herders sämtliche Werke. Hrsg. von Bernhard SUPHAN. Bde. 14 und 24. Berlin 1886 und 1909.
472. Halldór HERMANNSSON, *Old Icelandic Literature*. In: *Islandica* 23, 1933, S. 23–26.
473. Andreas HEUSLER, *Das Strafrecht der Isländersagas*. Leipzig 1911.
474. ders., *Zum isländischen Fehdewesen in der Sturlungenzeit*. Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse. Berlin 1912.
475. ders., *Die Anfänge der isländischen Saga*. Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse. Berlin 1913.
476. ders., *Altisländisches Elementarbuch*. Heidelberg 1913 (= Germanische Bibliothek 1, Reihe 1, Bd. 3), '1950.
477. ders., *Die Isländersagas als Zeugnisse germanischer Volksart*. In: *Deutsche Rundschau* 43 (6), 1917, S. 375–394.
478. ders., *Etwas über das Verdeutschen altisländischer Sagas*. In: *MIFr* 7, 1920, S. 47–51.
479. ders. (Rez.), *Altnordische Frauen von Frau dr. Adeline Rittershaus. Frauenfeld und Leipzig 1917*. In: *AfA* 39, 1920, S. 14–17.
480. ders., *Über den syntaktischen Stil der altisländischen Prosa*. In: *Sitzungsberichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften* 1912, S. 625.
481. ders., *Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit*. In: *NOLLAU* 1926 (524), S. 156–204.
482. ders. (Rez.), *Johannes van Ham, Beschouwingen over de literaire betekenis der Laxdæla saga. Proefschrift Amsterdam 1932*. In: *DLZ* 53, 1932, Sp. 2467–2472; hier zitiert nach ders., *Kleine Schriften*. Hrsg. von Helga REUSCHEL. Berlin 1943, S. 362–367.
483. ders., *Germanentum. Vom Lebens- und Formgefühl der alten Germanen*. Heidelberg 1934 (= Kultur und Sprache 8).
484. ders., *Die Herrenethik der isländischen Saga*. In: HEUSLER 1934 (483), S. 63–77.
485. ders., *Von germanischer und deutscher Art*. In: HEUSLER 1934 (483), S. 79–88.
486. ders., *Die altisländische Saga und unser deutscher Prosastil*. In: HEUSLER 1934 (483), S. 131–143.
487. ders. (Rez.), *Germanische Altertumskunde*. Hrsg. von Hermann SCHNEIDER, München 1938. In: *GgA* 202, 1940, S. 12–23.

488. *Freundesbriefe des Germanisten Andreas Heusler an den Grönlandforscher William Thalbitzer 1904–1940*. Hrsg. von Theodor SALFINGER. Kopenhagen, Basel 1953.
489. Andreas HEUSLER, *Die altgermanische Dichtung*. Berlin ²1941 (= Handbuch der Literaturwissenschaft). Unveränderter Nachdruck der zweiten neubearb. und verm. Auflage. Darmstadt 1957 (zu erst erschienen 1923).
490. Andreas Heusler an Wilhelm Ranisch. *Briefe aus den Jahren 1890–1940*. In Zusammenarbeit mit Oskar BANDLE hrsg. v. Klaus DÜWEL u. Heinrich BECK. Basel, Frankfurt a.M. 1989 (= Beiträge zur nordischen Philologie 18) (vgl. auch (1)).
491. Kurt HILDEBRANDT, *Hellas und Wilamowitz*. In: *Jahrbuch für die geistige Bewegung* I, 1910. Hier zitiert nach: Georg Peter LANDMANN (Hrsg.), *Der George-Kreis. Eine Auswahl aus seinen Schriften*. Köln, Berlin 1965, S. 141–149.
492. Otto HÖFLER, *Kultische Geheimbünde der Germanen*. Bd. 1. Frankfurt a.M. 1934.
493. ders., *Germanische Einheit*. In: *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung*. Stuttgart 1941, Bd. 2, S. 3–35.
494. *Die Jahrtausendfeier Islands und »Thule« – Welche Bedeutung haben beide für Deutschland? Eine Umfrage*. In: *Der Diederichs-Löwe* 4, 1930, S. 93–105.
495. Ernst JÜNGER, *Der Kampf als inneres Erlebnis*. 1922. In: ders., *Werke*. Stuttgart o.J., Bd. 5, S. 11–108.
496. Lydia KATH, *Die Frau im altnordischen Volksleben*. München 1934 (= Schulungshefte der N.S.-Frauenschaft. Hrsg. von der Obersten Leitung der Parteiorganisation der N.S. Frauenschaft). Wieder: 1937 (= Bagels Bücherei für deutsche Mädel 1).
497. Olaf KLOSE, *Die Familienverhältnisse auf Island vor der Bekehrung zum Christentum auf Grund der Íslendingasögur*. Braunschweig 1929.
498. Wolfgang KRAUSE, *Die Frau in der Sprache der altisländischen Familiengeschichten*. Göttingen 1926 (= Ergänzungshefte zur Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen 4).
499. Ernst KRIECK, *Die germanischen Grundzüge im deutschen Geschichtsbild*. In: *HZ* 159, 1939, S. 524–537.
500. Hans KUHN (Rez.), Fritz WÜLLENWEBER, *Altgermanische Erziehung*. Hamburg 1935. In: *DLZ* 58, 1937, Sp. 1952–1953.
501. Werner KULZ, *Thule*. In: *Die Sonne* 12, 1935, S. 146.
502. Bernhard KUMMER, *Germanischer Kult und Glaube in den letzten heidnischen Jahrhundertern*. Leipzig 1927 (= Veröffentlichungen des Forschungsinstituts für vergleichende Religionsgeschichte an der Universität Leipzig II, 7). Alle weiteren Auflagen unter dem Titel *Midgards Untergang*.
503. *Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältnis der nordischen und deutschen Heldensage aus P.E. Müller's Sagabibliothek*, II. Band, mit Hinzufügungen erklärender, berichtigender und ergänzender Anmerkungen und Excuse, übers. und kritisch bearb. von Georg LANGE. Frankfurt a.M. 1832.
504. Friedrich LIENHARD, *Neue Ideale nebst Vorherrschaft Berlins*. Stuttgart '1920.
505. Kurt MAY, *Das Wiederauflieben der Saga in der jüngsten deutschen Prosa*. In: *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung*. Stuttgart 1941, Bd. 4, S. 415–435.
506. Heinrich MEYER, Andreas Heusler. In: *PMLA* 55, 1940, S. 881–900.
507. Eugen MOGK, *Geschichte der norwegisch-isländischen Literatur*. Straßburg ²1904 (Sonderabdruck aus der zweiten Auflage von Pauls Grundriß der germanischen Philologie).
508. Arno MULOT, *Das Bauerntum in der deutschen Dichtung unserer Zeit*. Stuttgart 1937 (= Die deutsche Dichtung unserer Zeit 1, 1).
509. Hans NAUMANN, *Die Isländersaga die einzige umfassende Darstellung altgermanischen Lebens*. In: *Der Diederichs-Löwe* 5, 1934, S. 170–173.
510. ders., Andreas Heusler f. In: *Forschungen und Fortschritte* 16, 1940, S. 132.
511. Gustav NECKEL, *Das Germanentum von Alt-Island*. In: *Die Tat* 5, 1913/14, S. 101–104.

512. ders., *Adel und Gefolgschaft*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 41, 1916, S. 385–436. Hier zitiert nach: W. HEYDENREICH, H.M. NECKEL (Hrsgg.), *Vom Germanentum. Ausgewählte Aufsätze und Vorträge von Gustav Neckel*. Leipzig 1944, S. 139–186.
513. ders., *Island und Hellas*. In: *MIFr* 9, 1922, S. 35–44.
514. ders., *Die altnordische Literatur*. Leipzig 1923.
515. ders., *Das Deutsche als germanische Sprache*. Vortrag vor dem Deutschen Sprachverein 1925. Hier zit. n. W. HEYDENREICH, H.M. NECKEL (Hrsgg.), *Vom Germanentum. Ausgewählte Aufsätze und Vorträge von Gustav Neckel*. Leipzig 1944, S. 452–463.
516. ders., *Altgermanische Kultur*. Leipzig 1925 (= Wissenschaft und Bildung 208).
517. ders., *Germanen und Kelten. Historisch-linguistisch-rassenkundliche Forschungen und Gedanken zur Geisteskrise*. Heidelberg 1929 (= Kultur und Sprache 6).
518. ders., *Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen*. Leipzig 1932.
519. ders., *Zur Stellung der Frau im germanischen Altertum*. In: *ZfdA* 70, 1933, S. 197–205.
520. ders., *Leopold Webers Erneuerungen altgermanischer Stoffe*. In: *Zfdb* 12, 1936, S. 103–105.
521. Irmgard NETTER, *Germanisches Frauentum*. Leipzig 1935 (= Die Welt der Germanen 4).
522. Felix NIEDNER, *Islands Kultur zur Wikingerzeit*. Jena 1913, 2¹⁹²⁰ (= Thule. Einleitungsband).
523. Friedrich NIETZSCHE, *Werke*. Kritische Gesamtausgabe. Hrsg. von Giorgio COLLI und Mazzino MONTINARI. Bd. v. 2, Berlin 1973; Bd. vi. 2, 1968; Bd. vi. 3, 1969.
524. Hermann NOLLAU (Hrsg.), *Germanische Wiedererstehung. Ein Werk über die germanischen Grundlagen unserer Gesittung*. Heidelberg 1926.
525. Horst OPPEL, *Von den Aufgaben einer deutsch-nordischen Literaturbetrachtung*. In: *Dichtung und Volkstum* 38, 1941, S. 494–505.
526. Robert PETSCH, *Nordische Sagadichtung aus alter und neuer Zeit*. In: *Zfdb* 10, 1934, S. 234–242.
527. ders., *Eine neue Erzählform germanischer Art. Die Saga-Novelle*. In: *Geistige Arbeit* 8 (13), 1941, S. 5–6.
528. ders., *Wesen und Formen der Erzählkunst*. Halle 2¹⁹⁴².
529. Berta S. PHILLPOTTS, *Edda and Saga*. London 1931.
530. Friedrich RANKE, *Die Edda und wir*. In: *Die nordischen Länder und Völker*. Königsberg 1928 (= Auslandsstudien 3).
531. ders., *Ein Meister der Sprache: Andreas Heusler*. In: *Sonntagsblatt der Basler Nachrichten*, 11. August 1940, S. 125–128.
532. Konstantin REICHARDT (Rez.), *Gustav Neckel, Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen*. Leipzig 1932. In: *Afda* 51, 1932, S. 161–170.
533. Gustav ROETHE, *Von deutscher Art und Kultur*. Berlin 1915.
534. H. RÜCKERT, *Das deutsche Publikum und die altnordische Literatur*. In: *Grenzboten* 31, II, 1872, S. 81–97.
535. Friedrich von SCHILLER, *Die Braut von Messina oder Die feindlichen Brüder. Ein Trauerspiel mit Chören*. In: *Schillers sämtliche Werke in zwölf Bänden*. Stuttgart o.J., Bd. 5, S. 102–183.
536. August Ludwig SCHLÖZER, *Isländische Litteratur und Geschichte. Erster Teil*. Göttingen, Gotha 1773.
537. Ernst SCHNEIDER, *Für deutsche Monatsnamen*. In: *Die völkische Schule* 12, 1934, S. 7–10.
538. Karl SCHULZ, *Der Tod im germanischen Erleben*. Breslau 1936 (= Das deutsche Werde 5).
539. ders., *Die Erzählung „Wiking im Südländ“*. In: *ZfdK* 51, 1937, S. 499–507.
540. Harald SPEHR, *Frühgermanentum*. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 22, 1932, S. 342–351.

541. Oswald SPENGLER, *Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte*. 1918–1922; hier zitiert nach der Taschenbuchausgabe in einem Band, München ⁷1983.
542. Lulu VON STRAUSS UND TORNEY-DIEDERICHS (Hrsg.), *Eugen Diederichs, Leben und Werk. Ausgewählte Briefe und Aufzeichnungen*. Jena 1936.
543. Thule. Prospekt des Diederichs-Verlages aus dem Jahr 1922.
544. Thilo VON TROTTA, *Rassegefühl als schöpferisches Element in der nordischen Dichtung*. In: *Nationalsozialistische Monatshefte* 65, 1935, S. 698–710.
545. *Verhandlungen bei der Gründung des Deutschen Germanisten-Verbandes in der Akademie zu Frankfurt a.M. am 29. Mai 1912* (= 7. Ergänzungsheft der ZfdU 1912).
546. Jan de VRIES, *Altnordische Literaturgeschichte*. 2 Bde. Berlin 1941–1942.
547. Karl WEINHOLD, *Altnordisches Leben*. Berlin 1855 [hier zitiert nach: Reprint Berlin 1938].
548. Lily WEISER, *Altgermanische Junglingsweihen und Männerbünde. Ein Beitrag zur deutschen und nordischen Altertums- und Volkskunde*. Bühl 1927 (= Bau-stine zur Volkskunde und Religionswissenschaft 1).
549. Peter VON WERDER, *Das Germanische in der neuen Dichtung*. In: *Bücherkunde* 9, 1942, S. 193–198.
550. *Griechische Tragödien*. Übers. von Ulrich VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF. 3 Bde. Berlin [1899].
551. Fritz WÜLLENWEBER, *Altgermanische Erziehung*. Hamburg 1935.

II. Nachschlagewerke

552. Walter BAETKE, *Wörterbuch zur altisländischen Prosaliteratur*. Berlin ³1983.
553. G.F. BENECKE, W. MÜLLER, F. ZARNCKE, *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. 3 Bde. Leipzig 1854–1861 [hier zitiert nach: Reprint Hildesheim 1963].
554. Karl-Heinz BRACKMANN, Renate BIRKENHAUER, NS-Deutsch. »Selbstverständliche« Begriffe und Schlagwörter aus der Zeit des Nationalsozialismus. Straelen 1988.
555. R. CLEASBY, G. VIGFUSSON, *An Icelandic-English Dictionary*. Oxford ²1957.
556. J.A. DITSCHEINER, J.E. WESSELY, *Deutscher Wortschatz*. Leipzig 1892.
557. Jakob und Wilhelm GRIMM, *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig 1854–1954.
558. Eugen HABERKERN, Joseph Friedrich WALLACH, *Hilfswörterbuch für Historiker*. Tübingen ⁶1964.
559. Albert HEINTZE, *Deutscher Sprachhort. Ein Stil-Wörterbuch*. Leipzig 1900.
560. Moritz HEYNE, *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig ²1905.
561. *Lexicon Poeticum*. Hrsg. von Finnur JÓNSSON. Kopenhagen 1931.
562. Friedrich KLUGE, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Straßburg ⁶1905. Berlin ²1989.
563. Paul KRETSCHMER, *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache*. Göttingen ²1969.
564. Theodor LEWANDOWSKI, *Linguistisches Wörterbuch*. Heidelberg ¹1985.
565. Hermann PAUL, *Deutsche Grammatik*. 5 Bde. Halle a.S. 1917. Wieder ³1921.
566. ders., *Deutsches Wörterbuch*. Halle a.S. ³1921.
567. *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*. Begründet von Johannes HOOPS. Zweite, völlig neu bearb. und stark erw. Auflage, hrsg. von Heinrich Beck, Herbert Jankuhn u.a. Berlin 1973ff.
568. Daniel SANDERS, *Handwörterbuch der deutschen Sprache*. Leipzig ⁸1910.
569. Rudolf SIMEK, Hermann PÁLSSON, *Lexikon der altnordischen Literatur*. Stuttgart 1987 (= Kröners Taschenausgabe 490).
570. Karl Friedrich Wilhelm WANDER, *Sprichwörter-Lexikon*. Leipzig 1867–1880.
571. Fr. L.K. WEIGAND, *Deutsches Wörterbuch*. Hrsg. von Herman Hirt. Gießen ⁵1909.

III. Sekundärliteratur

A. Darstellungen zum Übersetzen allgemein

572. Friedmar APFL, *Sprachbewegung. Eine historisch-poetologische Untersuchung zum Problem des Übersetzens*. Heidelberg 1982 (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte).
573. Raimund BORGMEIER, *Shakespeares Sonett »When forty winters« und die deutschen Übersetzer*. München 1970 (= Bochumer Arbeiten zur Sprach- und Literaturwissenschaft 4).
574. Raymond VAN DEN BROEK, *Second Thoughts on Translation Criticism. A model of its analytic function*. In: HERMANS 1985 (577), S. 54–62.
575. Alken BRUNS, *Übersetzung als Rezeption. Deutsche Übersetzer skandinavischer Literatur von 1860 bis 1900*. Neumünster 1977 (= Skandinavistische Studien 8).
576. Armin Paul FRANKE und Erika HULKE, *Poes deutscher Rabenhorst: Erkundung eines übersetzungsgeschichtlichen Längsschnitts, Teil I (1853–1891)*. In: SCHULZE 1987 (590), S. 96–148.
577. Theo HERMANS (Hrsg.), *The Manipulation of Literature. Studies in Literary Translation*. London, Sydney 1985.
578. James S. HOLMES, *The Name and Nature of Translation Studies*. In: ders., *Translated! Papers on Literary Translation and Translation Studies*. Amsterdam 1988, S. 67–80.
579. James S. HOLMES, José LAMBERT, Raymond VAN DEN BROEK (Hrsgg.), *Literature and Translation. New perspectives in literary studies*. Louvain 1978.
580. Harald KITTEL (Hrsg.), *Die literarische Übersetzung. Stand und Perspektiven ihrer Erforschung*. Berlin 1988 (= Göttinger Beiträge zur internationalen Übersetzungsforschung 2).
581. Werner KOLLER, *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. Heidelberg 1987.
582. Zoran KONSTANTINOVIĆ, *Verwandlung im Wandel. Komparatistische Betrachtungen zur Kategorie der Dialogizität und Alterität*. In: Renate LACHMANN (Hrsg.), *Dialogizität*. München 1982, S. 168–184.
583. ders., *Die Übersetzung als ästhetische Transposition. Zur Bestimmung eines komparatistischen Aufgabengebietes*. In: *Festschrift für Eugen Thurner*. Innsbruck 1982 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 14), S. 21–32.
584. Fred LÖNKER, *Probleme des Fremden in der literarischen Übersetzung*. In: Annette DAIGGER (Hrsg.), *Die Übersetzung literarischer Texte am Beispiel Robert Musil: Beiträge des Internationalen Kolloquiums in Straelen vom 8.–10. Juni 1987*. Stuttgart 1988 (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 207), S. 57–72.
585. Eugen A. NIDA, *Toward a Science of Translating. With Special Reference to Principles and Procedures Involved in Bible Translation*. Leiden 1964.
586. Fritz PAEPCKE, *Die Illusion der Äquivalenz. In: Elvira GRÖZINGER u.a. (Hrsgg.), Suche die Meinung. Festschrift für Karl Dedeckius*. München 1986, S. 116–151.
587. Katharina REISS, *Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik. Kategorien und Kriterien für eine sachgerechte Beurteilung von Übersetzungen*. München 1971.
588. dies., Hans J. VERMEER, *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie*. Tübingen 1984.
589. Friedrich SCHLEIERMACHER, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersezens. 1813*. In: *Friedrich Schleiermacher's sämmtliche Werke*, Dritte Abtheilung: Zur Philosophie. Zweiter Band. Berlin 1838, S. 207–245.
590. Brigitte SCHULZE (Hrsg.), *Die literarische Übersetzung. Fallstudien zu ihrer Kulturgeschichte*. Berlin 1937 (= Göttinger Beiträge zur internationalen Übersetzungsforschung 1).

591. Gideon TOURY, *A Rationale for Descriptive Translation Studies*. In: HERMANS 1985 (577), S. 16–40.
592. Horst TURK, *Alienheit und Alterität als Schlüsselbegriffe einer Kultursemantik*. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 22 (1), 1990, S. 8–31.
593. Maria TYMOCKO, *How Distinct are Formal and Dynamic Equivalence?* In: HERMANS 1985 (577), S. 63–86.
594. Ulrich VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, *Was ist Übersetzen?* In: ders., *Reden und Vorträge*. Berlin 1902, S. 1–26.
595. Wolfram WILSS, *Probleme und Perspektiven der Übersetzungskritik*. In: *International Review of Applied Linguistics* 1974, S. 23–41.
596. ders., *Übersetzungswissenschaft. Probleme und Methoden*. Stuttgart 1977.

B. Darstellungen zum Übersetzen mittelalterlicher Literatur

597. Harry ANDERSEN, *Johannes V. Jensens Oversættelse af Egils Saga. Nogle Randbemærkninger til Ordvalget*. In: *Studier tilegnet V. Dahlerup*. Aarhus, København 1934 (= Sprog og kultur 3. Tillægsbind).
598. Geraldine BARNES, *The Riddarasögur. A Medieval Exercise in Translation*. In: SBVS 19 (4), 1977, S. 403–441.
599. W.F. BOLTON, *The Old Icelandic Dróttkvætt: A Problem in Verse Translation*. In: *Comparative Literature* 14, Nr. 3, 1962, S. 280–289.
600. Reinhard BUCHBINDER, *Übersetzungen des Nibelungenliedes. Ein Vergleich*. In: *ZfdPh* 92, 1973, S. 37–61.
601. E. Paul DURRENBERGER, Dorothy DURRENBERGER, *Translating Gunnlaug's saga: An Anthropological Approach to Literary Style and Cultural Structures*. In: *Translation Review* 21, 1986, S. 11–20.
602. Stefán EINARSSON, *Eiríkr Magnússon and his Saga-Translations*. In: SS 8, 1933–1935, S. 17–32.
603. Ingegerd FRIES, *Njals saga 700 år senare*. In: *Scripta Islandica* 32, 1981, S. 30–54.
604. Donald FRY, *Norse Sagas Translated into English. A Bibliography*. New York 1980 (= AMS Studies in the Middle Ages 3).
605. Felix GENZMER, *Ist die Skaldendichtung übersetzbare?* In: *JEGPh* 47, 1948, S. 323–333.
606. ders., *Vom Übersetzen*. In: WW 9, 1959, S. 65–69.
607. Siegfried GROSSE, *Sprachwandel als Übersetzungsproblem (Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch)*. In: WW 20, 1970, S. 242–258.
608. Kurt Herbert HALBACH, *Frühdeutsche Lyrik und Epik in Übersetzungen*. In: *Der Deutschunterricht* 9, 1957, S. 108–120.
609. Einar HAUGEN, *On Translating from the Scandinavian*. In: Edgar C. POLOMÉ (Hrsg.), *Old Norse Literature and Mythology. A Symposium*. Austin 1969, S. 3–18.
610. Rolf HELLER, *Zu den Aufgaben des Übersetzers*. In: ANF 101, 1986, S. 87–94.
611. Lee M. HOLLANDER, *Observations on Taylor's Translation of Orkneyinga saga*. In: SS 16, 1941, S. 226–233.
612. ders., *The Translation of Skaldic Poetry*. In: SS 18, 1945, S. 233–240.
613. ders., *The Problem of the Proper Translation of Old Norse Names*. In: SS 26, 1954, S. 125–129.
614. Hans-Jürgen HUBE, *Edda-Übersetzungen. Der Grimmsche Edda-Streit mit Friedrich Rühs und die Anfänge der Berliner Nordistik*. In: *Sprache, Mensch und Gesellschaft – Werk und Wirkungen von Wilhelm von Humboldt und Jacob und Wilhelm Grimm in Vergangenheit und Gegenwart. Teil III*. Humboldt-Universität zu Berlin 1986, S. 64–70.
615. George JOHNSTON, *On Translation – II*. In: SBVS 15, 1961, S. 394–402 (Vgl. MAXWELL 1961 (625)).
616. ders., *Translating the Sagas into English*. In: BONIS 1972, S. 7–16.

617. Manfred KAEMPFERT, *Quantifizierende Verfahren zur Beurteilung neuhochdeutscher Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen*. In: *ZfdPh* 90, 1971, S. 481–499.
618. Marianne E. KALINKE, *Erex saga and Ívens saga. Medieval Approaches to Translation*. In: *ANF* 92, 1977, S. 125–144.
619. John KENNEDY, *Translating the Íslendingasögur into English. With Special Reference to Laxdæla saga*. In: *Parergon* 6, 1973, S. 21–29.
620. Fritz Peter KNAPP, *Die literarische Übersetzung aus dem Mittelhochdeutschen als sprachphilosophisches und hermeneutisches Problem*. In: H. BIRKHAN (Hrsg.), *Festgabe für Otto Höfler*. Wien, Stuttgart 1976, S. 386–408.
621. Ulrich KREWITT, *Probleme des Verstehens altdt. Texte und die Möglichkeit des Übersetzens ins Neuhochdeutsche*. In: *BESCH* u.a. 1985 (657), S. 750–792.
622. Walter LENSCHEN, *Übersetzen aus dem Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche*. In: *Études des lettres* 4, 1981, S. 163–184.
623. Karl LITZENBERG, *The Diction of William Morris*. In: *ANF* 53, 1937, S. 327–363.
624. Elga LUBRICH, *Die neuhochdeutschen Übersetzungen des Nibelungenliedes. Ein Beitrag zum Problem des Übersetzens aus dem Mittelhochdeutschen*. Diss. (masch.), Hamburg 1951.
625. Ian R. MAXWELL, *On Translation – I*. In: *SBVS* 15, 1961, S. 383–393. (Vgl. JOHNSTON 1961 (615)).
626. Friedrich MAURER, *Zum Übersetzen der Lieder Walters von der Vogelweide*. In: Herbert BACHER (Hrsg.), *Festschrift für Hans Eggers*. Tübingen 1972 (= PBB 94, Sonderheft), S. 484–500.
627. Margarete MIAN, »Gunnlaugs saga ormstungu« and the ›Thule‹-Translation. In: *SS* 39, 1967, S. 269–279.
628. Hugo MOSER, *Karl Simrock als Erneuerer mittelhochdeutscher Dichtung. Bemerkungen zu seinem Verfahren*. In: Herbert BACKES (Hrsg.), *Festschrift für Hans Eggers*. Tübingen 1972 (= PBB 94, Sonderheft), S. 458–483.
629. ders., *Zu den Typen der Translation mittelalterlicher deutscher Dichtung*. In: V. J. GÜNTHER u.a. (Hrsg.), *Festschrift für Benno von Wiese*. Berlin 1973, S. 4–12.
630. Otto OBERHOLZER, *Herders Übersetzungen aus dem Nordischen*. In: *Nerthus II. Nordisch-Deutsche Beiträge*. Lübeck 1969, S. 94–116.
631. Fritz PAUL, »Je eigenthümlicher das Original, desto schwerer die Übersetzung«. *Zur Ambivalenz von Geist und Ausdruck in den Edda-Übersetzungen der Brüder Grimm*. In: Knut BRYNHILDsvOLL (Hrsg.), *ÜberBrücken. Festschrift für Ulrich Groenke*. Hamburg 1989, S. 183–216.
632. Wolfgang PÖCKL, *Villon unter den Deutschen. Bemerkungen zur Übersetzung als Rezeptionsproblem*. In: J. KÜHNEL u.a. (Hrsg.), *Mittelalter-Rezeption I*. Göppingen 1979 (= GAG 286), S. 504–536.
633. Ulrich PRETZEL, *Die Übersetzungen von Wolframs Parzival*. In: *Der Deutschunterricht* 6, 1954, S. 41–64.
634. ders., *Einige Anfänge mittelhochdeutscher Dichtungen. Bemerkungen zur richtigen Übersetzung mittelhochdeutscher Dichtungen*. In: *Zeiten und Formen in Sprache und Dichtung. Festschrift für Fritz Tschirch zum 70. Geburtstag*. Hrsg. von Karl Heinz SCHIRMER, Bernhard SOWINSKI. Köln, Wien 1972, S. 1–16.
635. Randolph QUIRK, *Dasent, Morris, and Problems of Translation*. In: *SBVS* 14, 1953–1957, S. 64–77.
636. Ursula RAUTENBERG, *Das »Volksbuch vom armen Heinrich«. Studien zur Rezeption Hartmanns von Aue im 19. Jahrhundert und zur Wirkungsgeschichte der Übersetzung Wilhelm Grimms*. Berlin 1985 (= Philologische Studien und Quellen 113).
637. Walter REUSSE, *Die »Verdeutschung« der altisländischen Ortsnamen in den Saga-übersetzungen der Sammlung Thule: ästhetische Funktion, ideologischer Gehalt*. In: *skandinavistik* 22, 1992, S. 27–40.
638. Paul SCHACH, *Norse Sagas in English Translation*. In: *YCGL* 33, 1984, S. 63–73.

591. Gideon TOURY, *A Rationale for Descriptive Translation Studies*. In: HERMANS 1985 (577), S. 16–40.
592. Horst TURK, *Alienität und Alterität als Schlüsselbegriffe einer Kultursemantik*. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 22 (1), 1990, S. 8–31.
593. Maria TYMOCZKO, *How Distinct are Formal and Dynamic Equivalence?* In: HERMANS 1985 (577), S. 63–86.
594. Ulrich VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, *Was ist Übersetzen?* In: ders., *Reden und Vorträge*. Berlin 1902, S. 1–26.
595. Wolfram WILSS, *Probleme und Perspektiven der Übersetzungskritik*. In: *International Review of Applied Linguistics* 1974, S. 23–41.
596. ders., *Übersetzungswissenschaft. Probleme und Methoden*. Stuttgart 1977.

B. Darstellungen zum Übersetzen mittelalterlicher Literatur

597. Harry ANDERSEN, *Johannes V. Jensens Oversættelse af Egils Saga. Nogle Randbemærkninger til Ordvalget*. In: *Studier tilegnet V. Dahlerup*. Aarhus, København 1934 (= Sprog og kultur 3. Tillægsbind).
598. Geraldine BARNES, *The Riddarasögur. A Medieval Exercise in Translation*. In: SBVS 19 (4), 1977, S. 403–441.
599. W.F. BOLTON, *The Old Icelandic Dróttkvætt: A Problem in Verse Translation*. In: *Comparative Literature* 14, Nr. 3, 1962, S. 280–289.
600. Reinhard BUCHBINDER, *Übersetzungen des Nibelungenliedes. Ein Vergleich*. In: *ZdPh* 92, 1973, S. 37–61.
601. E. Paul DURRENBERGER, Dorothy DURRENBERGER, *Translating Gunnlaug's saga: An Anthropological Approach to Literary Style and Cultural Structures*. In: *Translation Review* 21, 1986, S. 11–20.
602. Stefán EINARSSON, *Eiríkr Magnússon and his Saga-Translations*. In: SS 8, 1933–1935, S. 17–32.
603. Ingegerd FRIES, *Njals saga 700 år senare*. In: *Scripta Islandica* 32, 1981, S. 30–54.
604. Donald FRY, *Norse Sagas Translated into English. A Bibliography*. New York 1980 (= AMS Studies in the Middle Ages 3).
605. Felix GENZMER, *Ist die Skaldendichtung übersetzbare?* In: *JEGPh* 47, 1948, S. 323–333.
606. ders., *Vom Übersetzen*. In: WW 9, 1959, S. 65–69.
607. Siegfried GROSSE, *Sprachwandel als Übersetzungsproblem (Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch)*. In: WW 20, 1970, S. 242–258.
608. Kurt Herbert HALBACH, *Frühdeutsche Lyrik und Epik in Übersetzungen*. In: *Der Deutschunterricht* 9, 1957, S. 108–120.
609. Einar HAUGEN, *On Translating from the Scandinavian*. In: Edgar C. POLOME (Hrsg.), *Old Norse Literature and Mythology. A Symposium*. Austin 1969, S. 3–18.
610. Rolf HELLER, *Zu den Aufgaben des Übersetzers*. In: ANF 101, 1986, S. 87–94.
611. Lee M. HOLLANDER, *Observations on Taylor's Translation of Orkneyinga saga*. In: SS 16, 1941, S. 226–233.
612. ders., *The Translation of Skaldic Poetry*. In: SS 18, 1945, S. 233–240.
613. ders., *The Problem of the Proper Translation of Old Norse Names*. In: SS 26, 1954, S. 125–129.
614. Hans-Jürgen HUBE, *Edda-Übersetzungen. Der Grimmsche Edda-Streit mit Friedrich Rühs und die Anfänge der Berliner Nordistik*. In: *Sprache, Mensch und Gesellschaft – Werk und Wirkungen von Wilhelm von Humboldt und Jacob und Wilhelm Grimm in Vergangenheit und Gegenwart. Teil III*. Humboldt-Universität zu Berlin 1986, S. 64–70.
615. George JOHNSTON, *On Translation – II*. In: SBVS 15, 1961, S. 394–402 (Vgl. MAXWELL 1961 (625)).
616. ders., *Translating the Sagas into English*. In: BONIS 1972, S. 7–16.

617. Manfred KAEMPFERT, *Quantifizierende Verfahren zur Beurteilung neuhochdeutscher Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen*. In: *ZfdPh* 90, 1971, S. 481–499.
618. Marianne E. KALINKE, *Erex saga and Ívens saga. Medieval Approaches to Translation*. In: *ANF* 92, 1977, S. 125–144.
619. John KENNEDY, *Translating the Íslendingasögur into English. With Special Reference to Laxdæla saga*. In: *Parergon* 6, 1973, S. 21–29.
620. Fritz Peter KNAPP, *Die literarische Übersetzung aus dem Mittelhochdeutschen als sprachphilosophisches und hermeneutisches Problem*. In: H. BIRKHAN (Hrsg.), *Festgabe für Otto Höfler*. Wien, Stuttgart 1976, S. 386–408.
621. Ulrich KREWITT, *Probleme des Verstehens altdedeutscher Texte und die Möglichkeit des Übersetzens ins Neuhochdeutsche*. In: BESCH u.a. 1985 (657), S. 750–792.
622. Walter LENSCHEN, *Übersetzen aus dem Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche*. In: *Études des lettres* 4, 1981, S. 163–184.
623. Karl LITZENBERG, *The Diction of William Morris*. In: *ANF* 53, 1937, S. 327–363.
624. Elga LUBRICH, *Die neuhochdeutschen Übersetzungen des Nibelungenliedes. Ein Beitrag zum Problem des Übersetzens aus dem Mittelhochdeutschen*. Diss. (masch.), Hamburg 1951.
625. Ian R. MAXWELL, *On Translation – I*. In: *SBVS* 15, 1961, S. 383–393. (Vgl. JOHNSTON 1961 (615)).
626. Friedrich MAURER, *Zum Übersetzen der Lieder Walters von der Vogelweide*. In: Herbert BACHER (Hrsg.), *Festschrift für Hans Eggers*. Tübingen 1972 (= PBB 94, Sonderheft), S. 484–500.
627. Margarette MIAN, »Gunnlaugs saga ormstungu« and the ›Thule‹-Translation. In: SS 39, 1967, S. 269–279.
628. Hugo MOSER, *Karl Simrock als Erneuerer mittelhochdeutscher Dichtung. Bemerkungen zu seinem Verfahren*. In: Herbert BACKES (Hrsg.), *Festschrift für Hans Eggers*. Tübingen 1972 (= PBB 94, Sonderheft), S. 458–483.
629. ders., *Zu den Typen der Translation mittelalterlicher deutscher Dichtung*. In: V. J. GÜNTHER u.a. (Hrsg.), *Festschrift für Benno von Wiese*. Berlin 1973, S. 4–12.
630. Otto OBERHOLZER, *Herders Übersetzungen aus dem Nordischen*. In: *Nerthus II. Nordisch-Deutsche Beiträge*. Lübeck 1969, S. 94–116.
631. Fritz PAUL, »Je eigenthümlicher das Original, desto schwerer die Übersetzung«. Zur Ambivalenz von Geist und Ausdruck in den Edda-Übersetzungen der Brüder Grimm. In: Knut BRYNHILDSSVOLL (Hrsg.), *ÜberBrücken. Festschrift für Ulrich Groenke*. Hamburg 1989, S. 183–216.
632. Wolfgang PÖCKL, *Villon unter den Deutschen. Bemerkungen zur Übersetzung als Rezeptionsproblem*. In: J. KÜHNEL u.a. (Hrsg.), *Mittelalter-Rezeption I*. Göppingen 1979 (= GAG 286), S. 504–536.
633. Ulrich PRETZEL, *Die Übersetzungen von Wolframs Parzival*. In: *Der Deutschunterricht* 6, 1954, S. 41–64.
634. ders., *Einige Anfänge mittelhochdeutscher Dichtungen. Bemerkungen zur richtigen Übersetzung mittelhochdeutscher Dichtungen*. In: *Zeiten und Formen in Sprache und Dichtung. Festschrift für Fritz Tschirch zum 70. Geburtstag*. Hrsg. von Karl Heinz SCHIRMER, Bernhard SOWINSKI. Köln, Wien 1972, S. 1–16.
635. Randolph QUIRK, *Dasent, Morris, and Problems of Translation*. In: *SBVS* 14, 1953–1957, S. 64–77.
636. Ursula RÄUTENBERG, *Das »Volksbuch vom armen Heinrich«. Studien zur Rezeption Hartmanns von Aue im 19. Jahrhundert und zur Wirkungsgeschichte der Übersetzung Wilhelm Grimms*. Berlin 1985 (= Philologische Studien und Quellen 113).
637. Walter REUSSE, Die »Verdeutschung« der altisländischen Ortsnamen in den Saga-übersetzungen der Sammlung Thule: ästhetische Funktion, ideologischer Gehalt. In: *skandinavistik* 22, 1992, S. 27–40.
638. Paul SCHACH, *Norse Sagas in English Translation*. In: *YCGL* 33, 1984, S. 63–73.

639. Rudolf SCHÜTZEICHEL, *Kontext und Wortinhalt. Vorüberlegungen zu einer Theorie des Übersetzens aus älteren Texten*. In: Helmut RÜCKER u.a. (Hrsgg.), »Sagen mit Sinne«. Festschrift für Marie-Luise Dittrich. Göppingen 1976 (= GAG 180), S. 411–434.
640. Franz V. SPECHTLER, *Das Übersetzen aus dem Mittelhochdeutschen als Problem der Mediävistik*. In: Jürgen KÜHNEL u.a. (Hrsgg.), De poeticis medii aevi questiones. Käte Hamburger zum 85. Geburtstag. Göppingen 1981 (= GAG 335), S. 303–350.
641. J.N. SWANNELL, *William Morris as an Interpreter of Old Norse*. In: SBVS 15, 1961, S. 364–382.
642. Ernst WALTER, *Eddaübersetzung und Eddaübersetzungen*. In: Ulrich GROENKE (Hrsg.), Arbeiten zur Skandinavistik. 7. Arbeitstagung der Skandinavisten des deutschen Sprachgebietes. Frankfurt a.M. etc. 1987 (= Texte und Untersuchungen zur Germanistik und Skandinavistik 18), S. 281–290.
643. Dieter WELZ, *Theorie und Praxis der Erneuerung mittelhochdeutscher Texte: Hartmanns »Armer Heinrich« in neuhighdeutschen Übersetzungen*. In: Acta Germanica 5, 1970, S. 95–115.
644. Maria WINKLER, *Isländersagas und ihre Übersetzungen. Ein Beitrag zu den Themen Translation und Rezeption von Sagaliteratur im deutschsprachigen Raum von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bern, Frankfurt, New York 1989 (= WAGAPh 32).
645. Norbert Richard WOLF, *Das Übersetzen aus dem Mittelhochdeutschen als textlinguistisches Problem*. In: Rudolf SCHÜTZEICHEL u.a. (Hrsgg.), Studien zur deutschen Literatur des Mittelalters. Bonn 1979, S. 232–248.
646. Julia ZERNACK (Rez.), *Maria Winkler, Isländersagas und ihre Übersetzungen ...* Bern, Frankfurt, New York 1989. In: skandinavistik 20, 1990, S. 47–50.

C. Sonstige Sekundärliteratur

647. Joseph ACKERMANN, *Heinrich Himmler als Ideologe*. Frankfurt 1970.
648. Theodore M. ANDERSSON, *The Problem of Icelandic Saga Origins. A Historical Survey*. New Haven, London 1964 (= Yale Germanic Studies 1).
649. Richard BATKA, *Altnordische Stoffe und Studien in Deutschland. I. Von Gottfried Schütze bis Klopstock*. In: *Euphorion*. Zweites Ergänzungsheft 1896, S. 1–70; II. *Klopstock und die Barden*. In: *Euphorion* 6, 1899, S. 67–83.
650. Walter BAUMGARTNER, *Sozio-logisches Erzählen in der Haënsa-póris saga*. In: ders. (Hrsg.), *Applikationen. Analysen skandinavischer Erzähltexte*. Frankfurt a.M., Bern, New York 1987 (= Texte und Untersuchungen zur Germanistik und Skandinavistik 13), S. 17–93.
651. Herman BAUSINGER, *Formen der »Volkspoesie«*. Berlin 1980 (= Grundlagen der Germanistik 6).
652. Uwe BAUR, *Die Ideologie der Heimatkunst. Populäre Autoren in deren Umkreis*. In: *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bd. II, 2: 1848–1918. Hrsg. von Viktor Žmegač. Königstein/Ts. 1980 (= Athenäum-Taschenbücher. Literaturwissenschaft 2157), S. 397–412.
653. Heinrich BECK, *Andreas Heusler und die Erforschung des germanischen Altertums*. In: DÜWEL u.a. 1989 (490), S. 9–24.
654. Bernd BEHRENDT, *Zwischen Paradox und Paralogismus. Weltanschauliche Grundzüge einer Kulturkritik in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts am Beispiel August Julius Langbehn*. Frankfurt a.M. etc. 1984 (= Europäische Hochschulschriften I, 804).
655. Walter BEIMDICK, *Neuromantik*. In: *Handlexikon zur Literaturwissenschaft*, hrsg. v. Dieter KRYWALSKI. München 1974, S. 366–372.
656. Klaus BERGMANN, *Agrarromantik und Großstadtfeindschaft*. Meisenheim am Glan 1970 (= Marburger Abhandlungen zur politischen Wissenschaft 20).

657. Werner BESCH u.a. (Hrsgg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Berlin, New York 1985.
658. H.P. BLEUEL, *Deutschlands Bekänner. Professoren zwischen Kaiserreich und Diktatur*. Bern, München, Wien 1968.
659. Gisela BOCK, *Frauen und ihre Arbeit im Nationalsozialismus*. In: Annette KUHN, Gerhard SCHNEIDER (Hrsgg.), *Frauen in der Geschichte. Frauenechte und die gesellschaftliche Arbeit der Frauen im Wandel*. Düsseldorf 1979, S. 113–149.
660. Arthúr Björgvín BOLLASON, *Ljóshærða villidýrið. Arfur Íslendinga í hugarheimi nássimans*. Reykjavík 1990.
661. Karl-Heinz BOHRER, *Der Mythos vom Norden. Studien zur romantischen Geschichtsprophetic*. Heidelberg 1961.
662. Ari C. BOUMAN, *Observations on Syntax and Style of Some Icelandic Sagas. With special reference to the relation between Viga-Glums saga and Reykdæla saga*. Reykjavík, Kopenhagen 1956 (= *Studia Islandica* 15).
663. Detlef BRENNEMECKE, *Tegnér in Deutschland. Eine Studie zu den Übersetzungen Amalie von Helvigs und Gottlieb Mohnikes*. Heidelberg 1975 (= Skandinavistische Arbeiten 1).
664. ders., *Die blonde Bestie. Vom Mißverständnis eines Schlagworts*. In: *Nietzsche-Studien* 5, 1976, S. 113–145.
665. ders., »Geradezu stoßen die Adler«. Altnordisches bei Nietzsche. In: *Nietzsche-Studien* 13, 1984, S. 316–324.
666. Bernhard vom BROCKE, »Wissenschaft und Militarismus. Der Aufruf der 93 „An die Kulturwelt!“ und der Zusammenbruch der internationalen Gelehrtenrepublik im Ersten Weltkrieg«. In: William M. CALDER III., Hellmuth FLASHAR, Theodor LINDKEN (Hrsgg.), *Wilamowitz nach 50 Jahren*. Darmstadt 1985, S. 649–719.
667. Rüdiger vom BRUCH, *Universität, Staat und Gesellschaft. Neuere sozial-, disziplin- und personengeschichtliche Beiträge zum deutschen Hochschulwesen im 19. und frühen 20. Jahrhundert*. In: *Archiv f. Sozialgeschichte* 20, 1980, S. 526–544.
668. ders., *Wissenschaft, Politik und öffentliche Meinung. Gelehrtenpolitik im wilhelminischen Deutschland (1890–1914)*. Husum 1980.
669. Ursula BURKHARDT, *Germanistik in Südwestdeutschland. Die Geschichte einer Wissenschaft des 19. Jahrhunderts an den Universitäten Tübingen, Heidelberg und Freiburg*. Tübingen 1976 (= Contubernium 14).
670. A[lfred] U[lrik] BÅLTH, *Studier öfver kompositionen i några isländska ätsagor*. Lund 1885.
671. Dieter CHERUBIM, *Zur bürgerlichen Sprache des 19. Jahrhunderts. Historisch-pragmatische Skizze*. In: *WW* 6, 1983, S. 398–422.
672. Roy C. COWEN, *Der Naturalismus. Kommentar zu einer Epoche*. München 1973.
673. Wendula DAHLE, *Der Einsatz einer Wissenschaft. Eine sprachinhaltliche Analyse militärischer Terminologie in der Germanistik 1933–45*. Bonn 1969.
674. Martin DOEHELMANN, *Germanisten in Schule und Hochschule. Geltungsanspruch und soziale Wirklichkeit*. München 1975.
675. Herbert DÖRING, *Deutsche Professoren zwischen Kaiserreich und Drittem Reich*. In: *Neue politische Literatur* 19, 1974, S. 340–352.
676. Uwe EBEL, *Studien zur Rezeption der Edda in der Neuzeit*. In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* N.F. 14, 1973, S. 123–183.
677. Harald EHRHARDT, *Der Stabreim in altnordischen Rechtstexten*. Heidelberg 1977 (= Skandinavistische Arbeiten 2).
678. Wolfgang EMMERICH, *Germanistische Volkstumsideologie*. Tübingen 1968 (= Volksleben 20).
679. ders., *Zur Kritik der Volkstumsideologie*. Frankfurt a.M. 1971.
680. Hermann ENGSTER, *Germanisten und Germanen. Germanenideologie und Theoriebildung in der deutschen Germanistik und Nordistik von den Anfängen bis 1945 in exemplarischer Darstellung*. Frankfurt 1986 (= Texte und Untersuchungen zur Germanistik und Skandinavistik 16).

681. Kurt-Ingo FLESSAU, *Schule der Diktatur. Lehrpläne und Schulbücher des Nationalsozialismus*. München 1977.
682. Jürgen FOHRMANN, Wilhelm VOSSKAMP (Hrsgg.), *Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*. München 1990.
683. Horst Joachim FRANK, *Geschichte des Deutschunterrichts. Von den Anfängen bis 1945*. München 1973.
684. Janos FRECOT, *Die Lebensreformbewegung*. In: Klaus VONDUNG (Hrsg.), *Das wilhelminische Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen*. Göttingen 1976, S. 138–152.
685. Janos FRECOT, Johann Friedrich GEIST, Diethart KERBS, *Fidus 1868–1948. Zur ästhetischen Praxis bürgerlicher Fluchtbewegungen*. München 1972.
686. Wilhelm FRIESE, *Skandinavische Literaturen (Einfluß auf die deutsche)*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Begründet von Paul Merker und Wolfgang Stammel. 2. Aufl. hrsg. von Werner KOHLSCHMIDT und Wolfgang MOHR. Bd. 3, Berlin, New York 1977, S. 841–873.
687. Hans Georg GADAMER, *Wirkungsgeschichte und Applikation*. In: Rainer WARNING (Hrsg.), *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*. München 1979, S. 113–125.
688. Jürg GLAUSER, *Isländische Märchensagas. Studien zur Prosaliteratur im spätmittelalterlichen Island*. Basel, Frankfurt a.M. 1983 (= Beiträge zur nordischen Philologie 12).
689. Michael GOLLBACH, *Die Wiederkehr des Weltkriegs in der Literatur. Zu den Frontromanen der späten Zwanziger Jahre*. Kronberg/Ts. 1978 (= Theorie – Kritik – Geschichte 19).
690. Heinz GOLLWITZER, *Zum politischen Germanismus des 19. Jahrhunderts*. In: *Festschrift für Hermann Heimpel*. Göttingen 1971 (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 36/I), Bd. 1, S. 282–356.
691. Nicholas GOODRICK-CLARKE, *The Occult Roots of Nazism. The Ariosophists of Austria and Germany 1890–1935*. Wellingborough 1985.
692. František GRAUS, *Lebendige Vergangenheit. Überlieferung im Mittelalter und in den Vorstellungen vom Mittelalter*. Köln, Wien 1975.
693. Franz GRESS, *Germanistik und Politik. Kritische Beiträge zur Geschichte einer nationalen Wissenschaft*. Stuttgart-Bad Cannstadt 1971 (= problemata).
694. Gunter GRIMM, *Rezeptionsgeschichte. Grundlegung einer Theorie. Mit Analysen und Bibliographie*. München 1977.
695. Siegfried GROSSE, *Die Belebung mittelhochdeutschen Sprachguts im Neuhochdeutschen*. In: BESCH u.a. 1985 (657), Bd. 2, S. 1534–1538.
696. Eckhard GRUNEWALD, *Friedrich Heinrich von der Hagen 1780–1856. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Germanistik*. Berlin, New York 1988 (= *Studia linguistica germanica* 23).
697. Guðni KOLBEINSSON, Jónas KRISTJÁNSSON, *Gerðir Gíslasögu*. In: *Gripla* 1979, S. 128–162.
698. Hans Ulrich GUMBRECHT, *Soziologie und Rezeptionsästhetik. Über Gegenstand und Chancen interdisziplinärer Zusammenarbeit*. In: Jürgen KOLBE (Hrsg.), *Neue Ansichten einer künftigen Germanistik*. München 1973, S. 48–74.
699. John Evert HÄRD, *Nibelungeneposets moderna historia. Mottagande och värderingar från tysk romantik till nutid*. Stockholm 1989.
700. Pierre HALLEUX, *Hrafnkels Character Reinterpreted*. In: SS 38, 1966, S. 36–44.
701. Richard HAMANN, Jost HERMAND, *Stilkunst um 1900*. Berlin 1967.
702. Anne HEINRICHS, *Die Brüder Grimm versus F.D. Gräter – ein fatales Zerwürfnis*. In: Heiko UECKER (Hrsg.), *Akten der Fünften Arbeitstagung der Skandinavisten des deutschen Sprachgebiets*. St. Augustin 1983, S. 101–115.
703. dies., *Annat er vårt eðli: the type of the prepatrarial woman in Old Norse literature*. In: John LINDEW u.a. (Hrsgg.), *Structure and Meaning in Old Norse Literature*. Odense 1986, S. 110–140.

704. Joachim HEINZLE, Anneliese WALDSCHMIDT (Hrsgg.), *Die Nibelungen. Ein deutscher Wahn, ein deutscher Alpträum*. Frankfurt a.M. 1991.
705. Rolf HELLER, *Studien zu Aufbau und Stil der Laxdæla saga*. In: ANF 75, 1960, S. 113–167.
706. ders., *Die Laxdæla saga. Die literarische Schöpfung eines Isländers des 13. Jahrhunderts*. Berlin 1976 (= Abhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil. hist. Klasse. Bd. 65, H. 1).
707. Jost HERMAND, *Germania germanicissima. Zum präfaschistischen Arierkult um 1900*. In: ders., *Der Schein des schönen Lebens*. Frankfurt 1972, S. 39–54.
708. ders., *Meister Fidus. Vom Jugendstil-Hippie zum Germanenschwärmer*. In: ders., *Der Schein des schönen Lebens*. Frankfurt 1972, S. 55–127.
709. ders., *Ultima Thule. Völkische und faschistische Zukunftsvisionen*. In: Jost HERMAND, *Orte. Irgendwo. Formen utopischen Denkens*. Frankfurt a.M. 1981, S. 61–86.
710. Ekkehardt HIERONIMUS, *Der Traum von den Urkulturen. Vorgeschichte als Sinngebung der Gegenwart?* München 1975.
711. Heinz HÖHNE, *Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS*. Gütersloh 1967.
712. Uvo HÖLSCHER, *Die Chance des Unbehagens. Zur Situation der klassischen Studien*. Göttingen 1965 (= Kleine Vandenhoeck-Reihe 222/222a).
713. Norbert HOPSTER, *Ausbildung und politische Funktion der Deutschlehrer im Nationalsozialismus*. In: Peter LUNDGREEN (Hrsg.), *Wissenschaft im Dritten Reich*. Frankfurt a.M. 1985, S. 113–119.
714. Hans-Jürgen HUBE, *Die Nordistik und das Berliner Germanische Seminar*. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Gesellschaftswissenschaftliche Reihe* 36, 1987, S. 794–800.
715. Ulrich HUNGER, *Die Runenkunde im Dritten Reich. Ein Beitrag zur Wissenschafts- und Ideologiegeschichte des Nationalsozialismus*. Frankfurt a.M., Bern, New York 1984 (= Europäische Hochschulschriften III, 227).
716. Andreas HUYSSEN, *Die frühromantische Konzeption von Übersetzung und Aneignung. Studien zur frühromantischen Utopie einer deutschen Weltliteratur*. Zürich, Freiburg i.Br. 1969 (= Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte 33).
717. Alfred JAKOBSEN, *Nytt lys over Gísla saga Súrssonar*. In: *Gripla* 5, 1982, S. 265–279.
718. Hans Robert JAUSS, *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt 1970.
719. ders., *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur (Einleitung)*. In: ders., *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur*. München 1977, S. 9–47.
720. Judith JESCH, *Frauen in der altnordischen Literatur*. In: Julia ZERNACK u.a. (Hrsgg.), *Auf-Brüche. Uppbrott och uppbyrningar in skandinavisk metoddiskussion*. Leverkusen 1989 (= Artes et Litterae Septentrionales 4), S. 152–180.
721. Manfred KAEMPFERT, *Die Entwicklung der neuhochdeutschen Literatursprache*. In: BESCH u.a. 1985 (657), Bd. 2, S. 1810–1837.
722. Christa KAMENETSKY, *Children's Literature in Hitlers Germany. The Cultural Policy of National Socialism*. Athens, Ohio und London 1984.
723. Michael H. KATER, *Das »Ahnenerbe« der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches*. Stuttgart 1974 (= Studien zur Zeitgeschichte).
724. Andreas F. KELLETAT, *Herder und die Weltliteratur. Zur Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrhundert*. Frankfurt a.M. etc. 1984 (= Europäische Hochschulschriften I, 760).
725. Erich KLEINSCHMIDT, *Konservative Revolution und heroischer Existenzialismus. Zu Erbe und Kritik einer nationalsozialistischen Literaturauffassung*. In: DVjs 57, 1983, S. 469–498.
726. Viktor KLEMPERER, *LTI. Notizbuch eines Philologen*. Dresden 1946 (hier zitiert nach: Köln ²1987).

727. Hans KOHN, *Die Slawen und der Westen. Die Geschichte des Panslawismus.* Wien, München 1956.
728. Gerhard KRATZSCH, *Kunstwart und Dürerbund. Ein Beitrag zur Geschichte der Gebildeten im Zeitalter des Imperialismus.* Göttingen 1969.
729. ders., *Der »Kunstwart« und die bürgerlich-soziale Bewegung.* In: Ekkehard MAI u.a. (Hrsgg.), *Ideengeschichte und Kunsthistorische, Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich.* Berlin 1983 (= Kunst, Kultur und Politik im Deutschen Kaiserreich 3), S. 371–396.
730. Helge KRESS, *Meget samstavet må det tykkes deg. Om kvinneopprør og genertvang i Sagaen om Laksdølene.* In: (Svensk) *Historisk Tidskrift* 100, 1980, S. 266–280.
731. Peter KRÜGER, *Etzels Halle und Stalingrad: Die Rede Görings vom 30.1.1943.* In: HEINZLE, WALDSCHMIDT 1991 (704), S. 151–190.
732. Richard KÜHNEMUND, *Arminius or the Rise of a National Symbol in Literature.* New York 1966 (Repr. der 1. Aufl. von 1953).
733. Werner KUHBERG, *Verschollenes Sprachgut und seine Wiederbelebung in neuhighochdeutscher Zeit.* Frankfurt a.M. 1933 (= Frankfurter Quellen und Forschungen zur germanischen und romanischen Philologie 4).
734. Eberhard LÄMMERT (Hrsg.), *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft.* Frankfurt a.M. ²1967.
735. August LANGEN, *Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart.* In: Wolfgang STAMMLER (Hrsg.), *Deutsche Philologie im Aufriß.* Bd. 1, Berlin ²1957, Sp. 931–1396.
736. Karin LAUF-IMMESBERGER, *Literatur, Schule und Nationalsozialismus. Zum Lektürekanon der höheren Schulen im Dritten Reich.* St. Ingbert 1987.
737. Erwin LEIBFRIED, *Deutsche Literatursprache vom Jungen Deutschland bis zum Naturalismus.* In: Hans Peter ALTHAUS, Helmut HENNE, Herbert Ernst WIEGAND (Hrsgg.), *Lexikon der germanistischen Linguistik.* Tübingen ²1980, Bd. 4, S. 740–745.
738. Ingrid LEITNER, *Sprachliche Archaisierung. Historisch typologische Untersuchung zur deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts.* Frankfurt a.M., Bern, New York 1978.
739. Hallvard LIE, *Studier i Heimskringlas stil. Dialogene ok talene.* Oslo 1937.
740. Gerhard LOHSE, *Held und Heldentum. Ein Beitrag zur Persönlichkeit und Wirkungsgeschichte des Berliner Germanisten Gustav Roethe (1859–1926).* In: Hans-Peter BAYERDÖRFER u.a. (Hrsgg.), *Literatur und Theater im wilhelminischen Zeitalter.* Tübingen 1978, S. 399–423.
741. Georg LUKÁCS, *Die Zerstörung der Vernunft.* In: ders., *Werke.* Darmstadt, Neuwied 1974, Bd. 9.
742. Hans-Jürgen LUTZHÖFT, *Der Nordische Gedanke in Deutschland 1920–1940.* Stuttgart 1971 (= Kieler Historische Studien 14).
743. A. Margaret Arent MADELUNG, *The Laxdæla saga: Its Structural Pattern.* Chapel Hill 1972.
744. Birgit MARSCHALL, *Reisen und Regieren. Die Nordlandfahrten Kaiser Wilhelms II.* Heidelberg 1991 (= Skandinavistische Arbeiten 9).
745. Fritz MARTINI, *Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus 1840–1898.* Stuttgart ³1974.
746. R.J. McCLEAN, *Róa Vik: A Note on ›Hrafnkels Saga Freysgoda‹ IV.* In: *MLR* 55, 1960, S. 91–92.
747. Edith MAROLD, *Genzmer.* In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke in deutscher Sprache.* Hrsg. von Walter KILLY. Bd. 4. Gütersloh, München 1989, S. 115–116.
748. Friedrich MAURER, Friedrich STROH (Hrsgg.), *Deutsche Wortgeschichte.* Berlin 1959.
749. Hans-Georg MEIER, *Romane der konservativen Revolution in der Nachfolge von Nietzsche und Spengler (1918–1941).* Frankfurt a.M. etc. 1983 (= Europäische Hochschulschriften 1, 656).

750. Doris MENDLEWITSCH, *Volk und Heil. Vordenker des Nationalsozialismus im 19. Jahrhundert*. Rheda-Wiedenbrück 1988.
751. William Ian MILLER, *Justifying Skarpheðinn*. In: SS 55, 1983, S. 316–344.
752. Phillip Marshall MITCHELL, *Old Norse-Icelandic Literature in Germany, 1789–1849*. Phil. Diss. masch. Urbana, Illinois 1938.
753. ders., *Vilhelm Grönbech*. Boston 1978.
754. *Mitteilungen des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik* 1, 1991.
755. Armin MOHLER, *Die konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch*. Zweite, völlig neu bearb. und erw. Fassung. Darmstadt 1972.
756. George L. MOSSÉ, *Ein Volk, ein Reich, ein Führer. Die völkischen Ursprünge des Nationalsozialismus*. Königstein/Ts. 1979.
757. Peter MÜLLER, *Mobilisierung der Wissenschaft. Über die Zusammenführung von Germanistik und Politik bei Gustav Roethe*. In: *Zeitschrift für Germanistik* 9, 1988, S. 558–571.
758. Herfried MÜNKLER, Wolfgang STORCH, *Siegfrieden. Politik mit einem deutschen Mythos*. Berlin 1988.
759. Friedrich NEUMANN, *Studien zur Geschichte der deutschen Philologie. Aus der Sicht eines alten Germanisten*. Berlin 1971.
760. Eduard NORDEN, *Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania*. Leipzig 1920.
761. Otto OBERHOLZER, H.W. Gerstenberg, *Gedicht eines Skalden*. In: *skandinavistik* 1, 1970, S. 3–17.
762. Fredrik PAASCHE, *Eras Aabenbaring og Pseudo-Cyprianus i norrön Litteratur*. In: *Festschrift til Finnur Jónsson*. Kopenhagen 1928, S. 199–205.
763. Wolfgang PASCHE, *Skandinavische Dramatik in Deutschland. Björnstjerne Björnson, Henrik Ibsen, August Strindberg auf der deutschen Bühne 1867–1932*. Basel, Stuttgart 1979 (= Beiträge zur nordischen Philologie 9).
764. Fritz PAUL, *Fünfzig Jahre Skandinavistik in Göttingen*. Göttingen 1985.
765. Klaus PETER (Hrsg.), *Romantikforschung seit 1945*. Königstein/Ts. 1980.
766. Reginald H. PHELPS, »Before Hitler came: Thule Society and Germanen Orden
- In: *The Journal of Modern History* 35, 1963, S. 245–261.
767. Klaus Dieter PILZ, *Phraseologie*. Bochum 1977.
768. Beate PINKERNEIL, *Vom kulturellen Nationalismus zur nationalsozialistischen Germanistik*. In: Klaus BERGHAHN, Beate PINKERNEIL (Hrsgg.), *Am Beispiel Wilhelm Meister. Einführung in die Wissenschaftsgeschichte der Germanistik*. Königstein/Ts. 1980, S. 75–97.
769. Peter von POLENZ, *Sprachpurismus und Nationalsozialismus*. In: LÄMMERT 1967 (734), S. 111–160.
770. Reinhardt PRINZ, *Die Schöpfung der Gísla saga Súrssonar. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der isländischen Saga*. Diss. Breslau 1935 (= Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft 45).
771. Karl PRÜMM, *Literatur des Soldatischen Nationalismus der 20er Jahre (1918–1933). Gruppenideologie und Epochenproblematik*. 2 Bde. Kronberg/Ts. 1974 (= Theorie – Kritik – Geschichte 3).
772. E. Matthias REIFEGERSTE, *Der Beitrag des Eugens Diederichs-Verlages zur Kenntnis der altisländischen Literatur. Die Sammlung Thule: Chronologie, Inhalt, Wirkung*. Köln 1990 (unveröffentlichtes Typoskript).
773. Michael RIFFATERRE, *Strukturelle Stilistik*. München 1973.
774. Fritz K. RINGER, *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933*. Stuttgart 1983.
775. Hartmut RÖHN, *Der Einleitungsteil der Gísla saga Súrssonar. Ein Vergleich der beiden Versionen*. In: ANF 94, 1979, S. 95–113.
776. Ruth RÖMER, *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland*. München 1989.

777. Carl Roos, *Die nordischen Literaturen in ihrer Bedeutung für die deutsche*. In: Wolfgang STAMMLER (Hrsg.), *Deutsche Philologie im Aufriss*. Bd. 3, Berlin 1962, Sp. 373–406.
778. Karlheinz ROSSBACHER, *Heimatkunstbewegung und Heimatroman. Zu einer Literatursociologie der Jahrhundertwende*. Stuttgart 1975 (= LGW 13).
779. Theodor SALFINGER, *Zur Sprachkunst des Germanisten Andreas Heusler*. In: *Festschrift für Karl Schwarber*. Basel 1949, S. 193–205.
780. Joachim SCHMITT-SASSE, *Die Kunst aufzuhören. Der Nibelungen-Stoff in Heiner Müllers Germania Tod in Berlin*. In: HEINZLE, WALDSCHMIDT 1991 (704), S. 370–396.
781. Stefanie VON SCHNURBEIN, *Geheime kultische Männerbünde bei den Germanen – Eine Theorie im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Ideologie*. In: Gisela VÖLGER, Karin VON WELCK (Hrsgg.), *Männerbande – Männerbünde. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich*. Köln 1990, Bd. 2, S. 97–102.
782. Gottfried SCHRAMM, *Die normannischen Namen für Kiev und Novgorod*. In: *Russia Mediaevalis* 5, 1984, S. 76–102.
783. Klaus SCHWABE, *Wissenschaft und Kriegsmoral. Die deutschen Hochschullehrer und die politischen Grundfragen des Ersten Weltkrieges*. Göttingen, Zürich, Frankfurt a.M. 1969.
784. ders. (Hrsg.), *Deutsche Hochschullehrer als Elite 1815–1945*. Boppard 1988 (= Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit 17).
785. Irmgard SCHWARZ, *Friedrich David Gräter. Ein Beitrag zur Geschichte der germanischen Philologie und zur Geschichte der deutsch-nordischen Beziehungen*. Greifswald 1935 (= Nordische Studien 17).
786. Klaus VON SEE, *Altnordische Rechtswörter*. Tübingen 1964 (= Hermeae N.F. 16).
787. ders., *Germanische Verskunst*. Stuttgart 1967 (= Sammlung Metzler 67).
788. ders., *Deutsche Germanen-Ideologie vom Humanismus bis zur Gegenwart*. Frankfurt a.M. 1970.
789. ders., *Die Ideen von 1789 und die Ideen von 1914. Völkisches Denken in Deutschland zwischen Französischer Revolution und Erstem Weltkrieg*. Frankfurt a.M. 1975.
790. ders., *Die Hrafnkels saga als Kunstdichtung*. In: *skandinavistik* 9, 1979, S. 47–56 (hier zitiert nach ders., *Edda, Saga, Skaldendichtung. Aufsätze zur skandinavischen Literatur des Mittelalters*. Heidelberg 1981 (= Skandinavistische Arbeiten 6), S. 486–496).
791. ders., *Der Germane als Barbar*. In: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 13 (1), 1981, S. 42–72.
792. ders., *Das „Nordische“ in der deutschen Wissenschaft des 20. Jahrhunderts*. In: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 15 (2), 1983, S. 8–38.
793. ders., *Die Altnordistik im Dritten Reich*. In: Bernd HENNINGSEN, Rainer PELKA (Hrsgg.), *Die Skandinavistik zwischen gestern und morgen. Bestandsaufnahmen und Zukunftsperspektiven eines „kleinen Faches“*. Sankelmark 1984 (= Schriftenreihe der Akademie Sankelmark, N.F. 59), S. 39–51.
794. ders., *Politisch-soziale Interessen in der Sprachgeschichtsforschung des 19. und 20. Jahrhunderts*. In: BESCH u.a. 1985 (657), Bd. 1, S. 242–257.
795. ders., »Spätfrüchte der 1968er-Bewegung«. In: *skandinavistik* 15, 1985, S. 141–156.
796. ders., *Kulturkritik und Germanenforschung zwischen den Weltkriegen*. In: HZ 245, 1987, S. 343–362.
797. ders., *Politische Männerbund-Ideologie von der wilhelminischen Zeit bis zum Nationalsozialismus*. In: Gisela VÖLGER, Karin VON WELCK (Hrsgg.), *Männerbande – Männerbünde. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich*. Köln 1990, Bd. 1, S. 93–102.
798. ders., *Das Nibelungenlied – ein Nationalepos?* In: HEINZLE, WALDSCHMIDT 1991 (704), S. 43–110.
799. ders., *Andreas Heusler in seinen Briefen*. In: *ZfdA* 119, 1990, S. 379–396.

800. Stefan SONDEREGGER, *Andreas Heusler und die Sprache*. Basel 1967 (= Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel xvii).
801. Bernhard SOWINSKI, *Deutsche Stilistik*. Frankfurt 1988.
802. Kurt SONTHEIMER, *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des Nationalismus zwischen 1918 und 1933*. München 1962.
803. Bernd SPILLNER, *Linguistik und Literaturwissenschaft. Stilforschung, Rhetorik, Textlinguistik*. Stuttgart 1974.
804. Otto SPRINGER, *The Style of the Old Icelandic Family Sagas*. In: *JEGPh* 38, 1939, S. 107–128.
805. Gary D. STARK, *Entrepreneurs of Ideology. Neoconservative Publishers in Germany 1890–1933*. Chapel Hill 1981.
806. Michail Ivanovič STEBLIN-KAMENSKIJ, *The Saga-Mind*. Odense 1973.
807. Fritz STERN, *Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland*. München 1986 (zuerst Bern, Stuttgart 1963).
808. Kurt TÖPNER, *Gelehrte, Politiker und politisierende Gelehrte. Die Revolution von 1918 im Urteil deutscher Hochschullehrer*. Göttingen, Zürich, Frankfurt 1970.
809. Karl TRÜDINGER, *Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie*. Diss. Basel 1918.
810. Jurij TYNNANOV, *Über literarische Evolution*. In: ders., *Die literarischen Kunstmittel und die Evolution der Literatur*. Frankfurt a.M. 1967, S. 37–60.
811. Erich VIEHÖFER, *Der Verleger als Organisator*. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 30, 1988, S. 1–147.
812. Klaus VONDUNG, *Magie und Manipulation. Ideologischer Kult und politische Religion des Nationalsozialismus*. Göttingen 1971.
813. ders., *Zur Lage der Gebildeten in der wilhelminischen Zeit*. In: ders. (Hrsg.), *Das wilhelminische Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen*. Göttingen 1976, S. 20–33.
814. Kurt WAGNER, *Das 19. Jahrhundert*. In: MAURER, STROH 1959 (748), Bd. 2, S. 409–444.
815. Andrzej WALICKI, *The Slavophile Controversy. History of a Conservative Utopia in Nineteenth-Century Russian Thought*. Oxford 1975.
816. Christoph WEISZ, *Geschichtsauffassung und politisches Denken Münchener Historiker der Weimarer Zeit*. Berlin 1970.
817. C.J. WELLS, *Deutsch: Eine Sprachgeschichte bis 1945*. Tübingen 1990 (= Reihe Germanistische Linguistik 93).
818. Karl Ferdinand WERNER, *Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft*. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1967.
819. Erika WIEHE, *Gottlieb Mohnike als Vermittler und Übersetzer nordischer Literatur*. Greifswald 1934 (= Nordische Studien 16).
820. Gerhart WOLFF, *Deutsche Sprachgeschichte*. Frankfurt 1986.
821. Werner WUNDERLICH, »Ein Hauptbuch bey der Erziehung der deutschen Jugend«. *Zur pädagogischen Indienstnahme des Nibelungenliedes für Schule und Unterricht im 19. und 20. Jahrhundert*. In: HEINZLE, WALDSCHMIDT 1991 (704), S. 119–140.
822. Günter ZIMMERMANN, *Isländersaga und Heldenage. Untersuchungen zur Struktur der Gisla saga und Laxdæla saga*. Wien 1982 (= WAGAPh 32).

Abkürzungsverzeichnis

AdA	Aus dem Antiquariat
AfdA	Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur
ANF	Arkiv för Nordisk Filologi
Archiv	Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen
BONIS	Bibliography of Old Norse-Icelandic Studies
DLZ	Deutsche Literaturzeitung
DVjs	Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte
Fs.	Festschrift
GAG	Göppinger Arbeiten zur Germanistik
GgA	Göttingische gelehrte Anzeigen
HZ	Historische Zeitschrift
JEGPh	The Journal of English and Germanic Philology
LGW	Literaturwissenschaft – Gesellschaftswissenschaft
MIFr	Mitteilungen der Islandfreunde
MLR	The Modern Language Review
PMLA	Publications of the Modern Language Association of America
PBB	Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur
RGA	Reallexikon der Germanischen Altertumskunde
RUB	Reclams Universal Bibliothek
SBVS	Saga-Book of the Viking Society
SS	Scandinavian Studies and Notes
STUAGNL	Samfund til Udgivelse af gammel nordisk litteratur
WAGAPh	Wiener Arbeiten zur Germanischen Altertumskunde und Philologie
WW	Wirkendes Wort
YCGL	Yearbook of Comparative and General Literature
ZfdPh	Zeitschrift für deutsche Philologie
ZfBfr	Zeitschrift für Bücherfreunde
ZfdA	Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur
Zfdb	Zeitschrift für deutsche Bildung
Zfdk	Zeitschrift für Deutschkunde
ZfdU	Zeitschrift für den deutschen Unterricht
Zfvk	Zeitschrift für Volkskunde

Register

- Ackerknecht, Erwin 256, 319, 322
Ackermann, Joseph 367f, 377
Adelung, Johann Christoph 14
Ahlefeld-Laurvig, F.W.F. von 89
Aischylos 332
Althaus, Hans-Peter 126
Andersen, Harry 101
Andersson, Theodore M. 14
Angenendt, Paul 68f, 352
Apel, Friedmar 98, 334, 336f
Árna saga biskups 42
Ásmundar saga kappabana 79
Ásmundarson, Valdimar 138
Auðunar þátr vestfirzka 79, 89
Avenarius, Ferdinand 2, 40, 253, 374
Bááth, Albert Ulrich 217
Baetke, Walter 12, 42, 44, 46, 48, 61, 62, 75, 89, 93, 96, 160f, 172, 174, 179, 185, 191f, 208–210, 224, 275, 317, 323, 328, 339, 360, 361
Ball, Kurt Herward 45, 48, 74, 89, 93, 94, 318
Bandamanna saga 42, 228, 328, 360
Bandle, Oskar 45, 77, 83
Barnes, Geraldine 111
Batka, Richard 14
Bauer, Alois 362
Bauman, Ari C. 287
Baumgartner, Walter 223, 224, 253, 254
Baur, Uwe 296f, 350
Bausinger, Herman 145, 188, 327
Bayerdörfer, Hans-Peter 55
Beck, Heinrich 45, 52, 69, 70
Behaghel, Otto 231
Behrendt, Bernd 348
Beimwick, Walter 39
Benecke, Georg Friedrich 287
Benze, Rudolf 60
Benzing, Richard 61
Berg, Leo 40
Berghahn, Klaus 54
Bergmann, Klaus 348, 356, 358
Berke, Käte 60, 65, 67, 76, 317
Besch, Werner 107, 126f, 129
Beumelburg, Werner 358
Birkenhauer, Renate 135
Bismarck, Otto von 211, 345
Bjarkamál 75
Bjarnar saga Hítðœlakappa 42
Björnson, Björnstjerne 35, 40f, 215, 221
Bleibtreu, Karl 20, 92
Bleuel, H.P. 56
Bock, Gisela 353
Böhme, Klaus 56, 212f
Bohne, Gerhard 44, 48
Bohrer, Karl Heinz 11, 13, 34
Bojunga, Klaudius 129
Bollason, Arthúr Björgvin 4, 36, 60, 300, 350
Bolton, W.F. 83f
Bona, Kurt 62
Bonus, Arthur 11, 23, 27, 34–36, 39, 40, 41, 46, 47f, 50, 52, 62, 65, 89, 92f, 96, 215–223, 225, 248, 251, 254, 269, 272, 277, 281–284, 286f, 301, 303, 305, 321, 340, 342, 348–351, 353f, 360, 366, 370
Bonus, Beate 216, 317f
Bonus-Jeep, Beate s. Bonus, Beate
Boor, Helmut de 12, 21, 44, 49, 55, 93, 96, 174, 179
Borgmeier, Raimund 101
Brackmann, Karl-Heinz 135
Brandes, Georg 34
Brandkrossa þátr 79
Brennecke, Detlef 17, 33f, 335
Brennu-Njáls saga 12, 20, 42, 47, 61, 76, 89, 96, 220, 225, 233, 253, 310, 352
Brocke, Bernhard vom 55, 212f
Broek, Raymond van den 115, 121
Bruch, Rüdiger vom 55, 56
Bruns, Alken 99, 100, 113, 121
Brynhildsvoll, Knut 4
Buchbinder, Reinhard 110
Buchholz, Peter 77
Burkhardt, Ursula 55
Butt, Wolfgang 11, 79
Calaminus, W. 43
Calder III., William M. 55
Chamberlain, Houston Stewart 31, 348
Cherubim, Dieter 125f
Clarus saga 43
Clasen, Dirk 47, 318
Clauss, Ludwig Ferdinand 276, 304
Cleasby, Richard 160, 192, 303
Cooper, James F. 183
Corneille, Pierre 334
Coseriu, Eugenio 117
Cowen, Roy C. 348
Dahle, Wendula 305
Dahlerup, V. 101
Dahn, Felix 18, 36
Daigger, Annette 117

- Darré, Richard Walter 356
 Dasent, George Webbe 80
 Dedecius, Karl 104
 Dehn, Paul 67, 276, 352
 Diederichs, Eugen 3, 6, 12, 39–41, 42f, 45, 48f, 56f, 221, 223, 240, 274, 294, 297, 327, 375
 Diederichs, Niels 43
 Diederichs, Ulf 41, 45, 48, 89, 209, 224, 258, 280
 Dilg, Karl 357
 Dilthey, Wilhelm 37
 Dinter, Kurt 47, 63
 Ditscheiner, J.A. 134, 184
 Dobers, Ernst 61, 67, 75, 311, 364
 Doeblemann, Martin 52–55
 Döring, Herbert 55
Droplaugarsona saga 42, 44
 Droysen, Gustav 332
 Drube, Herbert 53, 63, 65, 67, 71, 367
 Durrenberger, Dorothy 80
 Durrenberger, E. Paul 80
 Duun, Olav 318
 Düwel, Klaus 45, 49, 52, 225f, 229, 231–233, 242, 255, 258
 Dwinger, Edwin Erich 358
 Ebel, Uwe 4, 14
 Eckhel, Anna Hil von 49, 70, 355
Edda 41, 42, 56, 59, 61f, 63, 64, 76, 294, 301, 317, 337, 359, 362, 365
 Edzardi, Anton 20, 92
Egils saga einhenda ok Ásmundar berserkjabana 79
Egils saga Skallagrímssonar 22, 36, 42, 44, 48, 60, 65, 76, 77, 78, 89, 101, 318, 325, 362, 368
 Ehrhardt, Harald 145, 177
 Eicke, Hermann 318, 321
 Eilemann, J. 62
 Einarsson, Stefán 80
Einars þáttir Sokkasonar 42, 45, 318
Eiríks saga rauða 42, 44, 45, 46, 89
 Emmerich, Wolfgang 7, 129, 348, 357
 Engel, Eduard 137
 Engelhardt-Pabst, Helene 47
 Engster, Hermann 7, 37
Erex saga 111
 Erichsen, Adolfine 42, 130
 Ettmüller, Ludwig 17, 18, 127
Eyryggja saga 11, 42, 76, 217, 324, 327
Færeyinga saga 11, 42, 45
 Fahnemann, Franz 23, 45–48, 63, 74, 89, 93, 94, 96, 176, 281, 298, 343, 364, 368
 Fidus (d.i. Hugo Höppener) 39, 40
Finnboga saga ramma 42, 44
 Finsen, Vilhjálmur 268
 Fischer, Frank 42, 323f
 Flashar, Hellmuth 55
 Flessau, Kurt-Ingo 62
 Flex, Walter 358
Flóamanna saga 42, 45
 Fohrmann, Jürgen 55
Fóstbræðra saga 42, 44f
 Fouqué, Friedrich de la Motte 14, 15, 17, 20, 37, 92, 127
 Francke, Georg Carl Theodor 20, 92
 Frank, Armin Paul 115
 Frank, Horst Joachim 54, 63, 118
 Freicot, Janos 39, 40
 Fricke, Gerhard 23, 44, 46f, 135, 176
 Fries, Ingegerd 82
 Friese, Wilhelm 4, 343, 375
Friðþjófs saga frækna 43
 Fry, Donald 80
 Fuhrmann, Ernst 318
 Gadamer, Hans Georg 112
Gautreks saga konungs 11, 79
 Gehl, Walter 178
 Geist, Johann Friedrich 39, 40
 Genzmer, Felix 4, 12, 42, 44, 49f, 83, 298, 301, 364–366
 George, Stefan 336
 Gerhard, Paul 337
 Gering, Hugo 83, 87, 88
 Gerstenberg, Heinrich Wilhelm von 14
 Giesebeck, Ludwig 63, 74
 Gíslason, Konráð 25, 302, 309f
Gísla saga Súrssonar 12, 20, 22, 36, 42, 44, 46, 61f, 65, 77, 78, 89, 91–94, 96, 215, 221, 256, 278, 280–315, 317, 318, 322, 343, 352, 362, 364
 Glauser, Jürg 42
 Goethe, Johann Wolfgang von 16, 211
 Gollbach, Michael 358, 361
 Gollwitzer, Heinz 15
 Goodrick-Clarke, Nicholas 40
 Göring, Hermann 20
 Gottschling, Bernhard 77
Grænlendinga saga 42, 44, 45, 46
Grágás 225, 233, 245, 248, 268
 Gräter, Friedrich David 11, 13f, 15
 Graus, František 13, 16, 17, 19
 Gress, Franz 54f
Grettis saga Ásmundarsonar 20, 42, 44, 47, 76, 77, 89, 94, 279, 318, 352
 Grimm, Gunter 113
 Grimm, Hans 317, 322f
 Grimm, Herman 37
 Grimm, Jacob 4, 13, 14f, 16, 134, 178, 182f, 230, 272, 282, 285, 287, 292

- Grimm, Wilhelm 4, 13, 14, 15, 16, 101, 134, 178, 182f, 230, 272, 282, 285, 287, 292
 Groenke, Ulrich 4
 Grønbech, Vilhelm 71
 Grosse, Siegfried 127, 135
 Grözinger, Elvira 104
 Grunewald, Eckhard 13
 Gumbrecht, Hans Ulrich 117
 Gunnarsson, Gunnar 318
Gunnars þátr þiðrandabana 42
Gunnlaugs saga ormstungu 20–24, 42, 44, 47, 77, 78, 89, 91–93, 214
 Günther, Hans F.K. 304
 Günther, Vincent J. 91
 Günzel, Marianne 61
 Güttinger, Fritz 255
Guðmundar saga biskups 42
 Haberkern, Eugen 136
 Habermann, Paul 44, 48, 63, 89, 224
 Hagen, Friedrich Heinrich von der 13, 20
Hákonar saga Hákonarsonar 42
 Halbach, Kurt Herbert 110
Hálfdanar saga Eysteinssonar 79
Hálfssaga ok Hálfrekka 44, 222
 Halleux, Pierre 160
Hallfreðar saga vandræðaskálds 42, 44, 77
 Ham, Johannes van 256
 Hamann, Richard 311
 Hamsun, Knut 318
Haralds saga hárfagra 333, 337
 Härd, John Evert 19
 Harder, Hermann 319
 Hart, Heinrich 40, 349.
 Hart, Julius 40, 349
 Hartmann, Hans 310
 Hartmann von Aue 101, 113
 Haugen, Einar 80–82
Hávamál 61, 301, 364–366
Hávarðar saga Ísfirðings 42, 44, 210
 Hebbel, Friedrich 58
Heimskringla 22, 42, 62, 216, 218, 324, 329–333, 335, 337, 338, 342
 Heine, Heinrich 29
 Heininger, Friedrich 36, 63, 92
 Heinrichs, Anne 6, 7, 14f, 77, 79, 83, 85, 86, 278, 316
 Heinrichs, Heinrich Matthias 76, 89, 256, 276, 286, 288, 301
 Heintze, Albert 134, 184, 282, 285
 Heinzel, Erwin 47, 62
 Heinzel, Richard 21
 Heinzle, Joachim 19f, 54
Heiðarvígja saga 42
 Heller, Rolf 7, 23, 78, 83, 85, 86, 93, 119, 256, 266, 270, 274, 278
 Helwig, Amalie von 17
Hemings þátr Áslákssonar 42
 Henniger, Karl 46f, 48, 63, 93, 281, 301
 Henningsen, Bernd 48
 Hentschel, Willibald 356
 Henzen, Wilhelm 21, 92
 Herder, Johann Gottfried 14f
 Hermand, Jost 40, 70, 311
 Hermansson, Halldór 323
 Hermans, Theo 98, 115, 116, 119, 121
 Herrmann, Paul 23, 42, 44, 47, 87, 325, 339
Hervarar saga 79
 Herzfeld, Georg 89
 Heusler, Andreas 1, 3, 11, 32–38, 40–42, 45–47, 49, 52, 53, 55, 57f, 61, 67–72, 75, 85–87, 89, 96, 161, 166, 215f, 222–261, 263f, 266, 269, 270, 276, 280, 288–290, 297, 310, 319, 323, 325, 327, 339f, 346, 350, 351, 354, 366, 369f
 Heyck, Hans 94, 317, 320f, 322
 Heydenreich, Walter 49, 175, 188, 294, 297
 Heyne, Moritz 134f, 173, 183f, 230, 282f, 285, 292
 Heyse, Paul 47
 Hieronymus, Ekkehardt 376
 Higelke, Kurt 61, 67, 75, 311, 364
 Hildebrandt, Kurt 336
 Himmler, Heinrich 73, 367, 377
 Hinrichs, Gustav 16
 Hiß, Wilhelm 204
 Hitler, Adolf 20, 40, 61, 67
 Hoehne, Heinz 364
Hænsa-Póris saga 38, 42, 44, 46, 87, 89, 94, 96, 215, 223–256, 354
 Höfler, Otto 71, 72f, 340, 365
 Hofmeister, Richard 60, 66f, 74, 347, 362, 364
 Hollander, Lee M. 80, 83, 88
 Holm, Otto 60, 67
 Holmes, James, S. 102, 115
Hólmerverja saga 42, 279
 Hölscher, Uvo 337
 Homer 58
 Hopster, Norbert 66
Hrafnkels saga Freysgoða 12, 21, 42, 44, 45, 62, 65, 89, 91–96, 120, 125, 135, 138, 174, 182, 191, 194, 202–204, 206f, 209f, 214, 223, 243, 253f, 266, 277, 287, 324, 328
Hreiðars þátr heimska 216
Hrólfs saga kraka 42, 75

- Hruby, Arthur 46
 Hube, Hans-Jürgen 4, 55
 Hueck-Dehio, Else 48, 318
 Hulpke, Erika 115, 118
 Hunger, Karl 48, 62, 360
 Hunger, Ulrich 73
Hungrvaka 42
 HuysSEN, Andreas 334
 Ibsen, Henrik 35, 40f, 215, 221, 349f
Íslendingabók 22, 42
 Isselbächer, Stefan 79, 89
Ivens saga 79, 111
 Jäcklein, Anton 44
 Jahn, Moritz 318, 320
 Jakobsen, Alfred 303
 Jakobsen, Jakob 131, 138, 153, 160
 Janshen, Doris 79, 83
 Jauß, Hans Robert 105f, 110, 111, 112, 123
 Jensen, Johannes V. 101
 Jesch, Judith 257
 Jilke, Theodor 47
 Johnston, George 80
Jómsvíkinga drápa 75
Jómsvíkinga saga 22, 42, 74f, 89, 329
Jónsbók 254
 Jónsson, Finnur 218f, 285, 287–291, 295, 299, 301f, 306f, 309–311, 312, 325, 333
 Jünger, Ernst 357, 358
 Kade, Otto 107
 Kaempfert, Manfred 126, 128, 247
 Kalinke, Marianne E. 111
 Kálund, Kristian 253, 256, 258f, 261f, 265, 268, 270f, 273, 275, 310
 Kamenetsky, Christa 61, 377
 Kater, Michael H. 73
 Kath, Lydia 22, 46f, 74, 93, 257, 269, 272, 276f, 279, 281, 300f, 308f, 318, 329, 352, 353, 369
 Kelletat, Andreas F. 334
 Kempf, Robert 53, 57
 Kennedy, John 80
 Kerbs, Diethart 39, 40
 Khull (-von Kohlwald), Ferdinand 22, 25f, 46, 75, 92, 302, 303, 308, 309f
 Killy, Walter 50
 Kittel, Harald 114
 Kleinschmidt, Erich 358
 Kleist, Heinrich von 17
 Klemperer, Victor 135
 Klenau, Paul August von 22, 92
 Klingenstein, Gustav 67, 71
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 14
 Klose, Olaf 268, 269
 Kluge, Friedrich 175, 285
Knýtlinga saga 42
 Köhler-Irrgang, Ruth 60, 67, 70, 329, 353, 369
 Kohn, Hans 15
 Kolbe, Jürge 118
 Kolbeinsson, Guðni 303
 Kölbing, Eugen 20, 21, 24, 92
 Koller, Werner 97, 100f, 103, 107, 114, 118, 133
 Konstantinović, Zoran 117
 Koppin, K. 2f, 60
Kormáks saga 42, 77
 Kratzsch, Gerhard 40, 348, 375
 Krause, Wolfgang 59, 274f, 340
 Kress, Helga 256f
 Kretschmer, Paul 230
 Kreutzer, Gert 77, 83
 Krewitt, Ulrich 107, 110
 Krieck, Ernst 61, 70, 90
 Kristjánsson, Jónas 303
Kristni saga 42
Króka-Refs saga 42, 45, 318, 328
 Kromayer, August 46
 Krüger, Peter 20
 Krywalski, Dieter 39
 Küchler, Karl 21, 26f, 28, 32, 44, 92
 Kuhberg, Werner 127, 134f
 Kuhn, Annette 353
 Kuhn, Hans 59, 74, 76, 347, 361
 Kühnel, Jürgen 106
 Kühnemund, Richard 17
 Kulz, Werner 70
 Kummer, Bernhard 53, 60, 67, 71–73, 269, 307, 340, 351f, 368
 Kutzleb, Hjalmar 46, 318
 Lachmann, Karl 14, 92, 95
 Lachmann, Renate 117
 Lagarde, Paul de 348
 Lagerlöf, Selma 216, 218f
 Lambert, José 115
 Lämmert, Eberhard 7, 53f, 129
 Landmann, Georg Peter 336
Landnámabók 42
 Langbehn, Julius 348, 350, 355
 Lange, Georg 14
 Lange, Wolfgang 77, 316
 Langen, August 127, 134, 282
 Lauf-Immesberger, Karin 61f
Laurentius saga 42
 Lawrenz, Hans 63, 74
Laxdæla saga 20, 22, 23, 42, 47, 61f, 65, 76, 80, 89, 91–94, 96, 215, 216, 252f, 256–280, 310, 318, 328, 353, 369
 Lehmann, Karl 25
 Leibfried, Erwin 126

- Leitner, Ingrid 126, 134
 Lenk, Heinrich von 21f, 24f, 25, 26, 92,
 96, 135, 174
 Leo, Willibald 44, 370
 Lewandowski, Theodor 188
 Lie, Halvard 163
 Lienhard, Friedrich 349
 Lindken, Theodor 55
 Lindow, John 278
 Litzenberg, Karl 80
Ljósveitninga saga 42, 44
 Lohrmann, Heinrich Friedrich 3, 12,
 46–48, 57, 60, 63, 67, 93, 223f, 230f,
 252, 281, 299–315, 317, 342, 343, 352,
 353, 362, 364, 367, 368
 Lohse, Gerhard 55
 Lönker, Fred 117
 Löwenthal, Fritz 317
 Lucka, Emil 48
 Lukács, Georg 7, 348
 Lundgreen, Peter 66
 Luther, Martin 219, 222, 244
 Lutosch, Gerhard 79
 Lutzhoft, Hans-Jürgen 6, 304
 Madelung, A. Margaret Arent 266, 270
 Magnússon, Eiríkr 80
 Magon, Leopold 49, 340
 Mai, Ekkehard 40
 Makowski, Erich 46, 62
 Mandel, Hans Heinrich 280, 312
 Manz, Gustav 43, 327
 Marold, Edith 50
 Marschall, Birgit 35
 Martini, Fritz 126, 129
 Massenkeil, Joseph 63
 Maurer, Friedrich 125f
 Mausser, Otto 43
 Maxwell, Ian R. 80
 May, Kurt 319, 320, 322
 Mayrhofer, Johannes 21, 92
 McClean, R.J. 191
 Mehlem, Richard 60, 370
 Meier, Hans-Georg 358
 Meißner, Rudolf 23, 41, 59, 92f, 236, 256,
 257–280, 289, 297, 310, 324, 325f, 328,
 347
 Mendelssohn, Erich von 42, 44, 45, 92,
 96, 125, 137–151, 169, 171–174, 175,
 185, 186–189, 191f, 199, 200, 242
 Mendlewitsch, Doris 348
 Menge, Bernd 11, 79
 Mengel, Christian Gottlob 11
 Meyer, Heinrich 38, 40
 Meyn, Ludwig 12, 23, 44, 46, 60, 62, 63,
 65, 92f, 96, 135, 176, 217, 223f, 230,
 236, 248, 257, 263f, 272, 280, 285, 288,
 301, 329, 342
 Mian, Margarete 77f, 327
 Miller, William Ian 253
 Mitchell, Phillip Marshall 4, 13–17, 71
 Moeller van den Bruck, Arthur 348
 Mogk, Eugen 208, 278
 Mohler, Armin 50, 221
 Mohnike, Gottlieb 17, 20, 43, 92,
 332–335, 337f, 342
 Möller, Jörgen 60, 67
 Morris, William 80f
 Mosbach, Doris 79
 Moser, Hugo 91
 Mosse, George L. 348
Möttuls saga 79
 Müller, Heiner 20
 Müller, Peter 55
 Müller, Peter Erasmus 14
 Müller, Wilhelm 287
 Mulot, Arno 73, 347, 356f
 Münckler, Herfried 20
 Musil, Robert 117
 Naumann, Hans 1, 37, 45, 49, 55, 57, 88,
 125, 151f, 232, 257, 271f, 323, 327
 Naumann, Ida 23, 272
 Neckel, Gustav 3, 23, 32, 36, 42, 44, 48,
 60f, 67, 74f, 89, 92f, 95f, 124–215,
 217–220, 224, 227–229, 231f, 238,
 241–243, 253–255, 257f, 264–266, 269,
 277, 280, 287–290, 292, 293, 295, 297,
 309, 322, 323–326, 328, 351, 352, 358,
 360, 365, 366, 369
 Neckel, H.M. 175, 188
 Nedoma, Robert 11, 79
 Netter, Irmgard 352f
 Neumann, Friedrich 60, 224
 Neuwirth, J. 64f
 Nida, Eugene A. 97
 Niedner, Felix 1, 21, 23, 41f, 45, 47, 77,
 83, 87, 89, 92f, 208, 257, 274, 290–293,
 307, 311, 312, 323–325, 337f, 340, 341,
 344f, 347, 349, 351, 365, 367, 372
 Nietzsche, Friedrich 32f, 33, 34, 36, 70,
 178, 208, 222, 334, 341, 348, 349, 358
Niflunga saga 13, 20
 Nohl, Hermann 60
 Nollau, Hermann 33, 34, 35, 50, 51f
 Norden, Eduard 29
Normagests þátr 42
 Oberholzer, Otto 14
Óláfs saga hins helga 79, 86
Óláfs saga Tryggvasonar 22, 44, 218
 Oppel, Horst 319
Orkneyinga saga 42, 80

- Ott, Stefan 60, 73, 74, 253, 352, 364, 367
Olkofra þátr 42
Orvar-Odds saga 11, 79
 Paasche, Fredrik 307
 Paepcke, Fritz 104, 114
 Pak, Ingrid s. Wittkowski
 Pallat, Ludwig 60
 Pálsson, Hermann 14
Páls saga biskups 42
 Panzer, Friedrich 53
Parcevals saga 79
 Pasche, Wolfgang 350
 Pastenaci, Kurt 358f
 Paul, Fritz 4, 55
 Paul, Hermann 128, 286
 Pelka, Rainer 48
 Peter, Klaus 51
 Petsch, Robert 318–320, 371
 Phelps, Réginald H. 40
 Phillipotts, Berta S. 256
 Pilz, Klaus Dieter 145
 Pinkerneil, Beate 54
 Pöckl, Wolfgang 106
 Poe, Edgar Allan 115f
 Poestion, Joseph Calasanx 1, 21, 27, 43, 92
 Poethen, Wilhelm 64, 327
 Polenz, Peter von 129
 Polomé, Edgar C. 80
 Prestel, Joseph 45, 47, 93, 94, 318
 Pretzel, Ulrich 110
 Priebe, Ilona 79
 Prinz, Reinhard 56, 57, 60, 65, 67–69, 73, 287f, 303f, 307, 370
 Prümm, Karl 357
 Pudelko, Alfred 60
 Pytheas von Massilia 1
 Quirk, Randolph 80–82, 113
 Radicke, Elke 79
Ragnars saga loðbrókar 13f, 20, 42
 Ranisch, Wilhelm 42, 45, 49, 52, 58, 225f, 229, 231f, 233, 242, 255, 258, 323f
 Ranke, Friedrich 42, 46, 56, 92f, 224, 280–315, 322–325, 328, 340
 Rautenberg, Ursula 101, 106, 112f, 122, 123, 125
 Reichardt, Konstantin 12, 23, 47f, 58f, 89, 93, 258, 352, 372
 Reifegerste, E. Matthias 42, 79
 Reiß, Katharina 99f, 101, 102, 105, 107, 108, 111
 Remarque, Erich Maria 361
 Reuschel, Helga 67f, 257
 Reuschel, Karl 35, 87
 Reuss, Franz 46, 223, 230, 241f, 250, 251
 Reusse, Walter 1, 6f, 82, 84, 88, 258, 323
Reykðæla saga 42
 Riffaterre, Michael 122, 133, 151, 237, 286
 Ringer, Fritz K. 51
 Rittershaus, Adeline 351
 Robespierre, Maximilian de 143
 Roethe, Gustav 54, 366
 Rogge-Börner, Sophie 23, 46f, 93, 257, 276, 281, 318
 Röhn, Hartmut 79, 303
 Römer, Ruth 7, 206, 304
 Roos, Carl 4, 11, 13
 Rosenberg, Alfred 31, 73
 Rossbacher, Karlheinz 296, 297
 Röttger, Gerhard 67
 Rückert, H. 17
 Rühs, Friedrich 4
 Rüttgers, Severin 22f; 65, 92f, 252, 256f, 264, 272, 278, 279, 342
 Salfinger, Theodor 38, 245f
Samsons saga fagra 79
 Sanders, Daniel 134, 183
 Sass, Günther 60
 Sattler, Edmund 60
 Saxo Grammaticus 17f
 Schach, Paul 80
 Schauwecker, Franz 358
 Schertz, Walter 12
 Schier, Kurt 77f, 83, 86
 Schiller, Friedrich von 360
 Schlegel, Friedrich 76, 340f
 Schleiermacher, Friedrich 97–99, 331f, 335
 Schlözer, August Ludwig 14
 Schmidt, Erich 55
 Schmidt-Sasse, Joachim 20
 Schneider, Ernst 231
 Schneider, Gerhard 353
 Schneider, Harriet 61
 Schneider, Hermann 87, 125, 152, 185f, 208, 257, 326, 327, 329
 Schneider-Zabel, Ursula s. Zabel, Ursula
 Schnurbein, Stefanie von 72
 Schoenfeld, Dagobert 22, 25, 89, 92, 217
 Schramm, Gottfried 174
 Schubert, Karl Leopold 12, 45–48, 71, 89, 93, 94, 96, 176, 209, 217, 223f, 230, 246, 252, 272, 281
 Schubert, W. 231
 Schulz, Karl 319, 342, 362
 Schulze, Brigitte 114f
 Schwabe, Klaus 51, 55, 212
 Schwaner, Wilhelm 40
 Schwarber, Karl 245
 Schwarz, Irmgard 14
 Schwingen, Manfred 79

- See, Klaus von 4, 6f, 11, 14f, 17, 19, 28f, 32f, 36–38, 40, 45, 48, 70–72, 127, 129, 137, 145, 175, 178, 179, 182, 194, 203, 207, 210, 252, 348, 352, 367
 Seeliger, Ewald Gerhard 46
 Seelow, Hubert 12, 76, 77, 78, 83, 329
 Seewald, Franz 21, 77f, 78, 83, 84, 93
 Selter, Ulrike 12, 278
 Shakespeare, William 76, 101
 Sieg, Gerd, 12, 93, 256
 Simek, Rudolf 14, 77, 78f, 79
 Simrock, Karl 17
 Skallagrímsson, Egill 148
 Šklovskij, Viktor 331
Sneglu-Halla-pátrr 216
Snorra Edda 42
 Sombart, Werner 252, 360, 366
 Sonderegger, Stefan 224f, 232, 236, 239, 246, 255
 Sontheimer, Kurt 348, 357, 361, 376
 Sowinski, Bernhard 131, 143, 147, 238
Sorla pátrr 79
 Spehr, Harald 369
 Spengler, Oswald 41, 348, 355, 358
 Spillner, Bernd 122, 123, 124
 Spinner, Claudia 79
 Sprenzel, Johann Georg 64
 Springer, Otto 119, 162, 194
 Stammler, Wolfgang 4, 127
 Stark, Gary D. 375
 Steblin-Kamenskij, Michail Ivanovič 120
 Steche, Theodor 44, 45
 Steinert, Martha 60, 66–68, 327
 Steinräber, Hans 276, 370
 Stern, Fritz 348
 Storch, Wolfgang 20
 Stössinger, Verena 23, 93
 Strasser, Karl Theodor 48
 Strauß und Torney-Diederichs, Lulu von 40f, 49
 Strindberg, August 41
 Stroh, Friedrich 125, 126
 Stucken, Eduard 22, 92
 Sturluson, Snorri 130, 329, 332, 338
 Süßkand, Peter 46, 223f, 230, 248, 251
Svarfdæla saga 42
 Sveinsson, Einar Ólafur 275, 276
 Svensson, Jón 21
Sverris saga 42
 Swanell, J.N. 80
 Tacitus, Cornelius Publius 28–30, 35, 58, 354
 Taeger, Hans 363
 Taine, Hippolyte 349
 Tegnér, Esaias 17, 43
 Teich, Walter 46f, 89, 93, 281, 318
 Thalbitzer, William 38, 246
 Thukydides 58
 Thurmer, Eugen 117
 Tieck, Ludwig 76
 Tille, Alexander 21, 92
 Töpner, Kurt 56
 Torfæus, Thormod 11
 Toury, Gideon 119, 120, 124
 Trotta, Thilo von 319
 Trüdinger, Karl 29
Tryggðamál 301
 Turk, Horst 117
 Tymoczko, Maria 98
 Tynjanov, Jurij 136, 292
 Uecker, Heiko 15, 209
 Ulbrandson, Erik 76
 Undset, Sigrid 318
 Unger, Hellmuth 47
Valla-Ljóts saga 42, 44
Vápnfirðinga saga 42
Vatnsdæla saga 12, 21, 22, 42, 44
 Vergil 58
 Vermeer, Hans J. 102, 107, 108
 Vesper, Will 76, 318
 Viehöfer, Erich 39
Viga-Glúms saga 22, 42, 44, 279
 Vigfusson, Gudbrand 160, 192
Viglundar saga ok Ketilríðar 22
 Villon, François 106
Vinlendinga sögur 22, 62
 Vogt, Walter Heinrich 42, 59, 69, 323f, 347
 Völger, Gisela 72
 Vondung, Klaus 39, 51, 365
 Vosskamp, Wilhelm 55
Völsunga saga 13, 20, 42, 44
Völuspá 38, 225
 Vries, Jan de 174
 Wachter, Ferdinand 329–338
 Wagenführ, Horst 74, 75, 362
 Wagner, Kurt 126, 128
 Wagner, Richard 17–19, 25, 33, 36, 58, 78, 127, 134, 194
 Waldschmidt, Anneliese 19f, 54
 Walicki, Andrzej 15
 Wallach, Joseph Friedrich 136
 Walter, Ernst 4, 365
 Wander, Karl Friedrich Wilhelm 141f, 242
 Warning, Rainer 112
 Weber, Leopold 12, 21, 44, 46f, 92f, 96, 161, 170, 174, 176, 180, 195, 209, 281, 293–299, 300f, 303, 343, 360, 362
 Weidmann, Helga 29

- Weigand, Friedrich L.K. 134, 135, 183f,
230f, 283, 286
- Weinhold, Karl 20, 27, 92
- Weiser, Lily 71–73
- Weisser, Erich 65f, 347
- Weißkirchen, Fritz 12, 209, 280
- Weisz, Christoph 56
- Welck, Karin von 72
- Wells, C.J. 131, 238, 284
- Welz, Dieter 110
- Wenz, Gisela s. Wenz-Hartmann, Gisela
- Wenz, Gustaf 12, 43–48, 60, 62, 92f, 96,
174, 176, 179, 209, 210, 223, 224, 230,
241f, 248–252, 252, 309, 342, 347
- Wenz-Hartmann, Gisela 21, 23, 44, 47, 93,
257, 352f
- Werder, Peter von 319f, 322
- Werner, Karl Ferdinand 7, 31
- Wessel, Horst 362, 365
- Wessely, J.E. 134, 184
- Westergaard, Niels Ludvig 25
- Wiehe, Erika 20
- Wiese, Benno von 91
- Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von 55,
335–337
- Wilhelm, Friedrich 59
- Wilhelm II. 35, 54
- Wilken, Ernst 44, 89, 92, 96, 135, 174
- Wilss, Wolfram 100, 101, 102f
- Wilts, Ommo 79
- Winkler, Maria 1, 5f, 7, 62, 84, 107–109,
123, 183, 255
- Wittkowski, Ingrid 76, 89, 93, 96, 161,
172, 174, 180, 209
- Wode, Alwin 3, 46, 223, 230, 241f, 250,
251
- Wohlrab, E.H. 63
- Wolff, Gerhart 126, 128
- Wollheim da Fonseca, Anton Edmund 20,
43, 46, 74, 92, 302
- Wolzogen, Hans von 88
- Wüllenweber, Fritz 12, 60, 73–75, 329,
367
- Wunderlich, Werner 53
- Wxl, Carl de 21, 93
- Zabel, Ursula 36, 47, 93, 281, 318
- Zarncke, Friedrich 287
- Zernack, Julia 257
- Zimmermann, Günter 278
- Žmegač, Viktor 296
- Þíðreks saga* 42
- Pórarins þátr Nefjólfssonar* 216
- Porgils saga ok Haflíða* 11, 79
- Porláks saga helga* 42
- Porleifs þátr jarlaskálds* 79
- Porsteins saga hvíta* 42, 46
- Porsteins saga Siðu-Hallssonar* 42
- Porsteins þátr skelks* 216
- Porsteins þátr stangarhoggs* 42, 46, 89,
232
- Porvalds þátr viðförla* 22
- Pórðar saga hreðu* 42, 44